Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

GEO. A. FLOHR CO.
LIBRARY
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mannus

Erganzungsband

Vol. 1-4

1909-1924

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

I. Ergänzungsband

Bericht über die I. Hauptversammlung

zu Hannover, 6. bis 9. August 1909

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1910

Digitized by Google

GN 700
M282
v.1

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Freitag, den 6. August:

Begrüssungsabend. Redner: Professor Mohrmann. 1
Festschriften 1

Sonnabend, den 7. August:

Universitätsprofessor Dr. Kossinna: Festvortrag über den „Vorgeschichtlichen Handel in Mitteleuropa“ 2
Begrüssungsreden: Landeshauptmann v. d. Wense, Professor Ross, Geheimrat Frank, Professor Mohrmann, Professor Dr. Kossinna 5
Eröffnungsreden im Provinzialmuseum: Dr. Reimers, Dr. Hahne . . 11

Wissenschaftliche Vorträge:

Dr. Reimers: Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege 14
Dazu: Kossinna 16
Prof. Dr. Höfer: Die Erforschung mittelalterlicher Burgen 17
Dazu: Reimers, Hahne, Wackenroder, Höfer 24
Dr. Olbricht: Das Klima der postbaltischen Zeit und die vorgeschichtliche Chronologie (mit 1 Textabb.) 26
Dazu: Korn, Olbricht, Wüst, Blankenhorn, Olbricht 36
C. Schwantes: Slawische Skelettgräber bei Rassau, Provinz Hannover (mit 1 Textabb.) 39
Dazu: C. Schwantes, Kiekebusch, G. Schwantes, Kiekebusch 40

Festmahl:

Dichtungen von H. Hahne (mit 1 Zierleiste von Prof. B. Schulz) . . . 43

Sonntag, den 8. August:

Ausflug nach Wohlde und den Sieben Steinhäusern bei Südbostel 49
Dazu: Hahne, Kossinna 49

Montag, den 9. August:

Geschäftssitzung 50

Wissenschaftliche Vorträge:

L. Feyerabend: Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz 51
Dazu: Schmidt, Kossinna, Feyerabend, Schmidt 53
Dr. Kiekebusch: Die wichtigsten Bronzezeitfunde des Märkischen Museums der Stadt Berlin 54
Dazu: Bezzenberger, Kiekebusch, Reimers, Kossinna . . . 55
Dr. R. R. Schmidt: Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet (mit Tafel I) 56
Dazu: Bezzenberger, R. R. Schmidt, Kossinna 63

A 20653

Digitized by Google

Seite

Diluvialarchäologische Konferenz (mit Tafel II): Hahne, Wüst, Hahne, Blankenhorn, Wüst, R. R. Schmidt, Wüst, Hahne. — Blankenhorn 63
Prof. Bruno Schulz: Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte 70
Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger: Ostpreussische Grenzbeziehungen (mit 1 Textabb.) 72
Professor Dr. Knoke: Wanderung über das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes 76
Dazu: Kossinna 87
Professor Dr. Kossinna: Schlusswort 88

Dienstag, den 10. August bis Donnerstag, den 12. August:
Ausflug ins Wesergebirge und in den Teutoburger Wald unter Führung von Prof. Dr. Kossinna und Prof. Dr. Knoke . . 88
Professor Dr. Kossinna: Exkurs über den Flurnamen 'Idistaviso' . 90

Freitag, den 13. August bis Montag, den 16. August:
Ausflug zum Besuch neugeordneter Sammlungen des deutschen Paläolithikums unter Führung von Dr. R. R. Schmidt 93
Dr. R. R. Schmidt: Die geologischen und archäologischen Ergebnisse meiner seit 1906 vorgenommenen Ausgrabungen in süddeutschen Höhlen 95
Dr. R. R. Schmidt: Die Epochen der parietalen Kunst in den Höhlen Südfrankreichs und Spaniens 97
Dr. R. R. Schmidt: Entwicklung der paläolithischen Steintechnik . . . 98
Geh. Rat Dr. Pfeiffer: Gebrauch und Herstellungsweise einiger paläolithischer Geräte 99
Prof. Dr. v. Koken: Funde aus dem Diluvium von Gafsa bei Tunis und vom Harzvorlande 99
Dr. R. R. Schmidt: Die diluvial-prähistorische Sammlung deutscher Funde in Tübingen 100
Verzeichnis der Teilnehmer 105
Rednerliste 107

Digitized by Google

Freitag den 6. August.

Nachmittags um 6 Uhr fand im Künstlerhause eine Sitzung des Vorstandes statt, an die sich eine Sitzung des gesamten Ausschusses anschloss.

An derselben Stelle erfolgte abends das erste gesellige Beisammensein der Tagungsgäste. Dieser Begrüssungsabend war sehr gut besucht, auch von Damen, und verlief in angeregt behaglicher Stimmung.

Geh. Baurat u. Konsistorialbaumeister Prof. Mohrmann, Hannover,

begrüsste die Teilnehmer an der Tagung seitens seiner niedersächsischen Heimat in humoristischen und gemütvollen Worten. Erfreulich war die rege Anteilnahme der Einheimischen, die sich bereits an diesem Abend zeigte.

Folgende Schriften und Andenken wurden den Teilnehmern an der Tagung überreicht:

1. Als Abzeichen für die Teilnehmer:
   Nachbildung einer Gewandhafte in Vogelform der späteren Völkerwanderungszeit, aus einem Funde von Anderlingen, Kr. Bremervörde stammend, der im Prov.-Museum aufbewahrt wird (vgl. Jahrbuch des Prov.-Mus. zu Hannover für 1907/8).
2. Die Festschrift enthält folgende Arbeiten:
   1. Dir. Dr. Reimers: Einleitung (Jahresbericht 1908/9 für das Provinzialmuseum).
   2. Dr. Hahne: Zur Ausgestaltung der vorgeschichtlichen Slg. des Provinzial-Museums zu Hannover als Hauptstelle für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz Hannover.
   3. Ders. Bericht über die Ausgrabung von Hügeln bei Wohlde, Kr. Celle.
   4. Ders. Bericht über Ausgrabungen bei Hoya.
   5. Ders. Vier Serien Steingeräte der Eingeborenen von Australien.
   6. Ders. Eine Holzkeule der Eingeborenen von Australien mit bildlichen Darstellungen.
3. Bericht über die Ausgrabungen des Lüneburger Altertumsmuseums von M. M. Lienau.
4. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas zusammengestellt von E. Wahle, revidiert und ergänzt von Gustaf Kossinna.

Digitized by Google

5. Kurzer Wegweiser durch die vorgeschichtliche Sammlung des Provinzial-Museums zu Hannover (Hahne).
6. Führer durch die Stadt Hannover.
7. Präsenzliste usw.
8. Für die Teilnehmer an der diluvialarchäologischen Konferenz: Serien von lithographierten Postkarten, die Ausgrabungen und Funde O. Hausers im Vezèretal zeigend.

Sonnabend den 7. August.

Kgl. Technische Hochschule.

Vorm. 9 Uhr. Die Tagung wird eröffnet durch einen mit 80 Lichtbildern ausgestatteten Festvortrag von

Universitätsprofessor Dr. Kossinna, Berlin:

Vorgeschichtlicher Handel in Mitteleuropa.

(Kurzer Auszug) [1])

Was wissen wir von dem Handel der Vorzeit? Noch vor wenigen Jahrzehnten waren selbst Fachleute geneigt, alle vorgeschichtlichen Gegenstände unseres Landes von besserem Aussehen für Handelsware aus Südeuropa her anzusehen. Heute, wo die Vorgeschichtsforschung aus Stoff, Form und Stil der Altertümer genau ihren Ursprung, ihre Heimat und Entstehungszeit kennt, weiss man, wie gering der Anteil der Importware ist gegenüber der einheimischen Fabrikation jeder Gegend. Die wichtigste Frage für den Handel sind die Handelswege. Die Beförderungsart der Waren in der Vorzeit selbst bis in die Steinzeit hinein war im Grunde keine andere und keine viel schlechtere als wie sie vor 100 Jahren, d. h. vor dem Aufkommen der Dampffahrzeuge üblich war, nämlich auf Pferde- und Rindergespannen oder auf dem Rücken von Saumtieren. Für Reiten und Fahren haben wir Beweise in der Steinzeit. Viel wichtiger noch war der Wasserweg. Bereits in der Steinzeit wurden fernliegende Inseln, wie Helgoland, Bornholm, Gotland, vom Festlande aus besiedelt. Kulturverbindungen zwischen Pommern und Südschweden ohne den Anteil Dänemarks, (Steinhämmer), desgleichen von Südschweden nach England ohne den Anteil von Dänemark und Nordwestdeutschland (Steinkisten mit Loch), desgleichen von Irland und Dänemark (Goldene Halskragen) ohne Nordwestdeutschland zeigen den Verkehr über die hohe See. Dieser Seeverkehr geschah in riesenhaften geruderten Einbäumen, die bald durch aufgesetzte Bordflanken und eingefügte Querhölzer (Spanten) verbessert wurden. Sicherer war der Binnenverkehr auf Flüssen.

Die wichtigste Verkehrsader mit grosser Einheitlichkeit der Kultur und der Bevölkerung, wie auch der Importartikel war das Donaugebiet, namentlich in der Zeit der Spiralkeramik, wo aus dem Roten Meer und dem östlichen Mittelmeer die purpurne Spondylusmuschel und

[1]) Der vollständige Vortrag wird erscheinen als Sonderheft der Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung, herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Würzburg, C. Kabitzsch.

Digitized by Google

die Dentaliummuschel bis an die oberste Donau heraufkam, bis Oberschlesien wenigstens der Obsidiangebrauch. Keineswegs so einheitlich ist das Rheingebiet, wo in der Schweiz und am Oberrhein das Pfahlbauvolk südeuropäischen Charakters den frühesten Getreidebau nach Mitteleuropa bringt und die Prunkbeile aus Halbedelgestein wie Nephrit, Jadeit und Chloromelanit über Mitteleuropa und weiter hinaus verbreitet. Die mit dieser Pfahlbaubevölkerung am Mittelrhein zusammenstossenden donauländischen Südindogermanen verbreiten gewisse teils schmale, hochgewölbte, teils breite, flachgewölbte steinerne Hacken (Ackerbaugeräte) und grosse querdurchlochte steinerne Pflugscharen über Norddeutschland, d. h. zu den Nordindogermanen, die ihrerseits herrlich geschliffene Feuersteinbeile, aufs schmuckste zugeschlagene Lanzenspitzen und Dolche südwärts bis ins Alpengebiet versandten.

Der Haupthandelsartikel der Nordindogermanen war der Bernsteinschmuck, dessen Rohmaterial ihnen in Jütland und Ostpreussen (Menschen- und Tieridole) in so reicher Weise zur Verfügung stand. Dieser Bernsteinhandel hielt sich während der Steinzeit streng innerhalb des Gebietes der Nordindogermanen, doch führten sie ihn bei ihrer Ausbreitung im Westen bis zur Schweiz, im Osten bis nach Ostgalizien mit sich. Erst als sie nach Südeuropa vordrangen, mit Beginn der Bronzezeit, finden wir auch dort Bernsteinschmuck.

Die norddeutschen Ströme, selbst Elbe mit Saale, und die Weichsel waren mehr Wegweiser für die südliche Ausbreitung der Nordindogermanen als wie für das Eindringen südlichen Importes nach dem Norden. Eine Ausnahme macht das Wesertal in der älteren Bronzezeit, wo einerseits die Nordwestdeutschland nunmehr besetzenden Germanen Bernsteinschmuck und gewisse Formen des Bronzeschmucks (gerippte Halskragen) an die mittlere und obere Weser, ins Maingebiet und nach Süddeutschland abgeben, anderseits die in den genannten Gegenden sich jetzt konsolidierende keltische Bevölkerung wiederum besondere Bronzeschmuckformen, worunter die Radnadel hervorragt, den germanisch gewordenen hannoverschen Landen und den Nachbarprovinzen zuführt. So müssen wir bei den Kulturwanderungen und im Verkehr der Vorzeit viererlei unterscheiden:

1. Ausbreitung der Kultur durch Ausbreiten der Bevölkerung,
2. Einzelimport fremder Ware,
3. einheimische genaue Nachahmung der Fremdware,
4. selbständige Weiterbildung eingeführter Warentypen.

Mit Einsetzen der Bronzezeit setzt sich die Elbstrasse nicht nur zur Donau fort, sondern geht weiter südwärts direkt über die Alpen nach Italien. Zum ersten Male dringt die Bevölkerung ins Hochgebirge. In der Benutzung der Pässe steht noch wie heute obenan der Brenner, über den die Früherzeugnisse der italischen Bronzezeit nach Norden wandern, ein Verkehr, der aber bald abbricht. Das Aufkommen gehämmerter Bronzeblechwaren mit getriebenen Verzierungen in der mittleren Bronzezeit Südeuropas eröffnet einen neuen Zustrom italischer Ware nach Mitteleuropa (während Westeuropa ganz zurücksteht, auch in einheimischer Technik), der bis zur römischen Kaiserzeit unter langsamer Steigerung sich anhaltend fortsetzt. Gleichzeitig mit der getriebenen Ware beginnt auch die Einfuhr ägyptischen Glasschmucks.

Digitized by Google

Fragen wir nach der Art des Handels, so war seine älteste Form ein reiner Tauschhandel, wie er schon in paläolithischer Zeit nachweisbar ist; desgleichen in neolithischer Zeit. Doch kommt zu dieser Zeit als Folge der Rinderzucht die Berechnung nach Stückvieh oder Rinderhäuten als Werteinheit auf. Man besass dadurch eine Geldart: das „Viehgeld". Das Aufkommen des Metalls brachte dem Handel ein neues, verbessertes Zahlungsmittel: zunächst das Kupfer und das Gold, bald auch die Bronze. Im Süden war Cypern, in Mitteleuropa Ungarn ein hervorragendes Gebiet der Kupfergewinnung. Gold wurde in Irland und besonders in Siebenbürgen produziert, von wo wir — wenigstens in Ostdeutschland — nachweislich auch die Bronzemischung bezogen. Blieb das Metall in unregelmässiger Form, so musste es abgewogen werden, und die dazu nötigen Wagen, wenn auch aus Holz, hat es sicher schon zur Kupferzeit bei uns gegeben. Bequemer war es, das Metall zu Barren von bestimmtem Gewicht zu formen. Derartige Barren wurden gern in Form von bestimmten Geräten oder von Schmuck gegossen, jedoch ihrem Zweck entsprechend in sehr plumper, massiger Weise, z. B. in Form von Halsringen, Armringen, Flachbeilen und besonders auch kupfernen Doppeläxten in Form der Amazonenaxt. Diese Art der Äxte war zugleich ein Symbol des Blitzes und des Himmelsgottes, auf Kreta zugleich Hoheitsmarke und Handelsmarke. Ihre Verbreitung in Mitteleuropa scheint auf Herkunft aus Südfrankreich und weiter über See aus Kreta zu sprechen. Dazu stimmt, dass die meisten deutschen Stücke dieser Art nach der Kretischen Mine von 618 Gramm abgewogen sind, wenige nur nach der älteren ägyptischen, eines nur nach der babylonischen Urmine. Sind diese Stücke aber abgewogen verhandelt worden, so muss es auch Gewichte gegeben haben und solche hat dann auch kürzlich der Strassburger Vorgeschichtsforscher FORRER aus Schweizer Pfahlbauten nachgewiesen, die auf die drei genannten und auf die seit der Eisenzeit zur Herrschaft gelangte phönikische Mine abgeformt sind. Er hat auch gezeigt, dass ein grosser Teil der Bronzegeräte und des Bronzeschmucks der Bronzezeit in bewundernswerter Technik so modelliert worden ist, dass er fertig gegossen ein bestimmt gewolltes Gewicht besass. Bezahlt wurden die erhandelten Waren teils mit sogen. Bronze-Ringgeld, teils mit Bruch-Bronze. Von abgewogenen, gestempelten Metallbarren bis zur geprägten und staatlich garantierten Münze war dann ein Schritt, den die Griechen vollzogen, deren Münzprägung von den Kelten in Frankreich wie in Mitteleuropa aufgenommen wurde. Das geschah in der Latène-Zeit, dem Höhepunkt der vorrömischen Eisenkultur. Unser Wort Eisen selbst stammt aus dem Keltischen. Verhandelt wurde Roheisen in doppelpyramidenförmigen Barren („Luppen"). Nur die britischen Kelten benutzten meisselförmige Eisenbarren zugleich als Zahlmittel. Den Germanen brachte die Latène-Zeit eine reichlichere Zufuhr von Glasperlen, die Kunst der Emaillierung und neuen Anteil an dem durch einige Jahrhunderte unterbrochenen Ankauf italischen Bronzegeschirrs.

Digitized by Google

Nunmehr erfolgten im reichgeschmückten Lichthofe der Hochschule die Begrüssungsansprachen.

Landeshauptmann v. d. Wense

begrüsst die Tagung im Namen der Provinzialverwaltung, die von jeher der Vorgeschichtsforschung ihr Interesse zugewandt hätte, da sie ja im Provinzialmuseum eine grosse und wertvolle vorgeschichtliche Sammlung besässe und zu pflegen hätte und das Land Hannover besonders reich an vorgeschichtlichen Bodenaltertümern sei.

Mit Genugtuung habe daher die Provinzialverwaltung die moderne Entwicklung der Vorgeschichtswissenschaft verfolgt, die ja Jeden mit Befriedigung erfüllen müsse, der Verständnis für das wichtige Arbeitsgebiet dieser Forschungen habe. Die Eroberung eines akademischen Lehrstuhles und die Begründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte seien hocherfreuliche Stufen zu kräftiger Weiterentwicklung der deutschen Vorgeschichtswissenschaft.

Die Provinzialverwaltung habe ihre Teilnahme an den modernen vorgeschichtlichen Forschungen auch dadurch gezeigt, dass sie einen Schüler KOSSINNA's, Herrn Dr. HAHNE, berufen habe zur Neuordnung und weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung der vorgeschichtlichen Sammlung des Provinzialmuseums. Dass die deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte Hannover als Ort ihrer ersten Tagung gewählt habe, darin erblicke die Provinzialverwaltung eine besondere Wertung für diese Sammlung und die übrigen vorgeschichtlichen Schätze der hannoverschen Heimat, deren Pflege sich die Provinzialverwaltung immer angelegen sein lassen würde.

Hochschulprofessor Ross, Hannover,

als Vertreter des Rektors der Kgl. Technischen Hochschule:

Hochansehnliche Versammlung!
Meine Damen und Herren!

Ich habe die Ehre, im Namen Sr. Magnifizenz des Herrn Rektor Sie hier willkommen zu heissen, und ich tue dies mit ganz besonderer Freude, da Sie ja gewissermassen unsere Gäste geworden sind, dadurch, dass Sie Ihre Tagung in den Räumen der Hochschule abhalten. Es ist aber mehr als diese rein äusserliche Beziehung, worauf ich hier hinweisen möchte. Die technischen Hochschulen machen gegenwärtig eine Wandlung durch in der Richtung ihrer geistigen Betätigung. Noch vor wenigen Jahrzehnten stürmten, geblendet durch die namenlosen Erfolge, die technischen Wissenschaften und mit ihnen die Hochschulen etwas wild ins Leben hinaus; jetzt ist eine gewisse Beruhigung eingetreten und die Hochschulen fangen im Genusse ihrer grossen Erfolge an, sich darauf zu besinnen, dass auch die Technik einen Kulturbildner darstellt und den Zusammenhang mit den allgemeinen Zielen der Menschheit nicht entbehren kann. Während früher in der Bezeichnung „Technische Hochschule" mehr das Wort technisch betont wurde, wird gegenwärtig der Hauptnachdruck auf das Wort „Hochschule" gelegt, und eben dadurch sind die technischen Hochschulen auf dem Wege, an den allgemeinen Kulturaufgaben der Zeit tätig mitzuarbeiten.

Digitized by Google

Es hat deshalb gerade unsere Hochschule seit einigen Jahren grossen Wert darauf gelegt, Fächer zu pflegen, die den allgemeinen Geisteswissenschaften angehören, um bei den vielfachen, bedeutenden, aber rein materiellen Einzelergebnissen der Technik ein geistiges Gegengewicht zu haben in diesen mehr idealen und philosophisch zusammenfassenden Gebieten, die unmittelbar an die menschliche Geistestätigkeit anschliessen. Denn alle Kulturaufgaben führen in letzter Linie auf den Menschen zurück, und immer und immer wieder führen hierher auch die Wissenschaften der Vorgeschichte, die Sie insbesondere pflegen und die bei Ihrer Tagung hier zur besonderen Geltung kommen sollen. Unter diesem Gesichtspunkt der Menschheits-Wissenschaften berühren sich also ihrer innersten Natur nach die Gebiete, in denen Sie tätig sind, mit den Bestrebungen der Hochschule.

Ausserdem aber spreche ich hier als Vertreter der hiesigen Abteilung für Baukunst und darf in deren Namen Ihnen einen ganz besonders herzlichen Willkommengruss bieten. Denn uns von der Abteilung für Architektur verbinden mit Ihnen schon seit längerer Zeit vielfache Fäden. Nachdem vor einigen Jahren bereits Adolf MICHAELIS es ausgesprochen hatte, dass die klassische Archäologie sich mit der prähistorischen Forschung in Fühlung gesetzt habe, ist es neuerdings immer klarer und deutlicher hervorgetreten, dass für die kunstwissenschaftliche Betrachtung der deutschen mittelalterlichen und der frühen germanischen Kunst die deutsche Vorgeschichtswissenschaft unentbehrlich ist. Es hat sich dann auch auf diesem Gebiet eine wesentliche Wandlung vollzogen, und während man vor einigen Jahrzehnten noch alle Hände voll zu tun hatte, die einzelnen Werke zu erforschen und sie möglichst genau zu datieren, sucht man jetzt hinter diesen Werken die schaffenden Energieen der einzelnen Epochen zu erkennen und sucht in letzter Linie ihre Eigentümlichkeiten zu erklären durch das, was hinter jedem Kunstwerk steckt, nämlich durch die Eigenschaften des an ihm tätigen Menschen. Wie aber überall das fertige Naturprodukt und auch das fertige Kunstwerk einzeln und für sich betrachtet, vollzusitzen scheint voll unlösbarer Rätsel, treten bei der Verfolgung des Einzelnen in der Entwicklungsgeschichte einer ganzen Reihe immer mehr und mehr die grossen Werte hervor, die gerade am deutlichsten in den primitiven Stufen vorhanden sind, und deshalb wenden sich die kunstgeschichtlichen Bestrebungen gegenwärtig so gern den ganz frühen Epochen zu, wo in der Vorgeschichtszeit die einzelnen Völker mit ihren Stammes-Eigentümlichkeiten entstehen und zum ersten Male beginnen, ihre Sinnesart in einfachen Geräten und in einfachen Kunstformen zu äussern.

Es hat deshalb unsere Abteilung für Baukunst mit grosser Freude begrüsst, dass es vor einiger Zeit ihr möglich war, einen Forscher aus Ihren Reihen sich anzugliedern, nämlich den Privatdozenten Dr. HAHNE. Es sind trotz der Kürze der Zeit aus der gemeinsamen Arbeit schon allerlei nützliche Ergebnisse hervorgetreten und wir haben die Hoffnung, dass es uns gelingen wird, auf diesem Wege fortschreitend unsere Beziehungen noch inniger zu gestalten.

Aus diesen Darlegungen mögen Sie aber ersehen, dass es tatsächlich nicht nur der Zufall der Räumlichkeiten ist, der uns hier zusammenführt, sondern dass zwischen der Technischen Hochschule im allgemeinen, der

Digitized by Google

Abteilung für Baukunst im besonderen, und Ihrer Vorgeschichtswissenschaft eine ganze Reihe von gemeinsamen Berührungspunkten vorhanden ist, und ich darf deshalb wohl sagen, dass Sie nicht nur unsere Gäste hier in den Räumen der Hochschule sind, sondern dass ich Sie hier als unsere Freunde begrüssen darf, und mit diesem Gruss verbinde ich den Wunsch, dass Ihre Tagung hier für Ihre Wissenschaft erfolgreich, für unsere gemeinsamen Bestrebungen erspriesslich und für die Stadt Hannover ehrenvoll sein möge.

Geh. Rat Frank war erschienen im Namen des durch eine Dienstreise unerwartet ferngehaltenen Stadtdirektors und seines durch Erkrankung ebenfalls im letzten Augenblick verhinderten Vertreters Senator Dr. Mertens.

Geh. Baurat und Konsistorialbaumeister Professor K. Mohrmann:

Meine Herren!

Im Namen des Heimatbundes Niedersachsen heisse ich Sie herzlich willkommen, indem ich der Freude Ausdruck verleihe, dass Sie die erste deutsche Tagung für Vorgeschichte in unser altes Sachsenland verlegt haben, dieses für die Forschung wichtige Gebiet unseres Vaterlandes, das die Völkerbrücke bildete zwischen Nord- und Südgermanen und das deutsche Ausfallstor, aus dem Sachsen und verwandte Stämme hinauszogen nach England und weiter nach der neuen Welt, andrerseits weit nach dem Osten in die baltischen Lande, überall deutsche Art und deutsche Kraft verbreitend. Hier sind wir in einer modernen Grossstadt, aber nur wenige Meilen brauchen wir hinauszuziehen — und wir wollens morgen tun —, dann umschliessen uns die schöne Heide und das weite Land, auf dem wie vor Jahrtausenden die Langschädel wohnen, wenig gewandelt nach Brauch und Sprache, nach Sitte und Sage und wenn wir an den Hünengräben stehen, dann haben wir das Gefühl „hier sind tausend Jahre wie ein Tag".

Hier binden uns noch feste unzerfaserte Seile mit der Vorzeit zusammen, hier ist die Vorgeschichte keine weltfremde Wissenschaft, kann sie Hand in Hand gehen mit Heimatforschung und Heimatpflege.

Mit dem Wunsche, dass Vorgeschichte und Heimatforschung zart verbunden durch Heimatliebe Seite an Seite zu hohen Zielen wandern, rufe ich Ihnen nochmals herzlich zu: Willkommen im Sachsenlande.

Begrüssungsschreiben waren eingelaufen vom Oberpräsidenten und vom Konsistorium der Prov. Hannover, sowie vom Präsidenten der Société préhistorique de France, Herrn Professor Dr. A. Guébhard in Paris.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Ich habe zunächst unsere grosse Freude auszusprechen über den regen Anteil, den die Bestrebungen unserer Gesellschaft hier zu Lande und besonders in dieser Haupt- und Residenzstadt Hannover finden und der in der grossen Zahl warmer Begrüssungsansprachen zum Ausdruck gekommen ist.

Digitized by Google

In erster Linie gebührt dieser Dank der Landesverwaltung, deren Gruss ich mit besonders warmen Gefühlen erwidere. Denn wenn wir heute hier unsere Tagung, die erste unserer jungen Gesellschaft, in so schönen Formen vollziehen können, so ist die Provinz daran die Hauptschuldige. Zunächst durch die Verhältnisse, die sie der Vorgeschichtsforschung geboten hat: ich meine nicht den wunderbaren Reichtum des Bodens an Altertümern, der dies Land zu einem der ergiebigsten Forschungsgebiete Norddeutschlands in indogermanischer wie in germanischer Vorzeit macht, sondern ich denke dabei an die Organisation der Arbeit, um diese Schätze des Bodens zu heben, zu konservieren und für die grossen Fragen unserer Wissenschaft zu verwerten. Zur Zeit des Königreichs Hannover gab es schon viel hochinteressierte, arbeitsame Einzelforscher in diesem Lande, ich nenne den Grafen Münster-Langenlage, v. Estorff, den berühmten englischen Gelehrten Kemble. Sie alle erfreuten sich der königlichen Gunst und Förderung, aber erst als Hannover Provinz wurde, bekam es sein Provinzialmuseum und damit eine Vereinigung der bisherigen Privatsammlungen zu einem Landesmuseum. Und wie dies Provinzialmuseum ausgestattet ist, davon uns durch den Augenschein zu überzeugen, werden wir hier alsbald Gelegenheit haben. Genau wie ein königliches Museum! Keine preussische Provinz hat dem etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Ganz besonders aber danke ich der Provinz für die Freigebigkeit, mit der sie unsere schöne nationale Wissenschaft bedenkt, dass sie zeigt, nicht bloss in Babylon und Ägypten seien Aufgaben zu lösen, die grosse Summen deutschen Geldes verschlingen, sondern dass auch in unserem Vaterlande für die heimischen grossen archäologischen Aufgaben, die ebenfalls nur gelöst werden können, wenn viel Geld zur Verfügung steht, — dieses Geld da ist und gern hingegeben wird. Möchte dieser Sinn für die heimische Forschung an den massgebenden Stellen der Provinz nie eine Minderung erfahren! Wir danken der Provinz, dass sie den ersten Schritt getan hat, um unserer Wissenschaft hier die Gewähr der Dauer und einer steten Tradition für die Zukunft zu sichern, indem sie einen wirklichen Fachmann der Vorgeschichtlichen Abteilung zum Leiter gab, einen unserer tüchtigsten jüngeren Forscher, einen Mann, der „von der Pike auf" als Prähistoriker gedient hat.

Weiter habe ich der Technischen Hochschule von ganzem Herzen zu danken schon für das hohe Verständnis, das sie im allgemeinen unserer Wissenschaft entgegenbringt. Hier in Hannover ist zum ersten Male erkannt worden, dass die deutsche Kunst, auch die Baukunst, im karolingischen Zeitalter nicht wie Minerva aus dem Haupte des Zeus hervorspringt, sondern dass sie grossenteils in der weiter zurückliegenden deutschen Vorzeit ihre Wurzeln hat, die nur der Vorgeschichtsforscher bloslegen kann. Die Hochschule hat dieser Erkenntnis mutig die notwendige Tat folgen lassen und einen Prähistoriker in die Reihen ihrer Lehrer aufgenommen. Hoffentlich findet sie hierin baldigste Nachfolge bei den Schwesteranstalten. — Im besonderen habe ich aber der Hochschule zu danken für uns so ehrende lebhafte Teilnahme an unserer Tagung, namentlich für die gütige Bewilligung dieser fürstlichen Räume zu unseren Vorträgen, wodurch unsere Tagung von vornherein einen äusseren Glanz erhält, dem wir eine entsprechende

Digitized by Google

innere Bedeutung unserer Tagung an die Seite zu stellen uns heiss und hoffentlich nicht ohne Erfolg bemühen werden.

Und nun das Provinzialmuseum! Seine Begrüssung unserer Tagung haben wir alsbald noch zu erwarten. Aber ich darf unsere hohe Dankespflicht gegen diese Behörde wohl schon jetzt hervorheben. Die Leitung dieses Museums, vor allem mein hochverehrter Freund Direktor Dr. Reimers, hat sich ja von Beginn an die grössten Verdienste erworben um unsere junge Gesellschaft. Darum kamen wir auch freudigen Herzens zu diesem Ehrentage des Provinzialmuseums und nahmen es dankbar an, wenn wir mit der Feier des Museums unsere eigene Feier verbinden durften. Niemals wird es in den Jahrbüchern unserer Wissenschaft vergessen werden können, dass der jetzige hohe Aufschwung der Vorgeschichte in dieser Provinz wesentlich dem tatkräftigen Vorgehen des Museumsdirektors Reimers zu danken ist, der es erreichte, der Vorgeschichtsforschung im Museum und damit in der Provinz eine selbständige Stellung zu schaffen.

Auch der Stadt Hannover danken wir für die leider nur schriftlich möglich gewordene Begrüssung. Wie gern kommt nicht jedermann nach Hannover; und wie besonders gern wir Archäologen. Denn eine Stadt, die ein Provinzialmuseum in ihren Mauern birgt und dann es noch für geboten hält, vier weitere Museen selbst einzurichten und zu unterhalten, das Kästnermuseum, das Kunstgewerbemuseum, das Vaterländische Museum, und schliesslich noch das Schulmuseum: eine solche Stadt hat es uns angetan. Wenn ich bei dieser Gelegenheit einen Wunsch an die Stadtverwaltung richten darf, so wäre es der, dass diese Museen mit dem Provinzialmuseum Hand in Hand gehen möchten, um jedwede Konkurrenz zu vermeiden, die nur zu einer Abschwächung ihrer segensreichen Tätigkeit beitragen könnte.

Ich danke auch der hohen Staatsregierung für Ihre Teilnahme, die sie durch Abordnung eines Vertreters des Herrn Oberpräsidenten zu unserer Tagung bekundet hat.

Ich danke endlich auch den wissenschaftlichen Vereinen, die uns begrüsst haben, insonderheit unserem hochverehrten Herrn Professor Mohrmann als Vorsitzender des Heimatbundes. Gibt es doch kaum eine Wissenschaft — oder ein ganzer Kranz von Wissenschaften muss man sagen, wie er sich im Namen Heimatbund zusammenfindet —, die unseren Bestrebungen gleich nahe steht und der wir mit solcher Sympathie gegenüberstehen, wie eben gerade Volkskunde und Heimatforschung. Niedersachsen ist der gegebene Boden für Heimatforschung wie für Vorgeschichte; darum wiederhole ich freudig den Wunsch des Herrn Professor Mohrmann: mögen beide hier stets Hand in Hand ihre hohen völkischen Ziele verfolgen.

Ich darf hier vielleicht das Begrüssungsschreiben eines unserer eifrigsten und wackersten Mitglieder vorlesen, des Herrn Theobald Bieder in Hamburg, der zu seinem grossen Leidwesen hier zu erscheinen verhindert ist; er weist mit Recht auf die hohe Stellung hin, die Leibniz in der Vorgeschichtsforschung einnimmt:

„Sich der Urgeschichtsforscher zu erinnern, die vor uns die Wege der Forschung bereiten halfen, gehört zu den natürlichen Dankespflichten.

Digitized by Google

So darf auch die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte, die sich Hannover für ihre erste Tagung erwählt hat, nicht an einem Manne vorübergehen, der vor 200 Jahren an gleicher Stätte gewirkt und wie kaum ein anderer seiner Zeit sich der Erforschung der Urgeschichte gewidmet hat. Ich meine Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Zweierlei muss dabei im Voraus erwähnt werden: 1. Es liegt im Charakter jener Zeit begründet, dass Leibniz die Urzeit weniger vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus — wie wir es uns zur Aufgabe gestellt haben — als vom naturwissenschaftlichen aus sondiert hat; 2. hat Leibniz sich nicht auf ein Gebiet ausschliesslich konzentriert, sondern hat sich mit gleicher Liebe der Erforschung der natürlichen Urgeschichte, der Wanderungswege unserer Vorfahren und der Sprachgeschichte gewidmet. Wenn es aber wahr ist, dass Eccards 1750 erschienenes Werk „de origine Germanorum" auf Leibnizens Einfluss zurückzuführen ist, so muss er auch der ältesten Kulturgeschichte seine Aufmerksamkeit zugewandt haben.

Auf diesem Gebiete hat uns Leibniz reiches Material hinterlassen. Erwähnt seien ausser seiner erst 1749 erschienenen „Protagaea" namentlich die kurz nach seinem Tode von Eccard herausgegebenen „Collectanea etymologica", die sehr wertvollen „Unvorgreiflichen Gedanken" enthaltend, und die erst vor sechs Jahrzehnten von G. H. Pertz veröffentlichten und mit grosser — aber wohl nicht andauernder — Freude begrüssten „Geschichtlichen Aufsätze", deren letzter (vierter) Band den wertvollen „Entwurf der welfischen Geschichte" enthält. Gerade dieser zeigt, wie sehr Leibniz bestrebt war, seinen Stoff wie man sagt ab ovo zu entwickeln.

Zwar schliesst sich Leibniz bei Ergründung der Wanderwege der Germanen denen an, die für eine ursprünglich asiatische, dann skythische Heimat derselben eintreten; in seinen Sprachforschungen, deren Resultate die Unvorgreiflichen Gedanken bieten, hat er aber einen durchaus germanozentrischen Standpunkt herausgearbeitet. „Die Untersuchung der deutschen Sprache", heisst es da, „würde nicht nur ganz Deutschland, sondern auch zugleich ganz Europa aufklären". Übertragen wir diesen Gedanken auch auf die kulturgeschichtlichen Erscheinungen, so dürfte das uns vorschwebende Bild in sich abgeschlossen sein.

Bekanntlich verdankt die Philosophie Leibniz den Begriff der „praestabilierten Harmonie". Da wäre es vielleicht nicht unzeitgemäss zu untersuchen, inwieweit diese Auffassung mit dem eben gekennzeichneten germanozentrischen Standpunkte zusammenhängt. Denn Leibniz war ein Mann, in dem Wissenschaft Leben und Weltanschauung wurde. Nichts ist da von einander zu trennen. Und wenn wir Leibniz ein unvergängliches Denkmal in uns errichten wollen, so gelingt uns das am besten, wenn wir in seinem Geiste wirken und erkennen, dass Wissenschaft, Leben und Weltanschauung zu einer wundervollen Harmonie sich zusammenfügen müssen.

Digitized by Google

Hierauf wurde bei herrlichstem Wetter das Frühstück auf der Gartenterrasse der Kgl. Technischen Hochschule eingenommen, sodann die Fahrt durch die Stadt nach dem Provinzialmuseum angetreten, woselbst in der grossen Kuppelhalle die Begrüssungsansprachen von Seiten der Leiter des Provinzialmuseums und der sofort zu eröffnenden, neugeordneten Vorgeschichtlichen Abteilung desselben stattfanden.

Museumsdirektor Dr. Reimers:

Zu der Wiedereröffnung unserer vor- und frühgeschichtlichen Sammlung heisse ich Sie in den Räumen unseres Museums herzlich willkommen. Wir empfinden es als eine besondere Ehrung, dass die Wiedereröffnung unserer vorgeschichtlichen Sammlung sich vollziehen darf in Gegenwart und unter den prüfenden Augen der berufensten Vertreter der vorgeschichtlichen Wissenschaft. Wer eine Antwort sucht auf alle die Fragen, warum eine solche hervorragende Sammlung, wie die unsrige, so wenig bekannt gegeben ist, warum das reiche Material nicht schon längst durch Publikationen der Wissenschaft, mehr als es geschehen ist, zugänglich gemacht wurde, der wird eine zutreffende Antwort nur finden können, wenn er einen Blick wirft auf die Entwicklung unseres ganzen Museums, dessen Geschick von denselben Bedingungen abhängig war, wie dasjenige unserer vorgeschichtlichen Sammlung. Unser Museum ist aus dem Zusammenschluss dreier Vereinssammlungen im Jahre 1853 als Museum für Kunst und Wissenschaft entstanden und bestand aus den Sammlungen des historischen Vereins für Niedersachsen, zu der die vorgeschichtliche Sammlung gehörte, sowie aus den Sammlungen des Vereins für die öffentliche Kunstsammlung und der naturhistorischen Gesellschaft in Hannover. Das Museum war ein auf Aktien gegründetes Privatunternehmen und blieb es bis nach den Ereignissen von 1866 die Vereine nicht mehr im stande waren, die finanziellen Lasten der Weiterführung der Sammlungen zu tragen. Da trat die Provinzial-Verwaltung helfend ein dadurch, dass sie 1870 die Lasten übernahm, ohne an der Organisation und dem Betriebe durch die Vereinstätigkeit etwas zu ändern. Nur an Stelle des Namens, Museum für Kunst und Wissenschaft trat dann der Name Provinzial-Museum. Im Jahre 1886 übernahm dann die Provinz auch die Gebäude und das Grundstück des Museums an der Sophienstrasse, sowie die gesamte Aktienschuld. Eine wesentliche Änderung trat dann im Jahre 1890 ein als mit der Anstellung eines Direktors systematische Museumsarbeit ermöglicht wurde, gegen die naturgemäss die Tätigkeit der Vereine allmählich zurücktreten musste, bis die Sammlungen vor wenigen Jahren durch Kauf ganz in den Besitz der Provinz übergingen. Diese Entwicklungsgeschichte ist deutlich auch in der Entwicklung der vorgeschichtlichen Sammlung zu erkennen. War es nun möglich, auf den Gebieten der Naturkunde und der Kunst immer mehr Fachkräfte in den Dienst des Museums zu stellen, so war es doch noch nicht möglich, für die Bearbeitung der vorgeschichtlichen Sammlung einen Prähistoriker von Beruf heranzuziehen. Solange dieses nicht geschehen konnte, habe ich mich darauf beschränken müssen, Unheil zu verhüten und nach Möglichkeit die durch Dilettantismus und Händlertum bedingte Schädigung abzuwenden, bis wir dann vor etwa drei Jahren in Herrn Dr. HAHNE einen Fachmann gewannen, der

Digitized by Google

die Sammlungen neu ordnen, neu bestimmen und wissenschaftlich bearbeiten konnte. Das Resultat der Wirksamkeit des Herrn Dr. HAHNE wird Ihnen heute vorgeführt, aber nicht vorgeführt kann Ihnen werden die ungeheure Arbeit, die damit verbunden war, eine seit 50 Jahren zusammengetragene Sammlung, der jede wissenschaftliche Behandlung gefehlt hatte, auf den Boden gesicherter Nachrichten zu stellen. Und wenn es auch dem historischen Vereine für Niedersachsen naturgemäss nicht möglich war, eine wissenschaftliche Bearbeitung eintreten zu lassen, so wollen wir ihm doch heute danken, dass er den Grundstock zu unserer hervorragenden Sammlung gelegt hat. Danken wollen wir am heutigen Tage allen denen, die in selbstloser Hingabe an den Sammlungen gearbeitet haben, wir wollen besonders dankbar eines Mannes gedenken, den uns im Mai d. J. der Tod zu früh genommen hat. Die Arbeit aber, die Herr RUNDE unserer vorgeschichtlichen Sammlung geleistet hat, und der geradezu monumentale Katalog derselben, den er gearbeitet hat, werden seinen Namen für immer mit der Sammlung verknüpfen. Und vor allen Dingen auch wollen wir der Provinzial-Verwaltung danken, die in nie versagender Bereitwilligkeit durch Bereitstellung von Mitteln uns das Vorwärtskommen ermöglicht hat. Welche aussergewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, wissenschaftliche Ordnung in unsere vorgeschichtliche Sammlung hineinzubringen und welche aussergewöhnliche Arbeitsleistung aufgewendet werden musste und aufgewendet worden ist, bevor Ihnen heute die Sammlung vorgeführt werden konnte, das werden Sie jetzt am besten und zuverlässigsten aus dem Munde des Herrn Dr. HAHNE erfahren, der diese Schwierigkeiten zu bewältigen hatte und diese Arbeit geleistet hat, für die ihm lebhafte Anerkennung und Dank am heutigen Tage gebührt.

Privatdozent Dr. H. Hahne:

Von froher Bedeutung ist der heutige Tag für mich, an dem ich den ersten Teil des schönen Auftrages abschliessen kann, eine der ältesten und reichst vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands so herzurichten und zu bearbeiten, dass sie künftig vollwertiges wissenschaftliches Material für unsere Forschung darstellt.

Bei Beginn der Arbeit im Mai 1907 schien die Durchführung der mir aufgetragenen „Neu-Aufstellung der — allerdings 17000 Nummern starken — Sammlung nach modernen Grundsätzen“ ein Leichtes an der Hand des erwähnten Kataloges von RUNDE; sie war auf etwa ½ Jahr geschätzt worden.

Die eingehende Vergleichung von Katalog und Material erledigte sich schnell, auch der Zusammenstellung der Funde nach Fundarten war vorgearbeitet durch einen bereits weit geförderten Zettel-Auszug aus den Hauptkatalogen.

Bei der Zusammenstellung geschlossener Funde nach dem Hauptkatalog aber zeigten sich so viele bedenkliche Angaben und völlige Unmöglichkeiten, die gerade die alten schönen Materialien betrafen, dass eine Nachprüfung an der Hand von Literatur und Fundprotokollen Erfordernis wurde, sollte nicht die Zahl der „gesicherten Funde“ gar zu sehr einschrumpfen. Originalpapiere, besonders Fundprotokolle, lagen aber besonders zu älteren Funden fast gar nicht

Digitized by Google

vor, in den alten Jahrgängen der „Nachrichten“ und der „Zeitschrift“ des historischen Vereins für Niedersachsen ist mancher Fundbericht über Materialien der alten Sammlung des Vereins, wenn auch meist in sehr kurzer Form niedergelegt.

Die Sorgsamkeit der Wenigen, die gute vorgeschichtliche Ausgrabungen und Veröffentlichungen gemacht haben, hat aber keinen dauernden Einfluss auf die weitere Behandlung dieser Funde ausüben können! Typisch für die frühere Bewertung vorgeschichtlicher Forschung. Und dieser Mangel betrifft in unserem Falle noch die Materialien der 80er Jahre!

Die Literaturvergleichung brachte über eine Reihe fraglicher Funde Aufklärung, dafür aber für viele gesichert scheinende neue Fragezeichen. Die Angaben in LINDENSCHMIT's „Altertümern“ u. a. erwiesen sich danach zum grossen Teil als unsicher. Es zeigte sich schliesslich auch noch, dass die Angaben der älteren Katalogserien, auf denen der RUNDE'sche Katalog beruht, bereits unzuverlässig sind, und aus einer Reihe Stichproben wurde klar, dass nur mit einer Durcharbeitung von Grund auf mit unserer vorgeschichtlichen Sammlung etwas zu machen sein würde. Es galt vor allem die Originalfundberichte aufzufinden und zu verarbeiten und die ältesten Kataloge und Eingangsjournale, vor allem auch die Originalkataloge der alten grossen Sammlungen, die ja als Ganzes s. Z. in die Sammlung des historischen Vereines und die Fideikommissgalerie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg übernommen worden sind, und somit den alten reichen Stamm unserer Sammlung bilden. Der Erfolg eines Versuches an der Sammlung v. ESTORFF und v. MÜNSTER zeigte, dass diese wesentliche Erweiterung der Arbeit sich lohnen würde; so trat an die Stelle einer Neu-Aufstellung eine Art Neu-Ausgrabung, und diese Arbeit war vom Glück begünstigt! Vor allem haben sich die Originalkataloge und wertvolle Notizen zu fast allen alten Sammlungsbeständen gefunden und hunderte von Fundberichten und gleichwertigen Papieren. Die Fundgeschichte mancher dieser „Wertpapiere“ ist recht interessant (s. den 2. Aufsatz in der Festschrift für die Tagung: H. HAHNE „zur Ausgestaltung der vorg. Sammlung des Prov.-Mus. zu Hannover zur Hauptstelle für vorg. Landesforschung“ — gleichlautend den im Jahrbuch d. Prov.-Mus. zu Hannover 1808/09). Reichliche Abbildungen in allen diesen Schriftstücken haben die zweifellose Wiederentdeckung manches alten und neueren schönen wichtigen Fundes gewährleistet.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind der Grundstock geworden für ein „Archiv für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz Hannover“, das der vorgeschichtlichen Landes-Sammlung des Provinzialmuseums angegliedert ist; und weiter ergab sich nun die Möglichkeit, dass eine seit langem bestehende Absicht der Provinzialverwaltung zur Ausführung gelangen kann: Das Material der vorgeschichtlichen Landes-Sammlung zu veröffentlichen und ein Inventar der vorgeschichtlichen Denkmäler der Provinz im Stil der Kunstdenkmäler-Inventare und somit die Bearbeitung der archäologischen Karte der Provinz in Angriff zu nehmen. — Das wird die Arbeit der nächsten Jahre sein. Unsere Ende 1908 begründete Museenvereinigung für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz

Digitized by Google

Hannover" und der in diesen Tagen zu gründende „Landesverein f. v. L. i. d. P. H." (am 7. VIII. 09 begründet) sollen im engen Zusammenschluss mit der vorgeschichtlichen Landessammlung im Provinzialmuseum und dem „Archiv f. v. L. i. d. P. H." die Förderung unserer Wissenschaft in einheitliche Bahnen leiten und ihr frisches Aufblühen gewährleisten.

Die erste sichtbarste Frucht der geschilderten umfangreichen und oft recht schwierigen Vorarbeiten für unsere Ziele ist aber die Neuordnung und Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Landessammlung im Provinzial-Museum. Hemmender und drückender Raum- und Lichtmangel und das Missverhältnis zwischen den Ansprüchen, die unsere Forschung auf Grund ihrer in den letzten Jahrzehnten schnell erworbenen Mündigkeit machen möchte und der Möglichkeit, Erfüllung dieser Ansprüche in Form von reichlicheren Mitteln, Räumen und Hilfskräften zu erlangen, lassen als Stückwerk erscheinen, was wir Ihnen heute zeigen können!

Es ist mir eine besondere Genugtuung, dass die Wiedereröffnung der Sammlung geschieht unter den gestrengen Augen meines dankbar verehrten Lehrers KOSSINNA und bei Gelegenheit der ersten Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte", deren Begründung den Abschluss des Teiles seiner Lebensarbeit bedeutet, an dem ich teilnehmen durfte. Ganz besonders freue ich mich, bei dieser feierlichen Gelegenheit an dieser Stelle meinem lebhaftesten Danke Ausdruck geben zu können, den ich seit den ersten Tagen meiner Arbeit in diesem schönen Hause immer gefühlt habe gegen einen Vorgesetzten und eine Verwaltung, die mit hervorragender verständnisvoller Freigiebigkeit den verwickelten Arbeitsgang einer Aufgabe erleichterten, deren Erfüllung unserer Wissenschaft zum Heile gereichen möge!

Die hier anschliessende Führung durch die von Dr. Hahne mit grösstem Fleiss, findigstem Spürsinn und gediegenstem Wissen neugeordnete Vorgeschichtliche Abteilung zeigte in auffälligster Weise, wie allein durch strengste wissenschaftliche Durcharbeitung aus einem zwar reichen, aber bisher noch rohen und ungeordneten Materiale ganz von selbst lichtvolle Entwicklungsstufen der Kultur aufgebaut werden können.

Nachm. 4 Uhr. Kgl. Technische Hochschule.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

Provinzialmuseumsdirektor Dr. Reimers, Hannover:

Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege.

Wenn wir von Denkmälern reden, von Denkmalschutz und Fürsorge, dann müssen wir zunächst uns klar machen, was ein Denkmal ist. Der Begriff des Denkmals kann nicht definiert werden. D. h. es können keine Merkmale angegeben werden, die allein auf den Begriff Denkmal und nicht auch auf andere Begriffe anwendbar wären. Es kann daher auch der Begriff Denkmal nicht gesetzlich festgelegt werden. In der preussischen Verwaltung gilt ein Gegenstand dann als ein Denkmal, wenn er der Vergangenheit angehört und von künstlerischem, kunstgeschichtlichem und geschichtlichem Interesse ist. Daraus

Digitized by Google

folgt ohne weiteres, dass zu den Denkmälern nicht Kunstdenkmäler, wie kirchliche und profane Bauten, Bilder und Statuen allein gehören, sondern, dass zu ihnen auch Archivalien, ältere Drucke, Siegel und Wappen zu zählen sind. Und ebenso unzweifelhaft ist es, dass alle Gegenstände der Vorgeschichte, Gräber, Grabfunde, Wohnstätten und Einzelfunde zu den Denkmälern gerechnet werden müssen, die Anspruch auf Schutz und Fürsorge haben, welche den Denkmälern gewährt werden muss. Wenn dies auch in dem trefflichen Buche von LEZIUS: „Das Recht der Denkmalpflege in Preussen" anerkannt ist, so ist doch diese Gleichberechtigung von historischen und vorhistorischen Denkmälern in das Bewusstsein der Allgemeinheit nicht eingedrungen. Es weiss ein jeder, wenn er von einem Hause ein Holzrelief entfernt, wenn er aus einer Kirche einen Kommunionkelch mitnimmt, wenn er in einem Museum eine Statue vom Postament stürzt, oder ein Bild aus dem Rahmen schneidet, dass er dann wegen Diebstahl oder Sachbeschädigung schwer zur Verantwortung gezogen wird; er weiss aber nicht, dass er desselben Vergehens sich schuldig macht, wenn er auf fremden Grund und Boden einen vorhistorischen Hügel angräbt, und hat kein Empfinden dafür, dass er mit der leicht erbeuteten Urne ein geschlossenes, der Wissenschaft wertvolles Kulturbild der Vergangenheit zerstört hat.

Es weiss ein jeder, dass für jeden ein auf Universitätsstudium gegründetes Wissen notwendig ist, wenn er in einer Wissenschaft zu Worte kommen will, er weiss, dass er sich dem Fluche der Lächerlichkeit aussetzen würde, wenn er ohne ein solches Wissen in Fragen etwa der klassischen Archäologie mitreden wollte, aber er glaubt sich für einen berufenen Vertreter prähistorischer Wissenschaft halten zu dürfen, wenn er seinen Kaminsims mit leicht erbeuteten vorgeschichtlichen Urnen schmückt und sie nach einem Handbuche chronologisch aneinander gereiht, seinen staunenden Freunden vor Augen führt. Die Minderschätzung vorhistorischer Denkmäler und Wissenschaft wird weiter beleuchtet durch folgenden Umstand. Als im Jahre 1900 der erste Denkmaltag in Dresden tagte, an dem das hessische Denkmalschutzgesetz aus der Taufe gehoben wurde, da ist es erst einem dreimal von mir erneutem Antrage gelungen, dass in den Endresolutionen dieser zweitägigen Beratungen, auch die vorhistorischen Denkmäler aufgenommen wurden. Wenn aber auch ein grosses preussisches Denkmalschutzgesetz aus verschiedenen Gründen nicht zustande gekommen ist, so sind doch im Ministerium die Nöte der vorgeschichtlichen Denkmäler nicht aus den Augen verloren. Die Beratungen über Schutzmassnahmen werden dort eifrig fortgesetzt und voraussichtlich bald zum Abschluss gelangen und dem preussischen Landtage vorgelegt werden können. Wenn nun auch gesetzliche Schutzmassnahmen mit grosser Freude begrüsst werden müssen, so ist doch auch ebenso notwendig, dass die Ursachen der Minderschätzung der Prähistorie beseitigt werden. Eine der wesentlichen Ursachen dieser Minderschätzung ist die präponderierende Stellung der klassischen Archäologie und der Umstand, dass die prähistorische Wissenschaft bis vor kurzem keine selbständige Stellung hatte, sondern als geduldetes Anhängsel bei der klassischen Archäologie und der Anthropologie ein Unterkommen suchen musste. Die präponderierende Stellung der klassischen Archäologie hat ihren wesentlichen Grund in

Digitized by Google

der Erziehung unserer Jugend. Von Jugend auf werden wir mit klassischen Geiste getränkt, wird uns Begeisterung eingeflösst für Hellas und Rom, und wohl uns, dass es so ist. — Wer zum ersten Male die Siebenhügelstadt betreten, wer durch die Strassen Pompejis gewandert, wer die Tempel von Pästum, Segesta, Selinunt und Agrigent gesehen, dem gehen Schauer der Ehrfurcht durch die Brust. Und wer vom Kolonos neben den Denkmälern von Karl Ottfried Müller und Charles Lenormand die Augen erhebt zur marmorschimmernden Pracht der Akropolis von Athen, vor dessen geistigem Auge steigen die Gestalten der homerischen Welt empor. — Und wer in Tiryns oder Mykenai eine Gefässscherbe vom Boden erhebt, der nimmt dieselbe mit heim und hält sie wie ein Heiligtum, während ihm eine gleiche Scherbe in der Haide der Heimat eine Scherbe unter wertlosen Scherben bleibt. Dichter und Historiker haben der klassischen Archäologie den Weg gewiesen und in ihrem Rat wagt kein Unberufener zu sprechen, und diese Ehrfurcht vor dem klassischen Altertum und diese Hochschätzung ihrer Vertreter, dieser gewaltige Vorsprung lässt sich nach so langer Vernachlässigung nicht ohne weiteres einholen, auch nicht durch Gesetze. Aber auf den Denkmaltagen, von denen in diesem Jahre der zehnte in Trier stattfinden wird, haben bis jetzt die berufenen Vertreter der Prähistorie gefehlt. Und wenn die vorgeschichtliche Wissenschaft die Ungleichheit in der Wertschätzung der historischen und vorhistorischen Denkmäler aufheben will, dann müssen auch die Prähistoriker auf den Denkmaltagen erscheinen und ihre Stimme erheben dort, wo über Schutz und Fürsorge für die Denkmäler verhandelt wird. Hellas und Rom bedürfen keines äusseren Schutzes, sie sind geheiligt in der Anschauung der ganzen gesitteten Welt. Die Lehre von Hellas und Rom ist seit WINCKELMANN nur von berufenen Priestern verkündet worden. Und wenn es bereits gelungen ist, die vorgeschichtliche Wissenschaft ebenbürtig in die Reihe der Geisteswissenschaften eintreten zu lassen, dann wird es auch mit Hilfe der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte gelingen, zu erreichen, dass nur Männer der Wissenschaft als berufene Forscher der Vorgeschichte angesehen werden, dass unserer Jugend Begeisterung eingeflösst wird für unsere eigene Vergangenheit und dass die Hinterlassenschaft unserer eigenen Heimat gleichgeachtet wird dem Erbe antiker Welt. Und wenn wir so schwinden sehen werden den Unterschied zwischen historischen und vorhistorischen Denkmälern, wenn ihnen gleiche Wertschätzung, gleicher Schutz und gleiche Fürsorge gewährt wird, dann auch wird der Prähistorie lächeln die Sonne Homers.

Univ.-Professor Dr. Kossinna

spricht seinen lebhaften Dank aus für den Vortrag, er teilt die Hoffnung des Vortragenden, dass die strenge Vorgeschichtswissenschaft bald eine gewichtigere Stimme erhalten werde bei den Denkmalschutz-Beratungen; er bittet endlich Herrn Museumsdirektor Dr. Reimers für diesen Nachmittag den Vorsitz übernehmen zu wollen.

Digitized by Google

Vorsitz: Museumsdirektor Dr. Reimers.

Professor Dr. Höfer, Wernigerode:

Die Erforschung frühmittelalterlicher Burgen.

Die vorgeschichtliche Wissenschaft hat den Kulturnachlass derjenigen Generationen zu studieren, welche ausserhalb unserer geschichtlichen Kenntnis fallen, sie ist die Wissenschaft von den Anfängen und der Entwickelung menschlicher Kultur in vorgeschichtlicher Zeit. Sie hat es sich Jahrzehnte lang sauer werden lassen, in die dunkeln und verworrenen Reste, die der Erdboden hergab, Licht und Ordnung zu bringen, bis sich durch das Zusammenwirken vieler, durch sorgfältiges Vergleichen und scharfsinniges Schliessen die Reihenfolge der Kulturerscheinungen ergab, die Ursprungsländer und die Einwirkungen von Land zu Land immer deutlicher erkannt wurden.

So gewann man eine Vorkulturgeschichte. Sie wissen, dass Forschertrieb und scharfsinnige Kombination sich damit nicht beruhigt hat. Man lernte Kulturkomplexe unterscheiden, die gleichzeitig nebeneinander bestanden, ohne sich untereinander zu vermischen, und erschloss Völkerunterschiede und Völkergrenzen, auch Völkerwanderungen, periodisches Leerstehen und Neubesiedelung von Gebieten, zugleich die Herkunft der Neusiedler. KOSSINNA lehrte die allmähliche Verbreitung der Germanen in Deutschland und die archäologische Unterscheidung der Ostgermanen von den Westgermanen. Von der Vorkulturgeschichte gelangte man so — erst in neuester Zeit — zur Vorgeschichte und begann Lichtstrahlen in das Dunkel zu werfen, das bisher überall die ersten Kapitel der Geschichtsschreibung umgeben hatte.

Von dieser grossartigen Ergänzung der Geschichte durch die Vorgeschichte, an welcher nur wenige Forscher sich beteiligen können, weil sie die umfassendste Kenntnis der Funde, genaueste Beobachtung des Einzelnen und grössten Scharfsinn des Urteils verlangt, möchte ich Sie jetzt auf eine andere, weniger glänzende, aber immerhin sehr nützliche Ergänzung hinweisen, welche die vorgeschichtliche Forschung der Geschichtsforschung leisten kann in denjenigen Gebieten die zwar schon von geschriebenen Nachrichten berührt und erhellt werden, die aber in den Einzelheiten so wenig aufgeklärt sind, dass die Geschichtsschreibung nur ahnen lassen kann, wie die Dinge im einzelnen sich zugetragen haben mögen.

Aber gerade auf diesen ahnungsvollen Gebieten ist gewöhnlich der Phantasterei und luftigen Mutmassungen ein weiter und bequemer Spielraum geöffnet, und hier ist es allein die Methode der vorgeschichtlichen Forschung, welche mit ihrer kritischen Sonde dem Spiel ein Ende macht und die Spekulanten zum Schweigen bringt, dafür aber durch langsame und mühevolle Forscherarbeit im einzelnen aus dem Erdboden die gültigen Beweise hervorholt für das, was in Wirklichkeit geschehen ist, und so die geschriebenen Quellen ergänzt an denjenigen Stellen, wo jene uns im Ungewissen lassen.

Die deutsche Geschichte beginnt mit dem Zusammenstoss der germanischen Völker mit den Römern; römische und einige griechische Schriftsteller sind die Quellen; aber von diesen ist leider soviel ver-

Digitized by Google

loren gegangen, und das Erhaltene ist in den Einzelheiten und namentlich in allem Topographischen so wenig genau, dass von jeher die Richtung der Feldzüge, die Örtlichkeit der Schlachten, die Lage der Festungen durch Kombination ergänzt werden musste und dadurch zu einem lebhaften Streit der Meinungen Gelegenheit gegeben war. Solange man glaubte, aus der regelmässigen Form mancher Verschanzungen auf römische Entstehung schliessen zu dürfen, konnte es nicht fehlen, dass man römische Kastelle und Standlager längs der vermuteten Strassenzüge auffand und mit diesen Funden wieder die Meinungen über Richtung und Ausdehnung der römischen Feldzüge in Deutschland stützte, bis eines Tages bei der Erklärung eines solchen Römerlagers vor einer Versammlung von Urgeschichtsforschern der Ruf laut wurde: „Wo sind die römischen Funde?" — Seit diesem Rufe war es mit dem Hypothesenspiele vorbei. Die ernste Methode der Vorgeschichtsforschung, die ihre Schlüsse nur auf tatsächliche Funde und gut beobachtete Fundverhältnisse aufbauen kann und in zäher und mühsamer Arbeit aufgebaut hat, protestierte gegen das irreführende Spiel mit Möglichkeiten und Einfällen, das durch Ausdeutung von Schriftstellern, eigene Kombinationen und äusserliche Betrachtung des Bodens Erkenntnisse gewinnen wollte, die nur durch Eindringen in den Boden und Beobachtung der dort aufbewahrten Reste errungen werden können. — Seitdem sind viele vermeintlich römische Lager und Festen dahingesunken; der regelmässige Grundriss wurde in mehreren Fällen als Werk der Franken erkannt, die ihn von den Römern gelernt hatten, wie diese ihn einst von den Etruskern übernommen haben. Dafür sind zwei wirklich römische Festungen als Stützpunkte römischer Feldzüge in Niederdeutschland durch die Funde erwiesen und datiert: Haltern und Oberaden, und können Ausgangspunkte zu weiteren geschichtlichen Erkenntnissen werden.

Ein anderer durch die Geschichtsquellen nur angedeuteter Vorgang ist das Vordringen der Slawen in Deutschland; wie diese Bewegung durch die Bodenforschung erhellt werden kann, wird noch ein späterer Vortrag des heutigen Tages an einem Beispiele lehren.

Ob es gelingen wird, die in den Geschichtsquellen fast ganz verschwiegene Ausbreitung der Sachsen über Nordwestdeutschland durch die Mittel der Vorgeschichtsforschung in ihren einzelnen Phasen nachzuweisen, steht noch dahin; bis jetzt haben wir noch keine Kriterien erlangt, haben uns wohl auch noch nicht genügend bemüht, um unter den Bestattungen der Völkerwanderungszeit die sächsischen von denen der älteren Völker, Chauken, Langobarden, Angrivarier, Cherusker, Brukterer zu unterscheiden. Meines Erachtens müssten die Urnengräber des 3. und 4. Jahrhunderts in den Museen von Hannover, Braunschweig, Altmark, Magdeburg, Lippe, Westfalen auf einen derartigen Unterschied hin studiert werden.

Viel heller als die Sachsen sind die Franken und ihre Taten durch das Licht der Geschichte bestrahlt. Seit dem 6. Jahrhundert hat dieses Volk seine eigenen Geschichtsschreiber hervorgebracht, und Karls des Grossen Herrschertätigkeit wird nicht nur durch verschiedene Annalisten, sondern auch durch die Sammlung seiner Gesetze und Kapitularien, seiner Briefe und Urkunden unserer Kenntnis erschlossen. Aber das Einzelne seiner Massregeln, namentlich das Topographische, die Anlegung

Digitized by Google

der Heerstrassen und Marken, die Einsetzung seiner Vasallen auf Königsländerei, die Königshöfe und Königsburgen, selbst die Sitze der Gaugrafen werden nicht genannt, denn die fränkischen Annalisten berichten nur die Hauptsachen, die Ursachen und Erfolge der Feldzüge; die örtlichen Massregeln bleiben ihnen unbekannt, wie die Geographie von Nord- und Mitteldeutschland überhaupt.

So kommt es, dass wir über den Ursprung wichtiger Burgplätze, aus denen später Städte geworden sind, nichts erfahren. Bei den sächsischen Schriftstellern und in den Urkunden des 10. Jahrhunderts werden viele von ihnen als vorhanden und als Herrensitze genannt, ihre Entstehung aber bleibt in Dunkel gehüllt, wenn wir auch bei vielen aus ihrer Eigenschaft als Reichsgut, Bischofs- und Grafenbesitz auf fränkische Gründung schliessen. — Ausser diesen später reich entwickelten Anlagen finden wir aber in manchen Gegenden, namentlich in der Nähe alter Strassen Reste von früh verfallenen Befestigungen, die in der geschriebenen Überlieferung nicht erwähnt, oder höchstens als verödet genannt werden; sie sind älter als die Zeit der Urkunden, Schenkungen und Verlehnungen; öfter finden sich derartige Umwallungen auf Anhöhen, und enthalten die Reste einer Kapelle zum Beweise, dass es sich um frühchristliche Anlagen handelt. Treffen wir derartige Stätten im Harz, der erst in karolingischer Zeit, durch fränkische Massregeln aus einem wilden Gebirgswalde in königlichen Forst verwandelt und mit den ersten Ansiedelungen versehen ist, so haben wir ganz besonderen Grund, sie für fränkisch zu halten. Die Erforschung solcher Anlagen und ihrer Verbindung mit den ältesten Wegen des Harzes würde ganz besonders imstande sein, uns über die Methode fränkischer Besitzergreifung, Aufschliessung und Besiedelung des herrenlosen Urwaldes aufzuklären.

Es sind also hauptsächlich Fragen der Lokalgeschichte, die hier unsere Wissbegier reizen und auf Antwort harren, Fragen, deren Beantwortung aber auch für das Verständnis der grossen geschichtlichen Vorgänge von Bedeutung und Wert sind; die Geschichtsquellen können sie nicht lösen, auch die Urkunden reichen für die nordharzischen Gebiete nicht soweit zurück; so sind wir denn, um Sicherheit zu erlangen, auf die Bodenforschung angewiesen.

Sehr leicht wäre nun diese Forschung, wenn wir über den Nachlass der frühmittelalterlichen Jahrhunderte, besonders über die Tongefässe ebensogut unterrichtet wären, wie über Geräte und Gefässe der vorgeschichtlichen Perioden. Aber hier fehlen uns ja die wichtigen Aufbewahrungsstätten der verschiedenzeitlichen Kulturprodukte, die wir aus den vorgeschichtlichen Zeiten bis in die frühfränkische Periode besitzen: die mit Beigaben ausgestatteten Gräber.

Mit der Zeit Karls d. Gr. hört die Sitte auf, die noch in merovingischer Zeit herrschte, den Toten Schmuck, Geräte und Gefässe beizugeben. Auch die rheinischen Forscher müssen ihre Kenntnis der karolingischen und spätkarolingischen Keramik den Baufundamenten, Töpfereien oder Wohnstätten entnehmen. Bei uns sind die Steinbauten, in deren Fundamente man die Bauopfer barg, erheblich jünger und schwer datierbar; Tongefässe sind auch bei uns in Nischen der Fundamente gefunden worden, sie gehören meines Wissens immer der mittel-

Digitized by Google

alterlichen, hartgebrannten, grauschwarzen Ware an. Von Töpfereien so früher Zeit wie die von Meckenheim bei Bonn oder Pingsdorf bei Köln (— 881) ist bei uns bisher kaum eine bekannt geworden. Die Wohnstättenfunde, welche gewiss vielfach Scherben des karolingischen oder spätkarolingischen Alters enthalten, sind meist unsicher und bestritten, weil der Platz auch in späteren Jahrhunderten bewohnt gewesen ist und durch die verschiedenen Aufräumungs- und Fundierungsarbeiten, auch noch durch das Grabenziehen bei Ausgrabungen die Reste durcheinander gewühlt, öfter sogar die älteren über den jüngeren zu liegen gekommen sind.

Dennoch müssen wir Mittel und Wege suchen um festzustellen, wie bei uns — ich meine im inneren Deutschland — die Töpferware im 8. und 9. Jahrhundert beschaffen war, d. h. in der Zeit, ehe vom Westen her durch den Einfluss der Franken und der christlichen Stiftungen der steinzeugartige Ton und der schärfere Brand in Brennöfen eingeführt wurde.

Bei einer Anzahl fränkischer Burgen oder Höfe in Hannover und Westfalen, die SCHUCHHARDT ausgegraben hat, ist die Zeitbestimmung ganz besonders durch den Umstand gesichert worden, dass sich darin gelbweissliche, hartgebrannte Scherben, mit braunroten Tupfen und Bändern grob bemalt, befanden, eine Topfware, die am Rhein als spätkarolingisch mit Sicherheit bestimmt ist und nach dem Hauptfundorte Pingsdorfer Ware genannt wird [1]).

Solche Scherben fanden sich z. B. auf der Aseburg bei Herzlake an der Hase, in der curtis Altschieder [2]), in der curtis Bossendorf bei Haltern [3]), in Dolberg und der Bumannsburg an der Lippe [4]), in der Hünenburg bei Rinteln, der Pipinsburg bei Sievern und andern Orten des nordwestlichen Deutschlands. Es ist selbstverständlich, dass die Bewohner der genannten Orte zu keiner Zeit sich ausschliesslich der Pingsdorfer Topfware bedient haben, die vielleicht nur als Prunkgeschirr dorthin gekommen ist. Die grosse Masse der gefundenen Scherben gehörte zum Teil einer groben, schwarzbraunen Topfware an, die ohne Drehscheibe hergestellt und schlecht gebrannt war, deren Rand schräg aufwärts gerichtet ohne Verdickung abschloss; zum andern Teil stammten sie von etwas dünneren und auch schärfer gebrannten Gefässen, die auf der Scheibe gedreht waren und einen ebenfalls schräg aufwärts gerichteten, aber an der Lippe verdickten und schärfer profilierten Rand hatten. Neben diesem immerhin groben Geschirr fand sich auch schon jene harte dem Steinzeug ähnliche Topfware, die aussen dunkelgrau, im Bruch hellgrau, immer auf der Töpferscheibe hergestellt ist, die am Rande feinere Profile und auf dem Oberkörper oft schon die horizontalen Reifelungen zeigt, die auf unsern mittelalterlichen Gefässen Jahrhunderte lang angewendet worden sind.

---

[1]) Vgl. Const. KOENEN, Bonner Jahrb., 103 S. 125 ff. Taf. VI.

[2]) Vgl. C. SCHUCHHARDT, Neue Jahrbb. für d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Literatur, Jahrg. III, 1900, Abt. I, S. 107 u. 111, und Atlas vorgeschichtl. Befest. VII, 1902, S. 70.

[3]) Vestische Zeitschr. Bd. XIV, Jahrg. 1904, S. 5.

[4]) Mitt. der Westfäl. Altertumskommission, H. I, 1899.

Digitized by Google

Von der groben Ware kommen auch Stücke vor, die aussen oder innen oder beiderseits einen roten Überzug haben (vielleicht Rötung des Tons durch Hitze?).

Diese drei Sorten von Scherben sind auf allen karolingischen Plätzen, die SCHUCHHARDT untersucht hat, zusammen mit den Pingsdorfer Scherben vorgekommen, er bezeichnet sie deshalb mit Recht als zusammengehörig und karolingisch. Wollte man einen Teil als jünger und aus späteren Zeiten der Bewohnung stammend ansehen, so könnte dafür nur die harte, steinzeugartige Sorte in Betracht kommen. Aber in den Scherbenhaufen von Pingsdorf fanden sich in den höheren Lagen besonders häufig die Reste von blauschwarzen, harten Kugeltöpfen; diese Sorte hat sich also, auch wenn sie etwas jünger ist, doch unmittelbar an die bemalte gelblichweisse Sorte angeschlossen.

An diese Beobachtungen haben wir uns bei unseren Untersuchungen zu halten. Auf Pingsdorfer Scherben haben wir um so weniger zu rechnen, je weiter wir vom Rhein entfernt sind; dagegen muss uns die grobe, lockere und schlecht gebrannte Topfware ein Fingerzeig sein, dass wir Reste des 8. und 9. Jahrhunderts vor uns haben. Auf der Uferbefestigung von Höbeck bei Gartow an der Elbe, die durch Karl d. Gr. aus Holzbalken, Flechtwerk und Erde 806 errichtet ist, fand sich jene Topfware in Menge. Zu bemerken ist übrigens noch, dass an den Pingsdorfer Gefässen auch rundstabförmige Randverstärkungen und auswärts gebogene Lippen vorkommen; ausserdem auch zylindrische oder konisch sich erweiternde Ausgussröhren; derartige Randbildungen und Ausgussröhren sind demnach auch bei der groben, schwarzbraunen Topfware der spätkarolingischen Zeit nicht ausgeschlossen.

Diese aus dem Westen Deutschlands gewonnene Datierung der groben, braunschwarzen Topfware wird in unseren Gegenden häufig, besonders durch Laienmund, bestritten, nicht etwa dadurch, dass man die Beweise obiger Datierung widerlegt — denn diese sind gewöhnlich unbekannt —, sondern durch die Einwendung, dass Leute späterer Jahrhunderte doch immer noch solche grobe und schlechte Ware erzeugt und benutzt haben könnten, auch wenn die gutgeschlemmte und gutgebrannte Tonware seit dem 10. Jahrhundert bekannt und gebraucht war. Da diese groben Scherben auch auf Burgen gefunden werden, die nach den Geschichtsquellen erst im 12. Jahrhundert erbaut sind, so, meint man, sei der Beweis erbracht, dass dergl. Topfware noch im 12. Jahrhundert hergestellt und gebraucht sei.

Es ist nun zwar schwerlich anzunehmen, dass eine Industrie noch Jahrhunderte lang ein uraltes Verfahren mit schlechtem Erfolge angewendet habe, nachdem ein weit besseres Verfahren längst bekannt und verbreitet war, dass Töpfer, die geeignete Brennöfen hatten, trotzdem noch am offenen Feuer oder in schlechten Öfen eine schlechtere Ware herstellten, die keinesfalls billiger, aber viel zerbrechlicher war als die hartgebrannte, und zu längerer Bewahrung von Flüssigkeiten kaum brauchbar. Deshalb geht die Meinung gewöhnlich dahin, dass die altertümlichen schlechten Gefässe nicht von Berufstöpfern, sondern von den kleinen Leuten selbst hergestellt seien entweder weil in der Gegend Töpfereien fehlten, oder weil man der Ersparnis wegen sich mit Schlechterem behalf. — Hiergegen spricht nun wieder die grosse Gleichför-

Digitized by Google

migkeit der Ware z. B. in der Bildung des Randes, die man als Stil bezeichnen kann.

Mit allem Nachdruck aber muss ich mich gegen die Meinung wenden, dass man aus dem Vorkommen der verschiedenartigen Scherben auf demselben Burgplatze auf Gleichaltrigkeit derselben schliessen müsse, oder dass alle dort gefundenen Scherben nicht älter sein könnten als die Entstehung der Burg, deren Erbauung uns zufällig durch geschichtliche Angaben bekannt ist. Denn ehe die uns bekannte Burg gebaut worden ist, hat auf demselben Platze oft schon etwas anderes gestanden, wovon Geschichtsquellen nichts melden, wovon nur wenige Fundamente zeugen, wenn man sie findet, oder auch nur schwer zu erkennende Pfostenlöcher, wenn nicht diese Spuren dürftiger Holzhäuser schon in frühen Zeiten mit dem Boden weggeräumt sind. In solchen Fällen könnten die verschiedenzeitlichen Scherben Zeugnis von den verschiedenen Bebauungsperioden abgeben; aber Gleichzeitigkeit derselben kann durch das Vorkommen auf demselben Burgplatze nicht bewiesen werden.

Ich erinnere an die geschichtlich bekannte Burg auf dem Sachsenstein bei Sachsa am Südharz, die Heinrich IV. 1072—1074 erbauen liess; bei der Ausgrabung erkannte Geh. Baurat BRINCKMANN an dem Mauerwerk und an der Bauart noch zwei ältere Bauperioden, sodass der Platz schon viel früher bebaut gewesen war, als die Nachricht Lamberts von Hersfeld ahnen liess.

Ähnlich steht es mit der Hasenburg am Südharz.

Auch auf der Burg Anhalt im Harz sind bei der Ausgrabung verschiedene und verschiedenartige Fundamente gefunden worden, auch Scherben der verschiedensten Art, besonders auch die oben beschriebenen groben Sorten, sind aufgelesen; nach Angabe der Arbeiter sollen sie durcheinander gelegen haben, die groben Stücke wohl auch oben, was bei der vielfachen Umwühlung und Wegräumung des Bodens nichts beweisen würde. Auch ich habe nahe vor dem Burgtore am Berghange Erdhaufen gesehen, aus deren Oberfläche grobe Scherben hervorragten, also ganz oben liegend; aber diese Haufen waren angeschüttet, sie enthielten offenbar Abraum vom Burgplateau, der bei irgend welchen Neubauten aufgegraben, weggekarrt und hierher geschüttet war; auch am grossen Turm fand ich grobe Scherben an der Oberfläche liegend; auch dort muss einst der Boden tief herausgegraben sein, als man den Turm fundamendierte, ganz abgesehen von den Bodenbewegungen bei der letzten Ausgrabung.

Lassen wir die groben Scherben mal ganz bei Seite, so giebt uns gerade die Burg Anhalt auch noch andere deutliche Mahnungen, dass wir die Bodenfunde aus Burgplätzen nicht nach dem Datum eines Burgenbaus, der geschichtlich bekannt ist, beurteilen sollen:

Unter den Scherben fielen mir 3 auf, die ganz anders als die übrigen, lockere wie feste, hergestellt waren; sie sind sehr dünn, nur 2 mm stark, von feingeschlämmter Masse und fast durchgebrannt, aussen und innen gelbrotbraun, nur in der Mitte des Bruchs zeigt eine graue Linie die ursprüngliche Farbe des Tons. Aussen zeigen sich schwache horizontale Reifelungen, die noch durch schwach eingedrückte Verzierungsbänder belebt werden. Diese Verzierungsbänder der 3 Scherben sind einander ähnlich, aber nicht gleich und unterscheiden sich durchaus von

Digitized by Google

den kräftigen, aus senkrechten Kerben gebildeten Zierbändern der hartgebrannten Töpfe. Sie sind mit dem Rädchen eingedrückt und ihre Muster haben ihre Parallelen in rädchenverzierten Gefässen der Franken, die uns aus Belgien bekannt sind. Scherbe 1 hat dasselbe Rädchenmuster wie ein Gefäss des fränkischen Friedhofs von Harmignies [1]), Scherbe 2 das gleiche wie ein Gefäss von Orp le Grand bei Namur und ein anderes von Anderlecht bei Brüssel [2]), Scherbe 3 hat grosse Ähnlichkeit mit zwei Mustern von Limet bei Namur [3]). Diese belgischen Friedhöfe gehören der Merovingischen Zeit an.

Ähnlich steht es mit einem andern Fundstück der Burg Anhalt, einem tönernen Gefässdeckel von hellroter Farbe, die durch radial gezogene weisse Streifen belebt wird. Der Deckel ist durch eingedrückte runde Stempel verziert, wie sie sich an fränkischen Gefässen des 7. Jahrhunderts in den Reihengräbern Westdeutschlands, aber auch bei Erfurt und Aschersleben gefunden haben. Das Aschersleber Grab (bei Westdorf) war ausser mit 2 Gefässen auch mit einer Franziska ausgestattet, einer Waffe, die den Franken vom 5. bis 7. Jahrhundert eigen war [4]).

Die Stempel auf unserm Tongerät sind Kreise mit 2 sich kreuzenden Durchmessern. Merkwürdigerweise befindet sich unter den eisernen Fundsachen derselben Burg ein Instrument, das unten eine in 4 Viertel zerspaltene Kreisplatte bildet und zur Herstellung solcher Stempel geeignet ist.

Das Vorkommen dieser Stücke im Boden der Burg Anhalt giebt gewiss zum Nachdenken Anlass.

Die Stempeleindrücke erinnern an die Aufdeckung eines Töpferofens in Wienrode bei Blankenburg (1897); denn dieser enthielt u. a. das Fragment eines Topfdeckels mit 2 runden Stempeleindrücken, die durch ein Gittermuster gefüllt waren; im übrigen 2 fast vollständige Kugelgefässe, eine mit der Hand gemachte zylindrische Ausgussröhre und Bruchstücke von 95 Gefässen, die alle kugelförmigen Bauch und den „kragen- oder trichterförmigen Rand" aufwiesen, wie die früher beschriebenen rohen Topfscherben; auch den grobkörnigen Stoff, die Handarbeit, die schwarzbraune und blaugraue Farbe haben sie mit jenen gemein, dagegen ist der Brand besser und hat bei manchen Stücken schon klingende Härte hervorgebracht. Wir dürfen hier den Übergang zur hartgebrannten blauschwarzen Töpferware erkennen und den Ofen dem 9. Jahrhundert zuweisen.

Durch einige rohgeformte zylindrische Ausgussröhren erinnert er an den Töpferofen vom Stukenberge bei Wernigerode und die zahlreichen Herdstellen an demselben Platze und auf dem benachbarten Köhlerbrink, welche, 1867 und 68 aufgedeckt, ausser der rohen Tonware mit kragenförmigen Rändern, darunter 2 Stücke mit Ausgussröhren, auch

---

[1]) van BASTELAER, Les vases de formes purement franques et les ornements à la roulette, 4me Mémoire, 1895, Pl. III, Fig. 186.

[2]) van BASTELAER, 5me Mémoire, 1897, Fig. 225 und 229.

[3]) van BASTELAER, 4me Mémoire, 1895, Fig. 171 und 181.

[4]) Abbildungen der 3 im Skelettgrab von Westdorf gefundenen Beigaben s. in GÖTZE, HÖFER, ZSCHIESCHE, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Fig. 312, 316, 324. Über den Gebrauch des fränkischen Wurfbeils s. AGATHIAS, Historiarum II, 5 und lib. hist. Francorum, M. G. Merov. II, p. 252 u. 253.

Digitized by Google

eine karolingische Scheibenfibel mit 4 symmetrischen Figuren, aus erhabenen Linien bestehend, geliefert haben.

Bei Günthersberge im Harz an einer sehr alten Harzstrasse wartet eine sehr altertümliche, in schriftlichen Quellen nicht erwähnte Befestigung auf genauere Untersuchung und Datierung. Die bisherige, vorläufige Grabung hat fast ausschliesslich die oft genannte grobe Topfware und mit Lehm gebundene Mauern ans Licht gebracht. Auch diese sehr wünschenswerte Untersuchung, ebenso wie die der Alten Burg von Aschersleben, die man jetzt durchaus zu einer mittelalterlichen Warte degradieren will, die ich aber für die alte Grafenburg des Schwabengaus halte, und manche andere Ausgrabung von Resten der mittelalterlichen Frühzeit werden nicht zu sichern Ergebnissen durchgeführt werden können, solange wir nicht mit aller Bestimmtheit wissen, wie bei uns die Gefässe und Scherben der karolingischen Zeit beschaffen waren. Wir müssten also zunächst eine Burgstätte genau untersuchen, die schon Funde karolingischer Zeit ergeben hat und auch sonst in ihrer Anlage dem bisher ermittelten Charakter karolingischer Befestigungen entspricht, die aber in späterer Zeit nicht weiter benutzt worden ist.

Als eine solche Burgstätte schlage ich u. a. die Struvenburg bei Benzingerode vor, die aus 2 rechteckigen Umwallungen auf dem schmalen Rücken eines Bergkammes besteht; in dem Walle sind Pfostenlöcher gefunden, ferner 2 lanzettförmige eiserne Pfeilspitzen und ein bronzener fein profilierter Sporn mit eiserner kurzer Spitze, von einer Art, wie sie nur aus der Zeit bis zum 8. Jahrhundert bekannt ist; am Fusse des Berges aber ist eine Scheibenfibel, mit Zellenschmelz (émail cloisonné) verziert, aufgehoben worden. In Urkunden wird der Ort nur als wüst erwähnt. — Ein anderes geeignetes Objekt für eine solche Belehrungs-Ausgrabung sehe ich in den Harzburgen bei Ilfeld, 2 Bergkuppen, deren jede mit einem ovalen Wall umgeben ist. Während die Burg Ilfeld über dem Bähretale erst um 1100 gebaut und schon 1170 abgerissen ist, der Name des Ortes aber eine Gründung in der ersten Besiedelungsperiode d. h. in karolingischer Zeit voraussetzt, dürfen wir diese primitiven Befestigungen, deren Umgebung noch 1189 Reichswald war, für den karolingischen Jagdhof Ilfeld halten. Gefässcherben von dort bestehen aus feingeschlämmten Ton, sind aber nur schwach gebrannt; darunter befindet sich wieder die ungeschickt hergestellte zylindrische Ausgussröhre, wie sie im Töpferofen von Wienrode und in den primitiven Wohnstätten am Stukenberg und Köhlerbrink (auch auf der karolingischen curtis Heisterburg am Deister) gefunden worden ist. — Es ist dringend zu wünschen, dass keine Ausgrabung wieder vorgenommen wird, in der nicht die Funde, besonders auch die Scherben, auf das sorgfältigste beobachtet, gesammelt und mit Vermerk der Fundstelle versehen werden.

Dr. Reimers

stimmt den Anregungen des Vortragenden lebhaft bei und erwähnt, dass seitens des Provinzialmuseums in neuester Zeit begonnen sei, frühmittelalterliche Burgreste systematisch zu untersuchen.

Digitized by Google

Privatdozent Dr. Hahne:

Die Kulturreste des früheren Mittelalters sind bis heute Stiefkinder der Forschung, wenigstens soweit sie nicht durch Kunstwert den Kunsthistoriker interessieren. — Welche öffentliche Sammlung zeigt die Keramik jener Jahrhunderte in systematischer Weise? — Auch die Aufdeckung der frühmittelalterlichen Burgstätten und sonstigen Siedlungen ist bis heute nicht offizielle Aufgabe irgend eines wissenschaftlichen Institutes. Die wichtigen Ergebnisse der von Professor Höfer geschilderten Forschung sind seither meist — nicht immer glückliche — Erfolge privater Arbeit oder doch der Arbeit einzelner Forscher und gelehrter Gesellschaften oder Vereine.

Neuerdings bricht sich aber doch die Erkenntnis Bahn, dass jene frühmittelalterlichen Reste von ganz besonderer Bedeutung sind als Bindeglieder zwischen historischer und prähistorischer Zeit. Die Forschungsmethoden der modernen Vorgeschichtswissenschaft sind es aber, die berufen scheinen, auch die Reste dieser Übergangszeit aufzuarbeiten. Die vorgeschichtliche Abteilung des hiesigen Provinzialmuseums hat sich zur Aufgabe gemacht, diese Forschungen für die Provinz Hannover in die Wege zu leiten, wie sie auch die frühmittelalterlichen Funde in ihr Sammel- und Arbeitsgebiet aufgenommen hat. Manche unserer Schloss- und Burgstätten tragen unter modernen und frühgeschichtlichen Bauten sicher auch noch vorgeschichtliche Reste; hoffentlich finden wir bald ein deutsches Troja und Myken! — Mit der Untersuchung der „Burg" bei Königsdahlum haben wir den Anfang unserer derartigen Untersuchungen gemacht. Herr Dr. Wackenroder leitet die Ausgrabung und wird Ihnen über die Ergebnisse berichten können. Die „Burg" bei Königsdahlum ist die wüste Stätte eines durch Chroniken seit dem XIII. Jahrhundert bezeugten Schlosses (castillum) aus dem Besitz der Ottonen. — Seit dem XIII. Jahrhundert wird nur noch eine Marienkapelle erwähnt, der Burgberg dient seitdem als Steinbruch. Von jeher sind Mauerreste, auch Gräber, Gefässscherben, Estrichböden und Metallteile beim Steinbruchbetriebe gefunden, aber nie war seither ein systematische Grabung oder sonstige Aufnahme ausgeführt. Vor Kurzem haben wir eine solche begonnen. Die noch vorhandenen letzten Reste der Anlage sollen nun eingehend untersucht werden.

In Königsdahlum liegen die Verhältnisse insofern günstig, als die Burgstätte seit dem Mittelalter nicht wieder bebaut wurde. Wir hoffen auch bald auf heute noch bebauten Siedelungs- bezw. Schlosstätten Untersuchungen ausführen zu können.

Dr. Wackenroder-Hannover

bemerkt zu dem Vortrage Prof. Höfers, dass das auf der Burg Anhalt (wird z. Z. publiziert von Dr. W.) gefundene keramische Material, das z. Z. publiziert werden solle, nach seiner Meinung dem XII. und XIII. Jahrhundert angehöre und dass auch die sonstigen Funde keinen Anlass geben, eine karolingische Besiedelung anzunehmen, wie vielleicht die Gelegenheitsfunde von der Fikenburg (Museum in Wernigerode). — Über die Ergebnisse der kürzlich (im Juli) erst in Angriff genommenen Ausgrabungen bei Königsdahlum ist bis jetzt noch nicht viel zu be-

Digitized by Google

richten: Blosgelegt sind Reste einer mittelalterlichen kirchlichen Anlage und eine Anzahl Gräber, ausserdem wahrscheinlich aus zwei verschiedenen und zwar älteren Bauperioden stammende Mauerreste. Das bisher aufgefundene Scherbenmaterial gehört nach Dr. Wackenroder's Ansicht dem XII. und XIII. Jahrhundert an.

Professor Dr. Höfer:

Wie ich schon vorher erwähnt habe, sind ausser der mittelalterlichen, hartgebrannten, steinzeugartigen Topfware, die schwarzgrau oder blaugrau, im Bruche aber hellgrau aussieht und die mannigfache Verzierungen aufweist, in grosser Menge auch die grobkörnige, schlechtgeschlemmte und schlechtgebrannte Topfware, die im Bruche schwarz aussieht und regelmässig unverziert ist, gefunden worden. Beide Sorten lassen sich sehr leicht unterscheiden; aber auch zu feineren Unterscheidungen bieten die Scherben der Burg Anhalt interessantes Material. Da dasselbe hier nicht vorliegt, ist eine Demonstration unmöglich.

Dr. Konrad Olbricht, Lüneburg:

Das Klima der postbaltischen Zeit und die vorgeschichtliche Chronologie.

Mit 1 Textabbildung.

Der heutige Mensch versucht es mit Erfolg immer mehr, sich von Klimaschwankungen unabhängig zu machen. Diesen Zweck verfolgten zum Teil schon die grossen Bewässerungswerke, die wir von den Kulturvölkern des Altertums her kennen und die heute unter europäischem Einfluss in Ägypten und Mesopotamien wieder aufleben. Aber noch heute zeigen uns die grossen Hungersnöte in Vorderindien und China, dass auch bei hochentwickelten Völkern der Kampf gegen die Verheerungen nur kurzer Trockenzeiten nicht immer ein siegreicher ist. Um wie viel mehr muss der primitive Mensch von den viel grösseren Klimaschwankungen der jüngsten geologischen Vergangenheit abhängig gewesen sein. Manche noch heute rätselhaften Wanderungen der vorgeschichtlichen Zeit werden uns unter ganz neuer Beleuchtung erscheinen, wenn wir sie nicht auf blosse Launen der jeweiligen Völker zurückführen, sondern bedenken, dass auch hier Klimaveränderungen eine Hauptrolle spielen, dass sie die Physiographie grosser Landschaften verändern und darum oft den von den Naturschätzen abhängigen Menschen zur Auswanderung zwangen. Aber die Veränderung der Physiographie eines Gebietes unter dem Einfluss variierender Klimate prägt auch den Kulturen gewisse Eigentümlichkeiten auf, wenn wir auch hier erst im Anfange unserer Erkenntnis stehen. Darum wollen wir heute einige dieser Fragen betrachten, um so zu weiterer eingehender Berücksichtigung dieser Verhältnisse den Ansporn zu geben.

Wir geben zuerst einen Überblick der Klimaschwankungen des Eiszeitalters und fragen uns dann, ob wir schon jetzt imstande sind, gewisse Beziehungen zwischen Kulturentwicklungen und Klimaschwankungen festzustellen. Wenn wir einmal bestimmte Kulturstufen mit bestimmten

Digitized by Google

Klimaschwankungen identifiziert haben und für das Ausmass der letzteren Zahlenwerte erhalten, werden wir imstande sein, die Chronologie der menschlichen Kulturentwicklung für Zeiten festzustellen, deren Altersbestimmungen bisher ganz vage und hypothetisch waren.

I.

Nicht zum mindesten unter dem Einflusse des epochemachenden Werkes von PENCK und BRÜCKNER „Die Alpen im Eiszeitalter" haben sich in unserer Auffassung der klimatischen Verhältnisse dieser eigenartigen Zeit grosse Änderungen vollzogen. Einerseits ist es uns zu ziemlicher Gewissheit geworden, dass die Eiszeiten sich über die ganze Erde verfolgen lassen und überall eine gleichmässig erfolgende Depression der heutigen Schneegrenze darstellen (soweit nicht jüngere Krustenbewegungen diese Harmonie gestört haben). Damit fallen schon eine Reihe von Theorien für die Entstehung der Eiszeit weg, so die CROLLsche Theorie, nach der die Eiszeiten alternierend auftreten und die bekannte Pendulationstheorie, nach der Polschwankungen die Hauptrolle spielen. Indem sich uns zugleich immer deutlicher die Zusammenhänge zwischen Faltungen, Meeresregressionen und Eiszeiten zeigen, ahnen wir, dass diese nicht kosmisch bedingt sind, sondern sich als Folgeerscheinungen gewisser uns noch unbekannter Störungen des Erdinneren, die in seltsamer Periodizität eintreten, erklären lassen.

Den wichtigsten Fortschritt der Eiszeitforschung stellt das Auffinden der Beweise für lange Interglazialzeiten dar, in denen es stellenweise wärmer war als heute und das mediterrane Klimagebiet sich bis nach Deutschland hinein erstreckte, erkenntlich an seinen rötlichen Verwitterungsrinden.

PENCK und BRÜCKNER unterscheiden neuerdings vier Eiszeiten, die sie nach Flüssen im Alpenvorlande Günz-, Mindel-, Riss- und Würmeiszeit genannt haben. Aus den beiden älteren Eiszeiten stammt der Deckenschotter, aus den jüngeren der Hoch- und Niederterrassenschotter. Doch macht es PENCK auch wahrscheinlich, dass wir noch ältere Eiszeiten haben, deren Spuren nur verwischt sind, einerseits durch die starke Abtragung in den Interglazialzeiten, anderseits durch jüngere Eiszeiten, die ihr Abtragungsgebiet bis in das Ablagerungsgebiet älterer Gletscher ausdehnten. Gerade die Lösse der mittelrheinischen Tiefebene scheinen für diese Frage sehr bedeutungsvoll zu werden. In den Alpen ist die Risseiszeit die ausgedehnteste, während in Norddeutschland diese Stellung der Mindeleiszeit zukommt.

Dieses Missverhältnis erklärt sich daraus, dass in den Alpen während des Eiszeitalters eine starke Hebung einsetzte und so die jeweiligen Schneegrenzen der verschiedenen Eiszeiten wesentlich modifiziert wurden, indem einerseits die Schneegrenzen älterer Eiszeiten verbogen wurden, anderseits infolge der stetigen Hebung leicht die Gletscher jüngerer Eiszeiten weiter vorrücken konnten, als diejenigen älterer Eiszeiten, die in anderen Gebieten am ausgedehntesten waren. So sehen wir in den Südalpen gerade die Gletscher der Würmvereisung am weitesten ins Alpenvorland stossen und hier die mächtigen Moränenwälle aufbauen, die Ihnen ja aus der Literatur genügsam bekannt sein dürfen.

Digitized by Google

So wird es uns sehr erschwert, aus dem vorhandenen Material die Bedeutung der einzelnen Eiszeiten zu ermessen, da immer — auch bei uns in Norddeutschland — tektonische Faktoren das einfache Bild gestört haben.

Ebenso sind wir auch nicht imstande aus den uns bekannten Ablagerungen der Zwischeneiszeiten zwingende Schlüsse auf die relative Länge dieser Zeiten zu ziehen.

Die Interglazialzeiten zeichnen sich durch warme Floren und Faunen, limnische Ablagerungen, mächtige Lösse und starke Verwitterungsrinden aus, von denen die letzteren um so wichtiger sind, als sie die von Gegnern der Interglazialzeiten bei den übrigen Funden entgegengehaltene Theorie von blossen Gletscheroszillationen entgiltig abweisen. Die neuesten Funde machen es zugleich wahrscheinlich, dass Steppenzeiten mit ausgedehnter Lössbildung die Höchstphase einer Zwischeneiszeit einnehmen und sich an diese Mediterranzeiten anschliessen, die ihrerseits wieder von Waldphasen begleitet werden. Dies zeigen nicht nur die schönen Profile, die Ew. WUST aus Taubach aufgenommen hat, sondern auch die Tatsache, dass an vielen Stellen die interglazialen limnischen Ablagerungen in der Lüneburger Heide durch eisenschüssige Sande unterbrochen werden, die im Maximalstande der Zwischeneiszeit ein arides Klima anzeigen, das nicht nur eine starke Abtragung, sondern zugleich die Bildung eisenschüssiger Sedimente förderte.

Die Interglazialzeiten sind nun nicht nur von verschiedener Länge, sondern auch von verschiedener Intensität der in ihnen wirksamen klimatischen Faktoren, denn wenn gerade eisenschüssige Bildungen in älteren Interglazialzeiten überwiegen, so ersehen wir daraus, dass damals die mediterranen und subtropischen ariden Gebiete weiter nach Norden vorrückten, als in älteren oder jüngeren Interglazialzeiten. Insbesondere hängt die Verwitterung wesentlich mehr von der Intensität der klimatischen Faktoren, als von der Länge der Zeiträume ab [1]). Wenn sich die Verwitterungsrinden der Mindel-Riss-Interglazialzeit und die der Riss-Würm-Interglazialzeit wie 12 zu 3 verhalten, so können wir daraus noch keine absolut giltigen Schlüsse auf die Längen dieser Zeiten ziehen, da doch die Verwitterung eine Kombination der Arbeit darstellt, die Zeitlänge und Klimaintensität zusammen leisten.

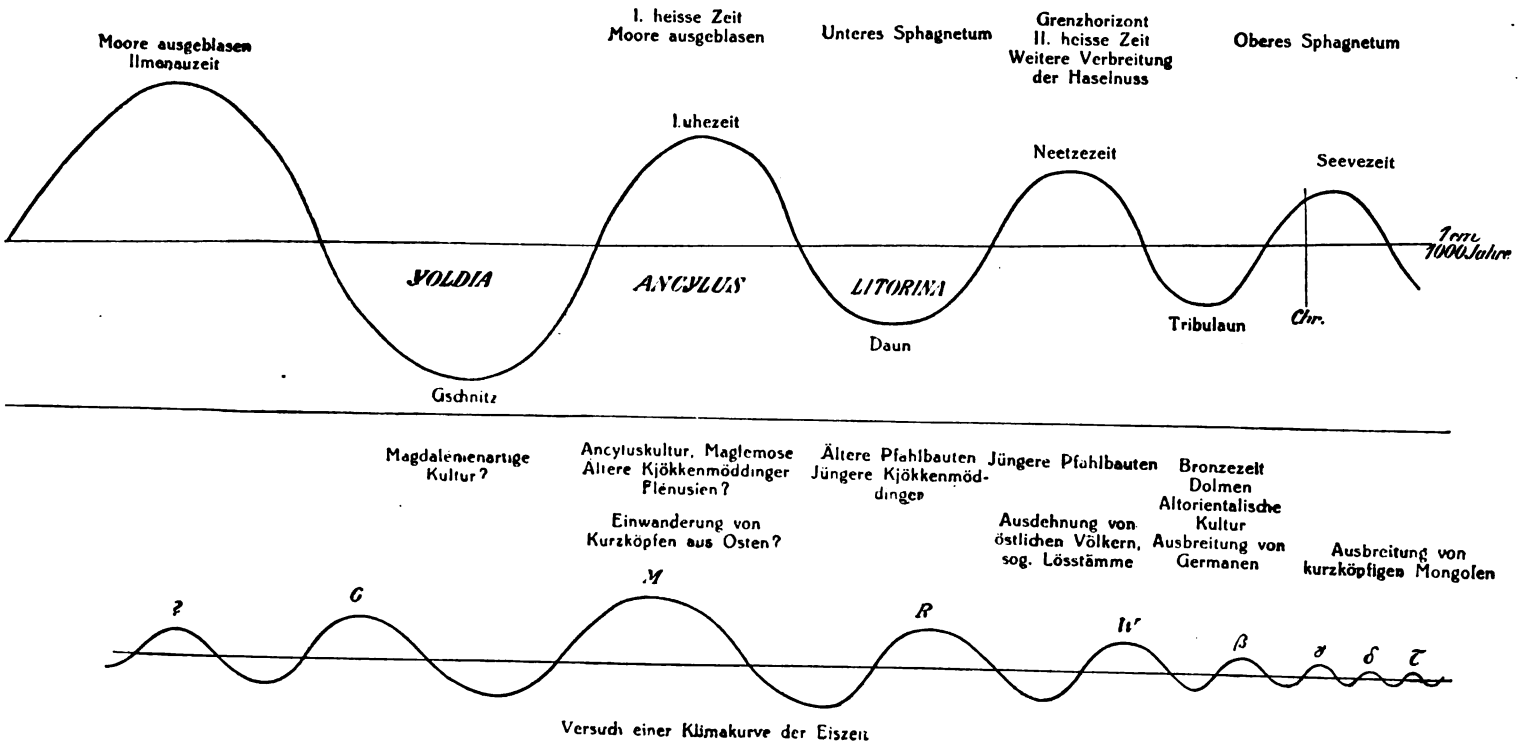
Von Wichtigkeit ist die Klimakurve der Postwürmzeit. Nach einer längeren Zeit der Achenschwankung rückten in den Alpen die Gletscher noch einmal vor. Das ist der Bühlvorstoss, dessen Moränen man neuerdings immer mehr ins Alpenvorland vorschiebt. Ihm entspricht in Norddeutschland der jüngere Vorstoss, der bis an die baltische Endmoräne reicht, den ich daher baltischen Vorstoss genannt habe, um so seine Identität mit dem Bühlvorstoss noch nicht unbedingt auszusprechen, obwohl eigentlich gewichtige Zweifel dagegen nicht mehr bestehen.

Wichtig ist es, dass wir in Norddeutschland an vielen Stellen auf die Dauer und klimatischen Verhältnisse der baltischen Schwankung schliessen können, die ich mit der alpinen Achenschwankung identifiziere.

---

[1]) Wir erinnern hier nur an die starke Lösungskraft der grosse tiefgründige Verwitterungsböden schaffenden warmen tropischen und subtropischen Regen im Gegensatz zu den kühlen Regen unserer Zonen.

Digitized by Google



Versuch einer Klimakurve der Eiszeit

Digitized by Google

Wir ersehen aus ihnen, dass in die baltische Schwankung nicht nur die Bildung ausgedehnter Lösse und lössartiger Bildungen fällt, sondern zugleich auch die Täler stark ausgetieft wurden, stellenweise sogar ganze Talsysteme sich erst bildeten [1]).

Auf den baltischen Vorstoss folgt die postbaltische Zeit. In sie fallen nicht nur die Gschnitz, Daun und Tribulaunmoränen der Alpen, sondern auch mächtige jüngere Sande in Norddeutschland, vielleicht hier sogar auch lössartige Bildungen.

Die alpinen Moränen zeigen uns, dass dreimal nach dem Bühlvorstoss die Alpengletscher noch weiter vorrückten, als heute und zwar nehmen diese Vorstösse an Ausmass allmählich ab, ihre Schneegrenzen verhalten sich wie 600 : 400 : 200. An vielen Stellen zeigen Lösse und warmtemperierte Floren auch im Alpengebiet an, dass zwischen den Gletschervorstössen Zeiten lagen, in denen das Klima jedenfalls erheblich wärmer war als heute, aber diese Funde sind vereinzelt, da sie zum Teil durch die jüngeren Gletschervorstösse, zum Teil durch fluviatile Erosion abgetragen wurden. Ebenso zeigen auch die mächtigen heute bewachsenen Schuttkegel an, dass in der Postbühlzeit das Klima mindestens einmal wesentlich wärmer und trockener war, als heute.

In Norddeutschland haben zwei von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehende Untersuchungen für die postbaltische Zeit das Alternieren von Regen- und Trockenzeiten erwiesen. Einerseits die Untersuchungen von Professor SCHULZ in Halle, dessen Ergebnisse Sie auf der Ihnen vorgelegten Tabelle ersehen. Sodann meine eigenen Aufnahmen im unteren Ilmenautal, aus denen sich vier postbühle Trockenzeiten [2]) ergeben, die sich durch Verschüttung des Tales mit Sand auszeichnen, deren Intensität sich aus der Mächtigkeit der aufgeschütteten Sande ungefähr errechnen lässt und auffallenderweise in demselben Masse nach der Jetztzeit zu abnimmt, wie die der alpinen Vorstösse. So sehen wir, dass diese alpinen Vorstösse und die norddeutschen Terrassen Wellentälern und Wellenbergen einer einheitlichen Klimakurve entsprechen, die wir so aus den in verschiedenen Gebieten gemachten Erfahrungen herleiten können. Ich habe diese Steppenzeiten nach den Heideflüssen, die ins Elbtal münden, Ilmenauzeit, Luhezeit, Neetzezeit und Seevezeit genannt, und werde mich ihrer einstweilen auch bedienen, so lange wir keine bessere Bezeichnung finden.

Wichtig ist auch die Parallelisierung mit den Ablagerungen der norddeutschen Moore, die wir besonders SCHULZ verdanken. Die Moore wurden in der sehr trockenen Ilmenauzeit und Luhezeit ganz ausgeblasen. In der Daunzeit bildete sich der untere Sphagnetumtorf, in der Neetzezeit der Grenzhorizont und in der Tribulaunzeit der obere Sphagnetumtorf, dessen Bildung noch heute andauert und durch die

[1]) Nach meinen neuesten Aufnahmen haben wir lössartige Bildungen in der Lüneburger Heide sogar noch in der Gschnitz-Bühlzeit.

[2]) Die Teilnehmer an dem Ausfluge in die Lüneburger Heide im Anschluss an die erste Hauptversammlung unserer Gesellschaft haben gesehen, wie heute die dichte Pflanzendecke die Abtragung verhindert und starke Abtragungen nur einsetzen können, wenn bei Trockenzeiten die Pflanzendecke weitständig wird und stellenweise sogar ganz fehlt.

Digitized by Google

kurze Seevezeit anscheinend nicht erheblich unterbrochen wurde. Wenigstens kennen wir nicht die Spuren einer derartigen Unterbrechung.

Diese Worte zur kurzen Orientierung. Heben wir als besonders wichtig noch einmal hervor, dass die postbaltischen Klimawellen nicht etwa Oberschwingungen der grossen glazialen Klimawellen darstellen, sondern in gewissem Sinne diesen gleichwertig sind und nur das allmähliche Ausklingen des an klimatischen Gegensätzen reichen Eiszeitalters nach der Jetztzeit zu darstellen. Wir gehen also nicht etwa einer neuen Interglazialzeit, sondern anscheinend einer neuen Tertiärzeit entgegen und wenn unser Klima sich von dem tertiären so erheblich unterscheidet, so liegt dies an der ganz andersartigen Verteilung von Wasser und Land. Aber es erscheint als ein eigenartiges Zusammentreffen, dass unser Menschengeschlecht erst in unserer Zeit seine grosse Kulturhöhe erreichte, wo keine neue Eiszeit diese mehr zu vernichten vermag.

Die absolute Dauer des Eiszeitalters ist zurzeit noch nicht genauer zu bestimmen. Die bisherigen Forschungen schwanken zwischen 1/4 Million und einer Million Jahren. Diese grossen Gegensätze erklären sich daraus, dass man wohl an der Erosionsarbeit von Flüssen einige Anhaltspunkte für das Postglazial hatte, aber nicht imstande war, die postglazialen mit den glazialen Klimawellen in irgend welche Beziehungen zu setzen. Sie sehen aber, dass dies auf Grund der von mir aufgestellten Klimakurve schon ermöglicht wird [1]). Nehmen wir für die postbaltische Zeit als rohen Durchschnittswert rund 30000 Jahre an, welche Zahl wir aus dem Rückschreiten mancher Wasserfälle und dem Wachsen einiger alpinen Deltas entnehmen, so bekommen wir für das gesamte Eiszeitalter rund 250000 Jahre. Diese Zahl nähert sich auffallend den Schätzungen von HESS und MORTILLET. Wir werden ihr um so mehr ein gewisses Vertrauen schenken können, zumal wir noch sehen werden, dass gerade beim Annähern an die jüngste Geschichte manche Kulturstufen sich auffallend mit dem Alter decken, das ihnen aus anderen Gründen der Historiker gibt. Dies gilt insbesondere von der alten ägyptischen Geschichte.

Aber abgesehen davon, dass sich viele historisch festgelegte Daten so auffallend mit den von uns gewonnenen decken, sprechen noch andere Gründe für eine gewisse Wahrscheinlichkeit unserer Zahlen.

Der von uns angenommene Zeitraum genügt vollkommen, um aus den Eolithen sich die moderne Kultur entwickeln zu lassen, zumal unsere neuesten Forschungen darzulegen scheinen, dass das Strépyien mit seinem plötzlichen Kulturaufschwung in den Anfang der Eiszeit zu stellen ist und die Stufen des Reutelien, Mesvinien und Mafflien mit ihrer erstaunlichen Persistenz noch dem Pliozän angehören. Wir kommen hiermit zum zweiten Teile unseres Vortrages, indem wir einige wichtige Zusammenhänge zwischen Klimaschwankungen und Kulturentwicklung kurz darlegen wollen.

---

[1]) Diese Klimakurve entstand durch Fortsetzung der postbaltischen Klimakurve, für die wir schon viel Anhalt haben, nach rückwärts und stellt natürlich auch nur einen Versuch dar. Einige Herren haben sich an der auffallenden Harmonie dieser Kurve gestört, ich werde deshalb gelegentlich zeigen, weshalb ich mir den Verlauf gerade so vorstellen möchte.

Digitized by Google

II.

Noch wissen wir nicht mit Sicherheit, an welcher Stelle sich zum ersten Male aus uns noch unbekannten Vorfahren ein menschenartiges Wesen entwickelte. „Ex oriente lux" gilt noch heute für den Historiker, wie noch kürzlich Eduard MEYER in seinem interessanten Vortrage über „Alte Geschichte und Prähistorie" dargelegt hat. Wir können diese Anschauung nicht beweisen, bekommen aber immer mehr Anhaltspunkte dafür, dass seit einer gewissen uns noch unbekannten Phase des Eiszeitalters Mitteleuropa im weitesten Sinne der Entwicklungsherd der Menschen wurde und sich diese hier unter dem Einfluss des ständig wechselnden Klimas, der ständig sich verschiebenden bewohnbaren Gebiete und der immer variierenden Lebensbedingungen weiter entwickelten. Wie sich die Wanderungen während des Eiszeitalters verhalten haben, wissen wir noch nicht, da das vorliegende Material zur Beantwortung dieser wichtigen Fragen noch nicht ausreicht. Auch ein kühler werdendes Klima des baltischen Schildes wird den Menschen zur Auswanderung zwingen und es ist ersichtlich, dass solche nordsüdlich gerichtete Wanderungen um so häufiger eintreten werden, je stärker die Besiedelung Skandinaviens geworden ist. Gerade für die Bronzezeit scheinen derartige Wanderungen charakteristisch zu sein. Dieser Art von Wanderungen bedingt durch ein kühler werdendes Klima und angedeutet durch eine Expansion nordeuropäischer Stämme steht eine andere Art von Wanderungen gegenüber, die gerade durch ein trockener werdendes Klima angedeutet wird. Wenn in kühleren regenreicheren Zeiten die Menschen die Steppengebiete besiedeln, so werden sie aus diesen bei trockenen Zeiten vertrieben und so werden Wanderungen von Osten nach Westen — aus Innerasien nach Europa, aber auch nach China, Turan und Vorderindien — stattfinden, die um so häufiger werden, je zahlreicher der Mensch diese trockenen Gebiete besiedelt. Derartige Wanderungen werden dann ein Einschieben von Halbkulturen in höher entwickelte Kulturen bedeuten und so Erscheinungen erklären, die wir etwa als „Kulturverarmungen" bezeichnen können. Derartige Wanderungen von Osten her scheinen tatsächlich eine grosse Rolle zu spielen — neolithische Wanderungen von Lössstämmen, Mongolenwanderungen des Mittelalters — und so wird die Frage zu beantworten sein, in wie weit nicht manche eigentümlichen Kulturen des Paläolithikums, die periodisch wechseln [1]), so zu erklären sind, vielleicht fällt hierdurch auch neues Licht auf die Verbreitung der Rundköpfe. Expansionen innerasiatischer Stämme in trockenen Zeiten und Expansionen europäischer — in jüngster Zeit germanischer — Stämme in kühlen regenreichen Zeiten wechseln also periodisch miteinander ab und ergeben das bunte Bild der Wanderungen und Kulturumformungen, dessen Deutung eines der Hauptziele der Forschung kommender Zeiten sein dürfte. Jetzt sind wir allerdings noch weit von diesem Ziel entfernt.

Im Anschluss hieran wollen wir noch einige weitere Punkte hervorheben, die für die Erforschung der Vorgeschichte von Bedeutung sind,

[1]) Auf diesen wichtigen Punkt scheinen auch Untersuchungen von Herrn WÜST hinzuzielen, die leider wegen Kürze der Zeit in der paläolithischen Konferenz nicht mehr zum Ausspruche kamen.

Digitized by Google

nämlich die Veränderungen der Pflanzendecke bei variierenden Klimaten und die dadurch bedingten Verschiedenheiten im Auffinden von Bodenschätzen sowohl, wie in der Wahl und Beschaffenheit der Wohnplätze. Steppenzeiten zeichnen sich durch eine spärliche Bewachsung aus; der Boden steht an vielen Stellen an: so ist der Mensch leicht imstande, Bodenschätze zu entdecken, die sonst unter der dichten Pflanzendecke verborgen liegen. So ist es leicht, etwaige Tonlager auszubeuten und Töpfergeräte anzufertigen. Vielleicht spielt auch hierbei die starke Besonnung während des heissen trockenen Sommers eine Rolle. Wir erinnern nur an das Auffinden von Jadeit und Nephrit. In trockenen Zeiten finden wir starke periodische Wolkenbrüche, die dann die Täler mit Sand verschütten. So wird der Mensch in solchen Zeiten gezwungen, seine Wohnstätten auf hohe Terrassen am Flussrande zu verlegen. Auch das ist charakteristisch für die Lage mancher Kulturen (z. B. Wohnsitze mit Bandkeramikfunden aus der Wetterau).

In einem feuchten regenreichen Klima bedeckt umgekehrt ein dichter Pflanzenwuchs die Gegend und das Auffinden von Bodenschätzen wird dem primitiven Menschen, dem z. B. eiserne Grabwerkzeuge fehlen, sehr erschwert. Solche Zeiten werden dann unter Umständen eine Töpferkunst erschweren.

Auch die Frage der Wohngruben scheint hierher zu gehören. Bei unserem rezenten regenreichen Klima ist der Boden stark durchnässt und manche Wohngruben würden tage- oder wochenlang unter Wasser stehen.

Bei einem kontinentalen Klima hingegen folgt heftigen Wolkenbrüchen meist eine schnelle Austrocknung durch die brennende Sonne. Zugleich ist der Winter kalt und so bieten die Wohngruben besseren Schutz, als über dem Boden sich erhebende Wohnungen.

Auf das Verbreitungsgebiet der megalithischen Denkmäler fällt ebenfalls Licht, wenn wir geographische Momente berücksichtigen. Zwei Faktoren bedingen die starke Entwicklung derartiger Denkmäler, einmal das Vorhandensein von geeigneten Blöcken, sodann aber die Möglichkeit, diese ohne Schwierigkeiten aufzufinden. So beschränken sich einmal die megalithischen Denkmäler nur auf diejenigen Flächen Westeuropas, wo ältere von Graniten (mit ihrer typischen Wollsack- und Blockverwitterung) durchsetzte Formationen über mesozoische lockere Sedimente tauchen (Bretagne, Südengland, Gebiete mit nordischen Findlingen), treten aber wieder in diesen Gebieten nur dort auf, wo kein undurchdringlicher Wald diese Gesteine verhüllt, sondern wo diese mit Heidekrautflächen bewachsen sind, oder auch mit anderen kraut- und grasartigen Beständen, aus denen sich die grossen Blöcke deutlich erkennbar erheben und so zur Benutzung anlocken. (Vgl. die Heiden Frankreichs, Englands und die Lüneburger Heide gegenüber den bewaldeten deutschen Mittelgebirgen.) Hieraus können wir umgekehrt wieder schliessen, dass manche Heidegebiete schon seit dem Neolithikum ihren heutigen Vegetationscharakter besessen haben.

Wir dürfen überhaupt die grossen Hindernisse, die der dichte Wald dem primitiven Menschen entgegenstellt, nicht zu gering schätzen.

Noch auf einen wichtigen Punkt wollen wir hinweisen, nämlich auf die bekannten Ausbrüche des Vernagtferners. Es ist wahrscheinlich, dass

Digitized by Google

die Gletscher, welche in postbühlen regenreichen Zeiten weit in die Täler hinabreichten, an vielen Seiten Nebentäler absperrten und sich so Stauseen von nicht geringem Ausmasse bildeten. Dadurch ist uns die Frage nahe gelegt, ob nicht Gletscherausbrüche in solchen Zeiten eine grosse Rolle spielten, ob diese nicht zeitweise viele Alpentäler unbewohnbar machten und die Bevölkerung zwangen, sich an geeigneten Stellen zusammenzudrängen. Als solche Stellen sind, zumal ein dichter Wald das Gebiet bedeckte, die blauen Spiegel der Seen recht geeignet. So finden wir gerade in den Alpen die Pfahlbauten hoch entwickelt, diese fehlen aber auch an anderen Stellen nicht, wo Seebecken in dichte Wälder eingeschaltet sind. (Holstein, Teile Dänemarks.)

So sehen wir hier manche Probleme auftauchen, die zur Beurteilung vorgeschichtlicher Kulturen von Bedeutung sind, die aber nur durch ein Zusammenarbeiten von Gelehrten der verschiedensten Richtungen geklärt werden können. Auch bei der Chronologisierung der postbaltischen Stadien der Ostsee müssen wir von neuen Gesichtspunkten ausgehen. Ich kann leider diesen Punkt nur flüchtig streifen und erwähne als besonders wichtig die pflanzengeographischen Untersuchungen von SCHULZ[1]). Das Yoldiameer entsteht im Anschluss an das Abschmelzen der Gschnitzgletscher, die ein kleines Inlandeis bildeten, in der folgenden trockenen Zeit verschwindet die Ostsee bis auf einige Salzpfannen und in einer jüngeren Zeit senkt sich das Gebiet, so dass die Fluten der Nordsee wieder eindringen und zugleich die Salzpfannen lösen. Nur so erklärt sich der auffallend grosse Salzgehalt des Litorinameeres[2]).

Überblicken wir nun noch kurz einige postbaltische Kulturen. Auf ein detailliertes Eingehen verzichte ich ausdrücklich, da erst die Forschung der nächsten Jahre hier einiges Licht bringen dürfte.

Wir bemerkten schon, dass das Jungneolithikum mit seiner auffallenden Stagnanz der Kulturen noch dem Pliozän angehören dürfte und erst mit dem Strépyien mit seinem merkwürdigen Aufschwung das Eiszeitalter einsetzt. Die zwei Jahrhunderttausende, die wir nach unserer Kurve gern als Dauer des Paläolithikums annehmen möchten genügen, um aus dem Strépyien das Magdalénien sich entwickeln zu lassen. Schon beim Paläolithikum haben wir keine allmähliche Weiterentwicklung, sondern ein periodisches Wiederkehren mancher Kulturen, wie Ihnen Herr Dr. WÜST berichten wird[3]). Mit dem Magdalénien beginnt die postbaltische Zeit, deren Klima wir schon charakterisiert haben.

Die ersten 16000 Jahre dieser Zeit nehmen die transneolithischen Kulturen ein[4]). Ich habe in der Tabelle den undankbaren Versuch gemacht einige dieser Kulturen zu parallelisieren und möchte mir einige kurze Bemerkungen dazu gestatten. Ich kenne nicht Kulturen, die ich mit Bestimmtheit in die Ilmenauzeit und die Gschnitzzeit setzen möchte, der folgenden Luhezeit gehört meiner Meinung nach die Ancyluskultur an, sowie die älteren Kjökkenmöddinger. Aus dieser Zeit finden wir gerade

---

[1]) SCHULZ, Die Verbreitung und Geschichte einiger phaneroganer Arten in Deutschland usw. Zeitschrift für Naturwissenschaften 1909. S. 53—175.

[2]) Dieses fällt nach pflanzlichen Resten in die kühle regenreiche Daunzeit.

[3]) Wegen mangelnder Zeit ist dieser sehr wichtige Bericht ausgefallen.

[4]) Vergleiche dazu die an Tatsachenmaterial reiche Darstellung von G. KOSSINNA über den „Ursprung der Urfinnen usw.", Mannus I, Heft 1 2.

Digitized by Google

überwiegend Andeutungen einer Kiefernflora in Gebieten, wo diese heute wegen des zu feuchten Klimas nicht mehr vorkommt. Schon daraus können wir schliessen, dass damals nicht nur ein kontinentales Klima bis nach Dänemark und Schleswig-Holstein herrschte, sondern dass vielleicht damals auch grosse Teile der Nordsee landfest waren. In diese trockene Zeit fällt auch das Tardenoisien, das ich in gewisse Zusammenhänge mit den jüngeren Aufschüttungsterrassen der Ilmenau bei Lüneburg bringen konnte. Die tardenoisienartigen Kulturen bei Lüneburg vermeiden die jüngeren Ilmenauterrassen und zeigen an, dass anscheinend in der Luhezeit das Tardenoisien seine Hauptentfaltung hatte. Es ist eine ausgeprägte Steppenkultur. Der Mensch siedelt auf den hohen Heidehügeln, die als waldbedeckte Regeninseln über die Steppen der niedriger gelegenen Gebiete ragten. Den Boden bedeckte nicht das festigende Heidekraut. Steinpflasterungen schützten ihn vor zu starker Verwehung. Der Mensch siedelt auf Terrassen am Rande der Täler, die bei den häufigen Platzregen oft unter Wasser gesetzt und mit Sand verschüttet wurden. Der Habitus der Artefakte zeigt, dass ein Nomadenvolk schnell wanderte und nur vorübergehend Halt machte, um seinen Wasservorrat zu ergänzen.

Nunmehr beginnt das Neolithikum mit seiner sorgfältigen Bearbeitung der Steine und dem Anbau des Getreides. Die jüngeren Kjökkenmöddinger, sowie die Pfahlbauten sprechen für ein kühles regenreiches Klima mit starker Bewaldung. Gleichzeitig mit der Periode der älteren Pfahlbauten ist die mittelrheinische Tiefebene reich besiedelt, was meiner Meinung nach auf eine regenreiche Zeit hinweist, da dieses ausgesprochene Regenschattengebiet in trockenen Zeiten sicher einen Ackerbau des primitiven Menschen recht erschwerte. In der jüngeren Periode der Pfahlbauten, die wir vielleicht als geographische Verbreitung klimatisch bedingter Formen ansehen können, beginnt eine deutlich erkennbare Wanderung von Lösstämmen, das scheint auf ein trockenes Klima hinzuweisen, auch die an vielen Stellen sehr hoch entwickelte Keramik dürfte dafür sprechen.

In der Metallzeit entstehen wahrscheinlich die meisten der megalithischen Denkmäler, zugleich begegnen uns zum ersten Male deutlich erkennbare Nordsüdwanderungen germanenartiger Stämme, die für ein kühles regenreiches Klima bezeichnend sind.

Es ist von Wichtigkeit nunmehr unsere Chronologie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, da jetzt auch die Weltgeschichte des Historikers beginnt. Wir finden da seltsame Übereinstimmungen. Ägyptische Inschriften deuten an, dass 2000 vor Chr. in der heutigen Wüste Nomaden Viehzucht trieben, das spricht für eine regenreiche Zeit. Es beginnt die hohe Kulturentwicklung Ägyptens, Mesopotamiens und die mykenische Kultur, die sich vom Historiker chronologisch fixieren lassen. Sie alle fallen dann in die letzte regenreiche Zeit unserer Tabelle, womit angedeutet ist, dass auch die Blütezeit dieser alten Kultur z. T. klimatisch bedingt ist. In dieselbe Zeit fällt auch die grosse Expansion der Indogermanen (Arier) bis nach Turan und Vorderindien. Inwieweit der Einschlag indogermanischer Elemente auch die vorderasiatischen Kulturen mitbedingt hat, vermögen wir nicht zu sagen. Rassen- und Kulturherde.

Schon einige Jahrhunderte vor Christus beginnt die Völkerwanderung

Digitized by Google

mit dem Ostwestwandern skythischer Stämme (a. 700). Diese Zeit ist ausgezeichnet durch eine gewaltige Expansion mongolischer Stämme und den dadurch mitbedingten Verfall mancher Kulturen. In Europa schieben sich die Mongolen anscheinend gerade in den Gebieten am weitesten nach W. vor, wo wir auch in den älteren Zeiten Andeutungen ausgedehnter Ostwestwanderungen haben. Alles Andeutungen einer heissen Zeit mit kalten Wintern und heissen trockenen Sommern. Jetzt werden manche stark bevölkerte Gebiete, die zugleich Regenschattengebiete sind, zu kleinen Zentren, die ständig Völkerwellen aussenden, so z. B. die Lüneburger Heide. Diese trockene Seevezeit scheint bis zum Ausgange des Mittelalters angedauert zu haben, nun beginnt eine neue kühle Zeit mit starker Kulturentwicklung und Expansion der Germanen in weitestem Sinne. Leider muss ich wegen mangelnder Zeit darauf verzichten, mehrere Beweise dafür anzugeben.

Mit Absicht habe ich mich bemüht, diesen Vortrag nicht mit Einzelheiten zu überladen, zumal die Beherrschung des inzwischen gesammelten Materials die Arbeitskraft eines einzelnen bei weitem übersteigt. Ich wollte nur einige neue Gesichtspunkte andeuten, um zu zeigen, wie notwendig ein Zusammenarbeiten der verschiedensten Arbeitskräfte ist, um eine Einseitigkeit zu vermeiden. Besonders wird es für den Historiker von Bedeutung sein, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur noch mehr zu betonen als bisher [1]). Dann wird sich immer mehr die Kluft ausfüllen, die noch heute Vorgeschichte und Geschichte trennt und der Historiker wird erkennen, dass die letzten 5000 Jahre, die er stolz „Weltgeschichte" nennt, nur zu erklären sind durch jene zehntausende von Jahren, seit denen der Mensch seine Kultur, Intellekt und Religion besitzt.

Zugleich möchte ich auch bemerken, dass die in diesem Vortrage entwickelten Anschauungen nur die Quintessenz eines von mir schon während langer Zeit gesammelten Arbeitsmateriales sind, dessen ausführliche Darstellung und Begründung ich hoffentlich in Zukunft einmal bringen kann.

Landesgeologe Dr. Korn-Berlin

erklärt, dass er „als Vertreter der kgl. geol. Landesanstalt" den Ausführungen O.'s entgegentreten müsse. Auf Grund der bisherigen Ergebnisse der preussischen Landesaufnahme glaube er, dass die Altersansetzung der Ilmenauterrassen nicht richtig sei, dass es sich vielmehr um Talsandterrassen aus . . . . . handele. Auf die Parallelisierung des norddeutschen mit dem alpinen Quartär müsse man zurzeit überhaupt noch verzichten, daher auch auf Aufstellung von allgemeinen Klimakurven des Quartärs. Wir müssen abwarten, bis die Landesaufnahme die verglichenen Gebiete durch Kartierung verbindet. — Die Lösse sind ein zu unsicheres Hilfsmittel. — Das Eis, das fast bis Halle gereicht hat, ist nicht mit Sicherheit als Riss-Vergletscherung zu bezeichnen.

[1]) Wir wollen durchaus nicht bestreiten, dass grosse Männer immer leitend in die Weltgeschichte eingegriffen haben, aber sie lösten dann nur Spannungen aus, deren Ausgleich auf natürlichem Wege doch auch erfolgt wäre.

Digitized by Google

Dr. Olbricht:

Es scheint mir voreilig und durchaus ungerechtfertigt, alle Talsandterrassen Norddeutschlands auf Grund einer Schablone erklären zu wollen. Für die Ilmenauterrassen passt sie jedenfalls nicht. Sie entstanden nachweislich erst lange nach dem Abschmelzen der Gletscher im Anschlusse an grosse Schuttkegel, welche die Heideflüsse ins Elbtal geschoben haben. Diese Schuttkegel wurden, wie ich demnächst eingehender nachweisen werde, in regenarmen Zeiten aufgeschüttet, wie sich dies aus einer Betrachtung der Abtragungsverhältnisse ergibt. Meine Anschauungen sind als sehr unbequem schon von vielen Seiten bekämpft worden; doch hoffe ich, dass eine sachliche Diskussion nach Erscheinen meiner Arbeit — die in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde erscheint und zwar gegen Weihnachten — hier manches klären wird.

Privatdozent Dr. Wüst-Halle:

Wenn hier eben Herr Dr. Korn als Vertreter der kgl. Preuss. Geologischen Landesanstalt sich Herrn Dr. Olbricht gegenüber prinzipiell gegen Versuche, die norddeutschen Quartärbildungen mit den alpinen zu parallelisieren, ausgesprochen hat, so möchte ich demgegenüber betonen, dass es auch nicht wenige Geologen gibt, die sich nicht damit begnügen können, die Quartärgliederungen der verschiedenen Gebiete unverbunden nebeneinander zu stellen, sondern vielmehr das wissenschaftlich durchaus berechtigte, ja notwendige Bedürfnis empfinden, diese verschiedenen Gliederungen mit einander zu parallelisieren. Für solche Parallelisierungsversuche haben sich gerade die Lössbildungen als ein ausserordentlich wichtiges, vielleicht als das wichtigste Hilfsmittel erwiesen, das in besonders grosszügiger Weise von Steinmann verwendet worden ist. Wenn sich, wie Herr Dr. Korn sagt, die kgl. Preuss. Geologische Landesanstalt gerade gegenüber der Verwendung der Lössbildungen zu Parallelisierungszwecken ablehnend verhält, so darf man bei der Beurteilung dieses Umstandes nicht übersehen, dass die glänzenden Ergebnisse der modernen Lössforschung, wie sie sich besonders in der oberrheinischen Tiefebene seit den grundlegenden Arbeiten Schumacher's entfaltet hat, bei der genannten Anstalt vielfach nicht genügend beachtet oder verstanden worden sind, wie beispielsweise ein Blick auf die Behandlung der Lössbildungen selbst noch in der neuesten, erst in diesem Jahre erschienenen Auflage von Wahnschaffe's Buche über die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes zeigt. Und gerade eine Beachtung der Lössverhältnisse zeigt, dass Herr Dr. Olbricht vollkommen recht hat, wenn er, was Herr Dr. Korn beanstandet, die Vereisung, welche bis etwas südlich von Halle gereicht hat, der Würm-Eiszeit zuschreibt, denn das Gebiet dieser Vereisung und das Verbreitungsgebiet des Jüngeren oder Riss-Würm-Lösses schliessen sich gegenseitig ziemlich genau aus, wie das zu erwarten ist, wenn die in Rede stehende Vereisung der Würm-Eiszeit angehört.

Digitized by Google

Prof. Dr. Blanckenhorn-Berlin:

Auch ich habe diesen recht interessanten, aber zugleich etwas phantasievollen Darstellungen gegenüber einige Bedenken auszusprechen.

Besonders die hier aufgezeichneten zuletzt erläuterten Klimakurven erscheinen mir etwas zu ideal, zu schön, als dass sie der Wirklichkeit gut entsprechen könnten; es liegt in diesen Linien zu viel Regelmässigkeit. Solche Regelmässigkeit gibt es kaum in der Natur.

Auch ich habe mich gerade vor kurzem mit der Zeichnung von Klimakurven der Diluvialzeit beschäftigt und in der Junisitzung der Deutschen geologischen Gesellschaft zu Berlin eine solche Kurve besprochen, wie sie sich als Resultat aus meinen schon vor 15 Jahren begonnenen Studien über das Diluvium in Palästina und Ägypten ergab. Da waren Gegensätze zwischen allen Perioden in Bezug auf die Intensität der ehemaligen Niederschläge, namentlich aber auch in Bezug auf ihre Dauer vorhanden. Diese unabhängig aus meinen eigenen Studien gewonnene Kurve stimmte im grossen Ganzen mit derjenigen von Penck-Brückner überein, d. h. sie zeigt in den wesentlichsten Punkten damit eine gewisse Parallelität, wenn sie auch ihre für jene Gegenden geltenden Eigentümlichkeiten aufwies. Aber regelmässig war diese Kurve nicht. Ich bin der Meinung, dass jede Gegend ihre eigene von der anderer entfernter Gebiete etwas verschiedene Klimakurve der Vergangenheit haben wird, aber eine gewisse Parallelität oder Übereinstimmung speziell in Bezug auf die Dauer der Perioden muss vorhanden sein.

Auf sonstige Einzelheiten aus dem inhaltreichen Vortrage, die mir ebenfalls bedenklich erscheinen, näher einzugehen, würde hier die Zeit nicht ausreichen.

Dr. Olbricht:

Der Ausdruck Phantasiegebäude entspricht keineswegs der wissenschaftlichen Würde dieser Versammlung. Jede Klimakurve der Eiszeit beruht z. Zt. auf hypothetischen Voraussetzungen und die Art ihrer Konstruktion hängt nicht zum mindesten von den Gründen ab, die man als Ursachen der Klimaschwankungen des Eiszeitalters ansieht. Die Klimakurve von Herrn Frdh. Blanckenhorn beruht augenscheinlich auf den Terrassenfunden im Mittelmeer. Hierbei tauchen mehrere Fragen auf, die sich um so schwieriger gestalten, als einmal wir seltsamerweise noch recht wenig von der Stärke der Abtragung unter den verschiedenen Klimaten wissen, sodann aber gerade im Mittelmeergebiet der Mensch die Physiographie grosser Gebiete durch Entwaldung ganz und gar verändert hat. Terrassen als Abtragungsprodukte brauchen nicht immer unter gleichen klimatischen Verhältnissen entstanden zu sein, zumal wenn sie in so eigenartigen klimatischen Zonen liegen, wie sie das Mittelmeergebiet aufweist. Sodann spielen hier aber auch tektonische Faktoren eine Rolle, die einmal die Abtragung variieren, zugleich aber auch Terrassen verbiegen können. Erst nach Ausscheidung dieser Faktoren erhalten wir ein klares Bild. Ich glaube aber nicht, dass wir so weit schon sind. Jedenfalls ist es voreilig, andere Anschauungen a priori deshalb zu verwerfen, weil sie mit eigenen nicht harmonieren.

———

Digitized by Google

Curt Schwantes, Hamburg:

Slawische Skelettgräber bei Rassau, Prov. Hannover.

Mit 1 Textabbildung.

Rassau liegt im Kreis Ülzen, damit im alten Bardengau. Da es zugleich nahe der Grenze des hannöverschen Wendlandes liegt, so gehört es zu dem vielumstrittenen Grenzgebiete der Barden und Drewanen.

Eine besondere Eigenart des Fundplatzes ist die, dass die jüngeren slawischen Skelette in einen alteisenzeitlichen Urnenfriedhof eingebettet worden waren. Dadurch waren die alten Urnengräber zum grossen Teil zerstört worden. Die Grabung ergab an slawischen Funden 48 Skelette. Dieselben lagen zerstreut, nicht in Reihen, in der Richtung W-O, waren aber zum grossen Teil sehr zerfallen. In vielen Gräbern deutete nur eine schwärzliche Färbung der Füllerde auf das frühere Vorhandensein eines Skeletts. Die Tiefe der Gruben schwankte zwischen 0,45—1 m. Bei einigen Skeletten konnten Spuren eines Holzsarges nachgewiesen werden; Sargnägel wurden nicht gefunden. Manche Skelette lagen unter Steinpackungen, bei anderen fanden sich nur wenige Steine auf dem Körper; noch andere lagen frei in der Erde. Von den 48 Skeletten waren 38 ohne Beigaben. Auch die übrigen 10 waren zum Teil nur spärlich mit Beigaben bedacht worden. Es fehlte jede Spur von slawischem Tongerät. In 6 Gräbern fand sich je eine Silbermünze, und zwar sind es nach der gütigen Bestimmung von Herrn Prof. MENADIER-Berlin:

N. 1—3: Braunschweigisch-Lüneburger Löwenpfennig aus dem letzten Viertel des 13. Jahrh. [N. 2: Mitte des 13. Jahrh.]

Nr. 4: Markgräflich Brandenburger Pfennig aus Salzwedel mit dem Kopf des Markgrafen über dem Schlüssel aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.

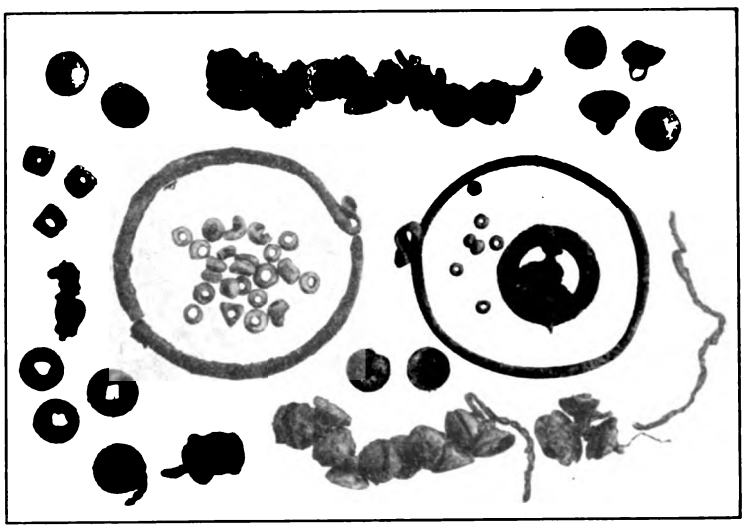
Nr. 5: Mecklenburger Stierkopfpfennig mit Kreuz zwischen den Hörnern vom Ende des 13. Jahrh.

Nr. 6: Bruchstück eines Brandenburg. Denars aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh. Bahrfeldt Nr. 363.

Von den sonstigen Beigaben sind von besonderer Wichtigkeit zwei im Durchmesser 6 cm grosse hohle Schläfenringe aus Bronzeblech. Die typische S-förmige Schleife lässt sofort den slawischen Charakter erkennen. Ausser diesen fanden sich noch mehrere bronzene Kopfringe ohne Schleife oder Biegung, ferner Fingerringe und ein eigenartiger Schmuck, aus 3 bronzenen Hohlkörpern bestehend, die an einem Bronzedraht aufgereiht waren. Dieser Schmuck, aus anderen slawischen Fundplätzen Europas als Ohrgehänge bekannt, scheint bei seiner häufigen Wiederkehr in derselben charakteristischen Gestalt geeignet zu sein, als Kennzeichen slawischer Gräber den Schläfenringen an die Seite gestellt zu werden. Auch in der Provinz Hannover sind schon früher sehr ähnliche Bronzegehänge in Skelettgräbern gefunden worden, ohne dass man sie als slawisch erkannte. Vor allen Dingen gehören als solche erwähnt zu werden die bronzenen „Perlen"-Gehänge, die v. ESTORFF unter so eigenartigen Umständen bei späteren Skelettbeisetzungen innerhalb eines Steinzeitgrabes bei Klein-Prezier, Kreis Ülzen fand. Zwei Skelette

Digitized by Google

von Rassau zeichneten sich durch einen grossen Halsschmuck aus, der aus zahlreichen an Wollfäden aufgereihten weissen und blauen Schmelzperlen und bronzenen Hohlkörpern bestand. Ferner seien eine Reihe



Beigaben eines weiblichen Skeletts von Rassau.

In der Mitte zwei bronzene Schläfenringe; der linke umschliesst Glasperlen, der rechte Schmelzperlen und eine bronzene Schnalle, die an der rechten Schulter lag. Die die Ringe umgebenden Glasperlen bronzenen Hohlkörper und Anhängsel gehoren wie die in den Ringen liegenden Perlen zum Halsschmuck

bronzener und eiserner Schnallen erwähnt, von denen die feineren, kleineren Bronzeschnallen zur Befestigung des Gewandes gedient, während die massigen Eisenschnallen vielleicht an einem Gürtel gesessen haben. Besonderen Wert dürften noch vorzüglich erhaltene Tuchreste haben, die ein geköpertes Wollgewebe mit deutlichen Webekanten erkennen lassen.

Ein Teilnehmer:

Die Gräber seien wahrscheinlich deutsch, nicht slawisch.

C. Schwantes:

Dass das Slawentum sich in der Rassauer Gegend lange erhalten, ist durch Urkunden bis 1289 festgelegt. Auch das lange Festhalten an den Landwehren, die gegen die Slawen errichtet waren und die noch 1392 auf ausdrücklichen Wunsch der „Ritter, Knechte und Erben" des Fürstentums Lüneburg gebessert und gefestigt werden sollten, beweisen, wie kräftig und drohend die wendische Nachbarschaft noch damals war.

Vollends bewiesen wird aber der slawische Charakter der Gräber durch die in jeder Hinsicht typischen Schläfenringe, die in ihrer Gestalt und auch in ihrer Befestigung (sie lagen je an einer Schläfe) durchaus slawischem Gebrauch entsprechen. Für slawische Kultur spricht auch das erwähnte Gehänge aus Bronzedraht mit den drei bronzenen Hohlkörpern.

Digitized by Google

Derselbe Teilnehmer:

Die Schläfenringe seien zu gross, um slawisch sein zu können.

C. Schwantes:

Dieser Einwand ist durchaus hinfällig. Denn auch Beltz berichtet (Wend. Altert. S. 218) von zwei hohlen Schläfenringen aus Bartelsdorf in Mecklenburg, deren Durchmesser 6 cm beträgt; ebenfalls erwähnt Koehler aus Posen (Zeitschr. f. Ethn. 1896, S. 246—251) einen Schläfenring von 5,5 cm Durchm. aus Slaboszewo, zwei Ringe aus Czerlin von 14,5 und 15 cm Umfang, aus Buszkowo sogar Ringe von 6—8 cm Durchm.

Dr. Kiekebusch-Berlin:

Die verzierten Ohrgehänge kommen nicht nur — wie Herr Schwantes meinte — in Thüringen und Dalmatien vor. Sie sind eine häufige, weitverbreitete Begleiterscheinung der Hacksilberfunde und finden sich z. B. auch in der Mark.

Weit mehr aber interessiert mich eine andere Frage. Herr Schwantes gab an, dass die Skelettgräber von Rassau innerhalb eines älteren Friedhofes aus der Hallstattzeit liegen. Als ich vor zwei Jahren den Spuren römischer Kultur auf norddeutschem Boden nachging, kam ich auch nach Rassau und lernte dort Funde aus einem Latène-Gräberfelde kennen, die sich teils in der Sammlung des Herrn A. Jenge-Ülzen, teils auch sonst in Privathänden befanden. Ich habe diese Funde in meiner Dissertation (Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1908, S. 48 u. Anm. 256) erwähnt. Handelt es sich bei dem von Herrn Schwantes besprochenen älteren Friedhof aus der „Hallstattzeit" um den von mir als Latène-Gräberfeld bezeichneten oder um einen ganz anderen, also um einen dritten Friedhof bei Rassau?

Lehrer G. Schwantes-Hamburg:

Wenn auch die Rassauer Urnengräber einer Kulturstufe angehören, die zeitlich südlichem Latène entspricht (1.—2. Stufe P. Reineckes), so dürfen wir den Namen Latène hier doch nicht verwenden, weil der Inhalt jener Kultur noch keine Beeinflussung durch die Latène-Kultur zeigt. Die Urnengräber gehören m. E. vielmehr einer Kultur an, die, im nördlichen, germanischen Gebiet entstanden, der Latène-Kultur gegenübergestellt werden muss. Sie entwickelt sich vornehmlich aus der Hallstattkultur. Erst um 300 v. Chr. traten bei uns Latèneeinflüsse stärker hervor, es entsteht eine Mischkultur aus Latène-Elementen und der nordischen Hallstattkultur, und erst im Spät-Latène ist das einheimische Element so gut wie ganz verdrängt. Ich hoffe, Ihnen diese Ansicht in einer demnächst erscheinenden Arbeit eingehender entwickeln zu dürfen.

Digitized by Google

Dr. Kiekebusch:

Mir sind derartige Gedankengänge, wie sie Herr G. Schwantes eben entwickelte, durchaus nicht ganz fremd und neu. Ich selber habe ja nachgewiesen, dass die Hügelgräber am Niederrhein mit ihrer Hallstattkultur bis in die römische Kaiserzeit hineinreichen. Ja, ich habe sogar ganz deutlich ausgesprochen, dass wir selbst in Norddeutschland noch während der Kaiserzeit Nachwirkungen der „Hallstattkultur" verspüren (a. a. O. S. 30 u. S. 55). Die Gefässe von Darzau im Provinzialmuseum zu Hannover bildeten geradezu den Ausgangspunkt für diese meine Beobachtungen. — Um so dringender aber möchte ich davor warnen, derartige Erscheinungen ohne zwingende Gründe zu verallgemeinern und dadurch die chronologischen Begriffe zu verwirren. Das könnte unserer jungen Wissenschaft, die sich während der letzten Jahrzehnte erst aus so schweren Krisen emporgerungen hat, unendlich schaden.

Am Niederrhein gibt es überhaupt keine Latène-Kultur. Da liegt die Sache also ganz anders. Gewiss sind hier in Norddeutschland gerade bezüglich der frühen Eisenzeit die Dinge noch nicht ganz geklärt. Ich bestreite auch gar nicht, dass auf dem Rassauer Friedhofe auch Hallstattsachen vorkommen können. Ich habe aber noch keine gesehen. Was ich sah, das waren Funde, die durchaus Latène-Charakter aufwiesen, und solche Funde dürfen wir doch nicht — mindestens doch wohl nicht ohne weiteres — der „Hallstattzeit" zuschreiben. Ganz entschieden aber muss ich mich dagegen aussprechen, die „norddeutsche Hallstattzeit" bis an den Beginn unserer Zeitrechnung oder gar darüber hinaus dauern zu lassen. Die Begriffe Kultur und Zeit können nicht streng und scharf genug auseinander gehalten werden.

Digitized by Google

Festmahl.

Ein Festmahl stand nicht auf der Tagesordnung; aber das gemeinsame Essen am Abend des 7. August wurde zu einem fröhlichen Feste durch strahlenden Frohsinn und Humor, der alle die fast 100 Teilnehmer bei guter Verpflegung in den vornehmen Räumen des Künstlerhauses beherrschte, und der sich in vielen Tischreden ernster und heiterer Art äusserte und noch erhöht wurde durch einige Erscheinungen auf der Bühne, über die in folgendem auf vielfachen Wunsch gewissenhafter Bericht erstattet werde![1])

Festprolog.

Auf des Sinnbergsspitze sitzt die Wala, gekleidet als Weib der Germanen der zweiten Bronzezeitperiode. Sie liest von drachenköpfigem Brett die Runen des Schicksals der europäischen Menschen. Die Sonne steht im blauen Himmel über ihr in der Form der Scheibe von Tründholm auf Seeland.

Rhapsodisch-Seherisch hebt sie bei den Klängen des „Feuerzaubers" aus der Richard Wagner „Walküre" also an:

Eiswogen drängen zum grünen Strand,
Winterriesen droh'n Erda's Ende:
Keimen und Hoffen,
Werden und Blühen,
Welken und Tod —
Ewige Not!
Da lodert's vom ragenden Fels,
Sein gleissendes Schwert
Schmiedet Baldur, der Held! —
Durch Eis und Nacht
Loht siegende Glut,
Tausendstimmig jubelts zum Lichte, zum Leben. —
So einst, wie heute!
Es rinnt die Zeit
Von der kreisenden Spindel der Ewigkeit.

Und über die Erde
Wandern der Menschen Geschlechter —,
Werden und blühen und welken:
Unter Haide und Moos

[1]) Die Zierleiste zeichnete Prof. B. Schulz-Hannover. Die „Dichtungen" entstammen einer schwachen Stunde Hahnes.

Digitized by Google

Rasten Helden vom Kampf,
Rosten strahlende Schwerter,
Ruhen tausend Herzen vom Hoffen. —
Über der schlummernden Stätte
Schreiten die Enkel,
Schwingen eigene Schwerter,
Hoffen eigenes Hoffes!

Gestern und Heute:
Einer Sonne Glut, —
Ahnen und Enkel;
Eines Stammes Blut!

Ihr vom leuchtenden Heute,
Richtet rückwärts den forschenden Blick!
Wisst Ihr der Vorzeit Denken,
Eurer Ahnen Not und Glück?
Unter Moos und Haide
Ruht manch' scharfes Schwert,
Ruht manch' helles Geschmeide,
— Ruht manches Wissen wert:
Kennt Ihr die Art der Ahnen,
Kennt Ihr Euer eignes Geschick! —
Ihr vom leuchtenden Heute,
Richtet rückwärts den forschenden Blick! —

Tastendes Werden von Tier zu Mensch,
Weltsieges Beginn!
Wunsch und Wille drängen, die Erde zu meistern;
Zur Herrschaft hob sie die Tat,
Als sich das spähende Auge verband
Mit der fassenden, formenden Hand.

Wandern und Kämpfen —
Stolzer hebt sich der Gang,
Freier der Blick;
Wissendes Tun wählt frei der eigenen Sippe Gesetze.
Norden und Süden! —
Durch Fernen geschieden
Der Länder und Menschen
Wesen und Art:
Südliches Glühen,
Blendendes Blühen —
Nordisches Wesen trotzig und hart.

Zu eng wird das Land:
Die Waffen zur Hand!
Es wandern vom Norden
Reisige Horden. —

Ihr von dem Stamme des Nordens,
Der sich weithin die Länder errang,
Bis von Weltmeer zu Weltmeer

Digitized by Google

Herrschend die Sprache der Heimat klang:
Frei von fremden Gewalten,
Treu der eigenen Art!
— Habt Ihr die Treue gehalten,
Habt Ihr die Freiheit bewahrt?

Indogermanen! — —
Schimmernd in Ganges Fluten
Spiegeln sich stolzen Geistes hohe Bauten,
Ewiger Schönheit Wunder
Im Meere von Hellas:
Aller Erbe erringt
Weltmächtig Rom! —
Jenseits der Alpen in rauhen Zonen
Grünet mächtig der alte Stamm
In namenloser Völker stillem Werden!
Vergessen ist längst des Blutes Band,
Das den stolzen Süden dem Norden verband! —
An Germanias Grenzen kraftlos sinkt
Der sieggewohnte Adler römischer Legionen.
Blonder Barbaren
Verwegene Scharen
Schützen vor Schande den heimischen Herd:
Tollkühn' Beginnen,
Die Welt zu gewinnen
Hat sie der mächtige Feind gelehrt!
Blutig bahnt sich zum Süden
Noch einmal der Norden den Weg,
Donnernd brechen die Tore des Weltreichs
Wandernder Völker brandende Wogen:
Der Germanen Geschick wird die Geschichte der Welt.

Ihr vom leuchtenden Heute,
Wendet rückwärts den forschenden Blick:
Euer Tun und Denken
Ruht auf der Ahnen Not und Glück!
— Unter Moos und Haide
Ruht manch' scharfes Schwert,
Ruht manch' helles Geschmeide
Ruht manches Wissen wert!
Was die Ahnen geschaffen
Ward Euch Wissenschaft:
Auf Eurer Vorzeit Waffen
Glänzt die Siegesrune der Kraft!

Damen-Toast.

Ein vollgewaffneter römischer Legionär, die Hildesheimer Athenaschale gefüllt mit Wein emporhebend, redet in 'thiudisker' Sprache, wie folgt:

Digitized by Google

Rom grüsst Germania libera!

Den rauhen Norden haben wir Euch nie geneidet!
Viel herrlicher als Eure sturmgepeitschten Meere
Ist uns're blaue Adria;
— Nur Euren schönen grünen Rhein,
Den musstet Ihr uns geben:
Wir gaben Euch dafür die gottgeschaff'nen Reben
Und manche Kunst und manches Wissen habt Ihr uns zu danken! —
Die Waffenmacht: Dass die Euch längst zu eigen,
Als wir Euch forderten zum blutigen Reigen,
Das wussten wir seit Kimbern und Teutonen!
Und dass der edelste von allen Erdenschätzen
In reicher stolzer Fülle Euer Eigen ist,
Das hat von uns schon mancher Euch gesungen,
Der wie Ausonius, es selbst erfuhr:

Der Lilie Weiss,
Der Rose zarte Glut,
Der Sonne Gold,
Des Himmels strahlend Blau:
Herrlich geeint seh' ich's
In der german'schen Frau!

Vom edelsten Weine einen tiefen Zug: Heil Euren Frauen!
Wie herrlich steh'n sie da: Erhalterinnen der Germania libera!!

Die beiden Moorleichen.

Mitternachtspuk mit Gesang und Tanz.

Ort: Vorgeschichtliche Sammlung des Provinzialmuseums zu Hannover. Im Hintergrunde nebeneinander zwei Schränke, über ihnen grosse Schilde:

Links:	A „Muhmie" aus Gross-Fullen Neuerwerbung!	Rechts:	B „Moorleiche von Etzel"

in ihnen je eine Moorleiche, furchtbar echt.

Zeit: Um Mitternacht.

Die Nachtwache macht die Runde; in fröhlichster Stimmung plaudert sie mit sich von den Erlebnissen des Tages: von dem unbegreiflichen, unvernünftigen, sinnlosen Eifer, mit dem der „Herr wissenschaftliche Hilfsarbeiter" jetzt alles umkramt hier unten im „prähistorischen Keller" — von der grossen Weisheit mancher Besucher, so des Herrn Professors aus Berlin mit dem unbehaltbaren nicht niedersächsischen Namen, — von der wunderbaren Auffindung der neuen „Torf-Muhmie" — dabei entschlüpfen ihm einige despektierliche Ausdrücke über den ideellen und ästhetischen Wert des edlen Paares — es schlägt gerade zwölf Uhr und mit sehr echtem Barditus fahren die Köpfe der lebendig gewordenen Moorleichen durch die Glasscheiben.

Unter den Klängen der „Prügelszene" entflieht das Menschlein und die Geister haben das Wort nach der schönen Melodie „Wir tanzen Ringelreih'n" (Dollarprinzessin):

Digitized by Google

I.

Jeder für sich:

A: Thonars Wetter breche Dir die Knochen! —
Nicht 'mal Nachts ist man hier ungestört!
B: War das der neue Nachbar der gesprochen?
Mir ist als hätt' ich lautverschiebungsfreies Deutsch gehört! —
A: Wie eine Wurst im Rauchfang, aufgebaumelt,
Wie ein achtbein'ges Kalb begafft von aller Welt, —
B: Vor Freude mir das Herz im Busen taumelt:
Da hat man einen Zeitgenossen neben mich gestellt!
A: — Wie ahnungslos sie Alle sind,
Wenn sie die Köpfe sich um uns zerbrechen,
Von wo, von wann, weshalb und was wir sind,
Und schiesslich ratlos jammern:
„Könnten die doch sprechen! —"
B: Was Tacitus verraten hat,
Das ist das Einz'ge, was sie wissen:
Dass wir ob irgendeiner Missetat,
Vor langer Zeit ins
Moor geschmissen!
A u. B zus.: Eins-zwei-drei: schwubbdiwupp,
Hinein ins Moor!
Bald guckt kein Zipfel mehr von uns
Daraus hervor:
Das Torfmoos nistet uns in Haar und Flaus,
[: Und als Moorleichen
Buddelt uns die Nachwelt aus :]

II.

(Auch die Arme fahren durch die Scheiben:)

A: Ich muss Dich einmal 'was fragen,
Ach es lässt mir keine Ruh!
B: Sollst Dich nicht mit Zweifeln plagen;
Frag' nur, liebe „Muhmie", frag' zu!
A: Wir sind uns doch schon einmal wo begegnet?
Dein edles Antlitz ist mir wohlbekannt!
B: Als Hiebe es im Teutoburger Wald geregnet,
Sind wir zusammen durchgebrannt!!
A: Arminius sprach: „nun nicht gemuckt!
Nun feste auf die röm'schen Banden!" —
(fassen sich bei den Händen)
Und als er einmal weggeguckt,
Da waren wir nicht mehr vorhanden. —
B: Wir wollten lieber nur von ferne seh'n
Die blutige Affäre,
Doch ein Schersant hat uns geseh'n,
Da kamen wir in die Misère:
A u. B zus.: Eins, zwei, drei:
(sie springen aus den Schränken und tanzen nach dem schönen „Ringelreih'n")
Schwubbdiwupp . . . . . u. s. w.

Digitized by Google

III.

A: Futschikato ist der Kalk aus allen Knochen
Rock und Hose, wie auf einem Rohrgestell! —
B: Zur Strafe hat für das, was wir verbrochen
Das Moor uns windelweich gegerbt das — einst so dicke — Fell!
A: Wir waren hübsche Kerle, schlank gewachsen:
Und wie betrüblich sind wir jetzo anzuseh'n,
B: Da wir zum Abscheu aller braver Niedersachsen
Als prähistorische Verbrecher im Museum steh'n!
A: Ach schöner war's im weichen Moor,
Wo niemand sich um uns gescheret,
Bis die Professorin aus Kiel
Die Mitwelt über uns belehret!
A: Das Ewig-Weibliche zog uns hinan!!
— Ach hätt' es uns doch lassen liegen —
Ich reisse wieder aus — sobald ich kann,
Und lasse mich nicht wieder kriegen! —
A u. B zus.: Eins-zwei-drei schwubbdiwupp
Hinein in's Moor,
Bald guckt kein Zipfel mehr von uns
Daraus hervor —
Das Torfmoos nistet wieder uns in Haar und Flaus,
[: Und niemehr buddelt uns die
Nachwelt aus! :]

(Verschwinden!)

Digitized by Google

Sonntag, den 8. August:

Ausflug nach Wohlde und den sieben Steinhäusern b. Südbostel.

Ein herrlicher Spätsommertag strahlte über dem „Ausflug in die Heide"; die grosse Anzahl der Teilnehmer (an 100) ermöglichte die Stellung eines Extrazuges von Celle nach Bergen und zurück, sodass wir fast unabhängig waren von der Zeit. Durch die grosse Liebenswürdigkeit der benachbarten Hofbesitzer, die ihre Wagen für die Weiterfahrt zur Verfügung stellten, und nicht zuletzt durch die rührige Tätigkeit unserer, den Ausflug vorbereitenden Mitglieder in Bergen (Meyer jun., Römstedt, Brandes), gestaltete sich der Ausflug so, dass er allen Teilnehmern eine wunderschöne Erinnerung bleiben wird.

In Celle wurde dem neuen „Vaterländischen Museum", dem Lebenswerke des Fabrikanten Bomann-Celle, unter dessen Führung ein Besuch abgestattet: eine Perle unter den deutschen Museen, von ästhetischem Feingefühl und gründlicher Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse zeugend, ein Kulturmuseum im wahren Sinne.

Durch die Heide, die das wiesenreiche Örtzetal durchschneidet, führt die Kleinbahn nach Wohlde, einem Dorf von wenig Höfen, das aber auf frühere grössere Bedeutung zurückblickt; hiervon zeugen die Reste einer frühmittelalterlichen (Wallfahrts-?) Kapelle und der „Schandpfahl" an der Stelle der einst hier stattfindenden Märkte. Die nahe Kirchenkoppel der Lambertikirche von Bergen ist eine Ausgrabungsstelle des Provinzialmuseums (s. in der Festschrift der Tagung), der Rest einer einst gewaltigen Hügelgräberkette, die sich hufeisenförmig um Wohlde herumzog.

An Ort und Stelle erläuterte Dr. HAHNE die betreffenden Arbeiten und wies auf Grundsätze der Denkmalpflege hin, die seitens des Prov. Mus. angewandt werden, um auch Stellen, an denen ausgegraben und Erdaltertümer ausgebeutet sind, so herzurichten bezw. zu hinterlassen, dass sie landschaftlich und wissenschaftlich reizvoll bleiben.

Bei der Wagenfahrt nach Bergen wurden botanische, geographische und geologische Studien getrieben. Im „Deutschen Haus"-Bergen (Wirt ist unser Mitglied Brandes) gabs ein „vorhaltendes" Mittagessen. Unser Mitglied Präzeptor Römstedt, der bewährte Retter und Erhalter der Altertümer der Umgebung, zeigte uns manch' Bemerkenswertes in Bergen und vor allem seine schöne und reiche Sammlung heimatlicher, vorgeschichtlicher und volkskundlicher Gegenstände und Funde. Die Grabfunde aus Bronzezeit-Hügeln der Umgebung, die Römstedt bei Urbarmachung der Gegend gerettet hat, interessierten besonders, zumal im Hinblick auf die Wohlder Ausgrabungen (s. d.). Auf der Diele des Schulhauses empfingen uns zwei spinnende Mütterchen als Gruss aus „alter Zeit".

„Die Umgebung von Bergen bildet ein hügeliges Gebiet, das mit einer lössartigen Bildung überdeckt ist und darum weite Ackerländer trägt, die mit Hainen durchsetzt sind" (OLBRICHT). — Von Bergen ging die Wagenfahrt zunächst gegen den Falkenberg zu in „ein kuppenreiches mit Wald, Heide und Gras bewachsenes Hügelland, das sich inselartig über die welligen Flächen der Umgebung abhebt und von gelbroten Sanden aufgebaut wird, die in den tiefen Wegen überall

Digitized by Google

aufgeschlossen sind" (OLBRICHT). In nächster Nähe von Bergen, mit seinen der Heide schon abgerungenen Getreide- und Obstländereien, hat sich — wie lange noch? — unberührt von Dampfpflug und „Ameliorationen" ein köstliches Stück Heidelandschaft erhalten, mit allen ihren feinen Reizen und hochinteressanten Erscheinungen der Natur und Vorgeschichte. Uns wurde von ortskundigen Führern alles zu sehen vermittelt, selbst eine Schnuckenherde, plaggenhauende Heidjer, Holzer und Jmker fanden sich am Wege unserer 18 Wagen starken Karawane ein! Vorgeschichtliche, geologische, geographische, botanische und zoologische Diskussionen schwirrten hin und her. Gross war das Staunen derjenigen, die zum ersten Male in die Heide kamen, ob all der stillen Schönheit und stolzen Grosszügigkeit! Die Fahrt ging an Hügelgräbern vorbei und einem weitblickenden Osterfeuerberg, auf dessen Kuppe aus den Resten dieser Feuer bereits ein ganzer Hügel entstanden ist und vorbei an diluvialen Sandkuppen, deren manche seltsam geformt sind, sicherlich wohl mit Zutun des Menschen, wie der Sinnberg mit seinen terrassenförmigen Stufen. Durch den Manhorner Wald mit seinen berühmten Wacholdern, die ihren Todeskampf mit dem Kulturwald kämpfen, gelangten wir dann zum Hauptziel der Fahrt, zu den „sieben Steinhäusern" bei Südbostel. Fünf dieser prachtvollen Megalithgräber sind erhalten und liegen am Südhang einer jetzt aufgeforsteten Erhebung am östlichen, linken Ufer des „Blutbaches" mit seinen wildreichen Wischen. Professor KOSSINNA erläuterte an dieser klassischen Stätte des nordindogermanischen Neolithikums Bedeutung und Anlage der sagenumwobenen stolzen Grabbauten. Die „einsamen Flächen der „Südheide", die mit Wacholdern, Birken und Fichten durchsetzt an Savannen erinnern" (OLBRICHT) trugen den ersten rosaroten Schleier der Heideblüte, die sich heuer recht verzögert hatte. In den Niederungen schimmerten die Moore. Wundervoll ging das Abendrot über die weiten friedvollen Flächen, als wir den Heimweg antraten, nachdem in unseres Mitgliedes Brandes Marketenderzelt ein kräftiger Imbiss uns gestärkt hatte und die Umgebung der Steinhäuser durchwandert war. Auf der Rückfahrt wurde uns noch ein eindrucksvoller Anblick bereitet: Einer der begütertsten und nach Heideart stolzesten Besitzer gestattete uns die Durchfahrt durch seinen im dichten „germanischen Walde" liegenden Hof, wo er uns mit seiner zahlreichen Sippe (es hausen oft 50 Männer und mehr auf solch einem Besitz!) freundlich grüsste.

In Bergen wurden wir mit freundschaftlichen Verführungskünsten noch bis tief in die Nacht im „Deutschen Haus" bei Bier und Wein gefesselt. In fröhlichen Reden und Widerreden äusserte sich die glückliche Stimmung, von der alle Teilnehmer an diesem schönen Tage getragen waren.

Montag, den 9. August:

Kgl. Technische Hochschule.

Vorm. 10 Uhr Geschäftssitzung.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

1. Der Vorsitzende erstattete einen kurzen Jahresbericht.

2. Der Antrag des Vorstandes auf Satzungsänderung: Zusatz zu § 11 „Mitglieder, die ihren Wohnsitz in Gross-Berlin,

Digitized by Google

Spandau, Potsdam und in den Kreisen Teltow, Niederbarnim, Osthavelland haben, sind verpflichtet, der Berliner Zweiggesellschaft beizutreten" wurde ohne Diskussion angenommen.

3. Der Vorsitzende erläuterte den Vertrag des Vorstandes mit dem Verleger über die Herausgabe des Organs der Gesellschaft, der Zeitschrift 'Mannus', und legte ein Schriftstück hierüber zur Einsicht vor.

4. Der Bericht des Schatzmeisters Dr. Albrecht konnte nur schriftlich erfolgen, da Herr Albrecht durch Krankheit zu Hause festgehalten wurde. Der Stand der Finanzen des ersten Jahres bis zum 3. August war danach folgender:

Einnahmen:		Ausgaben:	
Mitgliederbeiträge .	3119,48 Mk.	Drucksachen	693,85 Mk.
Zinsen	7,80 „	Porto	250,04 „
Unvorhergesehenes	14,99 „	Reisekosten	56,60 „
Summa	3142,27 Mk.	Bürobedarf, Schreibhilfe	154,10 „
		Unvorhergesehenes . .	26,05 „
		Summa	1180,64 Mk.

Einnahmen	3142,27 Mk.
Ausgaben	1180,64 „
mithin Kassenbestand	1961,63 Mk.

Herr Bodenstab-Neuhaldensleben und Herr Franck-Frankfurt übernahmen freundlich die Revision der Rechnungen und beantragten nach erfolgter Revision die Entlastung des Schatzmeisters. Die Gesellschaft sprach ihre Zustimmung zur Entlastung aus.

Vorm. 11 Uhr Vorträge.

Der Vorsitzende bittet Herrn Geheimrat Bezzenberger, nunmehr den Vorsitz übernehmen zu wollen.

Vorsitz: Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Bezzenberger.

Museumsdirektor Feyerabend, Görlitz.

Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz.

Wohl in keinem Gau unseres deutschen Vaterlandes tritt die Vorgeschichte der letzten Jahrtausende so eng an den Laien heran wie in der Lausitz, die durch ihre Gräberfelder mit den herrlichen Gefässtypen, die noch heute die Bewunderung der Keramiker erwecken, eine besondere Bedeutung hat. Die Oberlausitz zeichnet sich dazu noch aus durch gegen hundert Ringwälle aus der Vorzeit, die zum Teil in herrlicher Lage auf grossartiger Höhe mit uralten Waldbeständen der Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter geben. Diese Ringwälle sind seit Jahrzehnten der Gegenstand eifriger Forschungen gewesen, doch sind die Ergebnisse, grösstenteils deswegen, weil diese Forschungen nicht umfassend waren, sehr verschieden ausgefallen. Ich habe versucht, in völlig objektiver Weise die massgebenden Stellen zu durchforschen, und zwar sind die Forschungen festgestellt worden durch Photographie, fachmännische Messung und Zeichnung.

Digitized by Google

Unter den Ringwällen der Oberlausitz scheint der Löbauer Schafberg eine besondere Stellung einzunehmen, doch scheiterte zurzeit eine eingehende weitere Forschung an der Unhöflichkeit des Löbauer Magistrats. Im Äusseren bietet er viel Ähnlichkeit mit dem Altkönig.

Eine zweite Gruppe von Ringwällen (z. B. Landeskrone, Ostro, Stromberg) bieten eine Wallkonstruktion, die sich mit der Schilderung des Cäsar im Bellum Gallicum VII, 23 von den „gallischen Mauern" fast vollkommen deckt. Längs- und Querbalken sind in regelmässigen Abständen schichtenweise übereinander gelegt, die Zwischenräume zwischen den Balken mit Steinen, und die viereckigen Löcher von mehreren Quadratfuss mit Steinen und mehr oder weniger Erde ausgefüllt. Die Balken bestehen fast durchweg aus Eichenholz von 10—20 cm Durchmesser. Diese Balken sind in einer gegen 2 m starken Aussenmauer von gewaltigen Steinen verankert und in der nach aussen liegenden Hälfte des Walles enger gelegt als in der inneren, die aber auch durch eine schwächere Innenmauer abgegrenzt sind. Die Mauer ist eine für Wind und Wasser vollkommen durchlässige Trockenmauer. Ob bei diesen Wällen sich Palisaden befunden haben, lässt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, ist aber wahrscheinlich. Gerät das Holzwerk einer solchen Mauer in Brand, so erzeugen die starken Eichenbalken, durch den Wind, der durch die zwischen den Steinen der Aussenmauer befindlichen Fugen dringt, angefacht, eine derartige Hitze, dass das dazwischen liegende Gestein, meist Basalt und verwandte Gesteine, während des Brandes und noch nach dem Zusammenbruch in der grossen Hitze schmilzt und verschlackt. Der innere Teil der Mauer ist von der Stelle ab, wo der Zusammenbruch erfolgte, und von diesem gedeckt, in der bisherigen Form meist stehen geblieben. Das ist die Erklärung der Holz- und Steinwälle sowie der verschlackten Wälle, wie sie die genaue Forschung und die wissenschaftlichen Aufnahmen ergeben haben.

Solche Werke, die offenbar nach vielseitigen Funden der vorslawischen Periode angehören, sind meist von den Wenden in der späteren Zeit der Regermanisierungskämpfe (8.—10. Jahrhundert nach Chr.) aufs neue benutzt und mit Erde überschüttet worden, wo sie es nicht vorzogen, ganz neue Wälle aus Erde und Steinen zu schütten (z. B. Niethen, Loga, Nieda, Kittlitz, Schöps), die fast ausnahmslos eine hufeisenförmige Gestalt haben. Die offene Seite ist durch Wasser, Sumpf oder steile Felsabfälle geschützt. Die entgegengesetzte erhebt sich in allmählicher Steigung von der offenen Stelle aus bis zu 30 m. Die Funde, die bisher gemacht wurden, gehören in den Schanzen der 1. und 2. Gruppe der vorslawischen, in den überschütteten oberen Schichten der wendischen Zeit (Burgwalltypus) an, die der letzten Art von Schanzen lediglich der letzteren. In Döbschütz, Kreis Görlitz, lassen sich in der dortigen Schanze die beiden Bauperioden klar beweisen; zudem hat noch im Innern des Walles eine breite Treppe, offenbar aus der ersten Bauperiode stammend, das Besteigen der Wallkrone durch die Verteidiger, auch mit schwereren Verteidigungsmitteln, schweren Steinen und dergleichen, ermöglicht.

Die Ringwälle dienten zweifelsohne als Burgen oder Fliehburgen, deren Unterschiede sich im einzelnen schwer feststellen lassen, und werden in der Oberlausitz schon in der Urkunde Heinrichs II. von

Digitized by Google

1006 als „castella“ bezeichnet. Von gottesdienstlichem Gebrauch hat sich nicht die leiseste Spur gefunden.

Die Ergebnisse der Forschungen wurden durch Lichtbilder, nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen hergestellt, klar und verständlich veranschaulicht.

Oberlehrer Schmidt-Löbau:

Weil mich der Herr Vortragende so oft erwähnt hat, so sehe ich mich genötigt, gegen seine Ausführungen betreffs der Burgwälle Stellung zu nehmen. Was Herr Direktor Feyerabend über die Oberlausitzer slawischen Wälle vorgetragen hat, sind die Ergebnisse einer noch nicht zweimonatigen Forschung in einigen Wällen. Bei meinen intensiven Nachgrabungen im Laufe von 11 Jahren habe ich genau gezeichnet, was ich in den Ein- und Durchschnitten Wichtiges fand, und daraus zog ich meine Schlüsse über Aufbau und Zweck der Wallanlagen. — Photographien können täuschen, wenn die weissen Stäbchen, welche die Richtung des verkohlten Holzes hervorheben sollen, nicht genau gesteckt sind, und wenn die schräg liegende Kohle nicht markiert wird. Ganz besonders lässt die Photographie nicht die Lage desjenigen Holzes erkennen, das als Hirnholz (Querschnitt der Adern) auf dem Bilde erscheint.

Ich behaupte ganz entschieden, dass die slawischen Wälle eingestürzte Wohnungen enthalten; denn auf dem Grunde der inneren Wallböschung werden unter der Kohle Scherben vom slawischen Typus zu Hunderten gefunden.

Von gallischen Mauern ist keine Spur vorhanden. Etliche der vorgeführten Zeichnungen (betreffs des Walles bei Döbschütz) erkläre ich für Phantasieerzeugnisse.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Die Tatsache, dass bei den rein wendischen Burgen bisher niemals Spuren von Holzeinbauten in den aus Lehm und Steinen aufgebauten Wällen entdeckt worden sind, hat mir schon lange den Gedanken nahegelegt, dass die kunstvolle Aufrichtung sogenannter „gallischer Mauern“ in Nordostdeutschland ausschliesslich in der jüngeren Bronzezeit bei der karpodakischen Bevölkerung geübt wurde, während die Wenden mit der roheren Aufschichtung von Erd- und Steinwällen ohne Holzkonstruktion sich begnügten.

Direktor Feyerabend:

Gegenüber Herrn Schmidt kann ich nur noch einmal betonen: Die Bauart der genannten Wälle ist die typische Art der gallischen Mauern.

Oberlehrer Schmidt:

Herr Direktor Feyerabend hat in seinem Vortrage weder die unter der Kohle lagernden Scherben, noch die daselbst liegenden anderen Kulturniederschläge erwähnt, wie Knochen, Spinnwirtel, Steinpflaster, Estrich, Lehmbatzen, Getreide und eiserne Gegenstände.

Digitized by Google

Ich halte meine Meinung aufrecht, dass die slawischen Wälle befestigte Wohnplätze waren, wie ich dies ausführlich klarlegte in meiner Abhandlung: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. S." (Jahreshefte der Gesellschaft f. Anthr. u. Urg. der Oberlausitz, Bd. II, Heft 3/4 — und als Sonderabdruck. Kommissionsverlag: Emil Oliva, Buchhandlung in Löbau i. S.).

Dr. Kiekebusch-Berlin:

Die wichtigsten Bronzezeitfunde des Märkischen Museums der Stadt Berlin.

Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums enthält eine Reihe hervorragender Funde aus der Bronzezeit, deren ganze wissenschaftliche Bedeutung selbst in Fachkreisen noch lange nicht genügend gewürdigt worden ist. Die Schätze des Märkischen Museums wurden vielfach sogar unterschätzt, weil sie einer grossen Zahl von Vorgeschichtsforschern fast unbekannt waren. Nur ein kleiner Teil von Prähistorikern hat sich bisher auch mit den Funden des Märkischen Museums vertraut gemacht. Heute kommt es nun darauf an, die Bedeutung der wichtigsten Funde ins rechte Licht zu setzen, einige der bisher noch nicht veröffentlichten Funde bekannt zu geben und bei Besprechung anderer, schon bekannter, diejenigen Fragen und Probleme herauszuheben, die eine besondere Betrachtung nötig erscheinen lassen. Nach kurzer Vorführung der Funde aus der 1. Bronzeperiode (2000—1600 v. Chr.) und des Depotfundes von Mittenwalde aus der 2. Periode (etwa 1600—1400 v. Chr.) werden — ebenfalls an der Hand zahlreicher Lichtbilder — die recht bedeutsamen Bronzen näher besprochen, die das Märkische Museum aus der 3. Periode (1400—1200 v. Chr.) besitzt, besonders der Giesserfund von Spindlersfeld, Kr. Teltow[1]) sowie die prächtigen Ringe, Kniebergen und der Halskragen (mit Spiralverzierung) des Depotfundes von Vehlow (Prignitz). Ausführliche Auseinandersetzungen werden den Funden aus den Hügelgräbern von Weitgendorf (Prignitz) gewidmet. Diese Funde sind für die Wissenschaft unschätzbar. Grab für Grab wird seinem Inhalte nach im Lichtbilde vorgeführt, und die einzelnen Bronzen (Schwerter, Ringe, Goldspiralen, Messer, darunter 2 Rasiermesser mit Pferdeköpfen, Fibeln, Reste einer Bronzetasse) werden eingehend besprochen, namentlich aber wird auf diejenigen Merkmale hingewiesen, die den ganzen Fund in die 3. Periode weisen. Bei dieser Gelegenheit wird hervorgehoben, wie sicher die Vorgeschichtsforschung bezüglich der Chronologie heutzutage schon arbeitet. Es gibt gewiss keinen Prähistoriker, der mit der Chronologie genau vertraut ist — und andere kommen ja nicht in Betracht —, der die Weitgendorfer Funde einer anderen Zeit zuweisen würde.

Hierauf wird das Glanzstück des Märkischen Museums, das Königsgrab von Seddin (Prignitz)[2]) einer eingehenderen Betrach-

[1]) Abb. Willy Spatz: Der Teltow. Berlin 1905. Rob. Rohde. S. 8.

[2]) Festschrift des Märkischen Prov.-Mus. Berlin 1901. Stankiewicz. S. 33 ff. (mit Abb.).

Digitized by Google

tung unterzogen. Auch an dieses Grab knüpft sich noch manche ungelöste Frage. Erst neuerdings sind vom Vortragenden im Auftrage des Märkischen Museums genaue Messungen mit dem Theodolithen vorgenommen worden. Das Grab ist 11 m hoch und hat 300 Schritte im Umfang. Es ist das grösste „Hünengrab" überhaupt (Redner wäre für Angabe grösserer Einzelgräber dankbar) und sicher auch eines der interessantesten. Zuletzt werden allerlei offene Fragen berührt bezüglich des Namens, der sich an das Grab knüpfenden Lage vom dreifachen Sarge, der Herrichtung des Hügels und der Lage und des Baues der Grabkammer.

Mit der Vorführung und Besprechung des Depotfundes von Biesenbrow (Uckermark) aus der 5. Bronzeperiode (1000—800 v. Chr.) schliesst der Vortrag.

Geh.-Rat Prof. Dr. A. Bezzenberger-Königsberg

„gibt seinem Bedauern Ausdruck, dass mehrere vom Vortragenden gezeigte Bronze-Depôtfunde nicht publiziert seien. Es sei überhaupt ein Mangel, dass nicht mehr publiziert werde. Wer nicht Jahr für Jahr eine Museumsreise mache, könne infolgedessen mit der Forschung nicht Schritt halten. Reichten in einem Museum die Kräfte zu Ausgrabungen und Publikationen nicht aus, so möge man die Ausgrabungen auf das nötigste beschränken. Jedenfalls müsse, was ausgegraben werde, auch sorgfältig veröffentlicht werden.

Zu einem der Bronzesichelfunde fragte Geheimrat Bezzenberger, aus welchem Grunde dieser Fund gerade in die III. Periode zu setzen sei."

Dr. Kiekebusch

erwidert, dass er die Möglichkeit einer anderen Datierung der Sicheln als solcher einräume.

Dir. Dr. Reimers-Hannover:

Dem Vorschlage des Herrn Geh. R. Bezzenberger kann ich nur zustimmen und wir sind in Hannover zu der Überzeugung gekommen, dass es auch erwünscht ist, die Sammlungen als solche dem Publikum durch Veröffentlichungen zugängig zu machen, und ich kann mitteilen, dass wir bereits ein solches Werk in Vorbereitung haben, dass die Mittel bereitgestellt sind und wir in der Lage sein werden, vielleicht schon am Ende dieses Jahres mit dem ersten Heft herauszukommen.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Was der Vortragende hier über die brandenburgische Bronzezeit gezeigt und gesprochen hat, deckt sich inhaltlich, namentlich auch nach der chronologischen Seite, mit dem, was ich seit manchen Jahren in meinen Vorlesungen über brandenburgische Vorgeschichte vortrage, die Herr Kiekebusch während mehrerer Jahre fleissig besucht hat. Um so weniger kann ich es ungerügt lassen, dass er bei der Erläuterung der Funde des Seddiner Königsgrabes, das er nach seiner Mitteilung

Digitized by Google

ganz besonders studiert hat, wieder den alten Fehler macht, das lanzettförmige Bronzegerät, ein ärztliches oder ein Toilettengerät, als Pfeilspitze zu bezeichnen. Es hätte das um so weniger geschehen sollen, als Voss seiner Zeit gerade bei Erörterung der Seddiner Fundstücke hierüber seine triftigen Einwendungen vorgebracht und auch veröffentlicht hat.

Rob. Rud. Schmidt:

Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet.
Beitrag zur Paläoethnologie des Azilien-Tardenoisien.

Mit Tafel I.

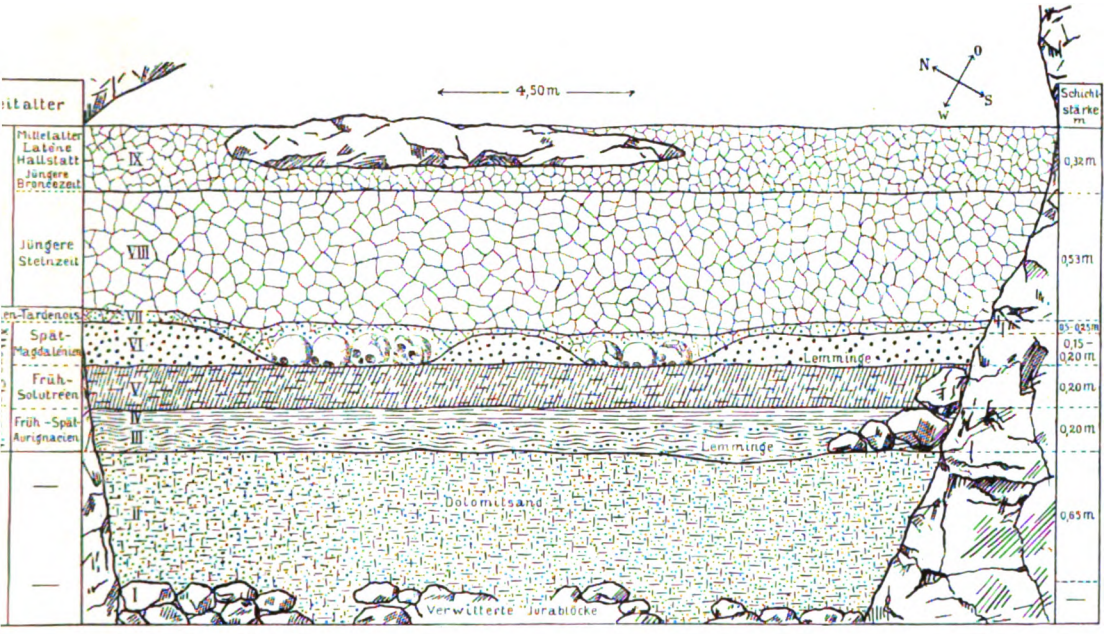
Von einer kurzen Schilderung der gesamten Ofnetfunde, wie es das Thema meines auf der I. Tagung für Vorgeschichte gehaltenen Vortrags vorgesehen, weiche ich hier ab und gebe einem spezielleren Thema den Vorzug. Denn einen kurzen Fundbericht habe ich bereits in meiner Abhandlung über die spätpaläolithischen Kulturen der Ofnet [1]) niedergelegt und eine eingehende Bearbeitung dieser Funde, die bereits abgeschlossen ist, wird im Laufe dieses Jahres in dem Gesamtwerke erscheinen, das die Ernte meiner mehrjährigen Ausgrabungen und die Neubearbeitung der gesamten paläolithischen Funde Deutschlands enthält.

Über die Ofnetfunde selbst möge hier nur einiges vorausgeschickt werden. Über einem Schichtenkomplex von mehreren jungpaläolithischen Kulturen der grossen Ofnethöhle bei Nördlingen lagerte eine mit Rötel und Aschenteilchen stark durchsetzte, dünne Ablagerung, die sich unmittelbar unter dem Höhleneingang zu zwei muldenförmigen Vertiefungen erweiterte. In diesen zeigten sich zwei Bestattungen, deren grössere 27 gruppierte und in Ocker eingebettete Schädel enthielt, während kaum 1 m davon entfernt, sich eine zweite Bestattungsgruppe von 6 Schädeln fand. Beide Gruppen zeigen den gleichen Bestattungsritus, die Ocker- und Teilbestattung. Sämtliche Schädel, die dicht nebeneinander, wie Eier in einem Neste, gelegt waren, sind mit dem Gesichtsskelett der gleichen Himmelsrichtung, dem Westen, der untergehenden Sonne zugewendet.

Die Bestattung hat, nach den Fundverhältnissen zu schliessen, bald nach dem Eintritt des Todes stattgefunden, denn sämtliche Schädel besitzen ihre Kiefer und einen oder mehrere Halswirbel. Die Beisetzung der Schädel ist anscheinend nach und nach, und zwar konzentrisch um die erstbestatteten erfolgt. Von den übrigen Körperteilen zeigten sich nur einige verkohlte Knochenstücke, ebenso lassen Holzkohle und Aschenspuren auf eine Einäscherung der übrigen Körperteile schliessen, wenn die Verbrennung auch nicht an dem Bestattungsorte selbst stattgefunden hat. Frauen und Kinder herrschen in auffallender Weise unter den Bestatteten vor, während nur 6 Schädel dem männlichen Geschlecht zuzuschreiben sind. Die Schmuckbeigaben lassen bestimmte Sitten erkennen. Den Frauen war ein reicherer Schmuck aus Hirschzähnen und durchbohrten Schnecken, welch letztere teils ferneren Gebieten (z. B. dem Mittelmeer)

[1]) Bericht des naturwissenschaftl. Ver. f. Schwaben und Neuburg, 1908. Siehe auch: H. BREUIL, Le gisement quaternaire d' Ofnet. L'Anthropologie, 1909, t. XX, Nr. 2.

Digitized by Google



Querprofil unter dem Höhleneingang der grossen Ofnet.

Ein Teil der grösseren Bestattungsgruppe der Ofnet.
(Die anschliessende vordere Hälfte der Bestattung ist hier bereits entfernt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

entstammen, den Kindern fast ausschliesslich Schneckenschmuck zugeteilt. Die männlichen Schädel besassen keine Schmuckbeigaben.

Die Stratigraphie lässt deutlich die zeitliche Grenze erkennen, innerhalb der wir die Funde anzusetzen haben. Die Bestattungsschicht hebt sich sowohl von dem liegenden Spätmagdalénien wie von dem hangenden Vollneolithikum scharf ab und ist in ihrer Ausdehnung gut zu verfolgen gewesen.

Die archäologischen Einschlüsse, die ausser einer Anzahl atypischer Geräte zwei kleine triangulàre Silexformen enthielten, die den Schädeln anhafteten, sprechen für die Zugehörigkeit jener Bestattung zu einem Kulturkreis mit Tardenoisienformen.

Allein die Tardenoisientypen sind keine zeitlich eng umschriebenen archäologischen Leitformen, sie beginnen mit dem diluvialen Spätpaläolithikum, finden sich als Begleitformen des Azilien und überdauern das Campignien.

Zur näheren Festsetzung dieser Ofnetkultur bleiben uns zwei Wege offen, die chronologische Zuteilung, die uns die Tierwelt gestattet und die Parallele, die uns durch analoge Sitten und Gebräuche dargeboten wird.

Die Tierwelt der Bestattungsschicht setzt sich aus Edelhirsch, Elch, Wildschwein, Gulo borealis und Löwe [1]) zusammen. Die ältere diluviale Makrofauna fehlt bereits. Weder von Haustieren noch von keramischen Einschlüssen des Neolithikum zeigte diese Ablagerung Spuren. Das Vorkommen von Felis leo verweist uns nachdrücklicher auf das ausgehende Spätpaläolithikum der Pyrenäen, das, wie in La Tourasse, noch die Reste des Löwen enthielt, der bekanntlich in West- und Mitteleuropa nicht die Diluvialzeit überlebte. In Belgien zeigte die Tierwelt der Tardenoisienepoche noch ein ausgesprochenes diluviales Gepräge und kennzeichnet sich durch die Kältefauna des späten Renntierzeitalters [2]), worunter sich Renntier, Eisfuchs, Schneehase u. a. finden, während die arktische Tierwelt im Tardenoisien der pyrenäischen Halbinsel und Norddeutschlands bereits zurückgedrängt ist.

Schon das faunistische Kolorit des Ofnettardenoisien zeigt, dass wir am Ausgange der Diluvialzeit, an der Schwelle der heutigen geologischen Ära stehen und verlangt also eine relativ sehr frühe Ansetzung der Bestattungszeit im „Tardenoisien". Dass das Ofnetprofil eine unmittelbare Überlagerung von Magdalénien und Tardenoisien ohne sterile Trennungsschicht zeigte, will ich ausser Acht lassen, denn dies spricht, wie mir zahlreiche Ausgrabungen zeigten, weder für, noch gegen eine unmittelbare Folge, da das geologische Uhrwerk so heterogen arbeitet, dass alle in Zahlen ausgedrückten Zeitberechnungen zu sehr vagen Vermutungen werden. Noch engere Bande mit dem diluvialen Paläolithikum knüpft der erwähnte Bestattungsritus der Ofnetleute, dessen Stellung unter den Bestattungsbräuchen der Diluvialzeit ich hier näher festlegen möchte, um damit zugleich die kulturelle Stellung dieser Epoche zu beleuchten.

---

[1]) Letzterer ist von Herrn Dr. FREUDENBERG, die übrige Tierwelt der Ofnet von Herrn Prof. v. KOKEN bestimmt worden.

[2]) Vgl. E. RAHIR et A. DE LOË, Note sur l'exploration des plateaux de l'Amblève. Mémoir. Soc. d'Anthropologie de Bruxelles, T. XXII. 1904.

Digitized by Google

Bereits im Moustérien begegnen wir der rituellen Bestattung, der unterirdischen Einscharrung der Toten. Mit der älteren Renntierzeit ersteht eine grössere Mannigfaltigkeit in der Bestattungsweise, wie vor allem die 16 Skeletfunde in der Grotte von Mentone zeigen. Die Orientierung scheint eine rein willkürliche zu sein. Die Bestattung der ganzen Skelette bleibt aber bis an das Ende der paläolithischen Ära bestehen, ebenso die Ockerbestattung, die ausschliesslich ein Brauch der spätpaläolithischen Bevölkerung West- und Osteuropas ist. Sie setzt mit dem Aurignacien von Grimaldi und Cro-Magnon ein, kehrt im Solutréen von Brünn u. a. wieder und findet sich schliesslich in der Azilienbestattung von Mas d'Azil. Ähnliche Grabbeigaben sind dem Spätpaläolithikum eigen. Sehr häufig ist der Hirschzahnschmuck, der schon aus den Aurignacienbestattungen von Grimaldi bekannt ist, im Azilien [1]), während die oft massenhafte Verwendung von Schnecken das westeuropäische diluviale Tardenoisien geradezu kennzeichnet [2]).

Wenig Aufmerksamkeit hat man bisher der Teilbestattung im Paläolithikum geschenkt, deren erste Anfänge anscheinend bis in das Solutréen zurückreichen. PIETTE selbst hat derartige Funde einzelner Schädel, Schädelkalotten und Kiefer als Überreste einer Anthropophagenmahlzeit gedeutet. Folgende paläolithische Teilbestattungen Westeuropas lassen sich unseren Funden in der Ofnet nähern: Das Profil der Grotte du Placard (Rochebertier)[3]) enthielt nach den Aufzeichnungen des verstorbenen M. de MARET verschiedene menschliche Reste. Das obere Solutréen dieses Fundplatzes wies einige Schädelfragmente und einen Kiefer auf. Im tiefsten Teile der Magdalénienschicht zeigten sich vier dicht nebeneinander gruppierte Schädel, deren Hirnschalen nach unten gekehrt waren, während sich von den übrigen Körperteilen nur ein humerus und femur beisammen vorfanden. Einer etwas höheren Lage der gleichen Magdalénienschicht entstammt ein Kieferstück; in gleicher Horizontale lagerte in der Mitte und im Vordergrunde der Grotte eine Schädeldecke und links vom Eingange ein isolierter weiblicher Schädel mit Kiefer[4]), der auf einer Felsplatte ruhte und von einem reichen Schmuck durchbohrter und undurchbohrter Schnecken umgeben war. Hier haben wir also ausser einigen zerstreuten Schädelfragmenten die gruppenweise Anordnung einzelner Schädel und den mit Schmuckbeigaben ausgestatteten weiblichen Schädel. Die einzelnen Schädelkalottenteile sind teils mit Einschnitten versehen, teils durch Schläge und Retuschen zu einer Schalenform zurecht gestutzt. Der wohl erhaltene weibliche Schädel mit Schmuckbeigaben weist auf eine Übereinstimmung mit den Bestattungsgebräuchen der Ofnet.

Ähnlich verhält es sich mit den Funden aus der Grotte des Hommes

---

[1]) PIETTE, Album des Galets coloriés du Mas d'Azil.

[2]) VAN DEN BROECK, Quelques mots à propos des nouvelles fouilles exécutées dans la Grotte de Remondhamps (fin de l'âge du renne) et de la découverte d'un collier préhistorique et coquilles d'origine etrangère. Mém. Soc. d'Anthr. de Bruxelles, T. XXI. 1902/03.

[3]) BREUIL u. OBERMAIER. L'Anthropologie 1909. T. XX. Nr. 5. p. 523—530.

[4]) Der Schädel ist von Hamy, ohne die weiteren Fundumstände zu erwähnen, beschrieben worden im Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, X. Sess. Paris 1889.

Digitized by Google

bei Arcy-sur-Cure, die der Abbé PARAT [1]) ausbeutete. Die über einem Aurignacien ruhende Schicht barg drei Schädel, gleichfalls auf einer Felsplatte gruppiert und mit diesen nur ein einziges Silexmesser. Obgleich diese Ablagerung von Parat als „Couche néolithique" bezeichnet wird, enthält sie weder Keramik noch Haustiere. Anscheinend gehört sie dem ausgehenden Paläolithikum an.

Auch in Mas d'Azil (r. Ufer) hat PIETTE einen wohl erhaltenen isolierten Schädel in einer Frühmagdalénienschicht aufgefunden und zu dem fast ausschliesslichen Vorkommen von Schädelresten in der Grotte von Gourdan [2]) bemerkt PIETTE auch das Anhaften der ersten beiden Halswirbel und des Kiefers.

Die Massenbestattung der Ofnet bleibt indessen ein Vorkommen ganz singulärer Art. Die erwähnten Bestattungsbräuche der Ofnetleute sind dem Neolithikum aber gänzlich fremd.

Wie sich die Ockerbestattung und die Schmucksitten der Ofnetbevölkerung bis auf das Aurignacien zurückführen lassen, so lassen auch die technisch-stilistischen Konventionen der Tardenoisienindustrie sich morphologisch auf die vorausgehenden spätpaläolithischen Kulturphasen zurückführen.

Schon BREUIL[3]), dessen Ausführungen ich hier kurz wiedergebe, hat auf die Herkunft und Entstehung der Tardenoisienindustrie hingewiesen. Einzelne den geometrischen Tardenoisientypen nahestehende Silexgeräte kommen bereits im Aurignacien vor und zwar in jenen fast triangulären Vorläufern der pointe-à-cran, wie solche aus dem Aurignacien der Grotte von Mentone und von Willendorf bekannt sind. Ähnlichkeiten treten auch bei anderen Werkzeugtypen beider Kulturen hervor. Hieraus schliesst BREUIL, dass die Wiege der Tardenoisienindustrie bereits im Aurignacien liege oder die Kultur des Tardenoisien wenigstens in dem Aurignacien vorgebildet sei. Diese Annahme gewinnt festeren Boden, wenn wir bedenken, dass einzelne Länder wie Italien, Sizilien und die Riviera (Grimaldi) nur die beiden verwandten Kulturen des Aurignacien und Tardenoisien oder, unter dem erwähnten morphologischen Gesichtspunkte betrachtet, nur eine einzige fortdauernde, dem Aurignacien entspringende Kultur aus der spätdiluvialen Ära besitzen. Die in Italien anscheinend kontinuierliche Kultur vom Typus Aurignac und die daraus hervorgegangene Kultur vom Typus Fère en Tardenois hätte alsdann in West- und Mitteleuropa durch die Invasion der Solutréen-, Magdalénien- und Azilienbevölkerung eine Unterbrechung erfahren. Eine Anzahl triangulärer Formen findet sich auch im ausgehenden Magdalénien und im Azilien, unter anderem in dem für uns den geographischen Übergang bildenden Gebiete der Rhone.

Die Beobachtungen finde ich zum Teil durch meine Ausgrabungen in Süddeutschland bestätigt. Die Vorläufer der geometrischen

---

[1]) Abbé PARAT, La Grotte des Hommes à Saint-Moré. Bull. Soc. des Sc. d'Yonne 1896.

[2]) PIETTE, Sur la grotte de Gourdan. Bull. Soc. Anthr. Paris 1873.

[3]) Le Gisement d'Ofnet. l'Anthropologie (Variétés) 1909. Bd. XX. S. 213—14.

Digitized by Google

Tardenoisientypen sind in allen Fundplätzen des Magdalénien und besonders des Spätmagdalénien, einzelne in denen des Spätaurignacien enthalten. Aber die spätpaläolithischen Einflüsse verbreiten sich noch weiter über das Frühneolithikum. SARAUW[1]) hat zuerst auf die nahe Verwandtschaft der Frühneolithikkulturen Dänemarks mit dem Spätpaläolithikum hingewiesen, MUNRO[2]) eine gleiche für England, REINECKE[3]) und KOSSINNA[4]) für Deutschland. Allein die Übereinstimmung dieser Kulturen wurde im wesentlichen auf die Ähnlichkeit einiger Knochenarbeiten besonders der Azilienharpunen begründet. Eine Durchsicht der frühesten neolithischen Funde Deutschlands zeigte mir bisher noch unbeachtet gebliebene Verbindungen, die zwischen den frühneolithischen und spätpaläolithischen Kulturen bestehen, und zwar eine Fortdauer der technischen Konventionen des Spätpaläolithikum an den Steingeräten des Frühneolithikum, die einerseits einen Einschlag des Magdalénien, andererseits des Aurignacien erkennen lassen und selbst die paläolithischen Leitformen wieder hervorbringen. Diese über das Magdalénien hinausgehende spätpaläolithische Technik beharrt bis zum Campignien. Ich muss mich an dieser Stelle auf diesen Hinweis beschränken, während ich mir eine weitere Besprechung an der Hand von Illustrationen in einer späteren Arbeit vorbehalte.

Die Tardenoisienmikrolithik fällt also teils in das Diluvium selbst, teils in die heutige geologische Ära. Für die Annahme der Gleichzeitigkeit des Azilien und Tardenoisien spricht eine mir kürzlich mitgeteilte Nachricht von BREUIL, OBERMAIER und ALCALDE DEL RIO über ihre ergebnisreichen Forschungen in den Höhlengebieten Nordspaniens[5]). Die erwähnten Forscher fanden in der Höhle von Valle bei Racines (Provinz Santander) ein typisches Azilien mit flachen Hirschhornharpunen, Helixschichten und zahlreichen Tardenoisientypen nebeneinander; eine gewisse Parallele zu den Funden der Ofnet, wo die Verbindung der rituellen Bestattungsweise und der Schmucksitten des Spätpaläolithikum mit den technischen Konventionen und Schmucksitten des Tardenoisien auf innige Berührung oder Verschmelzung des Tardenoisien mit den Kulturelementen des Spätpaläolithikum schliessen lässt.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich also, dass wir die Ofnetbestattungen in eine ältere dem Diluvialpaläolithikum nahestehende Epoche mit Tardenoisientypen zu setzen haben, die mit dem Azilien zusammenfällt. Die analogen Bestattungsgebräuche, die uns das ausgehende Paläolithikum bieten, berechtigen, wie auch die Begleitfauna, diese chronologische Zuteilung. Daher darf die

[1]) SARAUW, En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup, sammenholdt med beslaegtede fund. Aarböger for Nord. Oldkyndighed og Historie 1903, S. 148 f.

[2]) Robert MUNRO, On the transition between palaeolithic and neolithic civilisation in Europe, in the Archaeological Journal, Bd. LXV, 1908, S. 205—244.

[3]) REINECKE, Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschr. Bd. III, 1908. S. 44—68.

[4]) KOSSINNA, Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen. Mannus I, S. 25 ff.

[5]) Vergl. den indessen erschienenen Bericht von H. OBERMAIER, der diluviale Mensch in der Provinz Santander (Spanien). Prähistorische Zeitschrift. Bd. I, H. 2, 1909.

Digitized by Google

Zugehörigkeit der Massenbestattung der Ofnet zum Azilien-Tardenoisien, als diejenige Epoche, die sich unmittelbar dem Spätmagdalénien anschliesst, als feststehend betrachtet werden.

Die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung des Ofnetmaterials, die SCHLIZ vornahm, mögen hier kurz angedeutet sein, ohne sie mit meinen Ausführungen weiter in Einklang zu bringen. Unter den Bestatteten beider Bestattungskreise finden sich Repräsentanten zweier verschiedener Rassen, die nach SCHLIZ's neuerer Feststellung dem Grenelletypus und dem Brünn-Engistypus angehören. Die Bevölkerung des Azilien-Tardenoisien der Ofnet ist ausserordentlich kleinwüchsig gewesen, doch finden sich zwei Schädel von grösseren Ausmassen darunter. Ein abgeschlossenes Urteil hierüber steht bevor.

Für die eigentümliche Orientierung der Ofnetschädel nach Westen fehlt aus den steinzeitlichen Kulturkreisen Europas jegliches analoge Vorkommen. Der Orientierung der Schädel, die beiden Gruppen gemeinsam ist, mag eine religiöse Idee zugrunde liegen, die sich vielleicht der Auffassung der alten Ägypter nähert, die das Reich ihrer Toten im Westen wähnten. Sie isolierten den Schädel und zergliederten den Körper ihrer Abgeschiedenen, um vor der Wiederauferstehung der Toten gesichert zu sein. Auch einige ethnographische Vergleiche mögen zur Illustration jener eigenartigen Bestattungsweise herangezogen werden und zugleich die Mannigfaltigkeit der Deutungsweise uns bezeichnen. Bei den Bestattungsbräuchen der Naturvölker kehrt die Sitte, einzelne Teile des Körpers besonders zu behandeln, häufig wieder, und vor allem ist es der Kopf, der gern vom Körper getrennt und besonders aufbewahrt wird. So findet sich im Gebiete des Buddhismus in Tibet und in Bhutan die Sitte, den Leichnam auszusetzen, ihn zu zerschneiden oder den Raubvögeln zu überlassen, während der Kopf von den Anverwandten, besonders dem Sohne, als Heiligtum aufbewahrt wird. Eine ähnliche Auffassung wie die Ägypter hegt der Indianerstamm der Bonaks, dessen Totenbannung eine Entvölkerung der Erde vorzuschützen sucht. U. a. m.

Kehren wir zu unserer Ofnetbestattung zurück. Die grosse Anzahl der beisammenliegenden Toten musste den Gedanken an den Verbleib der dahingeschiedenen Seelen erwecken und mochte die Vorstellung eines besonderen Totenkultus hervorgebracht haben, zu der viele Naturvölker gelangt sind, ein Glaube, der sich zuweilen mit den Vorstellungen des scheinbaren „Todes der Sonne und des Mondes im Westen" verknüpft [1]) (das Havaïki der Polynesier).

Mit der Totenbannung aufs innigste verbunden ist die Teilbestattung und Verbrennung bei den prähistorischen Primitiven, wie bei den einzelnen Stämmen heutiger Naturvölker.

Schliesslich mögen die kolorierten Steine, die wahrscheinlich den metaphysischen Anschauungen der Azilienbevölkerung entsprungen sind, mit jener eigenartigen Bestattungsweise in Einklang gebracht werden können. Die Kunst der Azilienbevölkerung hat sich bereits gänzlich von der realistischen Darstellungsweise der Kunst des paläolithischen Jägers entfernt. Selbst die auf zoomorphischer und technisch-stilistischer

---

[1]) SCHURTZ, Urgeschichte der Kultur.

Digitized by Google

Grundlage beruhende Verzierungskunst hat hier konventionellen Zeichen Platz gemacht, die vollkommen von der früheren Kunsttradition losgelöst erscheinen. Arthur Bernhard COOK [1]) glaubt den „Galets coloriés" eine ähnliche Bedeutung beimessen zu dürfen, wie sie die Churingas der Bewohner Zentralaustraliens besitzen. Diese Churingas aus Stein oder Holz sind mit zahlreichen Zeichen in Form einfacher roter Streifen oder gravierter Zeichen ausgestattet. Ohne in der Darstellung irgend welche Ähnlichkeit mit lebenden Wesen zu erreichen, stellen dieselben die Abgeschiedenen dar, deren Seele in sie übergegangen. Auch SPENCER und GILLEN berichten uns über die Arunta, dass jede lokale Totemgruppe ihr Churinga-Depot an einem sicheren Versteck oder in einer Höhle besitzt. Geoffroy SMITH [2]) gibt eine gleiche Erklärung von den Churingas bei den Tasmaniern und seine Mitteilung bestätigt, dass die kolorierten Steine die Abgeschiedenen darstellen. Diese Auslegung ist uns um so bedeutsamer, da die Tasmanier in mehr als einem Punkte eine auffällige Verwandtschaft mit den paläolithischen Jägerstämmen zeigen. Der Totemglaube der spätpaläolithischen Bevölkerung steht nicht unvermittelt vor uns. REINACH hat bereits früher seine Ansicht, dass die Tierzeichnungen einer totemistischen Vorstellung entspringen, geäussert. Nun haben CARTAILHAC und BREUIL in ihrem hervorragendem Werke „La Caverne d'Altamira" an der Hand eines umfangreichen ethnographischen Vergleichsmaterials der rezenten steinzeitlichen Jägerstämme jene Frage nach allen Seiten erschöpft und sind zu dem gleichen Resultate gelangt, dass ein Kausalzusammenhang zwischen der naturalistischen Tierdarstellung und dem Totem bestehe [3]). Hierauf und auf ethnographisch vergleichendem Boden fussend, glaube ich wenigstens auf den Weg zu einer Erklärung jener eigenartigen Bestattungssitten der Ofnet hinweisen zu können, und möglicherweise den Bestattungsritus der Ofnet und die Sitten der Azilienbevölkerung Westeuropas auf gleiche oder verwandte Ursachen zurückführen zu dürfen, als hervorgegangen aus gemeinsamen Wurzeln geistiger Kultur. Die Schädel der beiden Bestattungskreise, deren Nacheinanderbeisetzung ich als sehr wahrscheinlich betrachte, lassen auf ein längeres Verweilen schliessen, als wir gemeinhin einem paläolithischen Jägervolke zutrauen. Die Anlage eines Totensammelplatzes spricht zugleich für ein bereits bestehendes soziales Gefüge jener Kulturträger. Denn eine gewisse kulturfördernde Bedeutung mag, wie SCHURTZ betont, die Ansammlung von Toten an einem Platze haben, „die Massengräber werden leicht zu Sammelpunkten und Heiligtümern eines Volkes und bilden den Kristallisationskern fester gesellschaftlicher Gebilde". Damit würde sich aber zugleich das Niveau dieser Bevölkerung mehr und mehr den Kulturelementen der Vollneolithiker nähern. Den Hiatus, den die geologisch-stratigraphische Forschung bereits ausgefüllt hat, sehen wir auch in kultureller Beziehung vollständig überbrückt und die Übergänge sich allmählich vollziehen.

[1]) Arthur Bernhard COOK, Les Galets peints du Mas d'Azil, l'Anthropologie, XIV, 1903.

[2]) SMITH, A naturalist in Tasmania; Auszug in The Nation, New York, 1909, I, p. 519.

[3]) Vgl. auch GROSSE, Anfänge der Kunst.

Digitized by Google

Geh.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger:

fragt den Vortragenden, wie die beiden unter den Ofnet-Schädeln nachgewiesenen Rassen sich auf das männliche und weibliche Geschlecht verteilen.

Dr. R. R. Schmidt:

erwidert, dass dies noch nicht untersucht worden sei.

Univ.-Professor Dr. Kossinna:

Ich möchte besonders darauf hinweisen, dass wir Dank der Forschung des Herrn Dr. Schmidt nunmehr zum ersten Male auch aus Süddeutschland die eigentümliche Stufe des Frühneolithikums kennen lernen, die wir das Asylien nennen, die bisher nur in Westeuropa, Frankreich, England und Schweiz, festgestellt worden war. Gleichzeitig bemerke ich, dass die merkwürdige Sitte der Ockerbestattung keineswegs mit dem Frühneolithikum aufhört, sondern im Spätneolithikum, namentlich Südrusslands, ganz gewöhnlich ist, wie ich das 1908 in meinem Vortrage über die Urnidogermanen näher ausgeführt habe (mittlerweile vollständig veröffentlicht Mannus II, 80 f. und 107 f.). Selbst in die Bronzezeit setzen sich die „rot gefärbten" Skelette mancherorts fort.

Diluvialarchäologische Konferenz.

Mit Tafel II.

HAHNE gibt zunächst für diejenigen Teilnehmer, die weniger in die Ergebnisse und Fragen der „Diluvialarchäologie" eingeweiht sind, einen Überblick über die derzeit herrschenden Ansichten betreffs Einteilung der Kulturreste des quartären, paläolithischen Menschen und ihre Einreihung in die geologischen Eiszeit-Schemata. — Die archäologischen Einteilungen gingen bisher aus von den Funden in Frankreich, dem klassischen Lande des Paläolithikums, die geologischen von den Ergebnissen der Glazialgeologie der Alpen und Nordeuropas. Die von vornherein durch diese Verschiedenheit des Standpunktes bedingten Schwierigkeiten der Parallelisierung verstärkten sich fortwährend, je eingehender hier und dort die Forschungen betrieben wurden und je feiner die Unterscheidungen regionaler und chronologischer Art in der Diluvialgeologie und Diluvialarchäologie wurden.

Für die weitere Arbeit der Diluvialarchäologie der eigentlichen Urgeschichte, können die Erfahrungen der „Vorgeschichte", d. h. der Archäologie der späteren prähistorischen Kulturperioden nützliche Winke und wertvolle Arbeitshypothesen geben: Grosse und kleine Wanderungen von Menschengruppen und Kulturerscheinungen sind sicher auch für die Urzeit anzunehmen zur Erklärung von Erscheinungen, die gegen einseitige Schemata verstossen! In der Diluvialpaläontologie spielen mit Klimaveränderungen gleichgehende Ab- und Zuwanderungen verschiedenartiger Tiergruppen nach verschiedenen Richtungen bereits eine grosse Rolle.

Digitized by Google

So scheint mir u. a. die Untersuchung nötig, wieweit Frankreich bezw. Westeuropa wirklich das Ausgangsgebiet aller quartären Kulturen Nord-, Mittel- und Südeuropas ist. Das Vorhandensein oft beträchtlicher „kulturfreier" Schichten und das Auftreten eingreifender geologischer Erscheinungen (Erosion, Aufschüttung) zwischen den klassischen Horizonten scheint mir diese Zweifel zu rechtfertigen, zumal wenn dieselben Horizonte in anderen Gebieten weniger voneinander geschieden sind, sollte diese Möglichkeit erwogen werden, wie z. B. gerade betreffs des Moustérien und Aurignacien.

Dazu kommt, dass sich bei eingehenderer „Typologie" die bisher auf Grund des alten französischen Schemas fast immer stillschweigend angenommene lückenlose Entwicklungsfolge der paläolithischen Kulturen doch als zweifelhaft erweist. So deutete z. B. HÖRNES bereits an, dass das Solutréen mit dem weit älteren Acheuléen nähere Form-Verwandtschaft zeigt als mit den im System benachbarten Stufen. Solange wir aber keine erschöpfenden, geologisch und archäologisch einwandfreien und moderner Fragestellung genügenden Veröffentlichungen der grossen, gar sehr zerstreuten Fundmaterialien haben, müssen wir uns allerdings bei vorsichtigen Vermutungen bescheiden. Leider bringen Museen-Reisen[1]) hier auch nicht immer die nötige Aufklärung, zumal nicht in Frankreich!

Die Arbeiten von WÜST und mir in den quartären Travertinen des Ilmtales bei Weimar, Ehringsdorf und Taubach, leitete von vornherein der Grundsatz, altes und neues verwendbares Material möglichst vollständig, wenigstens in Bild und Beschreibung, zusammenzubringen, die Fundschichten detailliert zu untersuchen und ihre Einschlüsse an paläontologisch-archäologischen Funden möglichst genau zu horizontieren, was bisher fast gänzlich versäumt worden war. Dabei arbeitete jeder von uns für sich mit den Methoden seiner Wissenschaft; desto erfreulicher und wertvoller dürfte die Übereinstimmung der Ergebnisse sein.

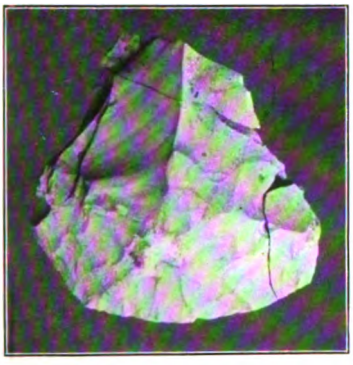
Seit dem Jahre 1871 sind in Weimar, 1876 in Taubach, etwa 1900 in Ehringsdorf Kulturreste aus den diluvialen Travertinen bekannt. Die reichen Fossilienfunde dieses Schichtenkomplexes gaben die ersten Versuche der Einreihung derselben in die Eiszeitschemata; eine exakte archäologische Diagnose kam lange Zeit nicht zustande, die Funde schienen zu „uncharakteristisch"; höchstens dem weitgefassten „Moustérien" wurden sie zugezählt, dann gab man sie dem Chelléen, auch dem Eolithikum, durch geologische Gründen verführt. Dem Moustéro-Chelléen wurden sie zuerst von OBERMAIER, zuletzt 1908 (Korr.-Bl. d. dtsch. Ges. f. Anthr. 1908, S. 9—10) von VERWORN zugewiesen.

1907 habe ich aber bereits auf die Verwandtschaft der damals vorliegenden Funde mit dem neuerkannten Présolutréen BREUIL's, im speziellen der Stufe von Hastière hingewiesen[1]) (Zschr. f. Ethnol. 1907, S. 261—62); diese Ansicht wurde durch unsere weiteren Arbeiten und neue Funde bestärkt, und zu der Ansetzung erweitert, die in der

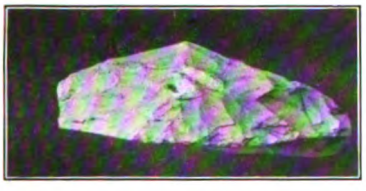
[1]) Wären erst alle paläolithischen Materialien so durchgearbeitet wie in den von R. R. SCHMIDT neugeordneten süddeutschen Sammlungen!

[1]) Diese Feststellung muss immer wiederholt werden, so jetzt gegen die Bemerkungen MÖLLER's im Mannus 1909, Heft 1/2, S. 156. (Vgl. Zschr. f. Ethn. 1908, S. 881—87.)

Digitized by Google

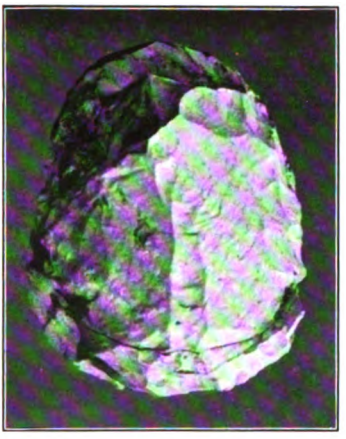


a

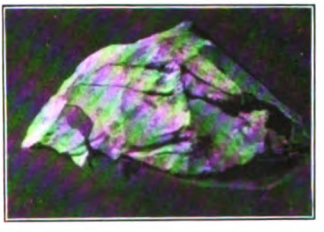


b

Abb. 1. Schaber mit feiner Randbearbeitung. Ehringsdorf, Fischers Bruch. IIIter der 4 Horizonte der „Hauptschichten". Abb. b stellt den (in der Abb. a unteren) Schaberrand dar.



a



b

Abb. 2. Schaber. Ehringsdorf, Fischers Bruch. IVter (oberster) der 4 Horizonte der „Hauptschichten". Abb. b stellt den (in der Abbildung a unteren) Schaberrand dar.

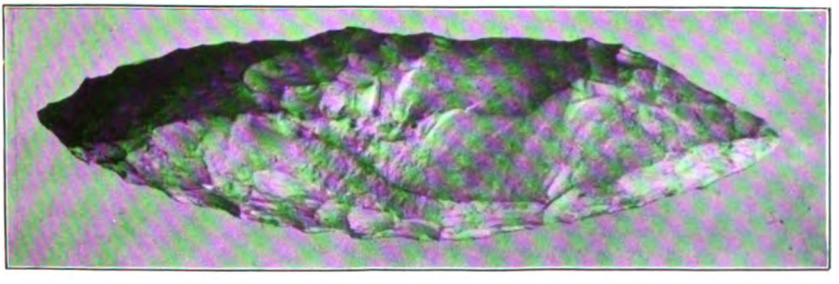


Abb. 3. Doppelspitze. Ehringsdorf. Schwarzscher Bruch. Etwa 1 m unter d. Pariser.

Digitized by Google

Digitized by Google

unten folgenden Tabelle wiedergegeben wird. Es darf i. Ü. wohl auf die früheren Zusammenfassungen unserer Ergebnisse hingewiesen werden, so die im Bericht über die Prähistorikerversammlung in Köln 1907, S. 75 ff. (mit Literaturliste) und die Referate im Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen. Halle 1909.

WÜST: Die paläolithischen Fundstätten der Gegend von Weimar sind die am meisten genannten Deutschlands. Ihre Bedeutung beruht weder auf einer besonderen Reichhaltigkeit des Fundmateriales noch, wie vielfach zu Unrecht angenommen worden ist, auf einem besonders hohen Alter, sondern vielmehr darauf, dass sich der Einordnung der Funde in die Stufenfolge der diluvialen Kulturen grosse Schwierigkeiten entgegenstellen, denn solche Kulturen dürfen nicht mit dem Schlagworte „atypisch" abgetan werden, sondern verdienen vielmehr eingehendste Untersuchung, weil sich gerade in den Erscheinungen, welche nicht in des landläufige Schema passen, die wichtigsten Quellen neuer Erkenntnis eröffnen. Die paläolithischen Fundschichten der Gegend von Weimar sind geologisch gesprochen jung: sie gehören der letzten grossen (Riss-Würm-) Interglazialzeit an. Das Profil der Diluvialablagerungen der Gegend von Weimar lässt erkennen, dass sich die letzte Interglazialzeit aus zwei Waldzeiten und einer zwischen diese fallenden Steppenzeit zusammensetzt. Der ersten dieser beiden Waldzeiten gehören alle zur Zeit archäologisch bereits genauer beurteilbaren Funde an. Die Kulturen der interglazialen Waldzeiten, aus denen verhältnismässig sehr wenige Ablagerungen vorhanden sind, fehlen grossenteils in dem üblichen Schema der Aufeinanderfolge der diluvialen Kulturstufen und daraus erklärt sich die Schwierigkeit der Einordnung der paläolithischen Kulturen der Gegend von Weimar. Die Geologie zeigt durch den Nachweis zweier interglazialer Waldzeiten, welche zeitlichen Lücken in dem üblichen Schema bestehen, und wie verfehlt es daher ist, die bisher genauer bekannt gewordenen Kulturen für die aneinander schliessenden Glieder einer lückenlosen Entwickelung zu halten.

HAHNE: Zu dieser Tabelle seien noch einige Bemerkungen gestattet. Sie sehen, dass ich nicht kurzerhand das ganze Fundinventar einer Schicht von W-E-T als oberes „Moustérien" oder „Aurignacien" bezeichne; davor warnen den Prähistoriker die Erfahrungen mit den Begriffen Hallstattkultur und Latène-Kultur!

Mit den Formen und der Technik der Funde von La Quina (oberes Moustérien) zeigen viele Stücke aus den Hauptschichten von Ehringsdorf allerdings weitgehende Ähnlichkeit, verbunden aber mit Abweichungen mancherlei Art. — Zum westeuropäischen Aurignacien bestehen allerlei „Beziehungen"; mehr ist nicht sicher zu sagen und auch nie von mir behauptet worden. Ich sehe solche Beziehungen in allen Horizonten von W-E-T. Aus T. liegt eine doppelt durchbohrte Rehphalange vor, und aus T. und W. allerlei Schaber- und Kratzerformen (z. B. kleine ringsum fein und steil bearbeitete Geräte u. a. m.), die sehr an die Typen des Aurignacien erinnern, mehr als an die des Moustérien oder älterer Stufen. Ähnliches ist mir z. B. aus den mit T. (geologisch und paläontologisch) parallelisierten Wildkirchli nicht bekannt, liegt aber nach R. R. SCHMIDT's Mitteilung vor in dem Moustérien (mit kalter Fauna —) vom Sirgenstein. Aus Frankreich kenne ich ähnliche Er-

Digitized by Google

Tabelle. (Hierzu Taf. II, Abb. 1—3.)

Abschnitte des Eiszeitalters		Gegend von Weimar				Weimar	Ehringsdorf	Taubach
		Ablagerungen	Fossilienbestände	Arten von Elephas und Rhinoceros	Körperliche Reste von Menschen	Menschliche Kultur-Reste		
III. oder Riss-Eiszeit		Ilm Kies (1—2 m)	Ärmlicher Fossilienbestand kalten Klimas	—	—	Auf der Oberfläche der Kiese uncharakteristische Silex- und Quarz-Abschläge	Wie in Weimar (geglättetes Knochenstück)	—
		Untere Travertine (bis ca. 10,5 m)		El. primigenius Blumenb.	—	Unsichere Funde von uncharakteristischen Abschlägen	Wie in Weimar	—
III. oder Riss-Würm-Interglazial-Zeit	I. Waldphase		Reicher Fossilienbestand gemässigten Waldklimas	El. antiquus Falc. Rhin. Merckii Jäg.	Homo primigenius (Schwalbe)	Sandige Hauptfundschicht: „Taubachhorizont" mit gleichem Steingerätinventar, wie in T. und fraglicher Knochenbearbeitung	—	Sandige Hauptfundschicht: „Taubachhorizont" Primitive kleinliche Abschlag-Industrie m. z. T. feiner Technik (ähnl. d. unt. Moustérien . Sirgenstein). Primit. Knochenbearbeitung. Durchbohrte Rehphalange. Anklänge an La Quina u. Aurignacienformen.
						—	Ehringsdorfer Hauptschichten (Fischers Bruch! Etwa 4 Horizonte). La Quina-Typen und -Technik. Anklänge an das Aurignacien. (Abb. 1. 2.)	—
							Ehringsdorf oberst. Schichten (Schwarz, Doppelspitze Abb. 3) Im ganzen: Inventar ähnl. d. „Hauptschichten".	
	Steppenphase		Ärmlicher Fossilienbestand kontinentalen Steppenklimas	—	—	—	Unsicher, ob Kulturreste enthaltend.	—
		Löss („Pariser") ca. 1 m		—	—	—	An der Oberfläche des Pariser: Unsichere Funde uncharakt. Abschläge	—
	II. Waldphase	Obere Travertine bis ca. 10 m	Reicher Fossilienbest. gemässigten Waldklimas	El. antiquitatis Blumenb.	—	—	—	—
				Rh. Merckii Jäg.	—	—	—	—
IV. oder Würm-Eiszeit		? Gehängeschutt (bis ca. 3,5 m) z. T.	El. primigen. Blumenb.	El. primigen. Blumenb.	—	—	Unsicher: 1 schlanke gr. Lammelle (Magdalénien? Neolithikum?).	—
Postglazialzeit		Gehängeschutt (bis ca. 3,5 m) z. T. u. wohl äolischer Löss (b. ca. 0,5 m)	—	—	—	—	—	—

Digitized by Google

scheinungen, es treten z. B. in der unteren Stufe von La Micoque, auch in der Fundschicht des Homo Mousteriensis Typen auf, die z. B. „dicke Kratzer" und andere Aurignaciengeräte in der Form vortäuschen — vielleicht „vorahnen"? Das können aber auch Konvergenzerscheinungen sein.

Das Auftreten der Doppelspitze (Abb. 3) und feinbearbeiteter anderer aus Lamellen hergestellter Spitzen, in den oberen und obersten Ehringsdorfer Schichten, und die verfeinerte „Aurignacien" (-Druck!-) -Retusche (Abb. 1) inmitten des La Quina-Inventares: Das scheinen doch „Beziehungen" trotz des Fehlens des übrigen klassischen Aurignacien-Inventares zu sein. — Eine zweite Frage ist es, ob hier Einflüsse etwa aus dem klassischen Aurignacien auf eine lokale, sonst im Stile des oberen Moustérien weiterarbeitende Steintechnik vorliegen, oder etwa Vorstufen, aus denen sich das eigentliche Aurignacien entwickelt hat, das dann in Westeuropa seine Blüte erlebte: Das würde Ost-West-Wanderungen voraussetzen! Die Stein-Industrie des Menschen von Krapina und Spy (in letzterem Fundorte zwischen einem Moustérien- und einem Solutréen-Horizont eingeschaltet) scheint ähnlichen „La Quina-Charakter" mit Anklängen an fortgeschrittene Industrien zu zeigen. Auf alle Fälle ist einerseits das Urteil VERWORNS (Korr.-Bl. d. dtsch. anthr. Ges. 1908, S. 63) allzu summarisch: Dass die oben abgebildete Doppelspitze, (die keineswegs eine „prachtvolle Technik" zeigt), gleich für die ganze Fundschicht „oberes Aurignacien" als Bezeichnung rechtfertigt. Andrerseits ist WIEGERS', allerdings auf geologischen Umwegen gewonnene Überzeugung, dass die Funde von W-E-T dem „Chelléen oder Alt-Acheuléen" zuzuschieben seien, nicht archäologisch belegt. (Präh. Ztschr. I, 1909, S. 10 ff.).

Wenn einst bei den Ausgrabungen an den (für unsere Systeme immer noch in vielen Beziehungen klassischen) westeuropäischen Fundstellen nicht mehr die grossen Mengen der unscheinbaren Klein- und Nebengeräte der Kulturhorizonte auf die Abfallhalden wandern werden, und wir authentische Gesamtinventare der einzelnen diluvialarchäologischen Kulturen und „Typenkarten" haben werden, wie sie sich in der Vorgeschichte immer mehr bewähren als unentbehrliches „Quellenmaterial" — dann werden wir mit Berechtigung so apodiktisch urteilen können, wie es heute nur unberechtigterweise geschieht.

In der „diluvialarchäologischen Ausstellung" dieser Tagung finden Sie u. A. das gesamte archäologische Fundmaterial von WÜST's und meinen gemeinsamen Untersuchungen in W-E-T aufgestellt, sowie ergänzende Darstellungen und Abbildungen von bzgl. Material aus anderem Besitz[1]).

BLANCKENHORN: Im Jahre 1905, als Herr Dr. HAHNE und RUTOT noch an ein eolithisches Alter der Taubachindustrie dachten, habe ich als einer der ersten bereits mit aller Schärfe meine Meinung dahin ausgesprochen und zu beweisen gesucht, dass es sich bei der betreffenden Industrie von Taubach nur um Moustérien bezw. spätes Altpaläolithikum handeln könne. An dieser Meinung halte ich noch heute fest, auch im Gegensatz zu WIEGERS, der neuerdings die Tau-

[1]) Eine Darstellung des gesamten Materiales der „Diluvialarchäol. Ausstellung" wird an anderer Stelle gegeben werden.

Digitized by Google

bachfunde dem Acheuléen zustellen möchte, was ich für ebenso verfehlt halte, wie die Zuteilung zum Solutréen oder zum Aurignacien.

Die von H. WÜST (aus der nicht genügend bewiesenen Aquivalenz von Pariser und Löss und einem einzigen angeblichen Funde von Rhinoceros Merdki über dem Pariser) geschlossene Dreiteilung des letzten Interglazials mit zwei warmen Waldphasen mit Rhinoc. Merdki unten und oben und einer trockenen kühlen Löss- oder Steppenperiode dazwischen als Höhepunkt des Interglazials erscheint mir theoretisch vorläufig noch so unverständlich, dass noch viel sicherere und unzweideutigere Fundtatsachen abgewartet werden müssen, bevor man dieser gewagten Hypothese ernstlich näher tritt.

WÜST beantwortet einige von Dr. KORN-Berlin an ihn gerichtete Fragen über die Lagerungsverhältnisse der Ilmschotter und des Parisers in W-E-T. [1]).

R. R. SCHMIDT hält die oberen Funde von W-E-T nicht für Aurignacien sondern erkennt eine gewisse Verwandtschaft mit der Arbeitsweise der La Quina-Kultur und Übergangsphase zum Jungpaläolithikum, also oberes Moustérien an. Die Technik der Stücke ist überall in W-E-T von der des Aurignacien sehr verschieden, auch an der Doppelspitze. Die Formen, die HAHNE für Aurignacien ähnlich hält, kommen schon im Acheuléen, besonders aber in La Quina vor.

WÜST hält für wahrscheinlich, dass im Sirgenstein usw. Kultur- und geologische Horizonte fehlen, besonders weil sein Wald-Steppe-Wald-Turnus im Sirgenstein nicht belegbar ist.

HAHNE: Über die Form-Ähnlichkeiten bei Retusche-Differenzen liessen sich Vermutungen anstellen (Materialschlechtigkeit? Schlechtere Nachahmung besserer Vorbilder oder „Vorstufen" für westeuropäische höhere Formen bezw. Technik). Ich gebe Schmidt zu, dass die Technik der mit den „Aurignacien" verglichenen Stücke aus W-E-T nicht identisch ist mit den „klassischen" Stücken; man darf aber wohl nicht auf die Technik alles Gewicht legen.

Wir stehen noch mitten in der Arbeit in allen den hier berührten Fragen. Unterhaltungen, wie die heutigen, und Diskussionen an der Hand möglichst vollständigen Materials werden Klarheit in unsere Fragen bringen. Bis dahin wird noch viel für Diluvialgeologie und Diluvialarchäologie zu tun sein, besonders auch zur Ausbildung der beiderseitigen Forschungsmethoden!

Betreffs der archäologischen Parallelisierung von W-E-T ist Folgendes als Ergebnis der heutigen Diskussion und den Unterhaltungen an der Hand des ausgestellten Materials festzustellen: Wohl allgemein ist als zweifellos anerkannt die weitgehende Übereinstimmung der Funde aus den mittleren Schichten der unteren Travertine von Ehringsdorf (besonders auch der neuesten Funde aus dem FISCHER'schen Bruch) mit den La Quina-Typen. Die Doppelspitze ist nach R. R. SCHMIDT ebenfalls in La Quina-Technik hergestellt. Die kleinliche Industrie von Taubach (Taubachhorizont der unteren Travertine) ist sichtlich dem älteren, unteren Moustérien des Sirgen-

[1]) Meine Antwort auf die vorausgehenden Bemerkungen des Herrn Blankenhorn fehlt, weil diese Bemerkungen nicht in der Diskussion gefallen waren, sondern nachträglich in den Sitzungsbericht eingefügt worden sind. Wüst.

Digitized by Google

steins verwandt. Einige Stücke der Ehringsdorfer Funde fallen in der Technik aus dem Rahmen der La Quina-Stufe und zeigen z. T. zweifellos deutliche Anklänge an Aurignacienretusche, so das in Abb. 2 dargestellte Stück aus dem Fischer'schen Bruch.

BLANCKENHORN, Berlin: legt im Auftrage der Frau Professor SELENKA einige Knochenreste aus den bekannt gewordenen Pithecanthropus-Schichten von Trinil in Java vor, die von den Ausgrabungen der Selenka-Trinil-Expedition herrühren und nach der Auffassung des Herrn Dr. CARTHAUS, des letzten Geologen dieser Expedition, Spuren menschlicher Bearbeitung aufweisen. Die Frage, ob in diesen altdiluvialen oder oberpliocänen Schichten Spuren des Menschen als Zeitgenossen des Pithecanthropus vorliegen, ist in javanischen, holländischen und deutschen Tageszeitungen, auch mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften zuerst von Dr. CARTHAUS, dann besonders von Dr. ELBERT, dem früheren Geologen der Selenka-Expedition, angeschnitten worden, obwohl letzterer gerade die am meisten in Betracht kommenden Stücke seiner Zeit übersehen und achtlos beiseite geworfen hatte. Namentlich aus diesem von ELBERT und Dr. DENNINGER weggeworfenen Abfall hat nun Dr. CARTHAUS besseres Material zusammengesucht, aus dem er Schlüsse auf die Tätigkeit des Menschen in der Zeit der Ablagerung der Pithecanthropus-Schichten zieht.

Die von H. BLANCKENHORN unter Zustimmung der Frau Professor SELENKA und des Dr. CARTHAUS mitgebrachten Stücke sind nur eine Auswahl dieser Suite und bestehen aus zwei spitzen und zugleich scharfkantigen Elfenbeinstücken eines Stegodon-Stosszahnes, die beide gut in der Hand liegend eine gefährliche Schlag- und Stoss-Waffe darstellen, einer Anzahl kleiner pfriemenartiger Knochensplitter, wie man sie in paläolithischer Höhlenausgrabungen oft findet und einigen quer durchbrochenen Röhrenknochen von Boviden und Hirschen mit teilweiser Schwärzung.

Nach dem im allgemeinen übereinstimmenden Urteil der Herren Prähistoriker, welchen diese Stücke in Hannover vorgelegt wurden, wie auch des H. BLANCKENHORN selbst, könnten die Sachen wohl von Menschen benutzt und ein wenig bearbeitet sein, aber diese Annahme ist keineswegs notwendig, da man wenigstens alle vorgelegten Stücke sich auch auf rein natürlichem Wege durch verschiedene Vorgänge in ihren jetzigen Zustand gebracht denken kann. Die Knochen, Elfenbeinstücke und Kohlen sind also für sich allein noch nicht beweiskräftig, sie zwingen nicht zur Annahme der Existenz eines Menschen während der Ablagerung der Pithecanthropus-Schichten, die übrigens nach der Ansicht der Mehrzahl der in Betracht kommenden Forscher (auch der Selenka-Expedition) nicht pliocänen, sondern diluvialen Alters sind. Steinartefakte irgend welcher Art hat die Pithecanthropus-Schicht überhaupt nicht geliefert.

Die nähere Beschreibung der in Rede stehenden fraglichen Manufakte bleibt für die Abhandlung des H. Dr. CARTHAUS in der bald erscheinenden grossen Publikation der Selenka-Trinil-Expedition, herausgegeben von Prof. BLANCKENHORN, vorbehalten. Es erübrigt sich demnach, hier auf weitere Einzelheiten einzugehen.

Schluss: 4 Uhr Nachmittag.

Digitized by Google

Nachm. 5 Uhr. Kgl. Technische Hochschule.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

Hochschulprofessor Bruno Schulz, Hannover:

Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte [1]).

Trotz des grossen Interesses, das die Forschung seit langer Zeit dem Grabmal des Theoderich zu Ravenna zugewandt hat, ist, auch in der dabei grundlegenden Frage der Rekonstruktion des Bauwerkes, noch kein befriedigendes Ergebnis erzielt worden, weil die bisherigen Ergänzungen ohne bestimmte wissenschaftliche Methode rein probierend gemacht worden sind. Von der Tatsache aber ausgehend, dass ein Bauwerk keine Willkür- oder Zufall-Schöpfung, sondern ein durch gewisse Bedingungen gewordenes Glied einer bestimmten Entwicklungsreihe typischer Formen ist ebenso wie jedes organische Wesen in der Natur, können wir mit mehr Erfolg als bei nur probierender Rekonstruktion versuchen die ursprüngliche Gestalt des Bauwerks festzustellen.

In ihrer Gesamtanordnung zeigen die hellenistisch-römischen freistehend errichteten Grabbauten eine ganz bestimmte typische Aufeinanderfolge charakteristischer Teile: ein möglichst schlicht und geschlossen gehaltenes hohes Untergeschoss, darauf ein meist mit den reichsten Mitteln der Architektur ausgestattetes Hauptgeschoss, darüber ein niedriges attikaartiges Obergeschoss als Fuss für die darauf folgende zentrale Abschlussform, die als Pyramide, als Kegel oder als Kuppel gestaltet ist und in der Regel oben eine statuarische Bekrönung trägt. Dieselbe Aufeinanderfolge zeigt auch das Theoderich-Grab in dem unteren Zehneck, dem Zehneck des Hauptgeschosses darüber und dem niedrigen Zylinder, der die monolythe Kuppel trägt. Die weitere Frage nach der ursprünglichen äusseren Gestaltung des Denkmals im Einzelnen fällt nun fast ganz zusammen mit der Frage nach der ursprünglichen Erscheinung des Hauptgeschosses, und diese, eine Frage der monumentalen Wandausbildung, kann nur beantwortet werden auf Grund einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte der monumentalen antiken Wand. Diese Entwicklungsgeschichte ist bisher noch nicht genügend bekannt, lässt sich jetzt aber wenigstens in den grossen Zügen vom Beginne der klassischen griechischen Zeit durch die hellenistische, die römische und die frühe mittelalterliche Kunst verfolgen. Bestimmend und typisch für den zweiten Teil dieser Entwicklung, etwa von Augusteischer Zeit an, ist die für figürlich-plastischen Wandschmuck bestimmte Wandnische in rechteckiger und giebelbekrönter oder halbkreisförmiger und bogenbekrönter Gestalt mit architektonischer Umrahmung aus zwei Säulen mit Gebälk: Aedicula und Concha, und deren Kombinationen und Weiterbildungen. Ursprünglich als Schmuckform in eine durch Pilaster begrenzte Wandfläche einzeln eingefügt, wird die Wandnische dann in Reihen zu mehreren neben-

[1]) Dieser durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Vortrag, der mit besonders lebhaftem Beifall belohnt wurde, wird hier in kurzem Auszuge wiedergegeben; vollständig erscheint er als Heft 3 der „Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung", herausgegeben von Prof. Dr. Kossinna. ürzburg, C. Ka bitzsch.

Digitized by Google

einander angeordnet. Es entstehen so als Reihe von Bogennischen die Blendarkade (Porta aurea zu Spalato) und als Reihe von Giebelnischen die Anordnung eines Zickzacks als Giebelreihe über Pilastern (Torgebäude des Klosters Lorsch). Schliesslich werden diese Formen durch Weglassen der Säulen oder Pilaster zum Bogenfries und Zickzackfries reduziert.

Acht von den Wänden am Hauptgeschoss der Theoderich-Grabmals sind nun auch heute noch mit je zwei flachen Nischen geschmückt, über denen sich, genau axial, je zwei rundbogige Einarbeitungen in der Wand befinden, die gegen die Ecken des Gebäudes mit einer steilen Schräge endigen, und die nur den Zweck gehabt haben können, darin einbindende Rundbogen-Steine, also Verdachungen der Nischen, aufzunehmen. Zu solchen Nischenverdachungen gehören aber historisch die typischen sie tragenden Säulen, und auch technisch verlangen am Theoderich-Grabmal die in die Wand wenig einbindenden Steine, für welche keine weiteren Befestigungsspuren vorhanden sind, unabweislich eine nochmalige Unterstützung vor der Wand. So haben wir uns also die Nischenpaare mit je drei Säulen und je zwei in die Einarbeitungen zwanglos passenden Verdachungen ausgestattet zu denken. Der Abstand der Säulen von den Wänden wird nun bestimmt durch die Vorsprungstiefe des an der Ostseite befindlichen Ausbaues (80 cm), der, wie die Einarbeitungen an der Wand darüber beweisen, mit genau denselben Verdachungssteinen überdeckt war wie die flachen Nischen an den anderen Wänden. So fügt er sich auch in die allseitig symmetrische Silhouette des Bauwerks harmonisch ein, während er bei dem jetzigen Zustand des Bauwerks und anderen neueren Rekonstruktionen (von DURM und HAUPT) für den Blick von Süden oder Norden her als hässlicher Auswuchs aus dem sonst ganz symmetrischen Bau herausragt. Die Westwand des Hauptgeschosses wird durch die Tür eingenommen, die, wie die Einarbeitungen neben ihr für die Gebälkkröpfe zeigen, von zwei Einzelsäulen flankiert war, die den beiden äusseren Säulen an den übrigen Wänden entsprachen. Die Form dieser Einarbeitungen neben der Tür, die mit gradliniger senkrechter Kante gegen die Tür hin aufhören, zeigt, dass hier das Gesims sich senkrecht in die Höhe kröpfte, um dann wagerecht auf der noch vorhandenen konsolengetragenen — ohne diese Zutat übermässig schwachen — Hängeplatte über der Tür fortzulaufen, genau wie das noch vorhandene Kämpfergesims über der Tür des Untergeschosses. Zwei einzelne rechteckige Einarbeitungen unmittelbar neben der Tür an ihrem oberen Ende zeigen durch Form und Lage unzweifelhaft, dass sie einst die typischen antiken Türkonsolen aufgenommen haben. Der Vorsprung der Wände des Untergeschosses vor die des Hauptgeschosses (1,38 m) erklärt sich durch die Säulenstellung aus rein architektonischen Gründen, als „Umgang" kann er nicht aufgefasst werden, da Niemand da herumzugehen und des Toten Ruhe zu stören hat; auch würde der „Umgang" hinter dem Ausbau an der Ostseite bei Annahme einer Umwehrung nur etwa 25 bis 45 cm lichte Breite behalten.

Dem Sinn und Zweck der architektonischen Wanddekoration nach gehört schliesslich in die Doppelnischen an den acht Wänden des Hauptgeschosses noch Statuenschmuck und nach Analogie der hellenistisch-

Digitized by Google

römischen Mausoleen auf die viereckige Plattform auf der Kuppel eine freiendigende Bekrönung, etwa das Bild des dort ruhenden Helden selber. Ob dieser Schmuck wirklich jemals ausgeführt war, bleibt natürlich zweifelhaft.

So erklären sich zwanglos die an dem Grabmal des grossen Ostgotenkönigs uns erhaltenen Formen und zeigen, dass auch dies stolze und vielumstrittene Bauwerk sich harmonisch an seiner Stelle in die sonst verfolgbare Entwicklungsgeschichte der Baukunst einreiht.

Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Bezzenberger, Königsberg i. Pr.:

Ostpreussische Grenzbeziehungen.

Mit 2 Abbildungen im Text.

In den Jahren 1877 und 1878 wurde unweit Gerdauen in der altpreussischen Landschaft Barten durch A. HENNIG [1]) ein reiches Gräberfeld mit Münzen aus der Zeit von 1352—1413 aufgedeckt, das zwar nach Lage und Bestattungsweise den Regeln der spätheidnischen Friedhöfe der Westslawen [2]) entsprach, nach Verhör der geschichtlichen Zeugen [3]) aber als preussisch anzusehen ist. Schon der Flurname des Gräberfeldes: „Pracher-Liske" (d. i. Bettler-Liske) gibt diesem preussisches Gepräge, denn Liske ist ein preussisches Wort, bekannt mit der Bedeutung „Lager" und als Bezeichnung einer Krüger- und Gärtner-Niederlassung neben einem Ordensschloss [4]). Das Schloss aber dieser Liske ist benannt nach dem preussischen christlichen Edlen Girdaw, der hier seine Holzburg „post multa bella et impugnationes, quas a compatriotis suis apostatis sustinuit" verbrannte, um sich nach Königsberg zu flüchten [5]), und zwischen dieser Begebenheit und den ältesten Münzen des Gräberfeldes liegen nur etwa 80 Jahre. In diesem kurzen Zeitraum also müsste die Gerdauer Gegend polonisiert sein, wenn die Gräber der Pracher-Liske slawisch wären. Das ist aber nicht nur an und für sich, sondern auch angesichts der damaligen politischen Verhältnisse und des Auftretens des Ordens eben in dem Gerdauer Gebiet unglaubhaft und, soweit ich sehe, mit keinem urkundlichen Faktum zu begründen. Man übersehe auch nicht, dass der Inhalt jener Gräber eine wohlhabende sesshafte Bevölkerung voraussetzt.

In diesem Gräberfelde nun sind nicht in weniger als 31 Exemplaren, demnach als ein gewöhnliches Schmuckstück, Schnallenfibeln wie Abb. A gefunden. Sie erscheinen als eine Abart der „Hufeisenfibel mit gerollten Enden" (Abb. B), die in Ostpreussen und den Ostseeprovinzen gegen

[1]) Vgl. seine Berichte: Zs. f. Ethnol. XI, 303, Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia V, 9.

[2]) S. MÜLLER, Schlesiens Vorzeit III, 192.

[3]) Im allgemeinen verweise ich auf meine Arbeiten über die litauisch-preuss. Grenze, Altpreuss. Monatsschrift XIX, 650, XX, 123 und auf TÖPPEN, Geographie S. 21, Lotar WEBER, Preussen vor 500 Jahren S. 132, 140, 535.

[4]) TÖPPEN, Altpreuss. Monatsschrift IV, 148, 511.

[5]) Vgl. TÖPPEN, Geographie S. 216, BÖTTICHER, Bau- und Kunstdenkmäler Ostpreussens II, 98.

Digitized by Google

Ende der heidnischen Zeit häufig ist [1]) und noch in dem Gräberfeld bei Splitter (XIV./XV. Jh., Sitzungsberichte der Prussia XXII, 345) vorkommt. Beiläufig bemerkt ist sie, wie mir scheint, die Fortsetzung

Abb. A. 1 : 1.

Abb. B. 1 : 1.

einer bekannten provinzialrömischen Schnallenfibel und ist sicher die Mutter einer nicht minder bekannten Scheibenfibel [2]).

Was diesen Gerdauer Fibeln ihr Besonderes gibt, ist die Gestaltung ihrer Enden. Sie hat meines Wissens in Ostpreussen ihresgleichen nur an einem Sporn aus Oberhof (Kreis Memel), der wahrscheinlich etwas älter, aber zeitlich nicht genau zu bestimmen ist, und eine Übergangsform, die jene Enden-Behandlung begreiflich machte, fehlt hier gänzlich. Überhaupt stehen diese Enden nur durch ihre Linienführung nicht völlig zusammenhanglos in dem gleichzeitigen Formenkreis Ostpreussens und der Ostseeprovinzen, indem sie sich hierin mit Kettenträgern der Wikingerzeit [3]) und S-förmigen Schliesshaken [4]) berühren. Allein diese Ähnlichkeit ist so unauffällig und die ornamentale Behandlung, die ornamentale Richtung dieser Stücke ist so besonders, dass sie hier fernzuhalten sind. Geradezu verblüffend ist dagegen die stilistische Übereinstimmung der Gerdauer Fibeln mit slawischen Schläfenringen.

Nach der schon erwähnten [5]) grundlegenden Abhandlung S. MÜLLERS und nachdem von LISSAUER [6]) die Wiege dieser Ringe in Österreich-Ungarn vermutet war, hat NIEDERLE [7]) ausgeführt, dass eine in der ersten Hälfte des I. Jahrtausends n. Chr. in Ungarn gebildete Schläfenring-Form (eben die mit S-förmiger Schlinge) in Böhmen Aufnahme gefunden und von da aus sich unter den westlichen Slawen verbreitet

[1]) Vgl. z. B. meine Bronze-Analysen S. 94 f.

[2]) Vgl. die Übergangsformen Materialy po Arch. Rossii XXV, Taf. VIII, Fig. 2, Taf. XV, Fig. 10—12 und die ausgebildete Form z. B. Sitzungsberichte der Prussia XXII, 344, Fig. 198.

[3]) Z. B. meine Bronze-Analysen S. 93, Fig. 121.

[4]) Z. B. Rigaer Katalog Taf. XVIII, Fig. 34, 35.

[5]) Oben S. 72 Anm. 2. Das von ihm S. 101 unter 1 verzeichnete Exemplar der ESTORFFschen Sammlung ist nach freundlicher Auskunft HAHNES in Prag gekauft. Sicher bezeugt werden aber die Schläfenringe für Hannover durch das Gräberfeld bei Rassau (Münzen aus dem XIII. Jh.), s. oben S. 40 und Prähist. Zs. I, 85 (die slawischen Gräber lagen hier nicht in Reihen).

[6]) Korrespondenzblatt XXII, 138.

[7]) Wiener Anthropol. Mitteilungen XXIV, 194.

Digitized by Google

habe. Im wesentlichen ist dies auch die Ansicht HAMPELS [1]), nach welchem der Gebrauch der Schläfenringe eine Sitte der Sarmaten war und von ihnen an ihre Nachfolger in Ungarn und ihre nördliche Nachbarschaft abgegeben wurde.

Ich bin überzeugt, dass alles dies richtig ist, überzeugt aber auch, dass man noch einige Schritte rückwärts gehen muss, denn man kennt weit ältere Schläfenringe aus dem Kaukasus-Gebiet [2]) und zwar u. a. in einer Form, die schon NIEDERLE mit einer ungarischen verglichen hat (a. O. Fig. 277, 278), und von der sich die pfropfenzieherartigen Formen z. B. aus Keszthely (LISSAUER a. O. Fig. 11, 12) nicht trennen lassen [3]). Die grosse Zeitdifferenz darf nicht abhalten, in diesem und ähnlichen Fällen — ich erinnere an andere Kaukasus-Beziehungen [4]) — einen geschichtlichen Zusammenhang zu behaupten, muss vielmehr lehren, dass es latente tausendjährige Überlieferungen wie der Wörter, so der Sachen gibt.

Spezifisch slawisch, wie die Schläfenringe in Europa ausser Ungarn sind, fehlen sie im Inneren des ganzen Ostbalticums, waren aber seinen nächsten Nachbarn nicht fremd; sie erscheinen in Kurganen des Petersburger Gouvernements, aber nicht in den Gräbern von Mekshof [5]); wir kennen keinen aus Ostpreussen, aber wir stossen auf sie unter den Funden von Drogitschin [6]), das im XII. Jahrhundert russischer Besitz war; sie begegnen, wie LISSAUER a. a. O. uns sagt, in Westpreussen nicht östlich von der Weichsel und nördlich von der Ossa — d. h. nicht in der altpreussischen Landschaft Pomesanien, die gegen Pommern und das polnische Culmerland [7]) durch diese Flüsse begrenzt wurde, aber sie sind gefunden im Kaldus [8]) bei Culm und nahe dem linken Weichselufer in Gruczno [9]) (hier in einem Falle zusammen mit einem „Wendenpfennig", also einer Münze aus 970—1070 n. Chr.) und Warmhof [8]). Dass im Gebiete von Mewe (hier liegt Warmhof) im XIII. Jahrhundert auch Preussen ansässig waren, macht hierbei nichts aus, denn die Ortsnamen, deren Schreibungen diese Tatsache erhärten sollen, „sind unverkennbar slawischen Ursprungs" [10]) und zeigen die Mewer Preussen als Eindringlinge.

An Möglichkeiten, auf Preussen zu wirken, hat es den slawischen Schläfenringen also nicht gefehlt, und wenn man nicht einen blinden Zufall behaupten will, muss man in den Gerdauer Fibeln eine solche Wirkung anerkennen und wird nur über das „wie" streiten können. Mir selbst er-

[1]) Altertümer des frühen Mittelalters I, 439. Anders PIČ, Urnengräber Sp. 258 ff., dessen Angaben ich aber nicht prüfen kann.

[2]) VIRCHOW, Koban S. 44, RÖSSLER, Zs. f. Ethnol. XXXIII (115), Fig. 36 b, XXXVII, 123, Fig. 93, 136, Fig. 65, 137, Fig. 74, Chantre Caucase II, 175.

[3]) Wegen der Schläfenringe von Keszthely und Kettlach vgl. REINECKE, Wiener Anthropol. Mitteil. XXIX, 39, 48, 51.

[4]) TISCHLER, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXIX, 115.

[5]) HAUSMANN, Sitzungsberichte der gel. estn. Gesellsch. 1907, S. 117.

[6]) Materialy IV, 23, Taf. II, Fig. 27, vgl. STIEDA, Sitzungsberichte der Prussia XIX, 19, TÖPPEN, Geographie S. 32.

[7]) Lotar WEBER a. O. S. 3.

[8]) LISSAUER, Prähist. Denkmäler der Provinz Westpreussen S. 184 bezw. S. 192 f.

[9]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde IX, 26.

[10]) LORENTZ, Archiv f. slaw. Philologie XXVII, 472.

Digitized by Google

scheint es am wahrscheinlichsten dass Schläfenringe wie Korrespondenzblatt XXII, 140, Fig. 7 von oder für Preussen durch Einhängen einer Nadel und In-die-Höhe-Biegen der Enden (um das Abgleiten der Nadel zu verhindern) zu Schnallenfibeln gemacht wurden, und dass also die „Hufeisen-Fibeln mit Rollenenden" nur in dem Sinne Vorgänger der Gerdauer Fibel gewesen sind, dass sie ihnen den Boden bereitet haben.

Wie aber eine wissenschaftliche Rechnung nur selten ohne Rest aufgeht, so bleibt auch hier eine Unklarheit, denn Gerdauen liegt im Herzen Altpreussens, und seine Fibeln werden auch nicht durch einen Fund mit den Schläfenringen geographisch vermittelt. Allein solche Verhältnisse sind nicht selten, und oft genug werden wir sie einfach hinnehmen müssen, oft genug aber auch erwarten dürfen, die fehlenden Verbindungsglieder bald durch eine Ausgrabung zu finden. Eine andere Stellungnahme ist vorläufig auch dem Oberhofer Sporn gegenüber nicht möglich.

Indem also die spätheidnischen Altpreussen die slawischen Schläfenringe als solche ablehnten, aber nach eignem Bedarf und Geschmack benutzten, machten sie es mutatis mutandis ebenso, wie ihre Vorfahren mit den Gesichtsurnen. Klar ausgeprägt werden diese bekanntlich gegen Osten durch die Weichsel-Nogat-Linie [1]) ziemlich genau begrenzt. Was sich ihnen darüber hinaus, also auf ausgemacht preussischem Boden anreiht — in den Kreisen Braunsberg und Fischhausen im Norden, Löbau im Süden [2]) — beschränkt sich auf Gefässe von verwandter Form, oder mit Andeutungen von Gesichtsteilen, die sich als solche erst durch den Vergleich der pommerellischen Gesichtsurnen erschliessen lassen. Man machte hier also Konzessionen an einen Typus, den man verschmähte.

Wie zur Zeit der slawischen Schläfenringe, so gegen Ende der Bronzezeit zeigt sich die Weichsel demnach als Westgrenze des preussisch-litauischen Stammes. Aber sie war es weder ununterbrochen zwischendurch, noch von jeher, denn der Unterlauf der Weichsel von Fordon ab ist nichts uraltes [3]) und angesichts ihrer Geschichte kann es nicht für einen Zufall gelten, dass das ostpreussische Neolithicum bis zur Oder reichte [4]), sondern wird seinen guten geo-, oder vielmehr hydrographischen Grund haben; die grossen Gräberfelder aber von Crossen, Thierberg und Pettelkau [5]) ergeben für das II./III. Jh. n. Chr. eine Verlegung jener Westgrenze an die Passarge-Linie.

---

[1]) D. h. den alten Flusslauf der Weichsel, s. TÖPPEN, Beiträge z. Geschichte des Weichseldeltas (Abhandl. z. Landeskunde der Prov. Westpreussen VIII) S. 14.

[2]) Vgl. OLSHAUSEN, Berlin. Verhandl. 1899, S. 156.

[3]) JENTZSCH, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXI, 190.

[4]) TISCHLER, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXIV, 112, KOSSINNA, Zs. des Vereins f. Volkskunde VI, 12 f. Über TISCHLERS Ausdehnung seines Ostbalticums A. W. BRØGGER, Den arktiske Stenalder S. 2[55].

[5]) Sitzungsberichte der Prussia XXII, 130.

Digitized by Google

Gymnasialdirektor Professor Dr. F. Knoke, Osnabrück:

Wanderung über das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes[1]).

Die Frage nach der Örtlichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde hat schon seit langen Zeiten nicht nur die Arbeit der Gelehrten in Anspruch genommen, sondern vielleicht noch mehr die Phantasie der Laienwelt beschäftigt. Muss das schon im allgemeinen als ein erfreuliches Zeichen des Interesses angesehen werden, das wir an den Anfängen unserer vaterländischen Geschichte nehmen, so ist es doppelt erfreulich, wenn wir sehen, dass in dem Jubeljahre des Teutoburger Sieges sich in vielen Kreisen eine lebhafte Begeisterung für jene Taten unserer Vorzeit geltend macht, eine Begeisterung, die ihrerseits wieder das Verlangen stärkt, endlich einmal zu einer sicheren Kenntnis von dem Schauplatze zu gelangen, auf dem vor neunzehnhundert Jahren eine der wichtigsten Begebenheiten unseres Volkes sich vollzogen hat.

Denn man mag noch so sehr betonen, dass es nicht darauf ankomme, wo sich die Geschichte zugetragen habe, als vielmehr, dass sie überhaupt geschehen sei: der denkende Mensch lässt es sich nun einmal nicht nehmen, ein klares Bild von den Ereignissen zu begehren, ganz abgesehen davon, dass das Urteil über ihre Bedeutung nicht von der Frage nach dem Wo zu trennen ist.

Dass wir bisher zu keiner Einigung gelangen konnten, liegt einmal an der verschiedenen Bewertung derjenigen Quellen, aus denen wir unsere Kenntnisse zu schöpfen haben, insofern man sich darüber nicht zu verständigen vermochte, welchen der vorhandenen Schriftsteller, die angeblich sich widersprechen sollten, der Vorzug zu geben sei. Das führte zu einer weitgehenden Meinungsverschiedenheit zwischen unseren namhaftesten Geschichtsforschern. Ich brauche nur die Namen RANKE und MOMMSEN hierbei zu nennen.

Eine Erschwerung der Erkenntnis trat ferner dadurch ein, dass man gewissen Berichten unserer klassischen Schriftsteller, deren Zuverlässigkeit man im übrigen gelten liess, doch die Glaubwürdigkeit absprach. Insbesondere sollten die Schlachtenschilderungen des Tacitus, durch die mittelbar auch die Lage des Teutoburger Waldes bestimmt wird, auf freier Phantasie beruhen. Man berief sich dabei auf den Eindruck des Märchenhaften, den seine Schilderungen hervorriefen, und machte geltend, er sei nicht selbst in Deutschland gewesen. Man bedachte jedoch nicht, dass dem Tacitus die ausführlichsten Berichte zeitgenössischer Schriftsteller vorgelegen haben, ja dass ihm auch das Archiv in Rom, aus dem er seine Kenntnisse gewinnen konnte, offen stand. Sodann aber verkannte man den rhetorischen Charakter seiner Darstellung. Steht doch die Kunst des rhetorischen Schriftstellers im umgekehrten Ver-

---

[1]) Angesichts des Umstandes, dass ein wirklicher Besuch des Schlachtfeldes in das Programm der Tagung aufgenommen worden sei, erklärte der Redner die Wanderung auf die Walstatt in den Vordergrund stellen zu wollen.

Digitized by Google

hältnis zu der des Märchenerzählers. Findet auf diesen das Wort Anwendung: „Märchen, noch so wunderbar, Dichterworte machens wahr", so stellt umgekehrt der rhetorische Geschichtsschreiber wirkliche Begebenheiten so dar, dass sie wunderbar erscheinen, und ich glaube, wenn Tacitus hören könnte, was seine Tadler an ihm auszusetzen haben, so würde er sich eines Lächelns nicht erwehren können. Denn sie verhelfen ihm ja gerade zu dem Triumphe, nach dem er strebte. In der Tat lassen sich denn auch alle Örtlichkeiten nach den Beschreibungen dieses Schriftstellers noch im Gelände wiederfinden.

Weiter war es verhängnisvoll, dass man zumeist die Sprache unserer Quellenschriftsteller nicht genügend kannte. Auch angesehenen Forschern gegenüber muss dieser Vorwurf erhoben werden. Und doch sollte sich keiner an die schwierige Untersuchung heranwagen, ohne dass er insbesondere der Ausdrucksweise des Tacitus ein eingehendes Studium zugewandt hat. Ich habe schon früher einmal gesagt, dass das erste Wort in diesem Streit der Philologie zukomme, und dabei ist es auch geblieben.

Wie die Sprachwissenschaft in diesen Dingen entscheidend sein kann, davon erlaube ich mir einige Beispiele anzuführen. Im 8. Kapitel des 2. Buches der Annalen heisst es, es sei ein Fehler gewesen, dass Germanicus bereits an der unteren Ems landete. *Erratumque in eo, quod non subvexit militem dextras in terras iturum. Ita plures dies efficiendis pontibus absumpti.* Die letzten Worte übersetzte man bisher immer: „So vergingen mehrere Tage mit der Herstellung der Brücken". *Plures dies* heisst aber gar nicht: „mehrere Tage", wie ich nachgewiesen habe, sondern: „mehr Tage", als nämlich der Fall gewesen wäre, wenn die Soldaten, die in die rechts, d. h. östlich befindlichen Länder vorgehen sollten, weiter stromaufwärts gefahren wären. Es geht also hieraus hervor, dass das Heer des Germanicus damals an der Ems und Hase hinaufgegangen ist. — In dem Bericht über die Schlacht d. J. 15 n. Chr. heisst es bei Tacitus: *Trudebanturque in paludem gnaram vincentibus, iniquam nesciis, ni Caesar productas legiones instruxisset.* Hier übersetzte man bisher stets: „und sie wären in den Sumpf gedrängt worden, wenn nicht der Cäsar die Legionen gegen die Feinde aufgeboten hätte". Ich habe aber aus dem Sprachgebrauch des Tacitus nachgewiesen, dass es heissen muss: „Sie wurden (wirklich) in den Sumpf gedrängt, bis der Cäsar die Legionen gegen die Feinde aufbot". Dass durch diese Darstellung von der Schlacht ein ganz anderes Bild gewonnen wird, das liegt doch auf der Hand. — Weiter heisst es am Ende des Schlachtberichtes: *Et manibus aequis abscessum.* Das sollte heissen: „Man trennte sich nach unentschiedener Schlacht", und so behauptete man, die vielen Barenauer Münzen könnten doch unmöglich auf ein unentschiedenes Treffen bezogen werden; sie gehörten vielmehr der Schlacht vom Jahre 9 an. Aber *abscessum* heisst gar nicht: „man trennte sich". Dieser Übersetzung lag eine Verwechselung mit *discessum* zu grunde. *Abscedere* ist dasselbe wie das griechische ἀποχωρεῖν und wird von dem gebraucht, der das Schlachtfeld räumt. Die Worte heissen also: „Und er (nämlich Germanicus) räumte das Schlachtfeld, ohne dass er einen Sieg erfochten hatte".

Digitized by Google

Nach der Schlacht d. J. 15 trat Germanicus den Rückzug an, und Tacitus berichtet über diesen Rückzug mit den Worten: *Mox reducto ad Amisiam exercitu legiones classe, ut advexerat, reportat . . Caecina, qui suum militem ducebat, monitus . . pontes longos quam maturrime superare.* Das heisst: „Hierauf führte er (Germanicus) das Heer an die Ems zurück und schaffte die Legionen auf der Flotte, so wie er sie hatte herfahren lassen, wieder heimwärts . . . Cäcina dagegen, der seine eigene Mannschaft führte, hatte die Weisung, so rasch als möglich über die langen Brücken hinweg zu gelangen". Hier hatte man bisher allgemein angenommen, in dem Heere des Germanicus, das sich zur Ems zurückzog, habe sich auch das des Cäcina mitbefunden. Deswegen könnten die langen Brücken nicht östlich dieses Flusses gelegen haben. Aber wenn es heisst, dass Germanicus nach der Ankunft an der Ems die Legionen den Fluss habe hinabfahren lassen, so liegt es doch auf der Hand, dass unter diesen alle Legionen des von ihm geführten Heeres verstanden werden müssen. Das gibt man auf gegnerischer Seite auch zu. Aber man behauptet, die Truppen Cäcinas seien eben von diesen Legionen mit den Worten: Caecina qui suum militem ducebat nachträglich ausgenommen worden. Diese Auffassung ist jedoch nicht zulässig; denn durch den Zusatz: *classe, ut advexerat* wird der Begriff *legiones* auf die 4 Legionen des Germanicus, die allein mit der Flotte gekommen waren, von vornherein beschränkt. Die 4 Legionen Cäcinas konnten also von den im Text genannten legiones nicht ausgenommen werden, weil sie zu ihnen nie gehört hatten. Vielmehr konnten sie nur von dem Gesamtheere (exercitus) ausgenommen werden. Das ist so klar als irgend etwas in der Welt. Die *pontes longi* waren demnach rechts der Ems zu suchen, wo sie auch wirklich zwischen Meerholz und Brägel von mir gefunden worden sind. Keine andere Örtlichkeit entspricht auch der Schilderung der Kämpfe bei den langen Brücken [1]). — Verführt durch den Ausdruck *aggeratus* nahm man auch regelmässig an, die *pontes longi* hätten aus einem Erddamme bestanden. *Agger* bedeutet aber jedwede Schichtung, mag das Material nun aus Holz oder Plaggen oder Erde bestehen. Nachweislich wurden aber die Moorbrücken aus Faschinen, Brettern und Plaggen aufgeschichtet. — In der Schilderung der Schlacht am Angrivarierwalle heisst es von den Deutschen im Walde: *genere pugnae et armorum superabantur,* und man hat daraus geschlossen, die Deutschen hätten sich in der Schlacht eine Niederlage zugezogen. Aber abgesehen davon, dass hier nur von dem Nachteil die Rede ist, in dem sie sich rücksichtlich der Kampfart und der Waffen befanden, bezeichnet das Imperfektum *superabantur* nur ein zeitweiliges Verhältnis und gestattet keinen Schluss auf das spätere Ergebnis.

[1]) Dass die pontes longi nicht links der Ems zu finden sind, bestätigt neuerdings auch WILMS in Nr. 31 der Sonntags-Ausgabe der Hamburger Nachrichten, nachdem ihm „neun Jahre oft angestrengten Suchens" mit der Nachforschung nach ihnen dahingegangen waren, um zu der Gewissheit zu gelangen, „dass von der Lippe bis an das Nordende der Grafschaft Bentheim sich weder eine Spur einer langen Moorbrücke gezeigt hat, noch die Notwendigkeit, sie aufs Moor zu legen". Wenn er jedoch dann schliesslich sich auf das Bourtanger Moor zurückzieht, so muss er selbst zugeben, dass hier „die montes des Tacitus fehlen". Auch diese Gegend kann demnach nicht in Frage kommen.

Digitized by Google

Endlich heisst: *equites ambigue certavere* nach dem Sprachgebrauch des Tacitus nicht: „Die Reiter fochten mit unentschiedenem", sondern „mit unglücklichem Ausgange".

Ich könnte noch mehr Beispiele anführen, in denen eine richtige Schrifterklärung eine Entscheidung ohne weiteres herbeizuführen imstande ist. Ich verzichte darauf, um die Zuhörer nicht zu ermüden.

Aber während man die notwendigen Voraussetzungen der Erkenntnis bei Seite liess, sah man sich nach anderen Grundlagen seiner Wissenschaft um. Da kamen die Militärschriftsteller und behaupteten, man müsse auf Grund strategischer Erwägungen die Berichte unserer Quellen verbessern. Weiter drängte sich jene Klasse von Archäologen in den Vordergrund, die unter Nichtberücksichtigung unserer schriftstellerischen Quellen allein auf die Ergebnisse der Spatenarbeit ihre Meinung gründen. Von den Archivaren und Germanisten will ich hier nicht weiter reden.

Zu einem befriedigenden Ergebnis wird man niemals kommen, solange irgend ein Fach einseitig die Lösung in die Hand nimmt. Hier kann nur eine Verbindung der verschiedensten Wissenschaften zum Ziele führen, und wenn es mir, wie ich glaube, möglich wurde, bei meinen Untersuchungen einige Fragen zur Entscheidung zu bringen, so verdanke ich das nicht nur einer eingehenderen Untersuchung der Sprache unserer historischen Quellen, sowie einer genaueren Kenntnis der Örtlichkeiten, sondern auch dem Umstande, dass ich auf denjenigen Gebieten, auf denen ich mich nicht sicher fühlte, stets angesehene Fachmänner zu Rate zog. Insbesondere muss ich es dankbar anerkennen, dass mich Constantin KOENEN mit der grössten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit stets hierbei unterstützt hat.

Aber nicht bloss Irrtümer grundsätzlicher oder einleitender Art sind daran schuld gewesen, dass wir lange Zeit nicht weiterkamen, sondern die Fehler machten sich auch auf dem weiteren Wege unserer Forschung geltend. So liess man sich vielfach durch unsere Geographiebücher und Atlanten täuschen, die den Namen des Teutoburger Waldes für den ganzen das westfälische Tiefland nördlich begrenzenden Gebirgszug eingetragen hatten. Erst der Bischof Ferdinand von Paderborn bezeichnete jedoch zu Anfang des 18. Jahrhunderts den Lippischen Wald mit diesem Namen und dehnte ihn auch auf den Osning aus. Jedenfalls sind wir in der Ansetzung des Schlachtfeldes der Varusschlacht an diese geographische Bezeichnung nicht gebunden.

Verkehrt war es ferner, aus dem Namen „in dem Toyte" oder „to dem Toyte", mit dem seit dem 14. Jahrhundert ein Gehöft am Fusse der Grotenburg bezeichnet wurde, schliessen zu wollen, dass der ganze Berg der Teut und dementsprechend eine Burg dort oben die Teutoburg geheissen habe. Dass bei einer solchen Annahme die Bezeichnug „in dem Toyte" keinen Sinn hat, ist klar. Aber auch mit „to dem" sind mitunter nur die Hofstellen selbst bezeichnet. So gibt es bei Leese unweit Rehburg zwei Gehöfte des Namens „to den Hütten". Ähnliches kommt anderswo vor. Nach der ältesten Urkunde muss Toyto als die ursprüngliche Form des Namens angesehen werden. Dann sieht man aber nicht ein, wie die Römer hieraus Teuto machen konnten. Unterschieden sie doch bei den griechischen Wörtern ganz genau *ευ* und *ου*.

Digitized by Google

Eine Verwechselung kommt nirgendwo vor. Mit dem Teut bei Detmold ist es also nichts.

Man hat sich auch alle mögliche Mühe gegeben, auf der Grotenburg, wo das Hermannsdenkmal steht, eine alte Volksburg, nach der das ganze Gebirge benannt sein sollte, nachzuweisen. Aber die wochenlangen Grabungen, die SCHUCHHARDT zu diesem Zwecke unternahm, haben leider nur einige Steinwerkzeuge an das Tageslicht gefördert, und schliesslich bestritten Gelehrte überhaupt das Vorhandensein einer alten Burg daselbst und erklärten den angeblichen Steinwall für eine natürliche Lagerung. Dass auch die sonstigen Nachforschungen in der Gegend des vermeintlichen Schlachtfeldes mit dem Spaten nur ein negatives Ergebnis zeitigten, braucht nur nebenbei erwähnt zu werden.

Irrig war ferner die Behauptung, dass das Teutoburger Schlachtfeld im Lande der Cherusker gelegen habe. Das wollte man aus einer Bemerkung Strabons über die Cherusker und ihre Verbündeten, in deren Lande die Schlacht stattgefunden habe, schliessen, während es doch auf der Hand liegt, dass bei dieser Wortstellung der Relativsatz unmöglich allein auf die Cherusker bezogen werden kann.

Ein dritter, aber allgemein verbreiteter Irrtum ist die Annahme, es bestände ein naher örtlicher Zusammenhang zwischen dem Schlachtfelde und dem Kastell Aliso, ein Irrtum, der ja auch ursprünglich der Verlegung des Teutoburger Kampfplatzes in den Lippischen Wald zugrunde lag, seit man jene römische Festung an der Stelle des Dorfes Elsen wähnte. Nun wurde bekanntlich Aliso nach der Schlacht d. J. 9 unserer Zeitrechnung von den Deutschen eingeschlossen, und man hat eine Anekdote des römischen Militärschriftstellers Frontinus auf diese Befestigung bezogen. Er erzählt: „Als die, welche aus der Varusniederlage sich gerettet hatten, belagert wurden (reliqui ex Variana clade cum obsiderentur), da führten sie die gefangenen Deutschen in den Speichern umher, schnitten ihnen die Hände ab und entliessen sie darauf, um den Feinden zu erzählen, dass es an Vorräten den Belagerten nicht mangele". Nun steht freilich nicht ohne weiteres fest, dass diese Festung Aliso gewesen sei. Denn der Name wird an dieser Stelle nicht genannt. Da indessen das bei Frontinus erzählte Ereignis immerhin einen ausgedehnten Lagerplatz voraussetzt, auch der Ausdruck „cum obsiderentur" auf ein längeres Verweilen der Deutschen vor der Festung schliessen lässt, was für Aliso zutreffen würde, so bin auch ich geneigt, die angedeutete Erzählung auf dieses Kastell zu beziehen. Es kommt nur darauf an, ob die dort genannten *reliqui* wirklich Flüchtlinge aus der Schlacht im Teutoburger Walde waren. Das aber muss bezweifelt werden. Nach Dio Cassius, bezw. seinem Kompilator Zonaras befanden sich in Aliso, wie es scheint, nur wenige Kerntruppen, wohl aber viele Bogenschützen, dazu viele Unbewaffnete, inbesondere auch Weiber und Kinder. Dass alle diese nicht vom Schlachtfelde entflohen sein können, darf wohl angenommen werden. Von den letzteren insbesondere versteht sich das von selbst. Weiber und Kinder befanden sich freilich auch im Heere des Varus. Diese gerieten aber natürlich in Gefangenschaft, und Armin liess jene vor der Schlacht von Idistaviso für die römischen Überläufer ausbieten. Auch die vielen Bogenschützen und Unbewaffneten mussten stutzig. Sollte es nicht möglich gewesen sein, die römischen Soldaten des Varusheeres,

Digitized by Google

die etwa auf der Flucht die Waffen weggeworfen hatten, mit neuen Verteidigungsmitteln in der Festung zu versehen?

Nun zwingt aber auch der Ausdruck „ex Variana clade" keineswegs dazu, an die Teutoburger Schlacht hierbei zu denken. *Clades* kann die Schlacht bedeuten. Es kann aber auch ebenso ganz allgemein die Katastrophe bezeichnen, die unter Varus über die Römer in Deutschland hereingebrochen war und auch den Verlust der Festungen daselbst zur Folge hatte. „Reliqui ex Variana clade cum obsiderentur" heisst demnach: „Als diejenigen, die sich aus der Varuskatastrophe gerettet hatten, belagert wurden". Gemeint sind dann ausser Soldaten namentlich die bürgerlichen Ansiedler, die sich mit Weib und Kind in der Nähe der Festungen niedergelassen hatten und auf die Nachricht von der Varusschlacht, soweit sie es vermochten, sich in das ihnen günstig gelegene Kastell Aliso retteten. Fassen wir die Frontinusstelle in diesem Sinne, so hört der örtliche Zusammenhang zwischen Teutoburg und jener Festung auf.

Auch aus einem anderen Bericht hat man eine Zusammengehörigkeit der beiden Gegenstände herleiten wollen. Als nämlich Germanicus i. J. 16 n. Chr. an der Lippe unweit des Kastells Aliso sich befand, nahm er wahr, dass die Deutschen einen Gedächtnishügel der in der Varusschlacht gefallenen Römer, einen sogenannten Tumulus, zerstört hatten. Man hat dabei an den das Jahr vorher im Teutoburger Walde aufgeschütteten Leichenhügel gedacht. Dieser hat aber damit nichts zu tun. Der eben genannte Tumulus war vielmehr an der Lippe gelegen und zu einer Zeit errichtet worden, als die Römer noch nicht imstande waren, auf das Schlachtfeld selbst wieder zu gelangen. Er war ein sogenanntes Kenotaphion. Wir erhalten also auch in Hinsicht auf Aliso für die Ansetzung der Teutoburger Walstatt freie Hand.

Für die Lage des Schlachtfeldes ist zunächst die Frage von entscheidender Bedeutung, wo Varus i. J. 9 sein Sommerlager aufgeschlagen hat. Es heisst bei Dio, die deutschen Fürsten lockten ihn *ἐς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον.* Man hat die Worte übersetzt: „in das Cheruskerland nach der Weser zu" oder „in der Richtung der Weser". Wenn das richtig wäre, so hätte der Schriftsteller mit den letzten Worten nichts gesagt. Denn in Rom wusste jedermann, dass die Cherusker an der Weser wohnten, dass also der römische Statthalter, wenn er in ihr Land reisen wollte, in der Richtung dieses Flusses seinen Weg zu nehmen hatte. Die Worte können daher der regelmässigen Bedeutung der Präposition *πρός* entsprechend nur heissen: „nach der Weser". An ihren Ufern muss also das Sommerlager aufgeschlagen worden sein.

Dass zugleich der mittlere Stromlauf gemeint ist, ergibt sich aus der Lage des Landes der Cherusker, die auf beiden Seiten daselbst ihren Wohnsitz hatten. Mit Recht nimmt man denn auch allgemein an, dass das Sommerlager in der Gegend von Oeynhausen oder Rehme sich befunden habe, wo dem Varus gemeldet wurde, dass ein Aufstand ausgebrochen sei, und ich selbst habe dort und auf dem sog. Hahnenkampe Grabungen vorgenommen, um die Spuren des Lagers wiederaufzufinden, habe aber ebensowenig wie später SCHUCHHARDT solche dort entdecken können. Es ist auch schwer, einen bestimmten Platz dafür zu bezeichnen, da der Spielraum für die Nachforschung ein ziemlich grosser ist. Auch Minden liegt durchaus ausserhalb der Möglich-

Digitized by Google

keiten. Für die Frage nach dem Zuge des Varus vom Sommerlager nach dem Teutoburger Walde ist es übrigens gleichgültig, an welchem Punkte neben der mittleren Weser das Lager errichtet wurde, weil Varus unter allen Umständen bei Oeynhausen den Fluss verlassen musste, um dorthin zu gelangen.

Aber auch die Ansicht muss zurückgewiesen werden, nach der behauptet wird, das Schlachtfeld müsse in der Nähe des Sommerlagers sich befunden haben, weil noch am Abend vor der Schlacht die deutschen Fürsten mit dem römischen Statthalter zusammen gespeist hätten. Wir wollen auf die RANKE'sche Hypothese, nach der die Deutschen das Sommerlager in einem Augenblicke angegriffen hätten, als Varus zu Gericht sass, nicht näher eingehen. Die Mitteilung des Florus, aus der diese Ansicht geschöpft ist, bezeichnet nur das allgemeine Verhalten des Feldherrn, der, anstatt auf seiner Hut zu sein, die Zeit mit Rechtsprechen hinbrachte. Auch lag nach Tacitus das Schlachtfeld nicht an der Weser, und die RANKEsche Ansicht, die sich eine Zeit lang eines gewissen Beifalls erfreute, darf gegenwärtig wohl als abgetan angesehen werden.

Der Auffassung, dass die deutschen Fürsten am Abend vor der Schlacht in der Gesellschaft des Varus sich befunden hätten, liegt eine falsche Übersetzung des Wortes convivium zugrunde. Denn dieses bezeichnet nicht eine gewöhnliche Abendmahlzeit, sondern ein ausserordentliches Gelage, zu dem besonders geladen wurde. Ein solches wurde aber doch nicht jeden Abend abgehalten, und wenn bei Tacitus von einem letzten convivium die Rede ist, so ist über das Datum dieses Gelages damit nichts gesagt. Ja, es muss seit dem Entschluss des römischen Statthalters, von seinem Sommerlager aufzubrechen, bis zum Beginn des Kampfes sogar noch eine geraume Zeit verstrichen sein, und auch das Versprechen der Fürsten, nach dem Aufgebot ihrer Leute zu einem Stelldichein unterwegs sich einzufinden, hat zur Voraussetzung, dass dieser Ort eine grössere Strecke von dem Sommerlager entfernt gewesen ist.

Nun kann der Zug des Varus von der Weser aus nur nach dem Rhein hin, also in südöstlicher Richtung, beabsichtigt gewesen sein, denn Varus brach mit seinem gesamten Tross auf. Ja, was noch wichtiger ist, es befanden sich auch Weiber und Kinder mit im Zuge. Dass diese Weiber nicht Gattinnen der Soldaten waren, die etwa aus zärtlicher Liebe ihnen überall hin folgten, hat schon MOMMSEN nachgewiesen. Er bezweifelt daher die Richtigkeit jener Mitteilung. Sie wird gleichwohl nicht zu verwerfen sein. Wir haben aber unter den Weibern und Kindern die Familien der Civilisten zu verstehen, die, wie auch die Ausgrabungen bei Haltern wieder bestätigt haben, überall neben den römischen Standlagern sich aufzuhalten pflegten. Wenn diese also den Feldherrn begleiteten, so geht daraus hervor, dass er für das Jahr 9 überhaupt das Sommerlager abgebrochen hat, um nach Züchtigung der Aufrührer an den Rhein zurückzukehren.

Würde freilich nur der Rückmarsch nach dem Rhein beabsichtigt gewesen sein, so hätte Varus die regelmässige Etappenstrasse, die über Bielefeld nach Hamm geführt haben wird, wählen müssen. Nun aber handelte es sich zunächst um die Unterdrückung des Aufstandes. Dieser aber war gerade in der Absicht unternommen worden, den Statthalter von seinem regelmässigen Wege abzulenken und in ein gebirgiges Ge-

Digitized by Google

lände zu locken, wo sein Heer vernichtet werden sollte. Der Weg, den Varus einschlug, muss also seitwärts der Hauptstrasse gelegen haben.

Dass es ein gebirgiges Gelände war, in das man einzog, wird uns ausdrücklich bestätigt. Der Zug bewegte sich aber auch nicht neben einem Gebirge hin, wie MOMMSEN und nach ihm andere angenommen haben. Das Heer wurde vielmehr zwischen Bergen, aus denen man sich nicht mehr wohl retten konnte, angegriffen. Auch das erste Lager wurde innerhalb des Gebirges aufgeschlagen. — Es kann sich aber auch nicht um einen Gebirgszug gehandelt haben, der etwa seitwärts getroffen wurde, wie alle diejenigen anzunehmen gezwungen sind, die das Schlachtfeld in den östlichen Teil des Osning verlegen, sondern der Marsch muss tagelang zwischen Bergwänden weitergeführt haben. Diese Bedingung wird aber nur in den westlichen Abschnitten des Berglandes zwischen der Weser und dem Rhein erfüllt.

Diejenigen, die die Walstatt in den Lippischen Wald verlegen, berufen sich regelmässig auf den Bericht des Tacitus, nach dem Germanicus i. J. 15, ehe es zum Kampfe mit Armin kam, das Land der Brukterer zwischen Ems und Lippe bis zu ihrer äussersten Grenze verwüstete und hierbei in die Nähe des Teutoburger Waldes gelangte. Diese Grenze, meinen sie, sei eben der Lippische Wald gewesen, und darum müsse der Feldheer unweit Detmold auf das Schlachtfeld gelangt sein. Das ist jedoch eine irrige Voraussetzung. Die Grenze des Bruktererlandes fiel im Gegenteil mit dem breiten Sumpfgürtel zwischen Osning und der Ems zusammen, und die *ultimi Bructerorum* wohnten, vom römischen Standpunkte aus angesehen, im äussersten Nordosten ihres Landes, etwa in der Gegend von Sassenberg und Harsewinkel. Das Hauptquartier des Germanicus mochte etwa bis Warendorf vorgerückt sein, als man sich zum Besuch der Walstatt entschloss. Konnte man doch daselbst die Berge des Teutoburger Waldes deutlich schon erkennen.

Nun traf Germanicus, als er das Schlachtfeld betrat, zunächst auf das erste Varuslager, das auf der Walstatt errichtet war, und dann auch auf das zweite. Es heisst bei Tacitus: *Prima Vari castra . . . ostentabant, dein . . . intellegebantur.* Diese Zusammensetzung von *prima* und *dein* kann aber nur die Aufeinanderfolge der Ereignisse während des Besuches des Kampfplatzes bezeichnen. Die Deutung der Stelle, dass mit *prima Vari castra* von vornherein das von Varus zuerst hergerichtete Lager habe bezeichnet werden sollen, verstösst gegen den Gebrauch des Schriftstellers. Auch Hist. V, 8 findet sich in demselben Sinne die Zusammenstellung *primis munimentis urbis, dein regia, templum intimis clausum,* obwohl gerade die *prima munimenta* die jüngsten waren. Die Befestigungen werden jedoch in der Reihenfolge, in der die Ankommenden sie betrachteten, nach einander aufgeführt. Erst die Beschreibung der *prima Vari castra* lässt erkennen, dass dieses Lager zugleich das vom Feldherrn zuerst hergestellte war.

Die angeführte Stelle beweist nun aber, dass die Wanderung des Germanicus über das Schlachtfeld in derselben Ordnung wie der Zug des Varus sich vollzogen haben muss. Wir dürfen also dem Marsch der Römer i. J. 9 nicht eine Richtung geben, die der des Germanicus i. J. 15 entgegengesetzt ist. Damit sind namentlich alle diejenigen Ortlichkeiten ausgeschlossen, die auf der Linie von Borgholzhausen über

Digitized by Google

Bielefeld nach Örlinghausen angenommen werden könnten. An allen diesen Stellen würde Germanicus in umgekehrter Richtung wie Varus die Walstatt durchwandert haben. Da aber dieser von Nordosten und jener von Westen herkam, so kann diese Schwierigkeit nur gehoben werden, wenn wir annehmen, dass Germanicus die Marschlinie des Varus seitwärts getroffen habe, und das war möglich, wenn er von Warendorf aus nach Norden zog, während Varus von Oeynhausen in westlicher Richtung sich fortbewegt hatte.

Ferner hat nach der Versicherung des Tacitus das Schlachtfeld nicht weit von der Stelle gelegen, an der Germanicus i. J. 15 die Ems verliess. Damit ist aber die Gegend von Barenau oder gar von Damme ausgeschlossen. Diese Gegenden hätte der Feldherr bei Beginn des Feldzuges mit weniger Mühe von Meppen aus erreichen können.

Weiter erfahren wir aus Tacitus, dass zwischen dem Orte, an dem Germanicus i. J. 15 die Ems verliess, und dem Schlachtfelde sich ein Moor befunden hat. Cäcina wurde daher vorausgeschickt, um für den Übergang des Heeres Moorbrücken zu legen, und bei der Voraussetzung, dass der Zug von Warendorf nach Iburg stattfand, war es von Interesse, nicht nur festgestellt zu sehen, dass es wirklich auf jener Linie ein Moor gibt, das die gerade Verbindung in der west-östlichen Ausdehnung von einer Meile unterbricht, sondern es musste versucht werden, ob nicht noch Spuren jener Brücken aufzufinden seien. Dieser Versuch wurde i. J. 1894 von mir unternommen, und siehe da, ohne dass die Bewohner der Gegend etwas davon ahnten, wurden genau an dem Punkte, an dem ich sie gesucht hatte, die Bohlen mit den Merkmalen römischer Herstellung in der Tiefe angetroffen [1]).

Noch etwas anderes ist zu berücksichtigen. Nachdem nämlich Germanicus das Schlachtfeld besucht hatte, verfolgte er Armin durch unwegsames Land und lieferte ihm dann zwischen Bergen und Moor eine Schlacht. Bekanntlich hat MOMMSEN die Barenauer Münzfunde auf die Schlacht vom J. 9 bezogen. Das dortige Gelände passt indessen nicht auf jene Begebenheit, wohl aber vortrefflich zu der Beschreibung, die Tacitus von der Schlacht des Jahres 15 gibt. Ferner darf als ausgemacht gelten, dass die berühmten pontes longi des Domitius, über die Cäcina i. J. 15 seinen Rückzug antrat, in den ebenfalls nachträglich entdeckten Moorbrücken zwischen Mehrholz und Brägel wiederzuerkennen

[1]) In Nr. 25 a. a. O. versucht WILMS das Verhältnis wieder umzukehren, indem er behauptet, ich hätte den Germanicus erst von Warendorf nach Iburg ziehen lassen, nachdem ich zwischen diesem Orte „einen Bohlenweg im Moore aufgefunden" hätte, trotzdem dass ich in meiner Schrift: „Die römischen Moorbrücken in Deutschland", Berlin 1895 S. 129 ff. über das zeitliche Verhältnis dieser Begebenheiten keinen Zweifel gelassen hatte. Wenn er dann weiter behauptet, dieser Bohlenweg im Sassenberger Moore existiere nicht, denn er habe ihn mit zwei anderen Herren gesucht und nicht gefunden, so muss man allerdings über diese Schlussfolgerung erstaunt sein, mehr noch aber darüber, dass er meint, jemand, der eine ganze Reihe von Moorbrücken teils selbst ausgegraben, teils ihrer Aufdeckung durch andere beigewohnt hat, könne in diesem Falle „ein Opfer einer Selbsttäuschung gewesen" sein, und dies alles, obwohl bekanntermassen in der angeführten Schrift auf vier Seiten die gefundene Moorbrücke mit allen Einzelheiten beschrieben worden war der Art, dass selbst die Form der kunstvoll hergerichteten Löcher in den Brettern zur Abbildung gelangte. Warum fragte W. nicht den Gastwirt Kattenbaum aus Rippelbaum, der für mich am 9. und 10. Oktober 1894 die Ausgrabungen vorgenommen und mir noch vor kurzem

Digitized by Google

sind. Denn die Ansicht, dass dieser Legat noch bis zur Ems mit Germanicus zusammen seinen Rückzug bewerkstelligt habe und demgemäss die langen Brücken westlich des Flusses zu suchen seien, verdient nach dem, was früher über diesen Gegenstand ausgeführt wurde, keine weitere Widerlegung.

Ist dies aber richtig, hat Germanicus i. J. 15 wirklich bei Warendorf die Ems verlassen, hat er ferner nach dem Besuch des Schlachtfeldes sich bei Barenau befunden, hat endlich Cäcina über die pontes longi bei Mehrholz seinen Rückzug angetreten, so haben wir das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes auf der Linie zwischen jenen Orten aufzusuchen, und zwar an derjenigen Stelle, an der Germanicus von Warendorf aus in das Gebirgsland eintrat. Dies ist aber das Gelände bei Iburg.

Noch etwas Wichtiges kommt in Betracht. Als Germanicus i. J. 15 nach der verlorenen Schlacht seinen Rückzug antrat, nahm er eine Abteilung seiner Reiterei mit und schickte diese sodann nicht etwa auf geradem Wege, wie sie gekommen war, zum Rhein zurück, sondern liess sie an der Nordseeküste entlang nach Hause sich begeben. Was in aller Welt hätte den römischen Feldherrn zu dieser Massregel veranlassen können, wenn das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes, das er kurz vorher besucht hatte, in den Gegenden der Ems- und Lippequelle oder noch weiter östlich oder gar, wie noch neuerdings behauptet wurde, südlich der Lippe sich befunden hätte? Die Anordnung des Feldherrn erklärt sich nur, wenn wir wissen, dass Germanicus auf seinem Rückzuge die Ems an ihrem Unterlauf erreichte. Mit anderen Worten: die Begebenheiten des Jahres 15 und damit auch das Teutoburger Schlachtfeld müssen weiter in die nordwestlichen Gegenden verlegt werden. Ist es doch auch eine militärische Unmöglichkeit anzunehmen, dass der römische Feldherr i. J. 15, wenn er wirklich seinen Feldzug auf die Gegenden der Lippequelle richtete, die Ems zur Basis seiner Operationen gewählt haben sollte und nicht vielmehr die Lippe.

Ich habe den Namen des Teutoburger Waldes als den des Gebirges an der Düte bezeichnet, wie übrigens schon vor mir MÖSER und STÜVE, ohne dass mir das bekannt war, getan hatten. Diese Deutung hat die Zustimmung angesehener Germanisten gefunden. Alles trifft

---

die Wahrheit der von mir behaupteten Tatsachen ausdrücklich bezeugt hat? W. sagt: „Ich habe die Brücke nicht finden können". Ich habe aber in dem bezeichneten Buche ausdrücklich mitgeteilt, dass die Spuren der Bohlen bei dem Zustande der Vermoderung, in dem sie waren, nur schwer zu finden seien. Ausserdem aber habe ich damals schon mitgeteilt, dass an jener Stelle Torf gestochen werde, und es ist nicht ausgeschlossen, dass dies seit dem Jahre 1894 in noch weiterem Umfange geschehen ist, sodass seitdem die Spuren der Brücke verschwunden sein können. So ist z. B. von den beiden nördlichsten Brücken im Moore bei Brägel gegenwärtig nichts mehr zu sehen. Oder will W. daraus folgern, dass auch diese niemals existierten? Auf die Möglichkeit einer Zerstörung habe ich bereits 1895 nach Erscheinen meines Buches den damaligen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Exzellenz Studt, schriftlich hingewiesen und die Brücke seinem Schutze empfohlen. Warum hat W. nicht damals schon nachgegraben, wenn er Zweifel in die Wahrheit meiner Angaben setzte? Oder warum hat er seit dem Jahre 1900, seitdem er gräbt, bis vor kurzem geschwiegen? Das Verfahren W's. verdient bei allen wahrheitsliebenden Männern die schärfste Missbilligung.

Digitized by Google

demnach zusammen, um das Schlachtfeld in die Gegend von Iburg zu verlegen.

Ich nehme also an, dass Varus i. J. 9 n. Chr. — es wird im Herbst gewesen sein — von Oeynhausen aufbrach, um das ihm bezeichnete aufrührerische Volk, das wir uns im Münsterlande denken dürfen, zu bestrafen. Dort wohnten die Brukterer, und es ist gewiss nicht zufällig, dass Germanicus i. J. 15 diesen Stamm mit seinem besonderen Hass verfolgt.

Der Weg führte den Statthalter über Bünde und Melle nach Iburg. Durch den dortigen Pass hoffte er an den Ort des Aufruhrs zu gelangen. Aber zu seinem Schrecken nahm er wahr, dass der Pass verlegt war. So musste er sich denn entschliessen, noch im gebirgigen Gelände ein Lager aufzuschlagen. Es war das erste Varuslager, das auf der Walstatt errichtet wurde und das Germanicus nach 6 Jahren deutlich noch erkennen konnte. Von ihm haben sich auch gegenwärtig noch die Spuren in der Nähe von Iburg wiederfinden lassen. Es hatte einen Flächenraum von 15 Hektar, was als das normale Mass für drei Legionen anzusehen ist.

Da es unmöglich war, den Durchgang durch den Pass von Iburg zu erzwingen, sah sich Varus genötigt, die bisherige Richtung westlich fortzusetzen, um womöglich bei Rheine an die Ems zu gelangen, wo er in Sicherheit sein musste. Dieser Marsch führte ihn schliesslich bei Stift Leeden in den Habichtswald. Die Örtlichkeit passt in jeder Hinsicht zu der Beschreibung, wie wir sie in unseren Quellen finden. Ich habe auf Grund dieser Übereinstimmung bereits i. J. 1884 die Gegend als den Ort der Varusschlacht bezeichnet, ohne dass ich hier oder bei Iburg mich auf Funde von Altertümern berufen konnte. Es war deswegen von Bedeutung, dass i. J. 1896 das zweite Varuslager, dessen Überreste ebenfalls Germanicus i. J. 15 noch wiedererkannte, im Habichtswalde wirklich aufgefunden werden konnte.

Man hat es bezweifelt, dass die noch gegenwärtig sichtbaren Wälle einem solchen Lager angehörten. SCHUCHHARDT meinte im Verein mit PHILIPPI und KOEPP, sie seien von einem Förster angelegt. JOSTES aus Münster wollte beweisen, sie stammten aus dem Jahre 1668. Dann wieder untersuchte RITTERLING die Anlage und kam zu dem Ergebnis, dass sie mittelalterlich sei. Aber die Altertümer, die nachher aufgefunden wurden, wiesen sie in die Zeit der Römerkriege. Hunderte von Scherben lagen auf dem ganzen Platze zerstreut. Es mögen einige darunter germanischen Ursprungs sein. Auch die Deutschen hielten sich dort auf und feierten ihren Sieg. Die grosse Masse der Gefässreste ist indessen Latène-Ware und stammt daher vom Rhein. Einige sind sicher als römisch anzusprechen. Verschiedene Randstücke von Kochtöpfen gehören, wenn auch unrömisch, doch dem Geschirre an, wie es von den römischen Soldaten augusteischer Zeit am Rhein und an der Lippe benutzt wurde und in den dortigen Lagern und Kastellen sich wiederfindet. Dazu kommen Gegenstände von Eisen und Blei, verschiedene Waffenstücke, eine gut erhaltene Schnellwage und ein Bleigewicht, das mit seinen Buckelverzierungen einem römischen Gewicht des Bonner Provinzialmuseums völlig gleicht. Römisch ist auch die Technik der Verschanzungen, insbesondere befindet sich an zwei Toren die unter dem Namen der 'clavicula' bekannte Walleinziehung.

SCHUCHHARDT hat freilich unlängst verschiedentlich behauptet,

Digitized by Google

die im Lager des Habichtswaldes gefundenen Scherben stammten aus fränkischer Zeit; die Anlage sei daher eine karolingische Curtis, und er setzte hinzu, in die Reihe dieser Curtes habe er sie bereits i. J. 1899 gestellt, eine Behauptung, die den Tatsachen ins Gesicht schlägt. Denn sowohl auf der Philologenversammlung des genannten Jahres wie in der zum Abdruck gelangten Rede behauptete er das Gegenteil, indem er sich damals der JOSTESschen Erklärung anschloss.

Gegen die Annahme einer Curtis spricht übrigens schon allein der Umstand, dass sich auf dem ganzen Raume nicht die geringste Spur einer Ansiedelung gefunden hat. Auch hat SCHUCHHARDT sein soeben erwähntes Urteil bereits wieder eingeschränkt, indem er neuerdings erklärt, nur einige, vor dem Tore gefundenen Scherben seien karolingisch. Es sind diejenigen, die SCHUMACHER und LINDENSCHMIT in Mainz mir als Latène-Ware augusteischer Zeit bezeichnet hatten.

Es lässt sich also an dem römischen Ursprunge des Lagers im Habichtswalde nicht wohl zweifeln. Ist dies aber der Fall, dann gibt es keine Möglichkeit, die mitten im Walde gelegene Befestigung anders unterzubringen, als dass wir sie als das zweite Varuslager aus der Schlacht im Teutoburger Walde deuten. Zu dieser Annahme stimmt auch die Grösse des Lagerplatzes, der bei mehr als 2 Hektar Flächeninhalt Raum für reichlich 7000 Mann bot, und eine grössere Zahl wird von den 18000 Soldaten, mit denen Varus ausgezogen war, im letzten Augenblicke wohl nicht mehr vorhanden gewesen sein.

Man hat das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes an den verschiedensten Stellen gesucht. Keine dieser Stellen hält die Probe aus. Keine entspricht den gegebenen vielfachen Bedingungen. Nur das Gelände zwischen Iburg und dem Habichtswalde vereinigt alle Eigenschaften, die es gestatten, die Walstatt dorthin zu verlegen.

Bei Detmold ist jenes stolze Hermannsdenkmal durch Ernst von Bandel errichtet worden; der Künstler ging dabei von der Voraussetzung aus, dass in derselben Gegend sich die Schlacht des Jahres 9 ereignet habe. Dies ist nun freilich nicht der Fall gewesen. Aber darum steht das schöne Denkmal doch an seiner rechten Stelle. Denn es findet sich in der Heimat des Cheruskerfürsten, und wenn in diesen Wochen patriotische Männer und Frauen in grosser Zahl zu jenem Berge pilgern, um Deutschlands ersten Helden zu feiern, so wollen auch wir, sei es persönlich, sei es geistig, mit dabei sein. Verdient es doch der Mann, der einst unter schwierigen Verhältnissen im Kampfe mit den mächtigsten Feinden unser Vaterland befreite und es ermöglichte, dass wir ein freies Volk geblieben sind, ein Volk, das auch in Zukunft seine Unabhängigkeit behaupten wird, wenn es den Geist zu pflegen weiss, der unsere Ahnen einst beseelte, als sie im Teutoburger Walde die Freiheit sich erkämpften.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

spricht seine Freude darüber aus, dass die Deutsche Gesellschaft gerade im Jubeljahr der Varusschlacht dem Vortragenden Gelegenheit geben konnte, seine wohl erwogenen Ansichten über die Örtlichkeit des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde — mögen sie sich einst als die richtigen erweisen oder mag nach Lage der unzureichenden Überlieferung eine

Digitized by Google

volle Sicherheit hier überhaupt nicht zu erreichen sein — in Ausführlichkeit mitzuteilen, was um so notwendiger war, da dem Vortragenden von seinen wissenschaftlichen Gegnern bisher stets in unwürdigem Tone und mit gehässigen Entstellungen seiner Ansichten entgegengetreten worden ist.

In einem längeren Schlusswort dankt dann der Vorsitzende von Herzen allen, die zu dem ebenso harmonischen wie glanzvollen Verlauf der ersten Tagung für Vorgeschichte beigetragen haben, vor allem den Behörden, der Landesverwaltung, für die nach allen Richtungen gehende, weitgehende Unterstützung, der Kgl. Technischen Hochschule für die herrlichen Vortragsräume, dem Provinzialmuseum für die opferwillige Arbeit, der Vorbereitung der Tagung, besonders auch für die gediegene und prächtige Festschrift, ferner dem Lokalausschuss für seine unübertrefflichen Leistungen, allen Vortragenden für ihre schönen Anregungen, endlich der ganzen Bevölkerung der hannoverschen Lande, die, soweit wir ihr nahetreten konnten, eine von der angeblichen hannöverschen Steifheit weit entfernte, geradezu übersprudelnde Begeisterung kund gab, für ihre so sympathische Teilnahme an allen Veranstaltungen der Tagung.

I. Ausflug 10. bis 12. August

ins Wesergebirge und in den Teutoburger Wald unter Führung von Universitätsprofessor Dr. Kossinna und Gymnasialdirektor Professor Dr. Knoke, Osnabrück.

Im Anschluss an die Hauptversammlung fanden zwei mehrtägige Ausflüge statt. Der erste, ein dreitägiger, vom 10. bis 12. August, galt dem Teutoburger Walde und den Stätten des germanischen Freiheitskampfes gegen Rom vor 1900 Jahren, der in diesem Jahre in so grossartiger Weise gefeiert worden ist.

Unter der Führung des Vorsitzenden der Gesellschaft, Universitätsprofessor Dr. Kossinna, brachen am 10. August 12 Mitglieder[1]) von Hannover in aller Frühe auf, um zunächst das Schlachtfeld von Idistaviso aufzusuchen.

Von wolkenlosem Himmel blickte die Sonne herab, als die Porta Westfalica mit der Bahn erreicht wurde. Nachdem man sich dort ein wenig für die Wanderung gestärkt und an der herrlichen Aussicht in das Weserland und auf den gegenüberliegenden Wittekindsberg mit dem Kaiser Wilhelm-Denkmal erfreut hatte, ging es durch das altertümliche einst von der Schalksburg beherrschte Städtchen Hausberge in die Gegend, welche nach Oberst Dahm der vielgesuchte Kampfplatz von Idistaviso ist. Der Wald, der früher die Anhöhen und Hügel bedeckte, die sich vor die Bergkette lagern, ist jetzt grösstenteils verschwunden. Doch trotz der empfindlichen Sonnenglut auf den schattenlosen Wegen herrschte heiterste und angeregteste Stimmung.

[1]) Es waren an der Fahrt beteiligt die Herren: Bezzenberger (Königsberg i. Pr.); E. Blume (Posen); Bodenstab (Neuhaldensleben); Dr. O. Fleischmann (Bergen b. Celle); Girke (Berlin); Knoke (Osnabrück); Kossinna (Berlin); Krause (Döbeln); Schmidt (Löbau); W. Schulz (Minden); Wahle (Delitzsch); Walter (Pegau).

Digitized by Google

Bald gelangte man dicht hinter dem Kirchhofe Holzhausen an den Rand der Schlucht von Helserbruch, wohin einst die Germanen den auf Seiten der Römer kämpfenden Bataverfürsten Chariovalda und seine Mannen gelockt hatten, um sie dann niederzumachen.

Von hier aus konnte man die Idistaviso-Ebene überblicken, die, an einigen Stellen noch heute sumpfig, sich von dem Hügelland zur Weser hinzieht.

An dieser Stelle machte Professor Kossinna, der andauernd die Situation des Schlachtfeldes erklärte, Mitteilung von seiner etymologischen Erklärung des altgermanischen Namens Idistăviso, die einigen der Teilnehmer dieses Ausfluges bereits aus den Vorlesungen von Professor Kossinna über die Geschichte und Kultur der Römer am Rhein bekannt war (s. Exkurs S. 90).

Am Horizonte, am jenseitigen linken Ufer des Flusses, bemerkte man die sich dem Wiehengebirge vorlagernden Höhen des Hahnenkampes, den die Römer als Lagerplatz ausersehen hatten. Auch der Standplatz der Germanen, die im grossen Bogen von Holzhausen bis Holtrup die Abhänge besetzt hatten, war gut zu übersehen.

Nun wurde das Tal von Helserbruch durchwandert und durch Wiesengelände erreichte man die Senkung von Möllbergen, die sich nach der Weser hin zu einer Schlucht verengert. Durch dieses Tal umging der römische Reiterführer Stertinius die Germanen von Südosten her, um Germanicus, der auf der Linie Vennebeck—Helserbruch von Westen her vordrang, die Hand zu reichen.

Heiss brannte die Mittagssonne und so bedurfte es noch besonderer Anstrengung, die mächtigen aus Kies und Geröll bestehenden Höhen nördlich von Veltheim zu ersteigen. Dort oben aber luden schattige Bäume zum Lagern ein und bei schöner Aussicht auf das etwas stromaufwärts gelegene Eisberger Tal, das im Gegensatz zu Oberst Dahm Gymnasialdirektor Professor Dr. Knoke für den Schauplatz der furchtbaren Schlacht hält, war es endlich vergönnt, einen kleinen Imbiss einzunehmen.

An der Weser sind die roten Dächer von Eisbergen sichtbar; zu diesem Dorfe sendet die Gebirgskette mehrere Ausläufer. Hier war es, wo nach Knoke die Germanen ihre Aufstellung genommen hätten. Die Römer, die ihr Lager in der Nähe von Möllbergen gehabt hätten und zwischen Weser und Bockshorn in die Ebene eingerückt wären, füllten den westlichen Teil des Tales. Die durch einen Vorberg verdeckte Einsenkung des Gebirges bei Lohfeld, durch die Stertinius seinen Weg genommen hätte, um den Germanen durch den Pass von Kleinenbremen in den Rücken zu fallen, konnte man erkennen.

Nachdem so die Teilnehmer auch von dieser Gegend des Weserlandes, die von Knoke für das Schlachtfeld in Anspruch genommen wird, ein Bild gewonnen hatten, stiegen sie hinab, vorbei an der gewaltigen Kiesgrube „Bockshorn", zum Dorfe Veltheim, das als Fundstätte spätrömischer Germanengräber mit Beigabe von Bronzeeimern des Hemmoorer Typus (mit Tierfries) zu Beginn des Jahres archäologisch so bekannt geworden war, um nach Osnabrück zu weiteren Unternehmungen zu fahren. Doch in Bad Oeynhausen wurde noch

Digitized by Google

die Zeit des Aufenthaltes zur Besichtigung des Kurparkes mit dem neuerbauten Kurhause und der Funde aus dem Reitergrabe der Merovingerzeit benutzt. (Walter Schulz.)

Exkurs über den Flurnamen 'Idistaviso'.

Von Gustaf Kossinna.

Gehen wir an die Erklärung dieses altgermanischen Namens heran, so haben wir zunächst die Worte des Tacitus zu betrachten an der einzigen Stelle, wo uns jener Name überliefert wird, in seinen Annalen II, 16, wo er sagt . . . . *campum, cui Idistaviso nomen.* Nach dem Sprachgebrauch dieses Schriftstellers muss der Name Idistaviso hier notwendig ein Nominativ sein, wie ein vorzüglicher Kenner des Tacitus, der alte Nipperdey, schon vor einem halben Jahrhundert festgestellt hat (vergl. auch Gronov zu Livius I, 1). Trotzdem hat gerade die römische Altertumskunde hier mit Vorliebe den Fehler gemacht, von einem 'campus Idistavisus' oder einem Idastavisusfelde zu sprechen. Nicht nur weniger bedeutende Gelehrte wie Pfitzner, Geschichte der Kaiserlegionen S. 113, sondern auch ein Mann wie Heinrich Kiepert auf seinen Karten von Germanien, auch auf der Karte zu Th. Mommsens Röm. Gesch. Bd. V, wo Mommsen selbst im Text (Anm. S. 49) in undurchsichtiger Weise von einem 'idistavisischen Felde' spricht. Seitdem scheint aber die Form Idistavisus auf der römischen Seite der römisch-germanischen Forschung die allein bekannte zu sein. So finden wir sie z. B. bei A. Koepp, die Römer in Deutschland, bei Dahm, Schuchhardt. Trotzdem ist sie zu verwerfen. Innerhalb der germanischen Forschung hat man die überlieferte Namensform lange Zeit leider auch nicht unangetastet gelassen. Bekannt ist ja, dass Jacob Grimm die schon durch Herm. Müller (Marken des Vaterlandes S. 99: Idisaviso) vorbereitete Änderung der Überlieferung in Idisiaviso vornahm, das er als 'nympharum pratum' glossierte (Deutsche Mythologie I, 372) und Andere als Elfen-, Feenwiese, Forbiger als Jungfernhaide erklärte. Jacob Grimms Vermutung ist gewiss sinnreich und verführerisch; auch paläographisch ist seine Lesart nicht allzu kühn, sondern wohl zulässig. So hat sie auch Müllenhoff bestochen, der sehr scharf für sie eintrat (Zeitschr. f. deutsch. Altertum 9, 248) und so habe auch ich in jungen Jahren eine Lanze dafür gebrochen (Anzeiger für deutsches Altertum 1887, 206 f.).

Trotzdem ist diese Änderung der Lesart zu verwerfen, denn sie bleibt unbefriedigend, weil sie grammatische Schwierigkeiten bringt. -viso statt -visa, wie man dann erwarten sollte, kann als zulässig bezeichnet werden, nicht aber im Genetiv Pluralis idisia statt idisio. Darum wird man vorsichtigerweise die überlieferte Lesart lieber nicht antasten, sondern zu erklären suchen. Leicht ist diese Aufgabe nicht und unsere besten Etymologen sind darum einer Erklärung ausgewichen. Da wir aber eine solche doch nicht unversucht lassen sollten, wage ich es, jetzt zu veröffentlichen, was ich bereits vor fünfzehn Jahren darüber erdacht habe.

Will man dem Namen mit Erfolg zu Leibe gehen, so hat man, glaube ich, zunächst die alte Auffassung, als läge hier eine Zusammensetzung mit -viso vor, fallen zu lassen. Abzuteilen ist vielmehr Idi-

Digitized by Google

und staviso. Idi, altsächsisch id, althochdeutsch iti und ite, angelsächsisch ed ist vollkommen klar als lateinisch re- ‚wieder', 'zurück'; wahrscheinlich gehört auch griechisch ἔτι hierher. Dieses Wort liegt vor in ahd. itmâlon 'strafen' und mhd. iteniuwe 'ganz neu'. Der zweite Stamm hängt zusammen mit der Wurzel stā oder stă (ablautend) ‚stehen' und enthält den erweiterten Stamm stauwjan = 'stehen machen', 'stauen'. Staviso oder Idistaviso wäre demnach ein Gegenstand oder eine Örtlichkeit, die eine Rückstauung hervorbringt; vielleicht also ein Damm, wobei daran erinnert sei, dass die Idistaviso-Niederung heute noch sumpfig ist (S. 89). Nicht ganz klar war mir dabei das Suffix so oder iso. Ich teilte seiner Zeit Friedrich Kluge meine Etymologie mit, erfuhr von ihm, dass er ähnliche Gedankengänge gehabt habe, für das Suffix so aber auch keine Erklärung wisse, es sei denn, dass ein pluralisches Suffix iso hier vorliege, zu vergleichen mit indisch êshu, wobei aber die Endvokale nicht übereinstimmten. Den Anstoss Kluges und auch Möllers, dass man am Beginn des Wortes statt idi- vielmehr edi oder eda erwarten müsste, glaube ich mit einem Hinweis auf das Schwanken zwischen Segi- und Sigi-, Fenni und Finni in der antiken Überlieferung derselben Zeit abwehren zu können.

Dagegen hat mein Kopenhagener Freund Hermann Möller, an den ich mich dann wandte, mir einige Bildungen mit Suffix -isō, -izō nachgewiesen; so altsächsisch lunisa agl. lynis, mhd. lüner = Lünse; mittelniederdeutsch premese, mhd. ahd. premse, bremse 'Hemmschuh'; ferner Ableitungen wie Zunder, Schlenker (von zünden, schlenken), wo r aus z entstanden ist; endlich fügte Edward Schröder zu diesen Worten, die sämtlich Werkzeuge oder Mittel zu etwas bezeichnen, in mündlicher Besprechung noch germanische Flussnamen auf -s, wie Ips, Selters, Solms (?), vielleicht Hekese (bei Osnabrück) hinzu.

Ist meine Auslegung richtig, so war auf den Wiesen des Weserufers, bei Rehme also, eine Abdämmung des Flusslaufes gemacht worden, die sich wohl erklären lässt, da die Weser in früheren Zeiten ihren Lauf hier öfters geändert hat und daher vielleicht Altwässer auf diesen schönen Weidegründen abgeschnitten werden sollten.

Meine Erklärung ist längst nicht so phantasievoll, wie die Grimmsche, vielleicht aber kommt sie in ihrer Realistik der Wahrheit, ein kleines Stückchen wenigstens, näher.

Um 3.35 Uhr kamen die Herren in Osnabrück an. Auf dem Bahnhofe wurden sie vom Archivrat Dr. Krusch und Gymnasialdirektor Dr. Knoke empfangen und nach dem „Grossen Klub" begleitet, in dessen prächtigen Räumen ein festliches Mittagessen eingenommen wurde, an dem noch einige weitere Osnabrücker Herren sich beteiligten und das durch warmherzig gesprochene Tischreden gewürzt wurde. — Dann schritt man zunächst zur Besichtigung des Museums, dessen reichhaltige vorgeschichtliche Sammlung das lebhafte Interesse der Besucher erregte. Dasselbe gilt von den vielfachen Funden der Schlachtfelder und Lager aus der Zeit der Römerkämpfe, insbesondere des Lagers im Habichtswalde. Aber auch bei Iburg, Barenau und Brägel-Mehrholz hatte der Boden manches wertvolle Stück geliefert. Auch zur Besichtigung des Rathauses, der Marienkirche und des Domes

Digitized by Google

sowie einiger merkwürdiger Gebäude der Krahnstrasse und Burstrasse war noch Zeit genug geblieben.

Am 11. August wurde in der Frühe die Fahrt nach Barenau angetreten, der sich ebenfalls verschiedene Herren aus Osnabrück angeschlossen hatten. Unter Führung des Herrn Fuhse-Niewedde wurden die Stellen besichtigt, an denen die augusteischen Goldmünzen in den Jahren 1904 und 1908 sich gefunden hatten. Besonders aber war es darum zu tun, das Gelände bei dem Gute Barenau, wo durch die Begegnung von Berg und Moor ein leicht zu verteidigender Pass gebildet wird, einer Besichtigung zu unterziehen. Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, dass sämtliche Herren davon auf das äusserste überrascht waren, wie sehr die örtlichen Verhältnisse mit der Darstellung des Tacitus von der siegreichen Schlacht des Arminius gegen Germanicus des Jahres 15 nach Chr. übereinstimmen [1]). Auch die grosse Zahl der megalithischen Gräber in der Nähe von Venne, die zugleich einen Beweis für die frühe Besiedelung der Gegend liefern, erregte das Erstaunen der Besucher.

Nachdem sodann des Mittags in dem Gasthause von Meyer neben dem Bahnhofe von Ostercappeln ein Frühstück eingenommen worden war, fuhren sämtliche Teilnehmer des Ausflugs mit der Eisenbahn nach Diepholz und von hier auf einem Leiterwagen nach Mehrholz, wo zunächst der Graben des von Knoke wieder aufgefundenen Cäcinalagers an zwei Stellen aufgedeckt wurde. Sodann ging es in das Moor hinein, um einige der dortigen Moorbrücken zu untersuchen. Leider konnte jedoch bei der Kürze der Zeit und Nässe des Bodens die Grabung nicht bis zu der Tiefe der Brücke Nr. 3 der Prejawaschen Karte fortgesetzt werden, wohl aber wurde ein Stück der Brücke Nr. 4 blossgelegt. Von besonderer Wichtigkeit war es jedoch, dass auch hier die Taciteische Schlachtschilderung — es handelt sich um die der Kämpfe des Cäcina bei den pontes longi vom Jahre 15 nach Chr. — in dem Gelände deutlich verstanden werden konnte. Nach einem gemeinsamen Mahle im „Grafen" zu Diepholz wurde die Rückfahrt nach Osnabrück angetreten.

Am 12. August früh fand der Ausflug nach Iburg statt. Hatte schon am Tage vorher die Schönheit der Osnabrücker Gegend die Besucher überrascht, so wurde an diesem Tage angesichts des grossartigen Gebirgslandes mit seinem ungeheuren Waldreichtum die Überraschung noch gesteigert. Dazu kam das historische Interesse, das die Örtlichkeit erregte. Eingehend konnte das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes bei Iburg, die Gestalt der dortigen Berge und Schluchten, sowie die Stätte des ersten Varuslagers besichtigt werden. Dann wurde nach einem Mahle im Felsenkeller um Mittag die Fahrt über Jagen und Natrup auf derselben Linie, auf der einst das unglückliche römische Heer im Jahre 9 n. Chr. gezogen war, fortgesetzt.

Auch auf diesem Abschnitte des Weges liess sich die Übereinstimmung mit dem Bericht des Do Cassius leicht feststellen. Nach etwa zwei Stunden fand die Einfahrt in den Habichtswald statt, wo

---

[1]) Mommsen und andere verlegen hierher bekanntlich den Schlussakt der Varusschlacht vom Jahre 9 nach Chr. G. K.

Digitized by Google

namentlich das zweite Varuslager genauer in Augenschein genommen wurde. Der militärische Charakter dieser alten Befestigung zwischen den tiefen Schluchten, der Wall, der sich auf allen Seiten noch erhalten hat, die Tore mit ihrer Clavikula errregten im besonderen Grade die Aufmerksamkeit der Besucher. Bezeichnend sind aber auch die vielfachen sumpfigen Stellen im Walde und besonders das ausgedehnte Moor, das sich auf der Nordseite um den Habichtswald herumzieht. Alles stimmt auch hier in jeder Hinsicht zu der örtlichen Beschreibung, wie sie sich bei Do Cassius, Florus usw. findet.

Nach einer Rückfahrt durch die ununterbrochen durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Gegend fand gegen Abend die Rückkunft in Osnabrück statt. Die ganze Zeit hindurch wurde die Unternehmung durch das günstigste Wetter unterstützt. (F. Knoke.)

Mit innigem Dankgefühl für die treffliche Leitung dieser Fahrten durch Professor Knoke, bei denen alles klappte und geschichtliches Denken wie edelster Naturgenuss in gleicher Weise zu ihrem Rechte kamen, löste sich die Reisegesellschaft auf, zum Teil um noch weitere Abstecher nach den übrigen herrlichen Gegenden des Teutoburger Waldes zu machen. G. K.

II. Ausflug: 13. bis 16. August

zum Besuch neugeordneter Sammlungen des deutschen Paläolithikums, unter Führung von Dr. R. R. Schmidt, Tübingen.

Zur Exkursion: Bonn bis Stuttgart.

Von H. Hahne, Hannover.

In Bonn trafen nur einige Exkursionsteilnehmer am 13. VIII. zusammen. Ein kurzer Rundgang durch das Provinzial-Museum, das durch seinen Neuanbau in die glückliche Lage gesetzt ist, seine gesamten Sammlungen zur würdigen Geltung zu bringen, stand unter der gefälligen Führung von Herrn Direktor Dr. LEHNER. Das Interesse galt vor allem der neu aufgestellten paläolithischen Sammlung und dem ehrwürdigen alten Neandertaler. Die ältesten Zeugen diluvialen Lebens in den Rheinlanden und Westfalen sind hier die Funde aus den westfälischen Höhlen Klusenstein, Balve und Lethmathe und die Aurignacienlössfunde von Metternich am Rhein. Am vollkommensten zeigt sich die Magdalénienkultur in der Station von Andernach mit ihrer vollendeten Steinindustrie und Knochenarbeiten, darunter die künstlerischen Arbeiten. Die Funde entstammen der alten SCHAAFFHAUSENschen Sammlung. Mit Genugtuung möchten wir hier feststellen, wie gut eine modern-ästhetische Aufmachung sich mit einer instruktiven und wissenschaftlichen Aufstellung vereinbaren lässt. Herrn Geh.-Rat BONNET sei unser Dank gebracht für die Ausstellung seiner Archäolithe aus dem Cantal, die er in liebenswürdiger Weise für die Teilnehmer unserer Exkursion arrangierte. Leider musste der geplante Besuch in Koblenz und Wiesbaden unterbleiben, da die grössere Teilnehmerzahl erst in Stuttgart zusammentraf. Am Nachmittag des nächsten Tages konnte in Stuttgart unter Leitung von Herrn Dr. DIETRICH der Sammlung des

Digitized by Google

Naturalienkabinetts ein Besuch abgestattet werden. Dank der eifrigen Forschungen von OSKAR und Eberhard FRAAS ist hier eine hervorragende Sammlung der diluvialen Höhlenfauna aus dem Schwäbischen Jura erstanden, die wohl die reichhaltigste innerhalb Deutschlands sein dürfte. Von der Diluvialkultur dieser Höhlen zeugen die meist in den 60er bis 80er Jahren ausgegrabenen Funde aus der Ipfelhöhle, dem Hohlefels und der Ofnet. Vor allem aber fesselten die einzigartigen Funde aus dem Magdalénienlager an der Schussenquelle mit seinem Riesen· inventar an bearbeiteten Rentiergeweihen. Leider fehlt dem prächtigen Material in Ermangelung an Raum die richtige Heimstätte. Durch die Neuordnung von SCHMIDT tritt nur die lithische Industrie besser hervor. Hier wie in den anderen Sammlungen sind die Funde ergänzt durch Originalstücke und Abgüsse der SCHMIDTschen Diluvialfunde.

Der Abend dieses Tages brachte ein geselliges Beisammensein hoch über dem Lichtermeer der schönen schwäbischen Hauptstadt.

Ehe die Abfahrt am Sonntagmorgen nach Tübingen angetreten wurde, galt den Prähistorika des Altertumsmuseums in Stuttgart noch ein kurzer Besuch, dessen Glanzseite freilich nicht im Paläolithikum, sondern in der vorgeschichtlichen Metallzeit und der römischen Kaiserzeit liegt. Erfreulich ist, dass auch hier dem reichen Schwäbischen Paläolithikum ein Platz eingeräumt wurde. Hier war es weniger die kleine Sammlung von Originalstücken, die Interesse bietet, sondern eine vollständige Typensammlung aller paläolithischer Epochen der deutschen Funde vom Chelléen bis Azilien, die SCHMIDT in Gipsreproduktion zur Aufstellung gebracht hat. Einige Originale aus den Schwäbischen Höhlen Sirgenstein, Bockstein, Ofnet, Hohlefels und Schussenquelle reihen sich als kleine Einzelfunde dieser Sammlung an, während zu deren Seite die Sirgensteinfundschichten aufgebaut sind.

In **Tübingen** fanden sich 12 Herren [1]) zusammen, um einige Tage bei diluvialgeologischen und -archäologischen Fragen zu verweilen, an der Hand der reichen Sammlungen der prähistorischen Abteilung des geologischen Institutes (Bericht s. S. 100) und einer Sonderausstellung diluvialarchäologischer Funde, die für diese Zusammenkunft von Dr. R. R. SCHMIDT aufgestellt war. Die Sonderausstellung enthielt folgende Fundgruppen:

1. Funde von **Thaingen:** Magdalénien aus dem Museum in Konstanz.
2. Die Funde aus dem **Bockstein** bei Ulm: Aurignacien und Magdalénien aus dem Altertumsmuseum in Ulm und der Privatsammlung [2]) des Herrn Med.-Rates Dr. Hedinger in Stuttgart.

---

[1]) 1. Herr E. BÄCHLER, Museumsdirektor, St. Gallen. 2. Herr Dr. BERNETT, Museumsleiter, Nürnberg. 3. Herr E. FRANK, Frankfurt a. M. 4. Herr Prof. GAUS, Heidenheim (Württ.). 5. Herr Priv.-Doz. Dr. HAHNE, Hannover. 6. Herr Sekretär HORMANN, Nürnberg. 7. Herr Prof. Dr. v. KOKEN, Tübingen. 8. Herr Kustos A. MÖLLER, Weimar. 9. Herr Geheimrat Dr. PFEIFFER, Weimar. 10. Herr Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen. 11. Herr P. WERNERT, Tübingen. 12. Herr Priv.-Doz. Dr. WÜST, Halle a. S.

[2]) Letztere ist durch Vermächtnis in den Besitz der prähistorischen Abteilung des Geologischen Instituts übergegangen.

Digitized by Google

3. Die Funde aus der **Kl. Ofnet:** Aurignacien, Solutréen, Magdalénien. — Ausgrabungen des Herrn Pfarrer SCHIPS, Schloss Nehresheim (Württ.).
4. Die Lössfunde von **Achenheim** im Elsass: Acheuléen usw. Privatsammlung des Herrn WERNERT-Tübingen.
5. Funde aus den verschiedenen Stufen von **Weimar-Ehringsdorf-Taubach** aus dem städt. Museum in Weimar und aus der Sammlung HAHNE-Hannover, die bereits in Hannover ausgestellt war.

Im Geologischen Institut fanden die täglichen Zusammenkünfte statt; dort wurden folgende 5 Vorträge und Demonstrationen gehalten, an die sich lebhafte Debatten anschlossen:

I. Dr. R. R. SCHMIDT: Über die geologischen und archäologischen Ergebnisse seiner seit 1906 vorgenommenen Ausgrabungen in süddeutschen Höhlen.

Einige wichtige Punkte seien hier herausgegriffen.

Die bedeutendsten Fundplätze sind der Sirgenstein und die Ofnet, deren Schichten ein typisches Gerätinventar und eine Folge von mehreren Kulturen vom frühen Primitiv-Moustérien bis zum Azilien-Tardenoisien aufwiesen.

Die grosse Säugetierwelt ist vom Moustérien bis zum Früh-Magdalénien, mit dem erst Mammut und wollhaariges Rhinozeros auf den Aussterbeetat gelangen, ziemlich einheitlich und weist keine sonderlichen Wechsel auf. Auch der Höhlenbär bleibt vom Moustérien bis Früh-Magdalénien. Das Rentier wird im späten Spätpaläolithikum häufiger, während es im Aurignacien (Ofnet, Wildscheuer) seltener ist. Höhlenlöwe[1]) und Höhlenhyäne sind allein auf die Aurignacienschichten beschränkt, das Wildpferd ist überall häufig bis zum Spätmagdalénien, während seine Blütezeit dem frühen Spätpaläolithikum angehört.

Viel markanter wird die Stratigraphie durch die vorkommende Nagetierwelt. Der La Quinahorizont des späten Moustérien wird zunächst durch eine Nagetierschicht, die eine boreale, auf den tiefsten Klimastand jener Zeit hinweisende Mikrofauna enthält, von dem Aurignacienhorizont getrennt. Das massenhafte Auftreten von arktischen Nagetieren, die im Hochaurignacien fehlen, wiederholt sich verstärkt im Früh-Magdalénien, hier aber lässt sich im Verlauf des Nagetierschichtenkomplexes zum Spätmagdalénien aufwärts eine allmähliche Wandlung zur Steppe und schliesslich zum Wald konstatieren. Auch die grössere Tierwelt zeigt diese allmähliche Umwandlung zu unserem heutigen Waldklima an.

Im Früh- und Hochmagdalénien haben wir noch häufig Ren, das mit dem Spätmagdalénien die Albgefilde verlässt und der Waldfauna, vor allem dem Edelhirsch, Platz macht. Diese Resultate seien in nachstehender Tabelle kurz veranschaulicht, in der nur ein Teil der süddeutschen Funde aufgenommen ist. Als ältester Fundplatz Süddeutschlands sei Achenheim im Elsass dieser Tabelle noch angeschlossen, dessen Fundinventar, das ein typisches Acheuléen aufweist, von Herrn P. WERNERT-Tübingen gesammelt wurde.

---

[1]) Der Höhlenlöwe kehrt im Azilien-Tardenoisien der Ofnet noch einmal wieder.

Digitized by Google

Tabelle A.

Kulturschichten Süddeutschlands [1])	Fundplätze								Tierwelt
	Sirgenstein	Ofnet	Wildscheuer	Bockstein	Hohlefels b. Hütten	Schmiechenfels	Proptfels	Achenheim	
Azilien-Tardenoisien	—	+	—	—	—	—	—	—	Rezente Waldfauna, vorwiegend Hirsch; Höhlenlöwe.
Spät-Magdalénien	+	+	—	+	+	+	+	—	Hirsch, Reh; Ren und Steppenmikrofauna selten
Hoch-Magdalénien	—	—	—	—	+	—	—	—	Ren, Steppenarten, Tundramikrofauna zurücktretend
Früh-Magdalénien	+	—	+	—	—	—	—	—	Ren häufig; Mammut und Nashorn i. Aussterben. Tundramikrofauna vorherrschend
Solutréen	+	+	—	—	—	—	—	—	Wildpferd und Ren häufig; Mammut, Nashorn, Höhlenbär etc.
Spät-Aurignacien	+	+	+	+	—	—	—	+	Diluv. gr. Säugetiere wie im Moustérien, dazu Höhlenhyäne, Löwe, Edelhirsch. (Ren in Ofnet und Wildscheuer selten.) Keine arktischen Nagetiere. Wildpferd sehr häufig.
Hoch-Aurignacien	+	+	+	+	—	—	—	—	
Früh-Aurignacien	+	+	—	+	-	—	—	—	
Nagetierschicht	+	+	+	?	—	—	—	+	Arktische Nager (Lemminge)
Spät-Moustérien	+	—	—	—	—	—	—	+?	Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros tich., Ren, Wildpferd, Bison priscus.
Früh-Moustérien	+	-	—	—	—	—	—	—	
Spät-Acheuléen	—	—	—	—	—	—	—	+	Rhinozeros Merkii, Reh, Hirsch u. a.

[1]) Siehe: R. R. SCHMIDT, Die neuen paläolithischen Kulturstätten der Schwäb. Alb. 1908. Archiv f. Anthr. Bd. VII, H. 1.

Ders. Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde. 1908. Korrespondenzbl. d. D. Ges. f. Anthr.

Ders. Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. 1908. Bericht des naturwissenschaftl. Ver. f. Schwaben u. Neuburg.

Ders. Das Aurignacien in Deutschland. 1909. Mannus, Bd. I, H. 1/2.

Ders. Der Sirgenstein und die diluvialen Kulturstätten Württembergs. 1910. E. Schweizerbart'scher Verlag, Stuttgart.

Ders. u. P. WERNERT, Die archäologischen Einschlüsse der Lössstation Achenheim (Elsass) und die paläolithischen Kulturen des Rheintallösses. 1910. Prähistor. Zeitschr. Bd. I, H. 3/4.

Ders. Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet. 1910. Mannus Ergänzungsband I, S. 56 ff.

Digitized by Google

Hierauf wurde ein Vergleich mit den norddeutschen Funden, besonders Weimar-Ehringsdorf-Taubach angeschlossen.

Über diese Fragen wurde lebhaft diskutiert (WÜST, HAHNE, BÄCHLER, MÖLLER, PFEIFFER); es wurde erreicht, dass die Fragen für weitere Forschungen mehr als bisher präzisiert wurden.

Für Weimar-E.-T. bildet den „festen Punkt" für Parallelisierungen, dass wenigstens eine dem Moustérien nahe stehende Kultur, besonders durch die neueren Funde nachgewiesen ist, zwar in den unteren Waldtravertinen mit warmer Fauna. Im Sirgenstein gehört das Moustérien aber in eine „kalte Fauna".

II. R. R. SCHMIDT: Die Epochen der parietalen Kunst in den Höhlen Südfrankreichs und Spaniens. Der Vortrag stützte sich auf die in dem Prachtwerke CARTAILHACS und BREUILS „La caverne d'Altamira, peintures et gravures murales des cavernes paléolithiques", Imprimerie de Monaco [1]), niedergelegten Forschungen. Die Hauptergebnisse sind in nachstehender Tabelle zusammengefasst.

	Entwicklungsstadien der parietalen Kunst	Dargestellte Tiere	Stationen
I.	Figuren tief eingraviert. Blosse, steife Profilumrisse, einzelne Linien rot oder schwarz nachgezogen.	Steinbock, Pferd; Bison und Mammut selten.	Pair-non-Pair, La Grèze, La Mouthe, Les Combarelles, Bernifal, Font-de-Gaume, Altamira, Marsoulas.
II.	Zunächst noch tief eingravierte Umrisslinien. Schwarz, selten rot aufgetragen. Einzelheiten mehr betont, aber noch schwache Modellierung; später stärkeres Hervortreten der Silhouette.	Pferd, Hirschkuh, Rentier, Mammut, Bison (Antilope ?).	La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume, Marsoulas, Altamira.
III.	Eingravierung weniger tief; Graffiti leicht nachgezogen. a) Feinere Modellierung in schwarz; b) Flächen- u. schattenhafte Auftragung in rot oder schwarz. Bilder von grosser Ungleichheit.	Hirsch, Rentier, Mammut, Pferd, Steinbock, Bison.	Font-de-Gaume, Altamira, Marsoulas.
IV.	Der Graffiti tritt mehr und mehr vor den das Haarkleid markierenden Linien zurück. a) schwach polychrome Fresken, b) lebhaft polychrome Fresken.	Bison (sehr zahlreich), Wildschwein, Hirschkuh, Rentier, Pferd, Antilope.	Die grossen Fresken von Altamira, Marsoulas, Font-de-Gaume.
V.	Konventionelle Figuren des Azilien. Keine Tierdarstellungen. Zeichen ähneln denen der kolorierten Steine.	—	Marsoulas, Mas d'Azil u. a.

[1]) Der Fürst von Monaco hat die Gewogenheit gehabt, ein Exemplar dieses kostbaren Werkes unserer Gesellschaft zu widmen; für diese hohe Aufmerksamkeit sei auch an dieser Stelle ehrfurchtsvoller Dank öffentlich ausgesprochen. G. K.

Digitized by Google

Die Untersuchung, vorwiegend auf Altamira gestützt, ergibt, dass zur ältesten Kunstepoche (I—II) Figuren von Steinböcken und Wildpferden vorherrschen, in einer fortgeschritteneren Kunstepoche (II—III) steht die Darstellung der Hirsche im Vordergrunde, während zur Blütezeit der Freskomalerei (IV) die Bisonfresken und die bildnerischen Darstellungen von Wildschweinen in der Mehrzahl sind. Betrachten wir die faunistischen spätpaläolithischen Horizonte Südfrankreichs, so zeigen diese ebenfalls in der ältesten Ablagerung, im „Equidien" PIETTES ein Vorwiegen von Wildpferd und Steinbock, im „Tarandien" das Maximum der Hirsche und schliesslich im „Elapho-Tarandien" das zahlreiche Vorkommen von Bison und Wildschwein. Auf diese Weise lässt sich eine annähernde chronologische Festsetzung jener einzelnen Kunst-Epochen erzielen.

Wichtige Stützen für die Richtigkeit dieser chronologischen Auslegung bietet auch das Kunstinventar der paläolithischen Schichten, das in frappanter Weise die gleichen Kunstprinzipien und die gleiche Technik erkennen lässt.

Die Psychologie der parietalen Kunst wird erhellt durch die gleiche Kunstbetätigung rezenter Jägerstämme. Getragen wird jene Kunstbetätigung anscheinend durch totemistische Vorstellungen.

Der Erforschung der diluvialen Kunststätten steht noch ein reiches Programm bevor, und wir begrüssen es, dass die Durchführung desselben durch Unterstützung des Fürsten von Monaco sicher gestellt ist.

III. An der Hand der ausgestellten reichhaltigen Sammlungen klassischer Fundplätze gab R. R. SCHMIDT ferner einen Überblick über die Wandlung in der Arbeitsweise der Paläolithen, über die Entwicklung der Steintechnik. Da eine auf blossen Formen beruhende Einteilung, besonders der altpaläolithischen Epochen zuweilen auf schwachen Füssen steht, oft auch die typischen Leitformen in unserem fundarmen Deutschland an manchen Fundplätzen fehlen, so begründet SCHMIDT seine Einteilung hauptsächlich auf die feinen Unterschiede der Technik, vor allem auf die Retusche, die die Launenhaftigkeit der vom Materiale abgängigen Form nicht teilt. Ihre typische streng konventionelle Ausprägung hat trotz der Verschiedenheit des Materials nur eine geringe Variationsbreite. Einige Grundmerkmale, unter Weglassung der Begleitindustrie, kurz charakterisiert, sind folgende:

Strépyen: wenige ungleichmässig grosse, rohe Abschläge zur Entfernung der Kruste an einigen Stellen (Spitzen, Schneiden) der von Natur aus handlichen Silexknollen.

Chelléen: Grosse, breite „Muschelretusche" mit stark konvexen Negativen an „ficrons" und anderen massiven Geräten.

Acheuléen: Schmalere, länglich feinsplissige „Muschelretusche" an breitbasigen, mandelförmigen, dünnen Geräten.

Früh-Moustérien: An dekadenten Keilen eine dem Spätacheuléen nahestehende Retuschierungsart. An Spitzen und Schabern kurze partielle Randschärfung.

Spät-Moustérien La Quinaphase: „Stufenretusche", d. h. kurzsplissige, hintereinander stehende, nach dem äusseren Rande zu kleiner werdende, absteigende Retuschierung (an La Quinaschabern). (An Kratzerprototypen Beginn der Kannelierretusche.)

Digitized by Google

Aurignacien: Kräftige, gleichmässige „Kannelierretusche", die den ganzen Klingenrand bedeckt, zuweilen mit kleinerer, kurzer Stufenretusche vereinigt. Die Kratzerenden der Klingen durch fächerförmige Retuschierung abgerundet („Aurignacienretusche"). Spezialtechnik der Kielkratzer u. a.

Solutréen: Feine, dünnsplissige „Schuppenretusche" auf beiden Flächen der Lorbeerblattspitzen; an Klingen Randbearbeitung, degenierte Aurignacienretusche.

Magdalénien: Seltenere Bearbeitung der ganzen Ränder; mit dem Ausgang des Paläolithikums stets kleiner werdende „Nageretusche".

Diese dem Laien allerdings weniger in die Augen springenden Merkmale, vereinigt mit den übrigen technischen und stilistischen Eigenschaften, bieten sichere Mittel zur Erkennung der einzelnen paläolithischen Industriephasen.

Das gemeinsame Studium des Vergleichsmaterial brachte viel Anregung für weitere Arbeiten und ergab Klärung über manche wichtige Fragen.

IV. Herr Geh.-Rat PFEIFFER-Weimar hielt einen Demonstrationsvortrag über den Gebrauch und die Herstellungsweise einiger paläolithischer Geräte aus Stein und Knochen [1]). Die Experimente an Glasnuclei (Würfel) ergaben interessante technisch-physikalische Aufschlüsse. Das massenhafte Vorkommen von der Länge nach geteilten Renntiergeweihen in Schussenried wurde nach analogem ethnographischen Vergleichsmaterial als Gerätinventar einer Gerbstation erklärt und experimentell erläutert.

V. Herr Prof. Dr. v. KOKEN demonstrierte seine Funde aus dem Diluvium von Gafsa bei Tunis [2]), das Einschlüsse sowohl einer alt- wie jungpaläolithischen Industrie ergab und die Silexfunde aus dem Diluvium der Harzvorlande (Braunschweig, Mascherode).

Das Zusammensein in Tübingen hat allen Teilnehmern sehr viel Anregung geboten. Ein so reiches vergleichendes diluvialarchäologisches Material, wie es in den Sonderausstellungen in Hannover und Tübingen vereint war, ist seither noch nicht in Deutschland beisammen gewesen. Zu hoffen ist, dass sich bei ähnlichen Gelegenheiten zu Meinungsaustausch und Studium besonders auch die an diesen Fragen mitarbeitenden Fachleute öfters zusammenfinden möchten; dadurch würden viele müssige Papierfehden vermieden werden können!

An den Spätnachmittagen und Abenden führten fröhliche Ausflüge die Teilnehmer in die waldreiche Umgebung Tübingens, wobei auch „rezente" Interessen an der Schönheit der Natur zu ihrem Rechte kamen und die persönlichen stets so wünschenswerten Beziehungen gepflegt wurden.

Dank vor allem der Tätigkeit unseres Mitgliedes R. R. SCHMIDT gestalteten sich die Tübinger Tage zu einem höchst wertvollen und eindrucksreichen Abschluss der so ausserordentlich gut gelungenen ersten deutschen Tagung für Vorgeschichte.

---

[1]) Vergl. PFEIFFER „über die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Tierknochen aus der Diluvialzeit Thüringens". Korr.-Bl. d. allg. ärztl. V. von Thüringen. Weimar 09. S. das Referat in Mannus I, S. 157.

[2]) Vgl. v. KOKEN „Das Diluvium von Gafsa (Süd-Tunesien) und seine prähistorischen Einschlüsse". Neues Jahrbuch f. Mineral etc. 1909. S. 1—18, Tafel 1—6.

Digitized by Google

Die diluvial-prähistorische Sammlung Deutscher Funde in Tübingen.

Von Rob. Rud. Schmidt.

Nachdem die eiszeitlichen Kulturen in Frankreich durch die Forschungen LARTETS und MORTILLETS auch dem Verständnis weiterer Kreise nahe gerückt waren, erstanden, durch die Lokalforschungen genährt, an vielen günstig gelegenen Plätzen bereits zur Mitte des vorigen Jahrhunderts diluvial-archäologische Sammlungen. Von dem Auslande wusste vor allem England (British Museum) den besten Teil der käuflichen Funde an sich zu ziehen. In den Altertumssammlungen Deutschlands wurde den altsteinzeitlichen Relikten von allen vorgeschichtlichen Dokumenten von jeher eine etwas stiefmütterliche Behandlung zuteil. An Arbeitskräften aus den deutschen Geologen- und Prähistorikerkreisen, die der Diluvial-Archäologie ihr Interesse zuwandten, fehlte es nicht. Allein die durch klimatische Verhältnisse bedingte sporadische Besiedelung unseres Landes zur Eiszeit erschwerte hier die Erforschung der diluvialen Kulturen und machte ein Zustandekommen einer grösseren diluvial-archäologischen Sammlung einheimischen Materials unmöglich. Kleinere Sammlungen einzelner Fundplätze erwuchsen naturgemäss eher in dem gebirgs- und höhlenreichen Mittel- und Süddeutschland. In Norddeutschland besass vor allem Weimar, Jena und Hannover (HAHNE) eine nennenswerte Sammlung von Taubach-Weimar-Ehringsdorf, ein Fundplatz, der seit PORTIS Zeiten nur langsam sein Geheimnis sich entlocken lässt. Ausser Taubach kommt den Funden der Lindentaler Hyänenhöhle, die im Besitz des Städtischen Museums in Gera sind und nach meiner Bestimmung der La Micoquephase angehören, durch ihre archäologische Stellung die grösste Bedeutung zu, an die sich schliesslich die Moustérienindustrie aus der Baumannshöhle im Harz u. a. anschliessen. Mit der Rheingegend südwärts betreten wir mehr das reichere jungpaläolithische Gebiet.

Das Bonner Provinzialmuseum enthält die prächtigen Magdalénienfunde von Andernach und einige Stücke aus westfälischen Höhlen und dem rheinischen Löss, Wiesbaden die älteren Funde aus der Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn, Koblenz in letzter Zeit die Lösskulturen von Rhens und Metternich; weiter südlich Stuttgart die wertvollen Magdalénienkulturen der Schussenquelle und das Paläolithikum einiger kleiner Höhlenfunde Schwabens, Ulm die Bocksteinfunde, Augsburg eine Serie aus der Ofnet und Konstanz den kostbarsten Teil der Magdalénienindustrie von Thayngen. In den meisten Sammlungen wurde mir eine vollkommene Neuordnung und Neuaufstellung der paläolithischen Funde in den letzten Jahren möglich; an einigen kleineren Museen konnten früher teils verschollene Funde aus dem Dunkel der Depots und der Vergessenheit wieder ans Tageslicht gerückt werden.

Die diluvial-prähistorische Abteilung des geologischen Instituts in Tübingen ist aus einer kleinen Sammlung hervorgegangen, die Prof. v. KOKEN für seine Vorlesung über Urgeschichte des Menschen schon vor einer Reihe von Jahren angelegt hatte. Der ständige Zuwachs

Digitized by Google

den die Sammlung in den letzten vier Jahren durch die Ausgrabungen in den Höhlen Schwabens erhielt, bedingte die Einrichtung einer besonderen diluvial-prähistorischen Abteilung als Glied der geologischen Institutssammlung, der ich meine gesamten früheren Funde zugewiesen habe. Das ausserordentliche Interesse, das KOKEN schon früher für die diluvialen Ansiedelungen Schwabens gehegt hat, die Nähe des höhlenreichen Jura, wo bereits seit den 70er Jahren mancher Spatenstich von OSKAR FRAAS uns die diluviale Vergangenheit erschloss und nicht zuletzt der Beistand, durch den der württembergische Staat die Weiterführung meiner seit mehreren Jahren vorgenommenen Ausgrabungen nun mittels einer besonderen Unterstützung sicherte, machte es hier möglich, eine diluvial-archäologische Sammlung zu begründen, die den weitaus grössten Teil der Funde aus den eiszeitlichen Kulturstätten Deutschlands in sich vereint und eine Übersicht über die gesamte Kulturentwicklung des fossilen, insbesondere des diluvialen Menschen gewähren soll.

Die primitive eolithische Kultur im Sinne RUTOTS und seiner Anhänger wird aus Norddeutschland durch die von KOKEN aus den interglazialen Sanden und Kiesen von Braunschweig, Mascherode und Volkmarsrode[1]) gesammelten Eolithen und Archäolithen vertreten. Auch Süddeutschland weist durch die im Laufe des Jahres von mir aufgehobenen Silexe eolithischer Natur aus dem Eolithenlager in den altdiluvialen Flusskiesen von Steinheim[2]) (O.-A. Heidenheim) zum ersten Male jene primitiven, den westeuropäischen Eolithen vollkommen gleichkommenden Instrumente in anscheinend unerschöpflicher Zahl auf.

Bei der Aufstellung des Paläolithikums und der Verschiedenheiten der einzelnen Lokalsuiten galt es auch das grosse gemeinschaftliche Band der Gesamtentwicklung der paläolithischen Kulturen Europas übersichtlich hervortreten zu lassen.

Ein Fundplatz, dessen Stratigraphie erstmals in Deutschland das zusammenhängende jungpaläolithische Kulturgebäude zu erkennen gab, war der Sirgenstein[3]). Die an Einschlüssen reiche Kulturschichten ergaben Suiten eines älteren Moustérien und eines späteren Moustérien vom Typus La Quina, brachten eine lückenlose Folge der typischen Aurignacienkulturen, ein weniger vollendetes Solutréen und aus der jüngsten Kulturschicht eine ältere Magdalénienindustrie, jeweils ausgezeichnet durch ein bestimmtes faunistisches Kolorit. Im Sirgenstein sind vor allem die Industriestraten durch wohlausgeprägte Leitformen belegt, welche die technischen Konventionen der einzelnen Kulturphasen am schönsten hervortreten lassen. Zu Seiten der archäologischen Funde des Sirgenstein ist eine Feuerstelle mit den verbrannten Knochen aus den unteren Horizonten der Kulturablagerung wieder aufgebaut, ebenso eine Werkstätte, die einen Blick in die Werktätigkeit der Moustierleute gibt. Der Sirgenstein wurde 1906 ausgegraben. Ein anderes Bild zeigen die Kulturen aus den Ofnethöhlen[4]) im Ries bei Nördlingen. Hier setzt die Besiedelung

[1]) E. v. KOKEN: Diluvialstudien, Jahrb. f. Mineralogie, Geologie, Paläontologie 1909.

[2]) Unveröffentlicht.

[3]) R. R. SCHMIDT: Die neuen paläolithischen Kulturstätten der Schwäb. Alb. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. VII. H. 1.

[4]) R. R. SCHMIDT: Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. Ber. d. naturw. Ver. f. Schwaben und Neuburg. Augsburg 1908.

Digitized by Google

erst mit dem Aurignacien ein und reicht bis an den Ausgang der Diluvialphase. Die Ofnetniederlassungen ergaben das vollentwickelte Solutréen. Einen überraschenden Anblick gewähren die Bestattungen aus der spätpaläolithischen Epoche des Azilien-Tardenoisien, zwei Gruppen von 27 und 6 Schädeln, denen noch die Spuren der Ockerbeisetzung anhaften. Kolliers aus durchbohrten Hirschzähnen und durchlochten Schnecken und Feuersteinbeigaben umgeben die eigenartige Gruppe, die wieder aufgebaut wurde, wie sie vorgefunden worden war, und wohl das seltsamste Monument eines vorgeschichtlichen Totenkultus bilden dürfte.

Aus dem Gebiete und Grenzgebiete Schwabens reihen sich mehrere jungpaläolithische Funde, die gleichfalls meinen Ausgrabungen der letzten Jahre entstammen und nun Aufstellung gefunden haben: Es sind die Magdelénienfunde vom Hohlefels bei Hütten, die ein Hoch- und Spätmagdalénien zeigen, Funde aus einer kleinen Grotte bei Schmiechen (beim Sirgenstein) und dem Probstfels im oberen Donautal bei Beuron [1]), die ein typisches Spätmagdalénien enthalten, sowie eine Reihe kleiner Funde aus Schwaben.

Die Funde aus der Wildscheuer im Lahntal [1]), die im vergangenen Jahr ausgegraben wurden, ergaben sowohl ein typisches Aurignacien mit Stein- und Knochenarbeiten, als auch ein älteres Magdalénien. Sie bilden unsere wertvollsten ausserschwäbischen Funde.

Teils durch Schenkung, teils durch Tausch konnten letzthin eine Reihe von Stücken für unsere Sammlung erworben werden, die einen kleinen Teil der Magdalénienfunde der Schussenquelle, von Andernach, Thayngen und dem degenerierten Magdalénien von Istein, den Aurignacienfunden der Bocksteinhöhle u. a. enthalten.

Endlich habe ich, um das Bild der Gesamtentwicklung der paläolithischen Kulturen in Deutschland zu vervollständigen, soweit möglich, eine Typenreihe sämtlicher bedeutsamen Funde, die in anderen Sammlungen Deutschlands untergebracht sind, wenigstens in Form von Abgüssen herbeigezogen. Diese Abgusssammlung birgt noch das Acheuléen von Achenheim i. E., das Moustérien von Weilerswistbach (Westf.), das Moustérien vom Typus La Quina von Taubach-Weimar-Ehringsdorf, das jüngere Aurignacien der Lössfunde von Rhens und Metternich, das Aurignacien und Magdalénien der Ulmer Bocksteinfunde, des Hohlestein, das Solutréen von Cannstatt, das Magdalénien der Schussenquelle, von Thayngen u. a. Grössere Etiketten beabsichtigen den Werdegang der paläolithischen Technik und ihre Eigentümlichkeiten verständlich zu machen. Ein besonderer Schrank wird z. Zt. der technischen und experimentellen Seite gewidmet, welche die genetische Reihe vom rohen Keil und Bulbussplitter bis zum degenerierten Spätmagdalénien veranschaulicht. Die Ähnlichkeit zuweilen wiederkehrender Formen zu verschiedenen Epochen paläolithischer Kultur zeigt zugleich, wie sehr wir auch anderer Stützen als blosse Typenreihen bedürfen, darum soll ausser dieser die Eigentümlichkeit der Retuschierung in deutlicher Weise demonstriert werden. An paläoanthropologischem Material besitzt die Sammlung

---

[1]) R. R. SCHMIDT: Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde. Korrespbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1908.

Digitized by Google

ausser den erwähnten Schädeln aus der Ofnet noch Zähne des diluvialen Menschen aus dem Aurignacien des Sirgenstein.

Einen übersichtlichen Vergleich über die Stratigraphie der diluvialen Wohnstätten sollen vor allem die grossen Profile der Fundplätze geben, als natürliches Tagebuch unserer Vorgeschichte. Die Schichten sind in natürlicher Mächtigkeit hinter Glaswänden aufgebaut, in genauer stratigraphischer Folge, wie sie bei den Ausgrabungen vorgefunden wurden, mit den faunistischen und archäologischen Einschlüssen und ihren Herdstellen. Vorerst wurden solche vom Sirgenstein und der Ofnet eingerichtet. Über dem Profil des Sirgensteins erhebt sich noch ein 2,50 m hohes Modell des Sirgensteinfelsens, mit seiner schutzbietenden Terrasse und dem Höhleneingang, das auch dem Laien das geologische Bild zugänglicher macht und ihm die Lebensweise des Eiszeitmenschen andeutet.

Von der Tierwelt konnte nur einiges, auch für das weitere Publikum von Interesse, ausgestellt werden, während dem Studium des Spezialforschers ein Raum im Souterrain mit der gesamten Tierwelt der Fundplätze offen steht. Als älterer Bestand der geologischen Sammlung haben rings an den Wänden Schränke mit den diluvialen Raubtieren, den Hirschen und Elefanten der Eiszeit Aufstellung gefunden. Ein interessantes Bild gewähren die massenhaften Nagetiere aus dem Hohlestein im Lonetal, die die allmähliche Wandlung des Klimas am Ausgang der Diluvialepoche andeuten.

Die reichhaltige Sammlung ausserdeutschen Materials sei im Anschluss wenigstens kurz erwähnt. Prof. KOKEN hat durch Kauf ein prächtiges Material aus den klassischen Fundplätzen Frankreichs und Belgiens erworben und soweit es tunlich ethnographisches Vergleichsmaterial (z. B. tasmanisches) herangezogen. Von der eolithischen Manufaktur Westeuropas und Ägyptens besitzt unsere Sammlung die Industrien aus dem belgischen Fagnien, Reutélien und Mesvinien RUTOTS und eine grössere Kollektion der SCHWEINFURTHschen Funde von Theben. Archäolithische Funde aus dem Miocän von Puy Courny bei Aurillac und Eolithe aus dem Mesvinien von Bergerac wurden letzthin für die Sammlung erworben. Das Praechelléen (Strépyen RUTOTS) liegt in typischen Abgüssen vor, während die Chelles- und Acheulstufen durch eine Reihe guter Stücke aus dem französischen Altpaläolithikum belegt werden. Das Moustérien weist prächtige Seiten aus Le Moustier selbst und La Micoque auf, das Aurignacien aus Miremont, Le Ruthe, Longeroche, La Roche, Sergeac und der Grotte de Pataud. Die Solutréenindustrie wird durch Stücke aus Solutré und Laugerie-Haute vergegenwärtigt, dem sich noch ein französisches und schweizerisches (Schweizersbild) Magdalénien anschliesst.

Die schöne Sammlung aus dem ägyptischen Altpaläolithikum verdankt Tübingen der SCHWEINFURTHschen Schenkung. Auch das nordafrikanische Paläolithikum ist jüngst durch die Funde, die KOKEN in der Umgebung von Gafsa südlich von Tunis machte, zur Geltung gekommen und enthält sowohl Stücke aus der alt- wie aus der jungpaläolithischen Industrie.

Von der Höhe der diluvialen Kulturentwicklung zeugt eine grössere Sammlung aller hervorragenden Stücke der glyptischen Periode Frankreichs in Abgüssen, besonders diejenige der PIETTEschen Sammlung,

Digitized by Google

die ich von dem „Musée des anquitées nationales" in St. Germain erwarb, während eine Reihe von Photographieen die Entwicklung der parietalen Kunst Südfrankreichs und Spaniens zeigt, die ich durch die freundliche Vermittlung H. BREUILS erhielt.

Der intellektuellen Entwicklung des diluvialen Menschen, die wir durch seine Kulturen hier schrittweise verfolgen können, geht die physische Entwicklung des fossilen Menschen parallel, der ein besonderes Abteil der Sammlung gewidmet ist, das Abgüsse der Neandertalgruppe Mittel- und Westeuropas bis zu den hochentwickelten Rassen des ausgehenden Diluviums aufweist, die in vergleichender Weise zur Ausstellung gelangt sind, um die Rassenmerkmale hervortreten zu lassen.

Einen illustrierten Führer, der zugleich eine Einführung in das Studium der Diluvialvorgeschichte und ihrer Literatur bilden soll, beabsichtige ich im Laufe dieses Jahres abzufassen.

Digitized by Google

Verzeichnis der 101 Teilnehmer

(darunter 8 Damen).

1. Vorsitzender: Kossinna, Gustaf, Dr., Universitätsprofessor, Berlin.
2. Vorsitzender: Bezzenberger, Adalbert, Univ.-Prof., Dr., Geh. Regierungsrat, Königsberg i. Pr.
3. Vorsitzender: Reimers, J., Dr., Direktor des Provinzial-Museums und Provinzial-Konservator, Hannover.

A.

Atzel, H., Pfarrer, Nerkewitz.

B.

Behnke, Wilhelm, Dr. phil., Direktor des Kestner-Museums, Hannover.
Bernett, Dr., Direktor der Naturhistor. Gesellschaft, Nürnberg, mit Frau.
v. Bibra, Freiherr, Major a. D., Hannover.
Bieder, Th., Hamburg.
Blanckenhorn, Max, Prof., Dr. phil., Berlin.
Blasius, Wilh., Prof., Dr., Braunschweig.
Blume, Kaiser Friedrich Museum, Posen.
Bock, Ernst, Lehrer, Letter, Kreis Linden.
Bodenstab, E., Neuhaldensleben.
Bödecker, Dr. phil., Lehrte.
Borchard, B., Dr., Charlottenburg.
Busse, Herm. u. Frau, Berlin-Wolfersdorf.

D.

Dehning, H., Lehrer, Celle.

E.

Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover.

F.

Fastenau, J., Dr. phil., Hannover.
Feyerabend, Museumsdirektor, Görlitz.
Fischer, Rich., Hamburg.
Franck, Geh. Baurat, Hannover.
Franck, E., Frankfurt a. M.
Fritze, Direktor, Dr., Hannover.
Fuhse, Dr., Museumsdirektor, Braunschweig.

G.

Girke, Georg, stud. phil., Berlin.
Graefe, H., Ingenieur, Linden.
Grösser, Max, cand. theol., z. Zt. Hannover-Döhren.
Günther, Schulinspektor, Clausthal.

H.

v. d. Hagen, J. O., Schmiedeberg bei Greiffenberg i. M.
Hahne, Frau Kommerzienrat, Hannover.
Hahne, Frau Ilse Magdalene, Hannover.
Hahne, H., Dr., Privatdozent, Hannover.
Hartwich, Dr., Arzt, Havelberg.
Hauthal, R., Prof., Dr., Hildesheim.
Heller, Lehrer, Nienburg a. d. W.
Herting, Bildhauer, und Frau, Hannover.
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen, Kr. Cottbus.
Höfer, Prof., Dr., Wernigerode.

J.

Jahn, Martin, stud. phil., Berlin.
Jarck, Konservator des Museums Stade.
Jürgens, Dr., Hannover.

K.

Kabitzsch, Curt, Würzburg.
Kasten, Prof., Dr., Hannover.
Kiekebusch, Albert, Dr., phil, Berlin.
Klingholz, Fritz, Prof., Hannover.
Korn, Joh., Dr., Königlicher Bezirksgeologe, Berlin.
Krause, Hans, Dr., Döbeln.
Kuhlgatz, Friedr., Hannover.
Kunze, Prof., Bibliotheksdirektor, Hannover.

L.

Langerhans, Medizinalrat, Celle.
Langerhans, jun., stud., Celle.

Digitized by Google

Lenz, Prof., Dr., Lübeck.
Lienau, Abteilungs-Vorsteher am Museum in Lüneburg, und Frau.
Löhe, C., Redakteur (Hannoverscher Anzeiger), Hannover.
Lühmann, Oberlehrer, Braunschweig.

M.

Mente, Lehrer, Rebenstorf.
Mertens, Prof., Magdeburg.
Meyer C., sen., Bergen b. Celle.
Meyer, C., jun., Bergen b. Celle.
Meyer, F., Redakteur (Hannover. Tageblatt), Hannover.
Mohrmann, Warthold, stud. phil., Hannover.
Mohrmann, Karl, Prof., Geh. Baurat, Hannover.
Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven in Hannover.

O.

Olbricht, K., Dr., Lüneburg.

P.

Pastor, Willy, Berlin.
Pessler, Dr., Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover.
Peter, Hugo, stud. litt., Hannover-Döhren.
Pfeiffer, Dr., Geh. Medizinalrat, Weimar.
Pfeiffer, Dr., Prof. der Physik, Hamburg.
Plettke, Fr., Konservator des Städtischen Morgenstern-Museums, Geestemünde.

R.

Rathgen, Prof., Dr., Berlin-Friedenau.
Reischel, Professor, Hannover.
Riemschneider, Georg, Buchdruckereibesitzer, Hannover.
Römstedt, Praeceptor, Bergen b. Celle.
Ross, B., Professor und Frau, Hannover.

S.

Schmelzer, G. und Frau, Hannover.
Schmidt, R. R., Dr., Tübingen.
Schmidt, Henry, Dr., Hannover.
Schmidt, Herm., Oberlehrer, Löbau i. Schl.
Schulz, Walter, stud. phil., Minden i. W.
Schulz, B., Prof., Hannover.
Schwantes, C., Hamburg.
Schwantes G., Lehrer, Hamburg.
Seeler, Bergen b. Celle.
Siedentopf, Frau Marie Charlotte, Magdeburg.
Staffel, Dr., San.-Rat, Chemnitz.
Staudinger, W., Dr., I. Assistent a. landw. Institut, Halle a. S.

W.

Wackenroder, E., Dr., Hannover-List.
Wahle, Ernst, stud. archaeol., Delitzsch b. Halle.
Walter, H., Dr., Pegau.
Weise, Dr., Hannover.
Wernert, Paul, Strassburg.
Winkler, Albert, stud. hist., Charlottenburg.
Wüst, E., Dr., Privatdozent, Halle.

Digitized by Google

Rednerliste.

Bezzenberger 50, 63, 72.
Blanckenhorn 38, 63, 67, 69.

Feyerabend 51, 53.
Frank 7.

Hahne 12, 25, 49, 68, 65, 68.
Höfer 17, 26.

Kiekebusch 41, 42, 54, 55.
Knoke 76.
v. Koken 99.
Korn 36.
Kossinna 2, 7, 16, 50, 53, 55, 63, 87, 88, 90.

Mohrmann 1, 7.

Olbricht 26, 37, 38.

Pfeiffer 99.

Reimers 11, 14, 24, 55.
Ross 5.

H. Schmidt 53.
R. R. Schmidt 56, 63, 68, 95, 97, 98.
Schulz 70.
C. Schwantes 39, 40, 41.
G. Schwantes 41.

Wackenroder 25.
v. d. Wense 5.
Wüst 37, 65, 68.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

II. Ergänzungsband

Bericht über die II. Hauptversammlung

zu Erfurt, 31. Juli bis 3. August 1910

bearbeitet von

Dr. Gustav Albrecht

und

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1911.

Digitized by Google

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Sonntag, den 31. Juli:

Begrüssungsabend. Redner: Professor Dr. Biereye 1
Festschriften 2

Montag, den 1. August:

Universitätsprofessor Dr. G. Kossinna: Festvortrag über „Die Frau in der Vorgeschichte Mitteleuropas" 2
Begrüssungsreden: Landesrat Nitschke, Geheimer Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Gymnasial-Direktor Professor Dr. Biereye, Professor Dr. Kossinna 4

Wissenschaftliche Vorträge:

Geh. Sanitätsrat Dr. Zschiesche: Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung 8
Prof. Dr. Götze: Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild 11
Privatdozent Dr. H. Hahne: Über die Moorleichen der Provinz Hannover (mit Tafel I, II) 18
Stud. archäol. A. Winckler: Über Gewebstoffe der Moorleichen . . . 27
Zu den beiden Vorträgen: Götze, Bezzenberger, Hahne, Möller 29
Stud. archäol. E. Wahle: Ein Fall von Skelettbestattung und ein neolithisches Totenopfer aus dem Mansfeldischen (mit 4 Abbildungen: Tafel III) 30
Dazu: Götze, Wahle, Jacob, Wahle, Albrecht, Wahle, Kossinna 35
Ausflug nach Möbisburg 37

Dienstag, den 2. August:

Geschäftliche Sitzung 37

Wissenschaftliche Vorträge:

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger: Die ältere und die jüngere Steinzeit in Ostpreussen 39
Dazu: Wahle, R. R. Schmidt, Bezzenberger 40
Univ.-Professor Dr. G. Kossinna: Eine merkwürdige Baummarke (mit Tafel IV) 41
Dazu: Hahne (mit Tafel V), Dietrich, Bezzenberger, Schmidt, Bodenstab, Berger, Kossinna, Busse 42
Dr. R. R. Schmidt: Das Altpaläolithikum Deutschlands und seine Parallelen mit dem altpaläolithischen Kulturkreis Westeuropas . . 43
Dazu: Wüst, R. R. Schmidt, Hahne 44

Digitized by Google

Seite

Univ.-Professor Dr. O. Fleischer: Die Stellung der Indogermanen in Inner-Kleinasien um das Jahr 1000 v. Chr. (1500—700) 45
Dazu: Bezzenberger, Fleischer, Kossinna 46
Paul Berger: Seltene vorgeschichtliche Funde aus der Merseburger Gegend 47
Dazu: M. Wilcke, Berger, Wüst 48
Prof. Dr. Pfau: Über vorgeschichtliche „Feuersteinwerkstätten" in der Rochlitzer Gegend (Sachsen) 49
Dazu: Bezzenberger 65
A. Günther: Die Bronzezeit im Neuwieder Becken 66
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger: Schlusswort 67
Bierabend der Stadt Erfurt 67
Dichtungen von Geheimrat Dr. Zschiesche 68

Mittwoch, den 3. August:
Ausflug nach Weimar, Ehringsdorf, Buchfart und Öttern (Bericht von A. Möller) 70

Ausflug vom 4. bis 7. August
nach den vorgeschichtlichen Burgen des Feldatals und der Steinsburg (Kleiner Gleichberg) bei Römhild (Bericht von A. Götze) . 86
Verzeichnis der Teilnehmer 89
Rednerliste 91

Digitized by Google

Sonntag, den 31. Juli.

Nachmittags 5 ½ Uhr fand eine Vorstandssitzung in der „Ressource" statt, in der die Tagesordnung der 2. Hauptversammlung und die Reihenfolge der wissenschaftlichen Vorträge festgestellt wurde. Daran schloss sich um 6 Uhr 25 Min. eine Sitzung des Ausschusses, in der die Wahl der Protokollführer erfolgte und beschlossen wurde, der Gesellschaft als Ort der nächsten Tagung Coblenz vorzuschlagen.

Um 8 ½ Uhr abends wurde in der „Ressource" der Begrüssungsabend eröffnet, der sehr gut besucht war. Ausser Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte mit ihren Damen waren Herren und Damen aus Erfurt anwesend.

Gymnasial-Direktor Professor Dr. BIEREYE, Erfurt,

begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren!

Im Namen des Ortsausschusses Erfurt bitte ich Sie, mir freundlichst einen Augenblick Gehör gewähren zu wollen!

Von allen Teilen unseres Vaterlandes haben Sie sich nach unserer Stadt begeben, nach dem Herzen der Herzlandschaft Deutschlands, des schönen Thüringen.

Mit hochgespannten Erwartungen werden Sie hierher gekommen sein! Sie werden die Reize der Natur geniessen wollen, die gerade von unserem Lande im Munde der Dichter und Denker gepriesen werden, die in der Pracht der grünen Wälder und der blühenden Auen, in den unzähligen Gartenanlagen mit ihren duftenden Blumen und feinstgepflegten Nutzgewächsen den staunenden Augen sich offenbaren und jedes empfängliche Herz entzücken. —

Sie werden sich sagen, dass Sie sich hier in einer uralten Kulturstätte befinden, die bei dem Zauber ihrer Lage von Ost und West, von Süd und Nord die vielseitigsten Einflüsse von jeher auf sich wirken lassen konnte, die eine Zeitlang die geistige Hochburg der Deutschen war, und insbesondere dem Manne, der, wie kein anderer, der Entwicklung unseres Innenlebens die Richtung gab, — ich meine Doktor Martin LUTHER, — das geistige Rüstzeug für sein weltbewegendes Wirken gewährte — und Sie werden schauen wollen, was an denkwürdigen Zeugen aus grossen Zeiten und von grossen Männern hier erhalten ist. —

Digitized by Google

Sie werden vor allem aber auch in unserem Lande den in so grosser Anzahl erhaltenen Spuren nachgehen wollen, die durch kundigen Forschersinn aus jenen Zeiten zutage gefördert sind, die nichts wussten von einer Aufzeichnung oder Überlieferung, — Spuren, die auf das Ursein unseres Geschlechtes helleres Licht werfend, allemal die schärferen, die eindringenden und die weiterblickenden Geister um so tiefer anregen werden!

Meine Herren! Mögen die Erwartungen, mit denen Sie zu uns gekommen sind, nicht enttäuscht, sondern eher übertroffen werden! Mögen Sie geistbildende und herzerhebende Anregungen in reicher Fülle mit von uns hinwegnehmen! Mögen die Tage und Stunden, die Sie unter uns in Erfurt und seiner Umgebung weilen, Ihnen bleibend in freundlicher Erinnerung stehen!

Mit diesen aufrichtigen Wünschen heissen wir Sie heute Abend von ganzem Herzen willkommen!

Beim Eintragen in die Teilnehmerliste erhielten die Teilnehmer nebst dem Programm folgende Schriften:

1. ZSCHIESCHE, Erfurt: I. Zwei neolithische Gräber mit Schnurkeramik von Erfurt. II. Weitere Funde aus der merowingischen Zeit von Erfurt und Umgegend. Mit 2 Tafeln und 3 Textabbildungen. Sonderabdruck aus Heft 30/31 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
2. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas, zusammengestellt von E. WAHLE, revidiert und ergänzt von Gustaf KOSSINNA.
3. Erfurt in Thüringen. Bearbeitet von Max TIMPEL, Alfred OVERMANN, Adolf BERGMANN, Albert REINHARDT und Wilhelm RUDOLPH. Mit 16 Tonbildern, 20 Bildern im Text und einem Stadtplan mit dem Steigerwald und Ilversgehofen. Erfurt 1910.
4. Teilnehmerliste.

Montag, den 1. August.

Ressource.

Vorm. 9 Uhr. Die 2. Hauptversammlung wird eröffnet durch einen mit 40 Lichtbildern ausgestatteten Festvortrag von

Universitätsprofessor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Die Frau in der Vorgeschichte Mitteleuropas[1]).

(Kurzer Auszug nach dem Bericht des Erfurter Allgemeinen Anzeigers.)

Der Redner knüpfte in humorvoller Weise an die Bestrebungen eines Teils der heutigen Frauenwelt nach politischer Gleichstellung mit

---

[1]) Der vollständige Vortrag wird erscheinen als Heft der Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Professor Dr. Gustaf KOSSINNA. Würzburg, Curt Kabitzsch.

Digitized by Google

dem männlichen Geschlechte an. Er wies dann auf den Gegensatz hin, den die Stellung der Frau in älterer, namentlich in vorgeschichtlicher Zeit zu derartigen Bestrebungen einnehme. Über die Stellung der Frau im Leben der vorgeschichtlichen Völker berichtet uns in offenkundiger Weise das aus dem Erdboden gehobene reiche Fundmaterial an vorgeschichtlichen Kulturgegenständen.

Mann und Weib hatten in vorgeschichtlicher Zeit scharf getrennte Wirkungskreise. Der Mann widmete sich hauptsächlich dem öffentlichen Leben und war der Familie fast nur Schutz und Schirm gegen Feindesgefahr. Sonst sorgte er für sie nur hie und da durch Beschaffung animalischer Kost in Ausübung der Jagd. Seine Hauptbeschäftigung war jedoch vornehmes Nichtstun, unterbrochen zuweilen durch Sport.

Auf den Schultern der Frau dagegen lastete die volle Bürde der täglichen Arbeit, deren jede Familie zu ihrer Erhaltung bedurfte: die Arbeit der Ernährung und der Kindererziehung. Hierbei zeigt die Frau drei Entwicklungsstufen. Zuerst als blosse Sammlerin für den Tagesbedarf ist sie Schöpferin der menschlichen Arbeit. Später als Vorratssammlerin ist sie die Schöpferin des wirtschaftlichen Besitzes. Endlich auf dritter Stufe als Pflegerin von Nahrungspflanzen ist sie Schöpferin unseres Besitzes an Kulturpflanzen, die sie zugleich anbaut in der Wirtschaftsform des Hackbaues. Die beiden ersten Stufen der Entwicklung der Frau gehören in Europa noch dem paläolithischen Zeitalter, die dritte aber, wo die Frau die Schöpferin des Getreidebaus wird, bereits dem neolithischen Zeitalter an. Wie heute noch die Negersfrau mag sie oft, das jüngste Kind auf dem Rücken, im Sonnenbrande ihrer harten Feldarbeit obgelegen haben. Fiel dem Manne die schwierige Arbeit zu, das Feuer anzumachen, so war die noch schwierigere andauernde Sorge, das Feuer zu hüten, Sache der Frau. Redner führte verschiedene Bilder vorgeschichtlicher Hausgeräte vor. Jedes Haus besass eine „schöne Müllerin", denn die Frau musste das Korn auf der primitiven Handmühle selbst zerreiben.

Ebenso lag ihr die Herstellung der Tongefässe ob, die in der Weise geschah, dass immer ein feuchter Tonring auf den andern gelegt und das Ganze jedesmal verstrichen und geglättet wurde. Der Brand geschah am offenen Feuer.

Weiter musste die Frau für die Herstellung der Gewebe Sorge tragen. Redner ging unter Vorführung lehrreicher Abbildungen des näheren ein auf die primitiven Systeme vorgeschichtlicher Webstühle und der dazu gehörigen Geräte; er beleuchtete die Verwendungsart der in den vorgeschichtlichen Niederlassungen so häufig gefundenen Spinnwirtel und der sogenannten Webegewichte. Die oft zusammen gefundenen fünf Tonkegel der letzteren ergeben drei Gewinde, von denen mittels eines Fadensammlers der zum Weben erforderliche Faden abgewickelt wurde.

Redner war auch in der Lage, im Bilde Beispiele für die Machart und Verzierung der Gewebe und überhaupt für die Trachten der vorgeschichtlichen Frau vorzuführen. Aus der älteren Bronzezeit Schleswig-Holsteins und des benachbarten Ostseeküstengebietes sind uns ganze, aus Wollgewebe bestehende Frauentrachten dadurch erhalten geblieben, dass die Frauenleichen in Särgen aus Eichenholz beerdigt worden waren,

Digitized by Google

deren Gerbsäure erhaltend gewirkt hat. In einem solchen Grabe hatte die Frau eine kurze Ärmeljacke an, die nur im Rücken und am unteren Ärmelrand Nähte aufwies. Der Halsschlitz war mit einer Bronzefibel geschlossen. Der nach oben hin sehr faltenreiche Rock bestand aus einem einzigen Webestück und war in der Hüfte mit einem Quastengürtel umschlungen. Über den Kopf war ein Haarnetz gezogen, um den Hals ein breiter bronzener Kragenschmuck, um die Unterarme waren spiralig gewundene Bronzebandzylinder, um die Finger kleine Spiralen aus gleichem Metall gelegt. Der Gürtel hatte eine grosse, herrlich verzierte Bronzeplatte über dem dadurch verdeckten Knoten und in ihm steckte ein Bronzedolch mit Holzscheide.

Die germanischen Frauen der vorgeschichtlichen Zeit beteiligten sich nur ausnahmsweise am Kriegskampfe der Männer; sie stellten sich jedoch in die Reihen der Kämpfenden, um die Verwundeten zu bergen und zu pflegen, denn sie kannten die heilbringenden Pflanzensäfte und auch die heilenden Zaubersprüche. Diese Fähigkeiten und die der germanischen Frau nachgerühmte Fähigkeit, als Seherin in die Zukunft zu schauen, waren ganz dazu angetan, ihr ein hohes Ansehen zu verschaffen, wie ja auch aus der reichen Ausstattung der Frauengräber mit Schmuck und sonstigen Beigaben hervorgeht.

Was das Verhältnis von Frau und Mann betrifft, so herrschte bei den Germanen durchaus die Einehe vor. Rechtlich war zwar die Frau das Eigentum des Mannes, das er in zwingendster Not sogar verkaufen konnte; tatsächlich aber genoss sie bei ihm hohes Ansehen und besass einen grossen Einfluss. Eine Mitverbrennung, wie sie bei den Indern vorkommt oder bis vor kurzem üblich war, gab es bei den Germanen nicht, mit Ausnahme einiger nach Südosteuropa versprengter Stämme, die diese Unsitte von ihren dortigen Nachbarn übernommen haben durften. Erst die Wikingerzeit des skandinavischen Nordens scheint häufigere Fälle eines freiwilligen Witwentodes zu kennen. Bei den Germanen des Tacitus aber war die Witwe so frei gestellt, dass sie bei manchen Stämmen sogar eine Wiederverheiratung eingehen konnte.

Auf den Eröffnungsvortrag folgten die Begrüssungsansprachen.

Landesrat NITSCHKE,

als Vertreter des Landeshauptmanns der Provinz Sachsen überbrachte die Wünsche der Provinzial-Regierung für einen gedeihlichen Verlauf der Tagung.

Geheimer Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, Erfurt,

als Vertreter des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde in Erfurt begrüsste die Versammlung im Namen des Vereins und hob hervor, dass die Gesellschaft für Vorgeschichte keinen geeigneteren Ort für ihre Tagung habe wählen können als Erfurt, denn diese Stadt liege im Mittelpunkt eines Gebietes, das reich an vorgeschichtlichen Funden aus allen Perioden der Vorzeit sei, ausserdem besitze Erfurt zahlreiche geschichtliche Stätten und viele sehenswerte Bau- und Kunstdenkmäler.

Digitized by Google

Gymnasial-Direktor Professor Dr. BIEREYE

als Vertreter der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt: Als derzeitiger Vizepräsident der Kgl. Akademie gem. Wiss. zu Erfurt habe ich die Ehre, Sie, meine Herren, im Namen dieser Körperschaft zu begrüssen.

Die Erfurter Akademie hat von jeher alle Gebiete menschlicher Wissenschaft mit Interesse verfolgt, namentlich soweit sie für den heimatlichen Boden unserer Stadt und Thüringens in Betracht kommen. Im Laufe ihres mehr als anderthalbhundertjährigen Bestehens hat sie in ihren Abhandlungen und Vorträgen wohl keine einzige Disziplin, die in dieser Hinsicht von Bedeutung wäre, ausser Acht gelassen. Scheinbar ist ihr nur die Prähistorie entgangen, jedenfalls findet sich unter den vielen Arbeiten, die im letzten Jahrhundert aus der Feder der Mitglieder unserer Körperschaft hervorgegangen sind, kaum eine, die sich auf Ihr Fach, meine Herren, bezöge. Um so interessanter wird es für Sie sein, zu hören, dass vor bereits mehr als 130 Jahren der feinsinnige und geistig hochbedeutende Protektor der Erfurter Universität und Akademie, der kurfürstl. Meiningische Statthalter Frh. v. DALBERG das Augenmerk der Gelehrtenwelt auf die Bedeutung der im Roten Berge südl. von Erfurt entdeckten alten Urnen, Schmuckgegenstände und Waffen hinwies, ja, auf eigene Kosten weitere Nachgrabungen vornehmen liess und dass u. a. 1777 Professor FRANK einen Vortrag hierüber hielt und dabei die Worte sagte: „Zu den Hauptgeschäften der Akademie gehört es, dass ihre Mitglieder tiefer in die Geschichte des Vaterlandes eindringen, die daselbst verborgenen Merkwürdigkeiten aufsuchen und gemeinnützig machen". — In unseren Tagen ist man ja längst über ein blosses „Aufsuchen und Gemeinnützigmachen" hinweg; das Studium der Prähistorie hat Sie viel weiter geführt: von allen Gebieten der materiellen wie geistigen Kultur haben Sie eines nach dem anderen in Ihren Bereich gezogen. Ihr Arbeitsfeld hat eine gewaltige Anziehungskraft gewonnen, und ist gewissermassen zu einem Brennpunkte des geistigen Lebens geworden. Immer mehr vertieft und vergeistigt kann Ihre Wissenschaft zu einer Sonne werden, die auf die Natur wie Geisteswelt gleichermassen Licht und Leben hinverbreitet.

Möge gerade diese zweite Tagung in den Mauern unserer Stadt Erfurt Sie ein gut Stück weiter auf solchen Wege vorwärts bringen! Das ist der Wunsch, den ich Ihnen heute im Namen unserer Akademie zurufen möchte!

Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA:

Indem ich für die freundlichen Begrüssungen unserer Gesellschaft herzlichen Dank sage, tue ich dies in erster Linie gegenüber dem Herrn Vertreter der Provinzialverwaltung. Wir sind es leider ja gewohnt, dass unser Staat selbst den dringlichsten Anforderungen unserer so hervorragend nationalen Wissenschaft zugeknöpft, ja interesselos gegenübersteht, es sei denn dass es sich um Gegenden mit vorherrschend römischer Provinzialkultur handelt. Um so freudiger und dankbarer begrüssen wir das hohe Verständnis und Interesse, noch mehr die opferwillige

Digitized by Google

Hand, die von jeher und besonders im letzten Jahrzehnt die Provinzen für die Bedürfnisse der heimischen Vorgeschichtswissenschaft bewiesen haben. Das konnten wir voriges Jahr in Hannover nicht genug anerkennen und wiederholen es jetzt in gleicher Weise für die Provinz Sachsen.

Ebenso herzlich ist unser Dank an den Magistrat der Stadt Erfurt — der Herr Oberbürgermeister ist heute gerade durch eine Reise abgehalten, hier zu erscheinen, wird aber die Begrüssung unserer Gesellschaft seitens der Stadt am Festabend nachholen —, an die Kgl. Akademie und den Altertumsverein. Ich brauche nicht erst hervorzuheben, wie gern wir nach Thüringen gekommen sind, dieser Perle in dem goldenen Kranze schöner deutscher Landschaften, so recht „in Deutschlands Mitten". Schon im vorigen Jahre machte der Wunsch, nach Thüringen zu gehen, dem hannöverschen Plane starke Konkurrenz. Dieses Jahr sehen wir unsere Sehnsucht nach Thüringen in glücklichster Weise gestillt, dank der liebenswürdigen Einladung der drei Erfurter Grossmächte, des Erfurter Dreibundes: Akademie, Altertumsverein, Magistrat.

Thüringen nimmt ejne ganz besondere Stellung ein in der Geschichte unserer Wissenschaft; von hier gingen einige der ältesten Werke über deutsche Vorgeschichte aus, um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, wie die von BÜTTNER und OLEARIUS; hier setzten, nachdem Deutschland bei Jena zu Boden geworfen war und in einem Aufflammen der Begeisterung für altdeutsche Kunst und altdeutsches Dichten ein neues Selbstbewusstsein zu gewinnen trachtete, die Bestrebungen für heimische Denkmälerkunde in so vorbildlicher Weise ein, dass die Sachsen-Thüringischen Lande unzweifelhaft an der Spitze dieser Bewegung standen und uns eine noch heute unentbehrliche Literatur auf diesem Gebiete schenkten.

Sie haben schon aus meinem Festvortrage vernommen, dass in dem Chorus dieser Geister auch unser grösster Dichtergenius nicht fehlte. Aber nicht nur in rein wissenschaftlicher Weise nahm GOETHE Anteil an unseren Bestrebungen, auch bei einem dichterischen Meisterwerke jener Zeit hat er in das Gewebe der Haupthandlung den Einschlag einer Nebenfigur gefügt, mit der er dem Interesse für unsere Wissenschaft den Tribut seiner Anerkennung zollt. Ich meine die Gestalt der „Architekten" in den 1809 verfassten Wahlverwandtschaften, über deren Urbild aus dem Leben ich nichts weiter ermitteln konnte, als die Bemerkung Jacob GRIMMs (Briefwechsel zwischen J. und W. GRIMM aus der Jugendzeit. Weimar 1881, S. 187), dass GOETHE dabei „vielleicht" an den Architekten ENGELHARD in Kassel gedacht habe. Zwei Stellen dieses Werkes sind es besonders, die unser Interesse erregen:

1. Buch II, Kap. 2: „Der Architekt zeigte den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefässen und anderen dahin sich nähernden Dingen und als man im Gespräch auf die einfacheren Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Gerätschaften, die darin gefunden wurden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so dass diese alten ernsten Dinge durch

Digitized by Google

seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästen eines Modehändlers, hinblickte".

2. Aus Ottiliens Tagebuch: „Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Gerätschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt demnach fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen".

Und auch jetzt gerade ist wieder von Thüringen eines der wichtigsten Werke zur deutschen Vorgeschichte ausgegangen, das schnell so bekannt gewordene Inventar der „Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens", das wir den Herren GÖTZE, HÖFER und unserem Erfurter Geschäftsführer Geheimrat ZSCHIESCHE verdanken. Ihm, der ja auch der Vorsitzende des hiesigen Altertumsvereins ist, danke ich zugleich für die kleine, aber gehaltvolle Begrüssungsschrift. Wir selbst, der Vorstand unserer Gesellschaft, hatten die Absicht, gleichfalls eine Festgabe zu bieten; allein der Umfang der dafür in Aussicht genommenen Druckschrift wuchs unter der Hand so an, dass sie nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt werden konnte.

Ich danke auch der Kgl. Akademie für Ihre Einladung und Begrüssung. Die Beziehungen unserer Wissenschaft zu ihr sind ja früher engere gewesen, als in neuerer Zeit; jedem Fachmann in der Vorgeschichte sind die Acta academica der alten Erfurter Akademie bekannt und wäre es auch nur aus den Veröffentlichungen des berühmten Depotfundes aus der Frühzeit der Bronzeperiode von Neunheilingen oder der seltenen Terrasigillataschale von Erfurt. Ich kann mir nicht versagen, zu wünschen und zu hoffen, dass von nun an die Vorgeschichte im Betätigungskreise der Akademie wiederum eine grössere Rolle spielen möge.

Endlich der Magistrat: es war für uns eine Freude und bei dem Gange nach Thüringen gewissermassen selbstverständlich, dass wir in die freundliche Blumenstadt Erfurt einkehrten, die dank ihrer glücklichen Lage und einer weisen Verwaltung nicht nur ihren alten Ruf als Hauptstadt Thüringens sich bewahrt, sondern einen beispiellosen Aufschwung zu einer modernen Grossstadt genommen hat. Wie man hört, sollen hier im Sommer die Kongresse aller Art gar nicht aufhören, und das zeigt schon, dass der Fremde sich hier wohl fühlt. Um so höher wissen wir darum die Anerkennung des Magistrats für unsere Wissenschaft zu schätzen, die er durch seine Einladung hierher im allgemeinen und durch die besondere Einladung zu dem morgigen Festabende uns erwiesen hat.

Darauf trat eine längere Frühstückspause ein.

Um 12 Uhr wurde die Sitzung wieder eröffnet.

Digitized by Google

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, Erfurt:

Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung.

Der Vortragende führte etwa Folgendes aus:

Schon in der jüngeren Steinzeit hatte der Mensch die natürlichen Vorzüge der Örtlichkeit, wo sich jetzt Erfurt erhebt, mit scharfem Blicke erkannt. Hier, wo die den Gerafluss bisher einengenden Höhen beiderseits zurücktreten und das Tal sich mehr und mehr weitet, fand er alles, was zu einer Niederlassung erforderlich war. Die ehemals weit stattlicher fliessende Gera lieferte ihm das unentbehrliche Wasser und Fische im Überfluss, der damals wohl dichtere Wald bot mannigfache Früchte und hegte schmackhaftes Wild und der fruchtbare Lehmboden der Uferhänge ermöglichte erfolgreichen Ackerbau. Die Niederung selbst war versumpft, deshalb finden wir dort nur selten Spuren von steinzeitlichen Ansiedelungen, sondern fast ausschliesslich auf den trockenen Abhängen.

Besonders sind zwei Stellen in Erfurt durch umfangreiche Dorfanlagen aus der Gruppe der Bandkeramik ausgezeichnet, die westliche und südwestliche Abdachung des Petersberges und der Nordhang des Steigerwaldes. Hunderte von meist kesselförmigen 1 bis 1,5 m tiefen und 1,5 bis 2 m im Durchmesser haltenden Herdgruben mit dem üblichen Inhalte an Scherben, Steingeräten, Knochen usw. sind hier aufgedeckt. Grössere Gruben, die man als Wohngruben deuten könnte, sind nicht beobachtet. In der Ansiedelung am Steiger finden sich neben bandkeramischen Scherben auch solche vom Rössener Typus. In der Nähe von Erfurt finden sich noch an zahlreichen Stellen die Spuren mehr oder weniger umfangreicher Dörfer aus dieser Zeit, flussaufwärts bei Bischleben, Ingersleben und besonders Neudietendorf, wo auf der Mitte der jetzigen Bahnhofsanlagen sich ein grosses steinzeitliches Dorf befand. Flussabwärts ist fast das ganze linksseitige steile Ufer der Gera bis nach Gispersleben besiedelt gewesen, z. B. am Krankenhause, an der „hohen Stadt" usw. Auch auf dem Plateau am sogenannten Alacher See weisen Funde darauf hin. Stark bewohnt war ferner der rote Berg bei Gispersleben, eine reiche Fundstätte aller Perioden bis zur slawischen Zeit. So zahlreich die bandkeramischen Herdgruben sind, so selten finden sich Gräber. Sie beschränken sich auf einige wenige am Steiger, darunter allerdings ein bemerkenswertes, ausgezeichnet durch reiche Schmuckstücke aus Spondylusschalen. Ein Grab mit 2 Kinderskeletten stammt von der „hohen Stadt". Alle Skelette waren liegende Hocker. Am Steiger sind auch noch einige Gräber mit gestreckten Skeletten mit Beigaben von Rössener Gefässen gefunden. — Gräber mit Schnurkeramik sind aufgedeckt am südwestlichen Abhang des Petersberges, darunter eins bemerkenswert durch die Auskleidung mit Eichenbohlen; ein anderes enthielt 3 liegende Hocker. Weitere sind gefunden im Johannisfelde, auf dem kleinen Hirnzgenberge und in der weiteren Umgebung auf dem schon erwähnten roten Berge, dem kleinen roten Berge, auf der

Digitized by Google

Schwellenburg usw. — Noch sind zu erwähnen 3 Gräber mit Zonengefässen.

Die Funde aus der älteren Bronzezeit sind dürftig. Erwähnenswert ist ein Depotfund von Mittelhausen, drei Flachäxte und zwei Ringe. Es folgen dann zeitlich die Skelettgräber vom „Todten Mann" bei Waltersleben und vom roten Berge. Ein grösseres Gräberfeld mit Leichenbrand findet sich dicht bei Erfurt am Bindersleber Wege. Die Graburnen, meist mit Beigefässen, waren von Steinen umsetzt. Sehr dürftige Beigaben von Bronze, darunter eine Vasenkopfnadel. Im Johannisfelde sind wiederholt Gräber mit Bronzebeigaben gefunden, doch ist alles zerstreut. — Dem Hallstätter Kulturkreise ist ein Grabhügel bei Elxleben a. d. Gera zuzuzählen, der in einer Nachbestattung ein Skelett mit einem schönen Torques barg.

Reicher ist die Hinterlassenschaft aus der Latènezeit. Am nordwestlichen Abhang des Petersberges, vor dem Andreastore hat sich ehemals eine grosse Siedelung befunden. Hunderte von Herdgruben sind hier allmählich bei den neuen Strassenanlagen aufgedeckt. Die Gruben gleichen im wesentlichen den steinzeitlichen, doch sind hier auch einige grössere gefunden worden, die man als Wohngruben bezeichnen kann. Von den Topfscherben von dort zeigen verschiedene die Spuren der Drehscheibe und haben einen schön profilierten Rand. Ferner stammen daher ein segelförmiger Ohrring von Bronze, ein vierkantiger Halsring von demselben Material, an den offenen Enden mit 4 Kugeln verziert, ein Stück eines Jetringes, Perlen von Ton und blauem Glas und verkohlte Körner einer kleinen Weizenart. Weitere grössere Ansiedelungen befinden sich flussabwärts auf der schon erwähnten „hohen Stadt" und auf dem roten Berge bei Gispersleben, sowie flussaufwärts bei Apfelstädt, westlich von Neu-Dietendorf. Die zu der Erfurter Wohnstätte gehörigen Grabstätten sind noch nicht entdeckt, vielleicht sind sie schon zerstört. Dagegen sind bei Gispersleben und Andisleben Brandgräber aus dieser Zeit gefunden. Fibeln von Eisen und Bronze, sowie schön gegliederte Bronzeketten vom Zaumzeug der Pferde stammen daher. Aus der weiteren Umgebung seien noch die Brandgräberfelder bei Holzhausen, auf dem Simmel bei Eischleben und bei Sömmerda erwähnt.

Es sei hier noch einiger alter Wallburgen gedacht, die wohl zum Teil bis in die Bronzezeit zurückreichen. Ganz in der Nähe im Steiger befindet sich eine solche Anlage, ein einfacher Abschnittswall. Weiter ist anzuführen die Burg bei Möbisburg, ein Wall auf der Mühlberger Schlossleite und die umfangreiche Alteburg bei Arnstadt, die Fundstätte zahlreicher Latène-Sachen. Hier hat sich auch eine Feuersteinwerkstätte befunden.

Römische Sachen sind meines Wissens im Stadtgebiete selbst nicht gefunden, wohl aber in der Umgegend. Münzfunde, die ja in Thüringen sehr häufig sind, sind bekannt von Windischholzhausen, vom roten Berge und von Bischleben. Von letzterem Orte stammt auch eine Bronzefibel und vom roten Berge ein Gefäss aus Terra sigillata, das leider verschwunden ist, nur die Abbildung ist uns erhalten. Auch ein Gefäss (Grabfund?) von Ilversgehofen

Digitized by Google

dürfte hierher gehören. In die Zeit der Völkerwanderung werden wir den schönen Grabfund von Bischleben setzen können (Gefässe, Schildbuckel und Fibel von Bronze, Schnalle von Silber mit Goldblech und 2 Almandinen besetzt). Es sei hier die Vermutung ausgesprochen, dass von den oben erwähnten Herdgruben der Latènezeit wohl manche bis in diese und die Merowingerzeit hineinreichen. Die Scherben der gewöhnlichen Gebrauchsgefässe der Latènezeit und der späteren Jahrhunderte bis in die Merowingerzeit lassen keinen Unterschied erkennen. Erst in den letzten Jahren haben sich die Funde aus der zuletzt erwähnten Periode gemehrt. Mitten in der Stadt auf dem Anger fand sich ein Skelett und als Beigaben 2 silberne Schnallen und eine zwischen den Zähnen befindliche Goldmünze, eine barbarische Nachbildung eines Triens von Justinian I. Die Prägung der Münze ist um 550 anzusetzen. Noch bis heute hat sich an manchen Orten unter der Landbevölkerung Thüringens die Sitte erhalten, den Toten eine Münze in die Hand oder zwischen die Lippen und Zähne zu legen. Weitere Merowinger Gräber wurden dann gefunden am südwestlichen Abhang des Petersberges (von hier stammt ein sehr schöner, tadellos erhaltener Glasbecher) und östlich nahe der Stadt im Krämpferfelde, dann beim Bahnhof Gispersleben und auf dem roten Berge. Sie weisen alle das typische Grabinventar auf. Mit den Merowinger Funden gewinnen wir den Anschluss an die geschichtliche Zeit der Stadt. Im Jahre 742 bezeichnet BONIFATIUS in einem Briefe an den Papst ZACHARIAS Erfurt als eine uralte Stadt heidnischer Ackerbauer. Auch slawische Funde sind zahlreich vertreten. In unmittelbarer Nähe der oben erwähnten Merowingergräber im Krämpferfelde wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein grosses Gräberfeld entdeckt. Neben eisernen Sporen, Messern, Eimerreifen und Henkeln, Ohrringen von Silber und Goldblech mit Filigranarbeit, Schmuckperlen aus verschiedenem Material fanden sich die charakteristischen Schläfenringe aus Bronze und Silber. Ein zweites grosses Gräberfeld vor dem Löbertore bei der Wüstung Daberstadt ist ebenfalls hierher zu setzen. Auch bei Bischleben am Windeberg ist ein slawischer Friedhof gewesen, der die gleichen Funde wie oben geliefert hat.

Zum Schluss noch einige Worte über den Petersberg und die schon oben erwähnte Burg bei Möbisburg. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass der fast isoliert sich erhebende Petersberg, der die Peterskirche trägt, schon in der Vorzeit umwallt gewesen ist. Der sagenhafte Thüringer König MERWIG soll hier eine Burg erbaut haben und eine zweite westlich des heiligen Eichenwaldes der Wagd (des jetzigen Steigers), die Merwigsburg, von der das jetzige Möbisburg seinen Namen erhalten haben soll. Von der alten Befestigung auf dem Petersberge haben freilich die mannigfachen dort vorgenommenen Veränderungen nichts mehr übrig gelassen, die andere Burg aber bei Möbisburg ist noch heute als viereckige Umwallung deutlich erkennbar. Aber beide Stätten sind auch noch Heiligtümer gewesen. Auf solchen altheiligen Stätten pflegten die Heidenbekehrer christliche Kapellen zu erbauen. Schon in sehr früher Zeit ist eine solche sowie ein Kloster auf dem Petersberge errichtet worden, und in Möbisburg steht die Dorfkirche

Digitized by Google

noch heute innerhalb der alten Umwallung. Dafür sprechen auch die mannigfachen interessanten Sagen, die sich an beide Örtlichkeiten knüpfen.

Professor Dr. GÖTZE, Gross-Lichterfelde:

Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild.

Zu dem Ausflug, der sich an die Tagung anschliesst, mögen folgende Bemerkungen als Einleitung und Orientierung dienen. Wenn in dem Programm der Besuch nur von drei Burgen vorgesehen ist, soll das nicht zu der Annahme führen, als ob es die einzigen jener Gegend wären. Dieser jetzt abseits der grossen Verkehrsstrassen liegende Teil Deutschlands ist vielmehr überraschend reich an prähistorischen Befestigungen, die nicht nur des grossen archäologischen Interesses, sondern auch ihrer landschaftlich reizvollen Lage halber mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher zu teil geworden ist.

Wenn man von Thüringen über Eisenach nach der Rhön reist, passiert man im breiten Werratal hinter Salzungen das bekannte Latène-Gräberfeld von Leimbach. Bald erscheinen im Hintergrunde die Basaltkegel der Rhön, deren nördlichster Vorposten, der Öchsen bei Vacha, den Reigen dieser Befestigungen eröffnet. Es folgen nach Süden auf dem linken (westlichen) Felda-Ufer der Geiskopf auf dem Dietrichsberg oberhalb Wölferbütt, weiter der Beyer bei Weilar und die Hessenkuppe bei Dermbach. Etwas abseits vom Felda-Tale nach Westen der Arzberg bei Otzbach, weiterhin der Stallberg bei Rassdorf, der Habelsberg bei Tann und die Milseburg bei Kleinsassen. Im südlichen Teile der Rhön folgen der Gangolfsberg bei Roth und in grösserem Abstande der Meternich bei Bad Brückenau. Auf dem rechten (östlichen) Felda-Ufer liegen die Stoffelskuppe bei Rossdorf, der Umpfen bei Kaltennordheim und die Altemark bei Erbenhausen, östlich von letzterer die Disburg bei Wohlmuthausen und weiter im Werratale die Rentmauer bei Melkers und der Dolmar. Südlich hiervon die Steinsburg und der Grosse Gleichberg bei Römhild und der Queienberg bei Queienfeld.

Diese Befestigungen sind unter sich verschieden und müssen daher einzeln betrachtet werden. Im folgenden werden nur die wichtigsten Daten erwähnt, bezüglich der weiteren Einzelheiten sei auf meine Darstellung in den von G. VOSS herausgegebenen Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens[1]) verwiesen, wo auch die Literatur angegeben ist.

Der Öchsen (630 m über N. N.). Den Gipfel umgibt ringförmig ein Wall aus Basaltsteinen, dem sich in grösserem Umfang ein Vorwall vorlagert. Von letzterem erstreckt sich auf der Südsüdwest-Seite ein System von Wällen tief hinab, um eine Quelle in die Befestigung einzubeziehen. Offenbar ist die Quelle während der Besiedlungsdauer mehrere Male talwärts ausgewichen, was eine Erweiterung der Anlagen

[1]) Heft XXXI, XXXIV, XXXVI ff.

Digitized by Google

veranlasste. Fundamente von Hütten, zahlreiche Scherben und eine Anzahl Waffen und Geräte lassen erkennen, dass der Berg längere Zeit besiedelt war. Für die Datierung kommen hauptsächlich in Betracht ein Latène-Schwert, ein Hiebmesser, ein Gürtelhaken und ein Mahlstein von einer Rotationsmühle. Den Zugang zum innersten Ring bildet ein Torweg, der durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet wird.

Der Beyer (713 m). Um den Gipfel laufen zwei konzentrische Ringwälle aus Basalt. Am Abhange befinden sich zwar zahlreiche Wohnpodien und Ackerterrassen, die Besiedlung scheint aber nur kurze Zeit gedauert zu haben, denn trotzdem durch Wegebauten u. dgl. die Oberfläche an vielen Stellen wund gemacht ist, sind bisher noch keinerlei Artefakte, namentlich auch keine Scherben beobachtet worden. Wenn somit dieses wichtige Hilfsmittel für die Datierung vorläufig versagt, macht es der allgemeine Charakter der Anlagen im höchsten Grade wahrscheinlich, dass sie in die Latène- oder allenfalls in die Hallstatt-Zeit zu setzen sind.

Die Hessenkuppe oder der Rederberg (690 m). Die ovale Kuppe wird von einem Basaltwall umringt, der seine stärkste Entwicklung gegen den Sattel hat, mit dem der Berg mit der benachbarten Höhe zusammenhängt. Hier befindet sich auch der Eingang, der wie beim Öchsen durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet wird. Im umwallten Raum liegen drei parallelle Wallstücke. Scherben, Handmühlen und eine Eisenschere zeigen, dass die Befestigung in der Latène-Zeit in Benutzung war.

Der Arzberg (572 m). Um den langen ovalen Gipfel zieht sich ein Basaltwall, dessen Eingang wiederum durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet ist. Ein vorspringender Vorwall gewährt dem Tor einen besonderen Schutz. Von Funden ist noch nichts bekannt geworden, die Art der Anlage macht aber die Datierung in die Latène-Zeit wahrscheinlich.

Die Stoffelskuppe trägt auf ihrer Spitze Überreste eines kleinen mittelalterlichen Bauwerks. Auf zweidrittel Höhe des Basaltkegels läuft ein Wall herum, dessen Alter ganz zweifelhaft ist. Diese Befestigung bleibt deshalb bei den folgenden Erörterungen ausser Betracht.

Der Umpfen (696 m). Während die bisher aufgezählten Befestigungen auf einzelnen steilen Bergkegeln liegen, ist es hier eine nach dem Feldatal vorspringende Zunge eines gewaltigen Bergmassivs, die durch einen einfachen Basaltwall geschützt ist. Er erscheint jetzt als Abschnittswall, das Bollwerk ist aber vielleicht ursprünglich um den ganzen geschützten Raum herumgegangen und später, soweit es auf dem steilen Plateaurande stand, abgestürzt. Funde liegen noch nicht vor. Die Anlage gehört vermutlich in die Latène- oder Hallstatt-Zeit.

Die Altemark (676 m). Runder Basaltkegel, um dessen Spitze ein einfacher Steinring läuft. Der Wall enthält, wie ich durch eine Nachgrabung im Jahre 1904 feststellte, den unteren Teil einer Trockenmauer aus Basalt und Kalkstein, deren Aussenwand bis zu 0,60 m Höhe erhalten ist. Brandspuren machen die Verwendung von Holzversteifungen wahrscheinlich. Die Mauer hatte, soweit sie aus Stein bestand, eine Höhe von $2^1/_2$ bis 3 m und eine Stärke von 3 m. Bei der Ausgrabung

Digitized by Google

wurden Scherben eines dickwandigen, schlecht gebrannten Gefässes mit rauher Aussenfläche und die Hälfte eines ovalen Mahlsteins aus rotem Sandstein gefunden. Hiernach ist die Anlage zweifellos prähistorisch und zwar wahrscheinlich latène- oder hallstattzeitlich.

Die Disburg (710 m). Ovaler Basaltring um den Gipfel mit Eingang an der schmalen Südseite in der schon geschilderten Weise durch Übergreifen zweier Wall-Enden. Kleine Steinrücken, die den Wall streckenweise auf der Innenseite begleiten, scheinen von Gebäuden herzurühren, die sich an die Innenseite der Mauer anlehnten. Für die Datierung ist eine bei den Ausgrabungen des Jahres 1821 gefundene Früh-Latène-Fibel massgebend. Ob ein tordierter Oberarmring ostdeutscher Form in Beziehung zur Besiedlung der Bergspitze steht, ist ungewiss, da nicht einmal feststeht, ob er oben oder auf den Abhängen oder am Fuss des Berges gefunden ist.

Die Rentmauer (etwa 450 m). Über dem Dorfe Melkers erheben sich die Melkerser Felsen. Auf dem darüber liegenden Plateau liegt ein halbkreisförmiger Wall, der sich an den Steilrand anlehnt. Er besteht anscheinend aus kleinen Kalksteinbrocken. Funde liegen nicht vor. Da es ungewiss ist, ob der Wall überhaupt in vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, bleibt er im folgenden ausser Betracht.

Der Dolmar (740 m). Das langgestreckte, grosse Plateau wird von einem einfachen niedrigen Wall aus Basalt und Kalksteinen umringt, in dem ich bei mehreren Querschnitten keine Mauerkonstruktion feststellen konnte. Der einzige Fund ist ein goldenes Regenbogenschüsselchen; trotzdem der grösste Teil des Plateaus durch frische Anpflanzungen wund war, konnte ich doch nicht eine einzige Scherbe finden. Auf der Fläche hat also jedenfalls keine umfangreiche und langdauernde Ansiedlung bestanden. Näheres, auch die Literatur, vgl. GÖTZE, HÖFER, ZSCHIESCHE, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 226.

Der Queienberg ist das äusserste Ende eines von der Steinsburg nach Nordwesten sich erstreckenden Kalksteinrückens. Er fällt in einer scharfen Kante nach Norden steil ab. An diesen Rand lehnen sich auf dem schwach geneigten Südabhang die Befestigungswerke an: zunächst ein grosser Querwall, der dann nach Westen umbiegt und sich gabelt; westlich hiervon ein viereckiger Wall, an dessen Westseite sich ein ovaler Wall anschliesst. In dem viereckigen Raum stand im Mittelalter eine Wallfahrtskapelle. Von vorgeschichtlichen Artefakten ist noch nichts gefunden worden, die Datierung ist unsicher.

Der grosse Gleichberg oder Bernberg (678 m). Das von Nord nach Süd langgestreckte Plateau ist auf der Nord-, West- und Südseite mit einem einfachen Basaltwall umgeben, während die steil abfallende Ostseite eines solchen Schutzes entbehrte. Im Südwall befindet sich ein senkrechtes Pfostenloch von 30 cm Durchmesser. Auf dem ausgedehnten Plateau sind Funde aus verschiedenen Perioden gemacht worden, die sogar, wie ein in der Nähe des städtischen Basaltwerkes gefundenes grosses dreieckiges Jadeitbeil zeigt, bis in die Steinzeit zurückgehen. Wenn auch in den bisherigen Funden eine bestimmte Epoche nicht besonders hervortritt und so eine sichere Datierung des Walles nicht möglich ist, weist doch die durch das Pfostenloch verbürgte

Digitized by Google

Kombination von Stein- und Holzkonstruktion mit Wahrscheinlichkeit auf die Latène- oder Hallstatt-Zeit.

Während ich über die vorstehenden Burgen aus eigener Anschauung berichten konnte, sind mir der Geiskopf, der Stallberg, der Habelberg, die Milseburg, der Gangolfsberg und der Meternich nicht bekannt. Geiskopf und Habelberg sind Abschnittswälle, Stallberg, Gangolfsberg und Meternich werden als Ringwälle bezeichnet, und die Milseburg ist ein an die steile Bergkuppe sich anlehnender Halbring mit verschiedenen kleinen Aussen- und Innenwällen; die zahlreichen Funde gehören der Latène-Zeit an. (LANGE, Hessen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.)

Die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild (641 m). Den ganzen oberen Teil des Berges bedeckt ein kompliziertes System von Basaltwällen, das im einzelnen hier nicht beschrieben werden kann. Ich muss mich darauf beschränken auf die reiche Literatur zu verweisen, deren wichtigste bis 1904 erschienenen Schriften in den „Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens" Heft XXXI (1904) zitiert sind [1]).

Die Bedeutung der Rhönburgen als keltische Grenzwehr gegen die Germanen.

Der Schlüssel zur Beurteilung dieser Burgen liegt bei der Steinsburg, mit der wir uns also zunächst beschäftigen müssen. Wenn man hin und wieder der Ansicht begegnet, dass diese schon längst erforscht oder dass infolge der Verwüstungen für die Wissenschaft dort nicht mehr zu holen sei als schon bekannt ist, so ist das ein Irrtum. Seit zehn Jahren beschäftige ich mich auf Veranlassung des Hennebergischen Altertumsforschenden Vereins und im Einvernehmen mit der herzoglichen Regierung zu Meiningen eingehend mit ihr und widme ihr unter tatkräftiger Beihilfe des Herrn Apotheker KADE jährlich mehrere Wochen. Dabei hat sich herausgestellt, dass unbeschadet der grossen Verdienste JACOBs die exakte Untersuchung der Bauwerke erst begonnen hat und dass bei der von mir befolgten Methode [2]) trotz der beklagenswerten Zerstörungen sogar aus den angeblich vernichteten Teilen noch manches wertvolle Ergebnis gewonnen werden kann. Der erste Teil des Programms, die genaue Aufnahme der Befestigungswerke in ihrem gegenwärtigen Zustand, wird in Kürze erledigt sein. Vorher sollen aus wohlerwogenen Gründen Aufdeckungen in grösserem Massstabe nicht vorgenommen werden, und erst wenn diese stattgefunden haben, wird eine exakte Datierung der einzelnen Befestigungsabschnitte und damit eine zuverlässige Darstellung der Entstehungsgeschichte der Steinsburg möglich sein. Immerhin liegen bereits soviel Beobachtungen vor, dass die Hypothese, die ich vor mehreren Jahren über die Bedeutung der Steinsburg als keltische Grenzfestung aufstellte [3]), immer festeren Boden gewinnt.

---

[1]) Über die neueren Untersuchungen vgl. GÖTZE, Die Arbeiten auf der Steinsburg im Jahre 1907. (Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, 21. Lieferung, Meiningen 1907, S. 162–168, mit 3 Tafeln).

[2]) Vgl. ANTHES, Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung (Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1905, S. 30). Ders., Ringwallforschung (VI. Bericht der römisch-germanischen Kommission, 1911).

[3]) Neue Beiträge zur Geschichte Deutschen Altertums, 16. Lieferung, 1902.

Digitized by Google

Den Ausgangspunkt bildet die Grösse und der Umfang der Befestigungswerke. Die Länge der Wallzüge beträgt insgesamt ungefähr 9 km mit einem kubischen Inhalt von schätzungsweise 200 000 Kubikmeter Mauer — die heutigen Wälle sind nämlich zusammengefallene Trockenmauern aus unbehauenen Basaltsteinen. Der äusserste Ring umschliesst ein Oval von über 1000 m Länge und 800 m Breite. Es handelt sich also um Bauten, die eine gewaltige Arbeitsleistung darstellen. Nimmt man an, dass ein Mann täglich 2 Kubikmeter Mauer baut, erhält man eine Leistung von 100 000 Arbeitstagen. Dazu kommt das Herrichten des Untergrundes, der Transport des Baumaterials, das Sortieren der Steine, wofür wiederum 100 000 Arbeitstage anzusetzen sind. In dieser Schätzung ist die für die Entstehungsgeschichte der Steinsburg wichtige Beobachtung der letzten Zeit, dass nämlich Umbauten in grossem Umfang stattgefunden haben, noch nicht berücksichtigt. Nähere Angaben über diese Umbauten behalte ich mir an anderer Stelle vor.

Es liegt hier ein Werk vor, dessen Ausführung die Kraft einer einzelnen Gemeinde übersteigt. Wenn auch an vielen Stellen des Berges Überreste von Häusern, Wohnpodien und andere Ansiedlungsspuren vorhanden sind, war die ansässige Bevölkerung der Steinsburg bei weitem nicht zahlreich genug zur Schaffung solcher Anlagen. Aber auch die Leistungsfähigkeit der umliegenden Ortschaften, wenn sie sich zum Bau einer Fliehburg zusammengetan hätten, würde nicht ausgereicht haben. Hier waren grössere Kräfte wirksam, hier war ein grosser Bezirk, ein Stamm oder Gau an der Arbeit beteiligt. Das hat aber zur Voraussetzung, dass dieser grosse Bezirk auch am Nutzen interessiert war. Dann war die Steinsburg keine Fliehburg im gewöhnlichen Sinne, von der nur die nächsten Nachbarn Nutzen hatten, sondern hier waren grosse, weitreichende Interessen im Spiel, die den ganzen Stamm oder Gau angingen.

Zu demselben Ergebnis kommt man durch die Frage nach der Möglichkeit der Besetzung und Verteidigung. Die Verteidigungslinie des äusseren Ringes hat eine Länge von 3100 m, die eine enorme Mannschaft beansprucht. Und wenn man auch annehmen wollte, dass diese schwache Befestigung beim Angriff eines starken Feindes von vorn herein preisgegeben und nur die Verteidigung des zweiten Ringes, einer riesigen Mauer, beabsichtigt gewesen wäre, so musste man doch noch eine Strecke von 2 ½ km besetzen. Man sieht, dass wie beim Bau so auch bei der Verteidigung grosse Menschenmengen erforderlich waren. Also auch auf diesem Wege kommen wir dazu, die Beteiligung eines grossen Bezirks anzunehmen.

Welcher Art solche weitreichenden gemeinsamen Interessen waren, ergibt sich aus der Betrachtung der allgemeinen politischen Lage. Die Erbauung der Steinsburg oder wenigstens ihr Ausbau zu einer grossen Festung erfolgte im 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr., und zwar waren es Kelten, die damals in dieser Gegend sassen. Das keltische Gebiet reichte bis hinein nach Thüringen, aber es war, wie wir aus KOSSINNAS Arbeiten wissen, durch die von Norden herandrängenden Germanen bedroht. Mag nun der Rückzug der Kelten aus Thüringen allmählich oder sprungweise vor sich gegangen sein, so kann ihnen die unerfreu-

Digitized by Google

liche Tatsache, dass sie an Boden verloren, nicht verborgen geblieben sein. Druck erzeugt Gegendruck, und damit sind die Bedingungen für den Zusammenschluss eines grösseren Gebietes zur Abwendung einer Alle gleichmässig bedrohenden Gefahr gegeben. Hierin findet nun auch die Entstehung einer grossen Festung wie der Steinsburg ihre Erklärung.

Es mag beachtet werden, dass die Mehrzahl der keltischen Oppida in Frankreich fast ausschliesslich der letzten Zeit der gallischen Unabhängigkeit angehören, also wahrscheinlich erst kurz vor der Ankunft der römischen Legionen erbaut worden sind [1]). Hält man daneben, dass die Entstehung der Steinsburg in die Zeit des Vordringens der Germanen fällt, so liegt es nahe, in beiden Fällen die Bautätigkeit mit dem Andringen eines mächtigen Feindes in ursächlichen Zusammenhang zu bringen.

Die Steinsburg bildet gegen einen aus Thüringen zu erwartenden Feind einen vorzüglichen Zentralpunkt der Verteidigung. Durch ihre Lage hinter der in erster Linie gefährdeten Grenzzone war sie gegen plötzliche Überrumpelung gesichert, während sie als Ausgangs- und Stützpunkt für Unternehmungen nach verschiedenen Seiten hin sich vorzüglich eignete. War das Kriegsglück nicht günstig, so nahm sie hinter ihren ausgedehnten starken Mauern nicht nur ein geschlagenes Heer sondern auch die Bewohner des umliegenden Landes in ihren Schutz. Die nach allen Seiten weithin freie Aussicht gestattete es, durch Feuer- und Rauchsignale Meldungen aus grosser Entfernung entgegen zu nehmen und weiter zu geben. Dass die Gallier ein vorzügliches Meldewesen hatten, bezeugt CAESAR, der seine Verwunderung ausspricht, wie schnell die Nachricht eines seiner Siege vom Lager des CICERO zu dem des LABIENUS gelangte [2]).

Wenn drüben in Thüringen Kriegsrüstungen vorbereitet wurden oder Streitkräfte sich in Bewegung setzten, konnte dies durch Posten vom Kamm des Thüringer Waldes nach der Steinsburg signalisiert werden, und dort war man in der Lage, ebenfalls durch Fernsignale die waffenfähige Mannschaft eines grossen Bezirks sofort zu mobilisieren. Die im Schutz der Steinsburg zusammengezogenen Streitkräfte konnten von hier aus je nach Bedarf mit Leichtigkeit sowohl nach einem der Pässe des Thüringer Waldes als auch gegen einen das Werratal aufwärts marschierenden Feind geworfen werden. Man hatte auch die Möglichkeit, die vorgelagerten kleinen Burgen durch Signale zu warnen, von denen ein Teil im Gesichtskreis der Steinsburg liegt, so der Dolmar, der Beyer, die Disburg und der Queienberg. Von Dolmar sind ausser dem Beyer und der Disburg dem Auge erreichbar der Öchsen, der Dietrich, der Arzberg und die Hessenkuppe.

Dass diese Burgen — soweit datierbare Funde vorliegen — der Latène-Zeit (bezw. Späthallstattzeit) angehören, wurde schon oben betont. Sie schliessen sich aber auch unter sich und mit der Steinsburg zu einer Kultur-Einheit zusammen, indem sie einen ganz bestimmten Typus in der Anlage gegenüber andern Befestigungen erkennen lassen. Es sind Gipfelburgen, d. h. ihre Erbauer suchten mit Vor-

[1]) DÉCHELETTE, Revue de la Synthèse historique No. 7, Juli-August 1901.
[2]) Caesar B. G. V, 53.

Digitized by Google

liebe die höchsten Berggipfel auf. Wenn das geschah trotz der unbequemen Zugänglichkeit, der Schwierigkeit der Wasserversorgung und mancher anderer Nachteile, die eine solche Situation mit sich brachte, so müssen eben besondere Ursachen vorliegen. Um von der Natur geschützte Stellen zu finden, waren sie durchaus nicht auf diese Spitzen angewiesen. Es gibt in dem fraglichen Gebiet namentlich an den Talrändern genug Plätze, die sich vorzüglich für Befestigungen und besonders für die bequeme Anlage von Abschnittswällen eignen ohne die bezeichneten Nachteile aufzuweisen. Wenn man sieht, dass in andern Gegenden z. B. im Thüringer Zentralbecken die Form des Abschnittswalles in mittlerer Höhenlage vorwiegt [1]), trotzdem es auch dort nicht an höheren Berggipfeln fehlt, so vermute ich in der Bevorzugung der Berggipfel eine durch lange Betätigung erworbene Gewöhnung, wie sie sich innerhalb eines im Gebirgsland gross gewordenen Volkes ausbildet, und die durch gewisse Lebensgewohnheiten gestützt wird, d. h. mit einem Wort ein ethnologisches Moment. Bei den in Rede stehenden Burgen, wo ausser Kelten nur noch Germanen in Frage kommen, kann die Wahl nicht schwer sein.

Es liegt mir natürlich fern den Tacitus zu missbrauchen, wie es zuweilen geschieht, und unter Berufung auf Germ. c. 16 zu sagen, die Germanen hätten überhaupt keine Burgen gebaut. Aber wenn man überall im keltischen Gebiet, nicht nur in Deutschland sondern namentlich auch in Frankreich, Burgen der in Rede stehenden Art sieht, während sie in unbestritten germanischem Gebiet in der Früh- und Mittel-Latènezeit fehlen — wie viel schöne Kuppen hat nicht der Harz! — so kommt man eben ganz von selbst zu der Anschauung, dass die Gipfelburg der Hallstatt- und Latènezeit ein keltischer Typus ist. Ein weiteres Merkmal dieser Burgen, das bis zu einem gewissen Grad vom ersten abhängt, besteht in der den Gipfel konzentrisch umgebenden Befestigungsanlage, von der nur ausnahmsweise wie beim Umpfen abgewichen wird. Die Wohnpodien, die massiven Hausfundamente und die hoch am Berg hängenden Ackerterrassen vervollständigen das typische Bild.

Dass diese Gipfelburgen nun gerade in der Zone der keltischen Nordgrenze auftreten, ist wohl kein Zufall. Es machte sich eben dort ein grösseres Bedürfnis nach Schutz gegen den vorwärts drängenden germanischen Nachbarn geltend.

Ihre geographische Verbreitung gibt beachtenswerte Hinweise auf die Richtung, in der sich die germanische Welle bewegte. In der Zone, die von der Steinsburg östlich dem Thüringer- und Frankenwald entlang geht, scheinen sie zu fehlen, man muss also annehmen, dass diese Gegend nicht gefährdet war. Das ist nun in der Tat der Fall, denn hier reichte keltisches Gebiet noch weit über das Mittelgebirge in das Gebiet der oberen Saale in den heutigen Kreisen Saalfeld und Ziegenrück hinein. Der Umstand, dass keltische Bevölkerung sich dort so lange halten konnte, deutet darauf hin, dass der germanische Stoss nicht nach Süden ging. Er richtete sich vielmehr nach Südwesten und Westen gegen das südliche Vorland des nördlichen Thüringer Waldes und gegen

[1]) ZSCHIESCHE, Die vorgeschichtlichen Burgen und Wälle im Thüringer Central-Becken (Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen, Heft X—XII).

Digitized by Google

die Rhön, und veranlasste die dort wohnenden Kelten zu Schutzmassregeln, d. h. zur Erbauung der genannten Burgen.

Das westlich anschliessende Gebiet des Vogelsberges, Taunus und Westerwaldes ist noch zu wenig erforscht, als dass man sich ein ausreichendes Bild der Besiedlung in jener Epoche machen könnte. Jedenfalls fehlen aber auch hier die keltischen Gipfelburgen nicht und namentlich scheint den grossen Taunusburgen eine ähnliche Rolle wie der Steinsburg zugefallen zu sein, während die Bedeutung des Dünsberges bei Giessen und des Heunsteins bei Dillenburg erst nach der weiteren archäologischen Aufklärung Hessens besser hervortreten wird.

Nach diesem Vortrage wurde die Sitzung geschlossen und ein gemeinsames Mittagsmahl in der „Ressource" eingenommen.

Nachmittags 4 Uhr: Ressource.

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Direktorial-Assistent und Privatdozent Dr. H. HAHNE, Hannover

Über die Moorleichen der Provinz Hannover.

Mit Tafel I und II.

Mit dem Schlagworte „Moorleichen" bezeichnet man menschliche Leichen, die in bestimmten Gebieten Nordeuropas im Torfmoor gefunden werden, durch chemische Einflüsse mumienartig konserviert; mit oder ohne Kleidung altertümlicher Art, die auf frühgeschichtliche Zeit hinweist; bisweilen in auffälliger Lage und Stellung, mit Anzeichen von Fesselung und absichtlicher Versenkung. — Bereits im Anfang des XIX. Jahrhunderts wandte sich den Moorleichen wissenschaftliches Interesse zu. Durch Joh. MESTORF erfuhren diese Funde 1900 und 1907 die erste vorzügliche zusammenfassende Bearbeitung (im 42. und 44. Bericht des Vaterl. Museums zu Kiel). Viele Einzelheiten bleiben aber noch zu erforschen, die es dann auch ermöglichen werden, den Beziehungen dieser Fundgruppe zu den grösseren Fragen der Vor- und Frühgeschichte weiter nachzugehen. Auf die germanische Stammeskunde, Sitten- und Rechtsgeschichte, Kleidungskunde, sowie auf somatisch-anthropologische Fragen und endlich auf wichtige geologische und geographische Verhältnisse, so z. B. auf die Torfmoor-Entwicklung, wirft die eingehendere Untersuchung der Moorleichen Licht.

Von den mir z. Zt. bekannten 56 Moorleichenfunden entfallen auf Dänemark 19 (Jütland 16, Fünen 1, Falster 2), Schleswig 7, Holstein 4, Nord-Hannover 18, Oldenburg 2, Holland 5, Irland 1.

Aus verschiedenen Gründen werden in die Moorleichen-Untersuchung hereingezogen auch die „Moorschuhe" und „Moorkleider", d. h. Funde von einzelnen Kleidungsresten oder von paarweise, öfters auch in grösserer Zahl beisammenliegend im Moor zum Vorschein kommenden Lederschuhen, wie sie aus Holstein, Schleswig, Hannover, Oldenburg und Holland bekannt geworden sind. Berücksichtigt werden

Digitized by Google

müssen überhaupt alle archäologischen Funde, zumal Moorfunde jeder Art (z. B. Moorbrücken), die sicher oder möglicherweise zeitliche und andere Beziehungen zu den Moorleichenfunden haben und mit ihnen zusammen grössere chronologische oder kulturelle Gruppen bilden.

Schon bei den ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Moorleichen wurde auf geschichtliche Überlieferungen hingewiesen, die für altgermanisches Recht die Versenkung ins Moor (bezw. in den „Sumpf") als Strafe für gewisse Verbrechen (Ehebruch besonders) bezeugen; so auf Tacitus, Germania, Cap. XII., als die älteste der betreffenden Nachrichten; aber bereits aus altrömischer Zeit ist dies Ertränken im Sumpf als Strafe bezeugt (Livius Hist. I, 51), andererseits in der älteren Edda (Gudrunlied), weiter z. B. in den Gesetzen der Burgunder und in gelegentlichen Notizen bis ins Mittelalter hinein, sicher bis ins XV. Jahrhundert. Betreffend die Chronologie der Moorleichenfunde ist nach J. MESTORF bisher folgendes zu sagen: Die bei den Leichen gefundenen Kleidungsstücke zeigen weitgehende Übereinstimmungen in Schnitt und Stoff. Sehr häufig finden sich hemdartige, meist ärmellose Kittel, auch solche aus Fell, und häufig grosse viereckige, oft fransenbesetze Tücher (Plaids); mehrmals Hosen, Binden, Schnuren, Ledergurte und Lederschuhe. Die Gewebe bestehen immer aus Wolle und zeigen mancherlei charakteristische Übereinstimmungen in der Herstellung der Fäden und Nähte, sowie in den Webemustern. Die Moorleichengewänder zeigen nun weiter allerlei Übereinstimmungen besonders mit den Kleiderresten aus dem Torsberger Moorfunde des (II.) III. bis IV. Jahrhunderts nach Christo. In diese Zeit („um 300") gehört auch die einzige bei einer Moorleiche gefundene Bronzefibel (Corselitze. MESTORF 1900, No. 15).

Die silbernen „Kapselanhänger" von Obenaltendorf betonen aber nach den Untersuchungen von E. BLUME (1910)[1]) die Zeit um 200. Die Beziehungen der „Moorleichen-Garderobe" zu den immer zahlreicher bekannt werdenden bildlichen Darstellungen und Beschreibungen germanischer Tracht im Bereiche römischer Kunst und Literatur bestätigen im ganzen diese vorläufige Ansetzung in frühe nachchristliche Zeit wenigstens für die Mehrzahl der Moorleichen. Auf dieselbe Zeit weist die grosse Ähnlichkeit der Schuhe unserer Fundgruppe mit Schuhen, die z. B. im Brunnen der Saalburg gefunden sind. Endlich geben die bildlichen Darstellungen des Silberkessels von Gundestrup mehrfache wichtige Fingerzeige für unsere Untersuchungen, die angedeutete zeitliche Ansetzung der Moorleichen wird durch sie unterstützt (KOSSINNA).

Zur Vorsicht gegenüber dem naheliegenden Versuch, die Gesamtheit der Moorleichen als eine zeitlich begrenzte Fundgruppe aufzufassen, mahnt zunächst die Überlegung, dass Versenkung in Sumpf und Moor sowohl als Strafgebrauch, wie als Begräbnisart für sehr verschiedene Zeiten bezeugt ist. Besonders nackten Leichen gegenüber ist deshalb Vorsicht geboten,

[1]) E. BLUME, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. (Diss. Berlin), Würzburg 1910, S. 92.

Digitized by Google

und solchen Funden gegenüber, bei denen über die Art der Kleiderreste nichts Sicheres bekannt ist. Aber auch die Tatsache, dass die Moorleichenkleidung z. B. mit den Torsberger Funden und datierbaren Germanendarstellungen weitgehende Übereinstimmung zeigt, würde erst eindeutig sein, wenn nachweisbar wäre, dass die betreffenden Gewebetechniken und Kleiderformen nicht auch in früherer oder späterer Zeit in dem betreffenden Gebiete Nordeuropas in Übung gewesen sind. — Die Moorgeologie lässt uns bei unseren chronologischen Fragen bisher fast noch ganz im Stich.

Die Moorleichen sind ausserordentlich „vielseitige" Funde und bieten Angriffspunkte für mancherlei exakte Untersuchungen auf naturwissenschaftlichem und archäologischem Gebiete. Schlussfolgerungen weiterblickender Art in den oben angedeuteten Richtungen werden besser erst aufzustellen sein, wenn alle Moorleichenfunde kritisch untersucht sein werden.

Beobachtungen, die ich bei Gelegenheit der museumtechnischen Bearbeitung der 3 Moorleichenfunde des Provinzialmuseums zu Hannover machte, sowie bei dem Versuch der Nachbildung von anderen Moorleichenkleidungsstücken aus der Provinz Hannover führten mich zu eingehenderen Untersuchungen zunächst der Moorleichenfunde der Provinz Hannover. Von den Ergebnissen dieser Arbeit, über die ein ausführlicherer Bericht als Veröffentlichung aus dem Provinzialmuseum zu Hannover in Vorbereitung ist, will ich in Folgendem auszugsweise einiges mitteilen.

Von den 18 Moorleichenfunden, die aus der Provinz Hannover bekannt geworden sind, werden die Reste von 6 in 4 verschiedenen Museen aufbewahrt; von den anderen sind vier nach gerichtlicher Untersuchung auf den nächstgelegenen Friedhöfen begraben, die übrigen sind teils alsbald nach dem Auffinden verkommen, teils ist ihr weiteres Schicksal unbekannt. Von mehreren Moorleichenfunden sind sehr gute Fundnachrichten erhalten, z. T. unveröffentlicht in unserem „Archiv f. vorgesch. Landesforschung"; aber auch aus schlechten Fundberichten von Augenzeugen ist mancher wichtige Hinweis zu entnehmen, oft allerdings nur sozusagen zwischen den Zeilen zu finden; deshalb habe ich bei allen Funden vielfach Nachfragen angestellt über die Fundstellen, die Vorgänge bei der Hebung des Fundes u. a. m. Die Museen zu Emden und Stade überliessen dem Provinzialmuseum gütigst leihweise ihre Funde zur Untersuchung für einige Zeit. Die Leiche von Brammer bei Kreepen konnte ich im Museum für Völkerkunde untersuchen und photographieren. Bei der Untersuchung der Funde selbst traten und treten aber fortwährend neue Fragen auf, sodass die Untersuchungen heute noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind.

Viele der notwendigen Untersuchungen sind ausserordentlich langwierig und schwierig. Herrn Studiosus Alb. WINCKLER verdanke ich wertvolle Hilfe bei der Untersuchung der Gewebe, die er als mein Volontär mit grosser Geduld und Gewissenhaftigkeit ausführte. Seine Untersuchungsergebnisse liegen vielen meiner Angaben über die Gewebe zugrunde.

Digitized by Google

Auf zwei besonders fruchtbare und interessante Beobachtungen, die sich mir ergaben bei der Untersuchung der Form der Moorleichenkleider, will ich im voraus zusammenfassend hinweisen. Erstens stellte es sich heraus, dass die Tragefalten der Gewandung und die abgetragenen Stellen oft noch erstaunlich gut erkennbar waren und zu allerlei Schlüssen über die Tracht berechtigten. Ausserdem war oft die Zusammengehörigkeit und ursprüngliche Lage, sowie z. B. die „Unterseite" und „Oberseite" einzelner Teile und Kleiderreste der Leiche an verschiedener Färbung zu erkennen, die offenbar Folge der Einwirkung des Moores und der Verwesung ist.

Zugunsten der Übersichtlichkeit wähle ich im Folgenden die Form knapper Fundberichte.

I. Moorleichenfunde, von denen Reste vorhanden sind.

1. Bernuthsfeld, Kr. Aurich. Im Moore „Hogehahn", 400 m westlich von der Landstrasse bei der Kolonie Tannenhausen, gefunden 1907; zunächst wieder vergraben, bald aber wieder sorgsam durch Archivrat Wächter gehoben. Aufbewahrt im Museum zu Emden.

Männliche Leiche mit 20 cm langem Haupthaar, lag bekleidet auf dem Rücken. Die Kleidung bestand aus folgenden Stücken:

a) Ärmelrock
b) Kapuze
c) Umschlagetuch
d) Plaid, mit Fransen an einer Schmalseite
e) f) 2 lange Binden
g) Wollschnurreste
h) Lederriemen
i) Lederne Messerscheide
k) Lederriemchen
l)-o) 4 Zeugstücke von unsicherem Zweck
p) 1 Kappe aus Kalbfell, die in 200 m Entfernung von der Leiche gefunden ist, gehört wahrscheinlich zu ihr
q) Ein „Stock" von 128 cm Länge ohne Bearbeitung lag „bei der Leiche".

Metallteile sind nicht gefunden worden. An dem Lederriemen hat ursprünglich eine Schnalle gesessen; sie ist entfernt ohne Verletzung des betr. Riemenendes, also wohl zerrostet. Der

a) b) Ärmelrock und die Kapuze sowie die Stücke l-o bestehen aus einzelnen Zeugstücken (der Rock aus 43, die Kapuze aus 8), die 22 verschiedene Webemuster zeigen und teils mit zweckmässigen Nähten aneinander gefügt, teils als Flicken über abgetragene Stellen genäht sind, woraus hervorgeht, dass der Rock wirklich lange Zeit getragen ist. Alle Stoffteile sind aus Wolle gewebt, und zwar in Leinenbindung sowie als Köper, Streifendrell und Rautendrell. Auffällig ist ein Köpergewebe, das aus zweifarbigen Fäden so gewebt ist, dass ein grosskariertes „schottisches" Muster entstanden ist; es sitzt am Rock vor der Brust. Der Rock hat einen „Stehkragen", sowie

Digitized by Google

links vorn einen Schlitz zur Erweiterung des Halsausschnittes. Die Ärmel sind lang und eng. Die Kapuze hat vielleicht am Rockkragen gesessen, wo Nahtspuren vorhanden sind.

c) Das Tuch ist nach den Tragefalten u. a. zu urteilen benutzt als Umhang über Rücken und Brust (Mantel, Sagum); es besteht aus dickem, lockerem Wollköper und zeigt an mehreren Stellen aufgenähte Stücke zweifarbigen Gewebes.

d) Das Plaid zeigt dickes, lockeres Streifendrellgewebe.

e) f) Die Binden aus rauhem Wollgewebe in Leinenbindung zeigen Falten, die darauf deuten, dass sie wohl als Fuss- und Bein-Wickel gedient haben.

h) Der grobe Lederriemen ist nicht ohne weiteres als Leibgurt anzusprechen, da er wohl nicht viel länger als 75 cm gewesen ist und weil die Schnall-Löcher anders verteilt sind als bei einem Gürtel.

i) Die Messerscheide aus feinem Leder ist für ein „Rückenmesser" (kleiner Sax) gemacht.

k) Die Fellkappe ist in sorgfälltiger Arbeit hergestellt aus Fell einer Ziege, deren dunkeler Rückenstreifen (?) einen von vorn nach hinten über den Kopf laufenden Schmuckstreifen bildet.

l)-o) Der Zweck der 4 Zeugstücke ist unsicher; sie sind keine zufällig abgerissenen Fetzen, zeigen zu je 2 symmetrische Form und Nähte; Benutzungsspuren lassen vermuten, dass wenigstens die zwei grösseren Stücke bei der Fussbekleidung verwendet worden sind; die kleinen mögen ursprünglich mit der Kapuze im Zusammenhang gestanden haben.

2. Brammer bei Kreepen, Kr. Verden. Im Hingstmoor gefunden 1903; aufbewahrt im Kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin.

Männliche Leiche mit, bis 25 cm langem, gelocktem Haupthaar und etwa 1 1/2 cm langem Kinn- und Wangenbart; sie lag mit dem Gesicht nach unten nackt im Torfmoor, der rechte Arm lag über, der linke unter dem Kopf, die Beine waren angezogen. Spuren von Fesselung an Armen und Füssen waren und sind noch erkennbar, hierauf wies auch die Lage hin. Bei (auf?) der Leiche lagen 3 Steine von etwa 20—25 Pfund, sowie zwei „Stäbe". Reste von zusammengedrehten Ruten sind mit der Leiche eingeliefert.

3. Marx, Kr. Wittmund. (Marx-Etzel). Im Hilgenmoor (Kirchenmoor) bei Etzel gefunden 1817; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Wahrscheinlich männliche Leiche, lag bekleidet auf dem Rücken, von 2 (oder 4) „Pfählen" niedergehalten, die im Sand des Moorbodens eingerammt waren und sich über der Leiche kreuzten; sie sind verloren. Von der Leiche ist kein Körperteil aufbewahrt (vgl. No. 4). Die Kleidung bestand nach einem zeitgenösischem Berichte aus:

a) „Mantel"
b) Wams
c) Kniehose
d) 2 Lederschuhen.

Es sind folgende Kleidungsreste vorhanden:

a) Reste eines Gewandstückes (Jacke, Hemdrock?), bestehend aus

Digitized by Google

zwei aufeinandergenähten Lagen von verschieden feinem Wollgewebe in Leinenbindung (das feinere mit doppeltem Einschlagfaden).

b) Rumpfkleid (Überwurf) aus einem langen Wollköperstück hergestellt durch Zusammennähen der Schmalseiten bis auf einen Schlitz am unteren und ein Loch für den einen Arm am oberen Rande. Nach den Falten und Abnutzungsstellen, sowie der Verfärbung ist das Stück so getragen, dass der linke Arm durch das Ärmelloch gesteckt wurde und Kopf und rechter Arm zunächst oben aus dem Gewand herausgestreckt wurden. Der dabei unter der rechten Achsel liegende Zeugrand wurde dann vorn und hinten gefasst und über der rechten Schulter durch eine Nadel zusammengehalten, wodurch das zweite Armloch gebildet wurde.

c) die Kniehose aus einem Stück Wollengewebe, dessen Mittelteil als Rautendrell, dessen Ränder als Streifendrell gewebt sind, hergestellt in einem einfachen Schnitt ähnlich dem einer Babyhose. Der Leibteil der Hose ist durch Einnähen eines Leibbindenförmigen Stückes verstärkt. An der Hose sind mehrere Flicken eingesetzt.

d) Von den zwei Schuhen ist nur einer im Provinzialmuseum aufbewahrt, der zweite ist 1817 nach Groningen abgegeben an die dortige Akademie (vergl. unten unter Schuhfund von Ardorf). Unser Schuh ist aus einem Stück Fell (Rind) geschnitten; Reste von Haaren sind an der Innenseite noch vorhanden. Der Schnitt des Schuhes zeigt grosses Verständnis für die natürliche Form und Bewegung des Fusses. Die sehr gefällige Verzierung passt sich vorzüglich dem praktischen Zweck des Ganzen an, da sie nur auf ruhenden Flächen angebracht ist. (Die Rekonstruktion, wie sie in Lindenschmit Altt. u. h. V. II. 7. 5. und anderen Stellen gegeben ist, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit.)

4. Marx, Kr. Wittmund. (Marx-Stapelstein). Ebenfalls im Hilgenmoor bei Stapelstein gefunden 1861; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Das Geschlecht ist unbestimmt. Die Leiche lag „wie begraben", „Kleiderreste lagen dabei, von mindestens 3 Kleidungsstücken". Aufbewahrt sind eine grosse Anzahl stark zusammengedrückter und zerknitterter, meist nur kleiner Wollgewebefetzen (Leinen- und Köpergewebe) ohne erkennbare Gewandform; auffallend ist ein Stück aus sehr feinem Wollgewebe mit dunklen Längsstreifen sowie Reste zweier Borden in Brettchenweberei. Der skelettierte Schädel der Leiche ist vorhanden, es ist nachweislich der in der Literatur fälschlich der Leiche von Marx-Etzel (No. 3) zugeschriebene (so bei Virchow „Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen" S. 239). Der Schädel gehört einem Erwachsenen an (geschlossene Sphenobasilarnaht!).

5. Neu-Veerssen, Kr. Meppen. Im Provinzialmoor bei Gr.-Fullen gefunden 1900; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Männliche Leiche mit etwa 20 cm langem, welligem Haupthaar und kurzgeschorenem Hinterhaupthaar, Kinn-, Wangen- und Lippenbart; lag nackt auf dem Rücken mit angezogenen Armen und Beinen.

Digitized by Google

Die Lage der Beine lässt sich z. B. durch die vorhandenen Spatenstiche feststellen, die zugleich mehrere benachbarte Knochen und Gelenkteile durchschnitten, also gleichsam deren Lage zu einander markiert haben. 1901 wurde in 4 m Entfernung ein „Tuch in der Grösse einer zusammengerollten Pferdedecke" gefunden, vielleicht also ein Kleidungsstück, das zu der Leiche gehörte (verloren). Spuren von Fesselung u. dergl. sind nicht nachzuweisen.

6. Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. Oste. Im Obenaltendorfer Moor, nordöstlich der Schule gefunden 1895; zunächst wieder verscharrt, dann von Herrn Lehrer MEIER sorgsam wieder aufgegraben. Aufbewahrt im Museum zu Stade, aber einige Fetzen (vom Plaid) im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Männliche Leiche, von der viele Reste aufbewahrt sind, so der Kopf mit 8 cm langem, welligem Haupthaar, deutlicher Scheitelglatze, kurzgeschorenem Lippen- und Wangenbart (das Kinn ist am Kopf nicht vorhanden). Die Leiche ist bekleidet gefunden, ihre Lage ist nicht festgestellt worden. Die Kleidung der Leiche selbst ist von den Torfgräbern stark zerfetzt, und erst später zusammengesetzt worden (r.-g. C.-Mus. Mainz); es sind vorhanden:

a) Hemdrock ohne Ärmel
b) Plaid mit Fransen an beiden Schmalseiten
c) 1 Hosenbein (wohl das linke)
d) e) 2 kurze breite Binden
f) g) 2 Lederschuhe
h) i) 2 Anhänger aus Silberblech in Form plombenartiger Kapseln.

a) Der Hemdrock ist aus einem langen Stück Wollgewebe (in Leinenbindung mit doppelten Einschlagfäden) hergestellt, indem die Schmalseiten zusammengenäht sind bis auf einen Schlitz unten und einen für einen Arm oben. Die Langseite, die somit der obere Rand des Gewandes wurde, ist zusammengenäht bis auf einen Schlitz für den Hals. Für den anderen Arm ist ein Armloch in das Gewebe eingeschnitten. Über Brust und Rücken laufen 3 dunkle eingewebte Streifen, nahe dem unteren Saum deren 2.

b) Das Plaid ist ein gr. Webestück in derselben (aber mit gröberen Fäden hergestellten) Gewebetechnik wie a) mit je einem dunklen eingewebten Streifen an jeder Schmalseite. Die Breitseiten mit Webekante, die Schmalseiten mit 5 cm langen Fransen, aus den Enden der Kettenfäden gedreht, versehen. Die Falten und Verfärbungen lassen vermuten, dass die Leiche in das Plaid eingewickelt war. An einem zu diesem Plaid gehörigen Stück Zeug kleben menschliche Haupthaare.

c) Ein Hosenbein oder Reste von zweien (fälschlich als „Kapuze" ergänzt) gehört zu einer Kniehose, die aus derselben Gewebeart, wie a) hergestellt ist. Eingewebte dunkle Streifen laufen nahe dem unteren Rande quer um den äusseren Schenkelteil. Sehr deutliche Tragfalten im Sinne der Kniehose sind vorhanden.

Digitized by Google

d) e) Die Binden bestehen aus Wollgewebe in Leinenbindung mit Resten von Schnüren an den Ecken. Bei der Auffindung haben sie „unterhalb des unteren Randes" des Hemdrockes gelegen; sie zeigen sehr auffällige Falten und Abnutzungstellen. Die Falten treten in genau derselben Weise an einem Stück Zeug in der Grösse dieser Binden auf, wenn man es fest um das Knie wickelt und dann kräftig das Knie beugt.

f) g) Die Lederschuhe sind zur Zeit auf Gipsfüsse gezogen, und zwar auf zwei verschieden lange und breite, weil Einrisse und fehlende Stücke an den Sohlen u. a. m. nicht berücksichtigt worden sind bei der Ergänzung der Schuhe. Ein Stück Lederwerk, das nicht bei der „Rekonstruktion" verwendet ist, zeigt, dass sich an der Innenseite der Schuhe Haare befinden (Rind). Der Schnitt ist grundzüglich gleich dem des Marx-Etzeler Leichenschuhes. Das Ornament ist spärlicher. Der Teil des Schuhes, der die Aussenfläche (bezw. obere Fläche) des Mittelfusses deckt, ist in mehrere Streifen aufgelöst, deren breitester das Hauptornament trägt. —

h) i) die beiden Anhänger sind je aus einem Sanduhrförmig geschnittenen Stück Silberblech so hergestellt, dass die runden, löffelartig hohlgetriebenen Enden mit ihrer Hohlseite aneinander gebogen und durch einen zwischen sie senkrecht auf ihre Ränder gelöteten Messingstreifen vereinigt sind. Das schmale Mittelstück ist dabei zur Öse gebogen. An welcher Stelle der Leiche diese Schmuckstücke gefunden sind, ist nicht sicher; sie zeigen Abscheuerung in den Ösen und haben je eine verzierte und glatte, zugleich mehr abgescheuerte Seite.

Anhangsweise sei hier angeführt der

Schuhfund von Ardorf, Kr. Wittmund. Im Torfmoor am „Heiligenstein" wurden 1817 3 Lederschuhe gefunden, „einer für einen Erwachsenen, zwei für Kinder"; sie waren „ohne Zierrate" und „aus einem Stück gemacht". Einer der kleinen Schuhe „soll nach Groningen gekommen sein". — Nach Groningen ist nun aber nach vorhandenen Akten 1817 auch einer der Schuhe von Marx-Etzel (s. oben) gekommen! Auf meine Anfrage nach diesem Marx-Etzeler Schuh wurde mir von der Akademie in Groningen gütigst ein Lederschuh zur Untersuchung leihweise übersandt, der sichtlich identisch ist mit dem in „Antiquiteiten" 1819 abgebildeten, der von der Marx-Etzeler Moorleiche stammen soll, aber ganz bedeutende Unterschiede aufweist gegen den im Provinzialmuseum zu Hannover aufbewahrten, sicher zu jener Leiche gehörigen. Er ist viel kleiner, unverziert, von einfacherem Schnitt und ohne Haare an der Innenseite und völlig unbeschädigt. Gerade auf diese ihn von dem Etzeler Schuh unterscheidenden Eigenschaften passt nun aber die Beschreibung der Ardorfer Schuhe genau (obwohl über das Vorhandensein der Haare bei den Ardorfer Schuhen der betr. Bericht im Unklaren lässt). Andererseits ist im Bericht über die Marx-Etzeler Leiche von zwei reich ornamentierten Schuhen die Rede. Das Fundjahr ist dasselbe; Ardorf und Etzel liegen nicht weit von einander. Eine Fundvermengung ist m. E. nicht ausgeschlossen.

Digitized by Google

II. Moorleichenfund, von dem ein guter Fundbericht in einer Gerichtsakte vorhanden ist.

7. Landegge, Kr. Meppen. Im v. Santenschen Moor bei der „Landegger oberen Tenge" gefunden 1861. Die sehr eingehende verlorene gerichtliche Untersuchungsakte befindet sich in Kopie im Hannoverschen Archiv für vorgeschichtliche Landesforschung. (Im Auszug veröffentlicht in MÜLLERs „Statistik".)

Männliche Leiche mit 7—8 cm langem Haupthaar und kurzgeschorenem Bart, lag nackt mit dem Gesicht nach unten. Der rechte Arm war gebeugt, der linke Arm auf den Rücken gebogen, das rechte Knie gebeugt, sodass die Sohle nach oben blickte, das linke Knie ebenso gebeugt. Der linke Fuss fehlte („sicher nicht beim Torfstechen abgestochen"). Über dem Rücken der Leiche lagen zwei Knüppel (einer davon bearbeitet), auf den Kniekehlen anscheinend Grassoden. Die Leiche wurde in Altharen begraben.

III. Moorleichenfunde, von denen lückenhafte Berichte vorhanden sind.

8. Düring, Kr. Geestemünde. Im Torfmoor bei Düring gefunden 1833. Gerichtlich untersucht, Untersuchungsergebnis nur im Auszug vorhanden im Hann. Archiv f. vorgesch. Landesforschung.

Vielleicht weibliche Leiche mit Resten wollener Kleidungsstücke, dabei ein starker Holzknüppel. In Loxstedt begraben.

9. Heseler Vorwerk, Kr. Leer. Im Torfmoor beim Heseler Vorwerk gefunden 1853. Menschliches Skelett, (wohl nicht bekleidet, „bis auf die Knochen vermodert"). Es ist wieder eingegraben.
10. Lehe, Kr. Lehe. Im Brillen-Moor nördl. v. Lehe gefunden 1870 (71?); gerichtlich untersucht; die Akten sind vernichtet. Die Leiche ist in Lehe begraben. Menschliche (männliche?) Leiche, bekleidet mit „einem Stück Zeug, wie eine Pferdedecke, mit Schuhen an den Füssen und einem Hüftgurt wie eine Geldkatze, der die Decke zusammenhielt".
11. Neuenwalde, Kr. Lehe. Im Torf nördl. vom Dahlemer Holz gefunden 1865. Menschliche Leiche in horizontaler Lage (Kopf im Norden), wohl auf dem Rücken liegend; mit einem „Gewand ohne Knöpfe und Knopflöcher, ähnlich dem der Mausefallenhändler", keine Weste, Hose, Gürtel oder Schuhe. Ein faustgrosser Stein lag neben der Leiche. Der Fund ist alsbald verzettelt.
12. Rhauder Westerfehn, Kr. Leer. Tief im Torfmoor westlich von R. W. gefunden 1858. Menschliche Leichenreste („heel vergahn"), die alsbald wieder weggeworfen worden sind.

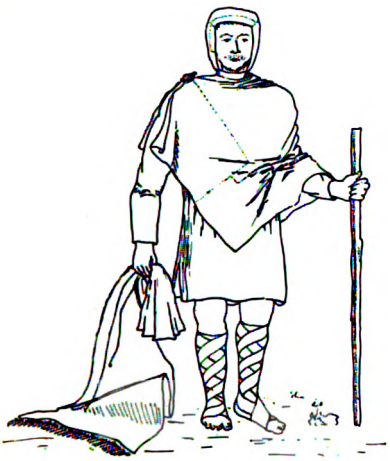
IV. Leichenfunde, von denen nur unsichere Berichte vorhanden sind.

13. Im Lande Hadeln. „Ein menschliches Skelett beim Kleikuhlenwühlen gefunden".
14. Im Riepener Moor. Am westlichen Ende des Riepener Moores im Kreise Zeven befindet sich auf alten Karten die Stelle bezeichnet,

Digitized by Google

Die Moorleichen der Provinz Hannover.

(Rekonstruktionen.)



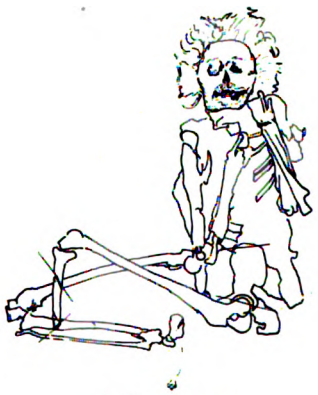
1. Bernuthsfeld
S. 21.

2. Marx-Etzel
S. 22.

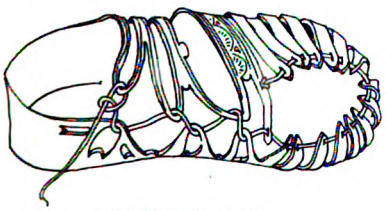
3. Obenaltendorf
S. 24.

4. Brammer
S. 22.

5. Landegge
S. 26.

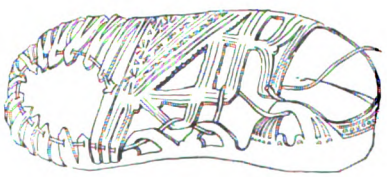


6. Neu-Verssen.
S. 23.

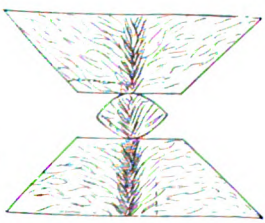


7. Obenaltendorf
S. 25.

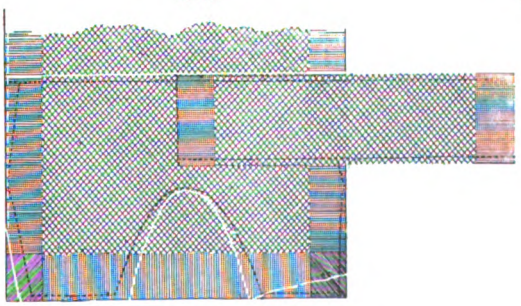
8. Groninger Schuh.
S. 25.



9. Marx-Etzel.
S. 23.



10. Bernuthsfeld (Fellkappe-Schnitt)
S. 22.



11. Marx-Etzel (Hosenschnitt)
S. 24.

12 Obenaltendorf (Silberkapsel) S. 25.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rauten-Köper

Streifen-Köper (wagerechte Streifen)

Diagonal-Köper

Streifen-Köper (senkrechte Streifen).

Gewebe der Knie-Hose von Marx-Etzel: Vorderteil des rechten Oberschenkels. Stelle, wo die rechtwinklig zu einander verlaufenden Streifendrellmuster des Randes des Webestückes zusammenstossen mit dem Rautendrellmuster des Mittelteiles.

Digitized by Google

Digitized by Google

„wo im Jahre 1754 ein toter Körper gefunden und vom Amte Zeven eingeholet und beerdigt worden". — Die Stelle müsste demnach nahe Sittensen, Kr. Zeven im Eckel-Moor sein.

15. Rütenbrock, Kr. Meppen. Im Meppenschen Torfmoor soll etwa 1830—36 eine menschliche Leiche, mit wollenem Zeug bekleidet, gefunden sein. Über die angebliche gerichtliche Untersuchung war schon 1860 nichts mehr zu erfahren.

16. Südgeorgsfehn, Kr. Leer. Im Torfmoor bei S. gefunden zwischen 1840—45, nach anderen in den 1860er Jahren.

Menschliches Skelett mit „Teilen von Kleidungsstücken" und „Resten eines Sarges"(?)

Umstehende Tabelle S. 28 soll die Moorleichenfunde der Provinz Hannover zusammenfassen nach einigen ihrer Merkmale.

Diese Tabelle mögen noch folgende zusammenfassende Angaben über die Hannoverschen Moorleichen ergänzen:

1. Sämtliche Gewebe bestehen aus Schafwolle, nur in dem Gewebe der langen Binden von Bernuthsfeld scheinen straffe Tierhaare eingesponnen zu sein.

2. Es scheint, dass die jetzt durch das Moor meist fuchsigrot gefärbten Gewebe ursprünglich „naturfarbig hell" waren, die jetzt dunkelerfarbigen Kleidungsstücke und eingewebten jetzt dunkelbraunen Einzelfäden und Streifen ursprünglich „naturfarbig dunkel".

3. Die bekannt gewordenen Schuhe sind sämtlich aus einem wohl gegerbten aber meist mit Haaren versehenen Stück Leder geschnittene „Bundschuhe", im Schnitt und Ornament nahe einander verwandt.

4. Die männlichen Leichen haben meist langes (8—25 cm) welliges Haupthaar und kurzgeschorenen Lippen-, Wangen- und Kinnbart.

5. Bei zwei Leichen sind sichere, bei dreien sind wahrscheinliche Anzeichen für Knebelung und andere Gewaltakte vorhanden.

6. Es ist nicht sicher, ob weibliche Leichen unter den bisher aus der Provinz Hannover bekannt gewordenen, gefunden sind.

(Nachschrift während der Korrektur: Durch die weiteren Untersuchungen wurden die hier wiedergegebenen Ergebnisse in einigen Punkten korrigiert, in vielen erweitert und erheblich vertieft. Im Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover 1909—10, Teil II, sind zunächst die Moorleichenreste, die im Provinzial-Museum zu Hannover aufbewahrt werden, eingehend behandelt).

Stud. archäol. Albert WINCKLER, Berlin

machte im Anschluss an den Vortrag Mitteilungen über Studien, die er unter Leitung von Dr. HAHNE den Gewebstoffen der Moorleichen im Museum zu Hannover gewidmet hat. Die Gewebe weisen eine grosse Mannigfaltigkeit auf — oft sogar an demselben Kleidungsstück — und zeugen nicht nur von Schönheitssinn, sondern, besonders in der Bildung der Webekanten, auch von einem verblüffend hohen Stande der Technik. In den Geweben kommen Taft, Köper, Streifendrell, alles in ein- oder mehrfarbiger Ausführung, und besonders Rautendrell vor. Letzterer ist kennzeichnend für germanische Stoffe, wie dies auch aus Dar-

Digitized by Google

Fundort und Aufbewahrungsort	Geschlecht	Lage	Plaid	Tuch	Hemdrock	Armelrock	Kapuze	Kniehose	Binden	Schnur	Riemen	Schuhe	Verschiedenes
I. Sichere Funde.													
1. Bernuthsfeld, Kr. Aurich. Mus. Emden	M.	auf d. Rücken	+ (1,95 × 1,70 cm)	+ (180 × 95 cm)		+ (105 cm lang)	+		+ (2 je 14 cm breit, 3,70 m lang)	+	+ Grosser v. 75 cm, kleiner v. 10 cm	—	Fellkappe. Messerscheide, Stock (130 cm)
2. Kreepen, Kr. Verden. M. f. V. Berlin.	M.	Auf d. Bauch, gefesselt. 3 Steine 2 Stäbe, nackt.											
3. Marx-Etzel, Kr. Wittmund. Prov.-Mus. Hannover.	M. (?)	auf dem Rücken v. 2 (4) Pfählen niedergehalten	Fragliche Gewandreste		+ (98 cm lang)							2	
4. Marx-Stapelstein, Kr. Wittmund. Prov.-Mus. Hannover.	?		Fragliche Kleidungsreste										
5. Neu-Veersen, b. Gross-Fullen, Kr. Meppen. Pr.-Mus. Hannover.	M.	nackt auf dem Rücken	+ ? oder + ? später gefunden										
6. Obenaltendorf, Kr. Neuhaus. Mus. Stade.	M.		+ (2,51 × 1,75 cm)		+ (1 m lang)			+ (1 Bein vorhanden	2 kurze (je ca 0 15 × 0,75 m)			2	2 silberne Anhänger
7. Landegge, Kr. Meppen, nur Fundbericht vorhanden.	M.	a. d. Bauch, wohl gefesselt, 2 Knüppel, nackt											
II. Nur aus lückenhaften Berichten bekannte Funde.													
8. Düring, Geestemünde.	W. (?)	Holzknüppel, dabei Kleidungsreste											
9. Heseler Vorwerk, Kr. Leer.		nackt											
10. Lehe, Kr. Lehe.			+ ?									2	Hüftgurt
11. Neuenwalde, Kr. Lehe.		horizontal a. d. Rücken. Faustgrosser Stein		+ ? oder +									
12. Rhauder Westerfehn, Kr. Leer.		Skelett, wohl nackt											
III. Unsichere Funde.													
13. Land Hadeln.		„Skelett“											
14. Riepener Moor, Kr. Zeven.		„Leichnam“											
15. Rütenbrock, Kr. Meppen		Leiche mit Kleidung und Wolle											
16. Südgeorgsfehn, Kr. Leer.		„Skelett“ mit Kleidungsresten und „Sargresten“.											

Digitized by Google

stellungen germanischer Männer und Frauen in der römischen Kunst hervorgeht.

Die Ausführungen HAHNEs und WINCKLERs wurden durch Zeichnungen und Photographien der Gewebe, sowie durch Nachbildungen der Moorleichen-Kleider und ihre Vorführung am menschlichen Körper erläutert.

Direktorial-Assistent Prof. Dr. A. GÖTZE, Gross-Lichterfelde,

weist auf Funde von Gewandstoffen in Ostpreussen hin, die noch nicht veröffentlicht sind und auf die Herstellung von Webekanten durch Brettchenweberei in den Funden von Anduln und Thorsbjerg [1]).

Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER, Königsberg,

macht darauf aufmerksam, dass die von Prof. GOTZE aus den Andulner Geweberesten erschlossene Brettchenweberei in neuerer Zeit noch in Litauen vorgekommen sei. Man habe mehrere der betreffenden Brettchen nebst angefangener Arbeit in Stallupönen gefunden.

Direktorial-Assistent Dr. H. HAHNE, Hannover:

Brettchenweberei haben wir seither an den Hannoverschen Moorfunden nur einmal bemerkt [2]); die Webekanten und Kettenherrichtung zeigen an unseren Stoffen reiche Verschiedenheit. Die Ergebnisse der betreffenden Untersuchungen hier vorzutragen, hätte zu weit geführt, sie werden bei der ausführlichen Veröffentlichung unserer Beobachtungen (s. oben) berücksichtigt werden.

Museumskustos Armin MÖLLER, Weimar:

Das Urhemd wird nach HAHNEs Untersuchungen durch Zusammenfalten eines rechteckigen Tuches und Vernähung der oberen Ränder bis auf einen bleibenden Spalt zum Durchstecken des Kopfes hergestellt. Römische und frühamerikanische Untergewänder zeigen einen Fortschritt: das handtuchähnliche Stück Zeug erhält schon beim Weben einen Spalt als Kopföffnung. Bei den Gewändern der Moorleichen liegt die Kopföffnung quer zur Körperrichtung, bei amerikanischen Hemden dagegen der Spalt in der Längsrichtung. Letztere Richtung stellt einen Fortschritt dar, der bis heute beibehalten wurde.

---

[1]) Näheres vergl. A. GÖTZE, Brettchenweberei im Altertum in: Zeitschr. für Ethnol. 1908, S. 81 ff.

[2]) Vergl. STETTINER, Brettchenweberei in den Moorfunden in: Mitteilungen d. anthropol. Vereins in Schlesw.-Holst., Kiel 1911, S. 26 ff. (bes. S. 55).

Digitized by Google

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Ein Fall von Skelettbestattung und ein neolithisches Totenopfer aus dem Mansfeldischen.

Mit 4 Abbildungen (Taf. III).

Im Auftrage des Provinzial-Museums zu Halle a. S. hat Vortragender im Frühjahr 1910 Ausgrabungen im Mansfeldischen geleitet und ist durch die gütige Erlaubnis des Herrn Direktor REUSS-Halle in der Lage, einige Ergebnisse mitzuteilen. Eingehende Fundberichte liegen bei den Akten des Museums, das die Untersuchungen veranlasst und die Kosten bestritten hat. Ebenda werden auch die gefundenen Gegenstände aufbewahrt.

Nordöstlich von Burgisdorf (Mansfelder Seekreis) war an einer Stelle, wo ein Feldweg in den anstehenden hellgelben Löss eingeschnitten ist, beim erneuten Abstechen der Lösswand, 70 cm unter der Oberfläche, ein etwa 1 m langer, tiefschwarz gefärbter Erdstreifen

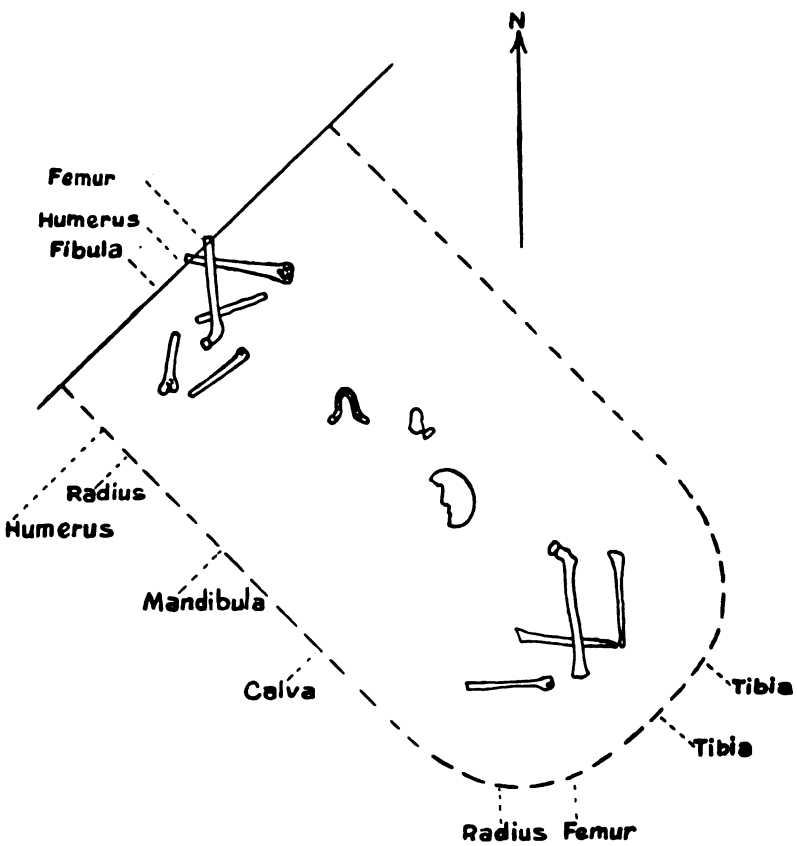


Abb. 1.

zutage gekommen, aus dem einige menschliche Knochen herausragten. Die Untersuchung ergab, dass in der angegebenen Tiefe eine schwarze

Digitized by Google

„Brandschicht" von 1 m Breite und noch 1,7—2 m Länge sich durch den Boden zog, auf der sich menschliche Knochen in ganz unregelmässiger Lage fanden. Die „Brandschicht" bestand aus kleinen Stücken Holzkohle, die sich im Löss als mehr oder weniger dicht verstreute tiefschwarze Brocken kenntlich machten. Ihre Lagerung spricht dafür, dass sie bereits als solche in die Grube geschüttet worden sind, nicht etwa, dass in der Grube ein Feuer gebrannt hat. Beachtenswert ist die Lage der Knochen zueinander. (Abb. 1.) Es fanden sich vor: eine nicht gut erhaltene Calva und in ihr das Mittelstück der Maxilla mit einigen Zähnen und mehreren nicht geschlossenen Alveolen; ein Umstand, der für ein Ausfallen der Zähne nach dem Tode ihres Trägers spricht. Ferner lagen in der Schädelkapsel: 1 Stück der grossen Hinterhaupt-Schuppe, welches zur Hälfte das grosse Hinterhauptloch einfasst, 3 aus dem fehlenden Teil der Maxilla stammende Molaren, sowie einige kleinere Stücke des Schädels. Etwa 25 cm davon entfernt lag die unversehrt erhaltene Mandibula, aus welcher post mortem 6 Zähne ausgefallen sind. Sodann lagen auf der „Brandschicht": 1 Clavicula, 1 Scapula (doch von ihr nur der Processus coracoideus mit den unmittelbar benachbarten Teilen), 2 Humeri (rechter und linker), 2 Radii (r. u. l.), 1 Stück von der linken Beckenhälfte, 2 Femora (r. u. l.), 2 Tibiae (r. u. l.), 1 Fibula, 2 Wirbelreste, 6 Rippenstücke, 2 Bruchstücke von Fibula oder Radius. (Die letztgenannten kleineren Knochen, die regellos auf der Brandschicht verstreut lagen, sind auf der Abbildung nicht verzeichnet.) Gefässe, Stein- oder Metallbeigaben wurden nicht vorgefunden.

Die Skeletteile sind sämtlich mehr oder weniger stark beschädigt. Vom Schädel ist nur das widerstandsfähige Dach erhalten, und auch dieses weist starke Brüche auf. Die zerbrechlicheren Schädelteile mit Ausnahme des in der Schädelkapsel vorgefundenen Stückes der Maxilla fehlen. Dasselbe ist mit den schwächeren Teilen des Schulterblattes der Fall. Die langgestreckten Extremitätenknochen sind an den Enden und Kanten abgestossen, oder diese fehlen vollständig. Zusammenstellung und Beschaffenheit der Knochen sprechen dafür, dass sie von einem Individuum stammen, und zwar dürfte der Tote, dessen Geschlecht sich nach den vorhandenen Resten nicht bestimmen liess, das 60. Lebensjahr bereits erreicht haben. Die Nahtsynostose ist über ihre Anfänge hinaus; die Zähne sind sämtlich schon stark abgekaut.

Das vollkommen gleichartige Aussehen der Knochen wie auch ihre Lage auf einer „Brandschicht" lässt schliessen, dass sie alle zu einer Zeit daselbst niedergelegt wurden. Die Knochen sind aber auch an eben jenen Stellen der Schicht hingelegt worden, an denen sie vorgefunden wurden. Irgend welche Störungen im Boden, auch etwa durch Hamsterbauten, konnten nicht nachgewiesen werden. Und sollte es sich wirklich um ein zerstörtes Grab handeln, was hat den Finder dann veranlasst, nur die grösseren Knochen wieder auf die Kohlenschicht zu legen, die kleineren aber, bis auf die wenigen, die er der Schädelkapsel anvertraute, nicht bei den übrigen zu lassen? Und wie wollte man den Umstand erklären, dass die langen Extremitätenknochen sämtlich an den Enden und Kanten abgestossen sind? Die Knochen sind also in der Lage beigesetzt worden, in der sie bei der Ausgrabung

Digitized by Google

angetroffen wurden. Und diese Lage zueinander wie auch der Erhaltungszustand und das Fehlen vieler Teile sprechen dafür, dass sie bereits ohne Fleischteile der Erde übergeben wurden.

Die Frage nach der Zeitstellung des Fundes lässt sich nicht genau beantworten. Zeiten, in denen Leichenverbrennung üblich gewesen, kommen wohl kaum in Betracht. Späte Kaiserzeit wäre möglich, ebenso die fränkische Periode; eher wohl aber Stein- und ältere Bronzezeit. Der Grad der Verwitterung lässt sich nicht als Zeitmesser verwenden. Es ist ja auch nicht festzustellen, wie lange die Knochen vor der Beisetzung den Witterungseinflüssen ausgesetzt gewesen sind.

Zur Erklärung des Befundes können folgende Hinweise dienen. Bei primitiven Völkern findet man häufig den Brauch, die Toten auf Wanderungen mitzunehmen, bis man sie in heimatlicher Erde bestatten kann. FORRER[1]) vermutet, dass die vielen Fälle von Skelettbestattung, die sich für die vordynastische Zeit Ägyptens nachweisen lassen, auf denselben Brauch zurück zu führen sind. ROCHHOLZ[2]) führt Beispiele dafür an, dass noch im deutschen Mittelalter in Fällen, in denen man umständehalber nicht in der Lage war, den Toten in heimatlicher Erde beizusetzen, man entweder den Kopf mitnahm und das übrige an Ort und Stelle bestattete, oder die Fleischteile löste, sie verscharrte, um wenigstens die Knochen nicht im Stiche lassen zu müssen.

Bedeutsam sind auch die Beobachtungen, die in Böhmen[3]) und neuerdings auch in der Wetterau[4]) gemacht wurden. Hier fanden sich in mehreren bandkeramischen Wohngruben in ungestörter Lage je ein Schädel ohne Unterkiefer, welche, nach den Fundumständen zu schliessen, in der noch benutzten Hütte zu Kultzwecken aufgestellt gewesen sind. Dies sind archäologische Belege dafür, dass man Schädel von Verstorbenen noch längere Zeit aufbewahrt hat. Dass dies mitunter mit dem ganzen Skelett geschehen ist, dafür ist der vorliegende Fall ein Beweis[5]).

Etwa 2 km nördlich von der vorstehend beschriebenen Fundstelle zieht sich in ost-westlicher Richtung ein Höhenzug hin, dessen westliches Ende der durch schnurkeramische und bronzezeitliche Bestattungen bekannt gewordene Säringsberg bildet[6]). Etwa auf der Mitte dieses Rückens, auf der Feldmark des Dorfes Heiligenthal (Mansfelder Seekreis), sind, wie die Überlieferung berichtet, vor Jahren „Steine und Urnen" gefunden. Die Untersuchung des Berichterstatters, die sich auf eben jene Stelle bezog, hat denn auch ein zum grössten Teil zerstörtes prähistorisches Denkmal ans Licht gezogen. Es konnte eine 30—75 cm tief liegende Steinschüttung von etwa 20 m Länge und 18 m Breite nachgewiesen werden, deren unregelmässige Form Ab-

---

[1]) R. FORRER, Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Strassburg 1901; ders. Urgeschichte des Europäers, Tafel 71, S. 226.

[2]) Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, I, 1867, S. 232 ff.

[3]) v. WEINZIERL in: Zeitschrift für Ethnologie 1897, Verhandl. S. 46.

[4]) Corr.-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1910, S. 21.

[5]) Über Skelettbestattung im allgemeinen siehe: DÉCHELETTE, Manuel d'Archéologie préhistorique I, 1909, S. 469—471 (mit Literatur).

[6]) Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, VIII, 1909, S. 87, 113.

Digitized by Google

bildung 2 erkennen lässt. Am Ostrande bestand sie aus einer dünnen Lage von kaum faustgrossen Steinen, doch verstärkte sie sich von hier aus nach Nordwesten bis zu 50 cm Dicke, woselbst sie von mehreren aufeinander liegenden Schichten unregelmässiger Steinplatten gebildet wurde. Auf der ganzen West- und Nordfront war sie zackig und unregelmässig, sowie scharf abgeschnitten, im Gegensatz zu ihrem langsamen Verlaufen in südöstlicher Richtung. Es ist demnach anzunehmen, dass sich die Steinschüttung einst noch weit nach Westen und Norden ausgedehnt hat[1]).

Diese bei der Auffindung noch 200 bis 250 qm grosse Schüttung ist, wie sich durch Beobachtung der Mächtigkeit des humosen Löss deutlich nachweisen liess, auf der alten Oberfläche errichtet worden, worauf ein Hügel über ihr gewölbt wurde.

In dem Erdreich zwischen, sowie unmittelbar über und unter der Schüttung wurden Scherben angetroffen, die sämtlich dem Bernburger Typus angehören[2]), sowie 3 grössere Silexspäne.

Etwa in der Mitte des noch angetroffenen Teiles der Schüttung wurden unter ihr und in sie hineinragend mehrere von Natur nicht dorthin gelangte grosse Steinblöcke angetroffen, die jedoch ebenso schwer zu deuten sind, als sich ihr unmittelbarer Zusammenhang mit der Schüttung beweisen lässt. Doch haben sie sicher nicht zu einem Steinkranz oder Steinzaun gehört; auch sind sie nicht als Reste eines Steingrabes zu deuten.

Wichtigere Funde wurden am Ostrande der Steinschüttung unter einem unvermittelt 2 m weit aus ihr herausspringenden Ausläufer gemacht. Unter diesem fanden sich in einer 1,65 m langen und 1,05 m breiten Grube von 1,45 m Tiefe und elliptischem Grundriss, die mit humosem Löss gefüllt war, 2 übereinander auf der rechten Seite mit dem Kopf im Westen liegende Hocker, nur durch eine Schicht faustgrosser Steine von einander getrennt (Abb. 3, auf Taf. III; oben Grundriss, unten Aufriss). Jeder Hocker hatte einen Silexspan als Beigabe; ferner lag im unteren Teil der Grube ein Scherben vom Bernburger Typus mit Innenverzierung, sowie bei dem unteren zwei von einer Fleischbeigabe stammende Tierknochen. Der obere, durch Hamstergänge sehr zerstörte Hocker bot nichts besonderes; dagegen war bei dem unteren durch nichts, auch nicht durch Hamsterbauten gestörten Skelett (Taf. III, Abb. 4) die Lagerung eines Teiles der Knochen sehr auffallend. Die beiden Schlüsselbeine lagen übereinander in 3 cm Abstand und genau parallel, das linke auf die Mandibula gelehnt. Das linke Schulterblatt fehlte vollständig. Dort, wo der obere Teil des Brustkorbes sich befinden musste, war nur ein Durcheinander von Hals- und Rückenwirbeln, sowie von Rippen. Atlas und Epistropheus lagen wohl noch genau aufeinander, aber nicht unmittelbar unter dem Foramen magnum, sondern

---

[1]) Die punktierte Linie auf der Abbildung (Taf. III) soll nur den erhaltenen Rest der Steinschüttung als Teil des Ganzen zur Darstellung bringen.

[2]) Sowohl der älteren, neuerdings in Walternienburg so schön vorgefundenen Stufe (Jahresschrift VI, 1907, S. 89, VIII, 1909, S. 217), wie auch der jüngeren, z. B. in Drosa (Jahresschrift IV, S. 33) und dem Lausehügel bei Halberstadt (Augustin-Friederich, Abbildungen von mittelalterlichen und vorchristlichen Altertümern des Bistums Halberstadt, 1872, S. 7.) beobachteten.

Digitized by Google

etwa 4 cm davon entfernt. Auf diesem Gewirr lagen die Epicondylen des linken Humerus, der genau nord-südlich gelegt war und zwar mit dem Caput im Süden, also in der entgegengesetzten Lage, in welcher er im Körper liegt. Er war wagerecht gelegt; 11 cm unter dem Caput schlossen sich Ulna und Radius desselben Armes an und zwar das distale Ende, während das proximale nach dem unteren Brustkorbe zu sich befand. Die unteren Extremitäten, der Beckengürtel, die Lendenwirbel, sowie der untere Teil des Brustkorbes lagen in ungestörtem Zusammenhang; auch die rechte obere Extremität nebst zugehörigem Schulterblatt, dessen Zusammenhang mit dem Schlüsselbein infolge der nicht normalen Lage der letzteren allerdings nicht mehr vorhanden war. Zwischen den Knochen beider Unterarme lagen ganz allein einige Rippen.

Beide Toten waren männlichen Geschlechts und ausgewachsen; der obere mass etwa 1,60 m, während der untere 1,80—1,85 m gross gewesen sein mag. Beide waren Langschädel; doch steht eine anthropologische Untersuchung noch aus. Hinsichtlich der Zeitstellung lässt sich nur sagen, dass die Anlage in die jüngere Stein- oder älteste Bronzezeit fällt und dass sie nicht älter sein kann als der Bernburger Typus. Denn die zahlreichen Scherben dieser Art brauchen nicht unbedingt gleichaltrig mit dem Denkmal zu sein; sie können schon vorher dort gelegen haben. Auch ist es möglich, dass sie sich in der Erde befanden, die man zum Aufwölben des Hügels zusammenbrachte. Ebenso gut ist aber auch denkbar, dass sie bei dem Aufbau der Anlage eine bestimmte Rolle gespielt haben und das Denkmal also der Kultur des Bernburger Typus zuzurechnen ist. Sonst könnte es auch zur Stufe der Kugelamphoren, der Schnurkeramiker, Glockenbecherleute und der Aunetitzer gehören[1]).

Die Frage, ob Steinschüttung und Hocker in unmittelbarem Zusammenhang stehen, glaube ich, ist unbedingt zu bejahen. Die Steinschüttung hat man sich wohl als den schützenden Mantel eines grösseren Grabes vorzustellen, das bereits in früherer Zeit entfernt worden ist, jedenfalls aber den Kern der Anlage gebildet hat. Denn die beiden bescheiden am Rande der Schüttung übereinander bestatteten Toten waren Diener, die ihrem Herrn in den Tod gefolgt sind. Nur so lassen sie sich in ihrem Verhältnis zu der Steinschüttung würdigen. Fälle, in denen Herr und Diener zusammen bestattet wurden, sind aus

---

[1]) In vorstehendem Bericht ist der nachfolgend beschriebene Fund nicht berücksichtigt, da ich ihn für bedeutend jünger als die Gesamtanlage hielt. Es fand sich nämlich nahe des Westrandes der Schüttung in einer in dieser ausgesparten flachen Mulde ein umgestülpter Gefässboden, sowie neben und unter ihm verschiedene zueinander gehörige Scherben und einige ganz kleine Bronze-(?)Stückchen. Nachdem nun aber aus den Scherben ein einhenkliges Kännchen zusammengesetzt worden ist (wovon ich erst nach dem Vortrage Kenntnis erhielt), wird, falls sich dieses zeitlich festlegen lässt, das Alter der Gesamtanlage sich genauer bestimmen lassen; denn in stratigraphischer Hinsicht lag sie unter dem Gefäss (andererseits aber, wie schon vermerkt, über den Bernburger Scherben). Sollte es mir möglich sein, das Kännchen typologisch und chronologisch einzureihen, so gedenke ich später in der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder" darüber zu berichten.

Digitized by Google

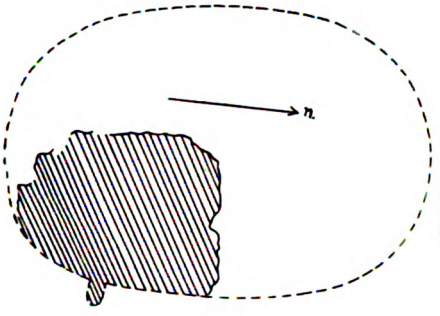


Abb. 2.

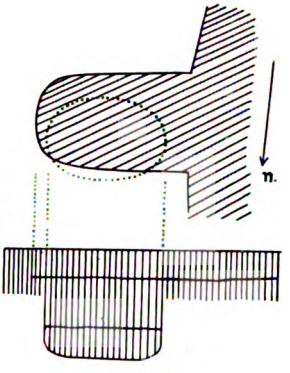


Abb. 3.

Abb. 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bodenfunden bereits mehrfach bezeugt[1]). Aus frühgeschichtlicher Zeit sind schriftliche Belege dafür vorhanden, dass Pferde, Habichte und Knechte ihrem Herrn, die Frau ihrem Gemahl mit in den Tod gefolgt.

Die in vorliegendem Fall beobachtete unregelmässige Lage der Skeletteile des Schultergürtels, oberen Brustkorbes und linken Armes, wie auch das Fehlen des linken Schulterblattes, lässt sich nicht auf irgendwelche Einflüsse nach bereits erfolgter Bestattung zurückführen. Und da bei diesem Funde nicht anzunehmen ist, dass der Tote im Kampfe geblieben, so bildet eine absichtliche rituelle Zerstückelung die einzige Erklärungsmöglichkeit. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass MOGK[2]) einige Stellen aus der altnordischen Literatur nachweist, nach denen man bei der Opferung von Menschen „die Rippen blossgelegt und die Lunge herausgezogen hat", womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass in vorliegendem Falle dasselbe stattgefunden haben muss. „Man scheint die Lunge als den Sitz der Seele betrachtet zu haben, die natürlich allein dem Gotte gehörte" (MOGK). Eben darin beruht der Wert dieses Fundes, dass er, obwohl nur noch als Torso geborgen, ein Denkmal einstiger gesellschaftlicher Zustände und vorgeschichtlicher Bräuche ist. Fälle von ritueller Leichenzerstückelung kommen häufiger vor, als allgemein angenommen wird. Es ist ihnen jedoch noch nicht die Würdigung zuteil geworden, die sie verdienen. Hätten die Völker zu allen Zeiten Leichenbestattung geübt, so wären wir in der Lage, die Ergebnisse religions- und sittengeschichtlicher Forschung auf archäologischem Wege zu ergänzen. Ob es auch so gelingt, wo man von Skelett- zu Brandbestattung übergegangen ist und umgekehrt, sei noch dahingestellt. Vorläufig müssen wir uns damit bescheiden, derartige Gräber gut zu untersuchen und nicht, wie es bei vielen Fällen von Leichenzerstückelung geschehen sein mag, anormale Lagerung von Knochen auf „Verschleppung durch Nager" zurück zu führen, wie dieser Terminus technicus in vielen Berichten zu lesen ist.

Direktorial-Assistent Prof. Dr. GÖTZE, Gross-Lichterfelde, weist auf einen ähnlichen Fund von Leichenzerstückelung im Bärenhügel bei Wohlsborn in der Nähe von Weimar hin[3]).

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Es war nicht meine Absicht, die Befunde des Prof. GÖTZE irgendwie zu bezweifeln. Ich bezweckte mit dieser Bemerkung nur auf die Untersuchungen GRÖSSLERs hinzuweisen, der, wie ich aus dem Munde eines tüchtigen Mansfeldischen Lokalforschers erfahren habe, stets bestrebt war, anormale Lagerung von Knochen auf „Verschleppung durch Nager" zurückzuführen.

---

[1]) Z. B. in den Hügeln von Leubingen, Kreis Eckartsberga, und Helmsdorf, Mansfelder Seekreis.

[2]) MOGK, Die Menschenopfer bei den Germanen, 1909, S. 9.

[3]) A. GÖTZE, Menschenopfer im Bärenhügel b. Wohlsborn, Grossh. Sachsen-Weimar in: Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1893, S. 142 ff.

Digitized by Google

Museumsassistent Dr. K. JACOB, Leipzig:

Es scheint mir gewagt, bei der Skelettbestattung an den Schädelkult zu erinnern. Bei den Naturvölkern, die diese Sitte haben, wird meist der Leichnam erst beerdigt und dann nach einiger Zeit wieder ausgegraben, wobei der Schädel vom Rumpf getrennt wird. Der Schädel wird über der Erde aufbewahrt und nicht, wie bei uns, wieder beigesetzt. — Hätte man den Leichnam erst längere Zeit mit sich geführt, um ihn als Skelett in heimischer Erde beisetzen zu können, so würde man wohl kaum eine 2 m lange Grube ausgeworfen, sondern sich mit einer bedeutend kleineren Grube begnügt haben, in der man dann die Knochen als Haufen (und nicht so weit verstreut) beigesetzt hätte.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Demgegenüber bin ich nur in der Lage, auf die Tatsachen hinzuweisen.

Städt. Bibliothekar Dr. G. ALBRECHT, Charlottenburg:

Die Sitte, das Skelett oder einzelne Knochen Verstorbener zum Zweck der Bestattung in der Heimat aus fernen Ländern mitzuführen, wird in mittelalterlichen Schriften und Dichtungen vielfach erwähnt. Namentlich in der Zeit der Kreuzzüge wurde das Verfahren, das Skelett für die Überführung in die Heimat von den Fleischteilen loszulösen, häufig angewendet, so z. B. bei der 1270 erfolgten Überführung der Gebeine Ludwigs IX. von Ägypten nach Frankreich. In meiner Dissertation „Vorbereitung auf den Tod, Totengebräuche und Totenbestattung in der altfranzösischen Dichtung" (Halle 1892) habe ich diese Art der Bestattung geschildert und mit Textstellen belegt.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Die Lagerung eines Teiles der Knochen (auf der Abb. 1 rechts unten) macht es wahrscheinlich, als habe man beabsichtigt, die Hockerstellung der Unter-Extremitäten nachzuahmen.

Univ.-Professor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Bei dem Hocker mit Zerstückelung kommen nicht alle neolithischen Kulturen als möglich in Betracht, wie der Vortragende bemerkte, denn bei der Glockenbecherkultur finden sich niemals Langschädel-, sondern stets Kurzschädelskelette.

* * *

Gegen Schluss der Sitzung machte Geh. San.-Rat Dr. ZSCHIESCHE einige Mitteilungen über den Ausflug nach Bischleben und Möbisburg, ferner führte stud. archäol. A. WINCKLER an einem von ihm hergestellten Webstuhl Versuche zur Herstellung von vorgeschichtlichen Gewebstoffen vor.

Digitized by Google

Nachmittags 6 Uhr:

Ausflug nach Möbisburg.

Der Ausflug nach dem nahe gelegenen Möbisburg galt hauptsächlich der Besichtigung der dortigen „Burg". Die Burg ist eine viereckige Umwallung auf einem niedrigen an die Gera stossenden Hügel. Der östliche Teil, ebenso die beiden Eingänge sind noch gut erhalten. Innerhalb der Umwallung steht die Dorfkirche. Die Befestigung dürfte aus der fränkischen Zeit stammen, reicht aber vielleicht noch weiter zurück, wie eine hier gefundene bronzene Latène-Fibel vermuten lässt. Sonst beschränken sich die Funde auf wenig charakteristische Scherben. Die Kirche innerhalb der Umwallung und zahlreiche Sagen lassen vermuten, dass hier eine Kultusstätte gewesen ist (s. oben Vortrag von Dr. ZSCHIESCHE). Von den Sagen sei nur die von den Schatzgräbern erwähnt, denen der Teufel die Hälse umdrehte. Er kam, in ein rotes Kleid gehüllt, auf einem kleinen mit zwei Böcken bespannten Wagen angefahren. Donar ist hier unverkennbar. Vier an dem Gesims der Kirche kunstlos ausgehauene offenbar sehr alte Köpfe sollen die Schatzgräber darstellen.

Nach der Besichtigung vereinigte der Abend die Teilnehmer im Garten des Gasthauses „Zur Forelle" in Möbisburg.

Dienstag, den 2. August 1910:

Vormittags 9 Uhr:

Geschäftliche Sitzung in der „Ressource".

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. G. KOSSINNA.

1. Der Vorsitzende erstattet einen kurzen Bericht über das verflossene Geschäftsjahr.
2. Der Schatzmeister Dr. BORDES erstattet den Kassenbericht, demzufolge der Stand der Finanzen am 2. August 1910 der nachstehende ist:

Einnahmen vom 3. August 1909 bis 2. August 1910	M.	Ausgaben vom 3. August 1909 bis 2. August 1910	M.
a. Mitgliederbeiträge (davon 1 = 300 M. auf Lebenszeit) . .	4245,55	a. Drucksachen . . .	2363,69
b. Zinsen der Bank .	85,45	b. Porti, Depeschen .	178,88
c. Unvorhergesehenes .	39,67	c. Reisekosten . . .	30,—
		d. Bürobedarf . . .	146,51
		e. Unvorhergesehenes .	10,20
	M. 4370,67		M. 2729,28

Einnahmen	4370,67 M.
Ausgaben	— 2729,28 „
	1641,39 M.
Dazu Saldo-Vortrag vom 3. VIII. 09	+ 1961,63 „
Kassenbestand	3603,02 M.

Digitized by Google

Hierbei ist zu bemerken, dass bei den Ausgaben die Unkosten für die Drucklegung und Versendung des 2. Bandes des Mannus „mit 2870 M. nicht aufgeführt sind", dass also der Kassenbestand dementsprechend kleiner wird.

3. Der Beschluss des Vorstandes und des Ausschusses, im Jahre 1911 die dritte Tagung für Vorgeschichte in Coblenz abzuhalten, wird der Versammlung mitgeteilt.

4. Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER stellt den Antrag, dass die heutige Tagung für Vorgeschichte bei dem preussischen Kultusministerium vorstellig werden solle, der Herr Kultusminister möge dahin wirken, dass bald ein Gesetz für den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler in Preussen erlassen werde.

Nachdem Geheimrat BEZZENBERGER seinen Antrag begründet hat, erklärt GÜNTHER-Coblenz:

Im allgemeinen stehen wir auf dem Standpunkt, dass es eines Gesetzes zum Schutze der frühgeschichtlichen Denkmäler usw. bedarf. Insbesondere muss der Raubgräberei, der Zerstörung von Hügelgräbern, Ruinen usw. ein Riegel vorgeschoben werden. Es fragt sich aber nur, wem der Gesetzentwurf zugute kommen soll. Wenn nur die grossen Museen berücksichtigt werden sollen, so muss ich darauf hinweisen, dass im Rheinlande, wie auch die Bonner Jahrbücher ausweisen, viel von privater Seite und von den Lokalmuseen und Vereinen gearbeitet worden ist, was dann aufhören würde. Überhaupt scheint die Denkmalspflege und der Heimatschutz nicht gewahrt und gefördert, wenn die Altertumsfunde usw. dem heimischen Boden entfremdet werden. Dann scheint der Entwurf auch ein Polizeigesetz und zum Teil ein Enteignungsgesetz zu sein, wo von dem Urteil der unteren Polizeiorgane gegebenenfalls abhängig gemacht wird, was als frühgeschichtliches Denkmal zu betrachten ist. Es ist aber auch bezüglich des Verbleibs der Sachen eine Lücke vorhanden, da schliesslich, wenn der Grundbesitzer oder Finder die Stücke nicht an die Behörde ablässt, dem Händler immer noch Tür und Tor geöffnet ist, während die Beobachtung und Feststellung der Fundumstände verloren geht.

Auf eine Frage des Vorsitzenden, ob er also, wenn das Gesetz die Lokalforschung nicht berücksichtige, dagegen sei, antwortet GÜNTHER mit „Ja"!

Der Antragsteller Geheimrat BEZZENBERGER führt dem gegenüber aus, dass die Rücksicht auf kleinere Sammlungen nicht zu weit gehen dürfe, da sie viel zu viel vorübergehenden Bedingungen unterworfen seien und den Überblick erschwerten. Die Verhältnisse z. B. der Provinz Sachsen mit ihren ungefähr 25 Sammlungen finde er durchaus nicht erstrebenswert. Es werde Sache der Gesetzgebung und der Praxis sein müssen, einen billigen Ausgleich zwischen den Interessen einmal der grossen und der kleinen Museen und andererseits der Bodeneigentümer und der Wissenschaft zu finden. Auf keinen Fall könne der Regierungspräsident bei der Handhabung des Gesetzes ausgeschaltet werden.

Hierzu erklärt GÜNTHER, auch er halte den Regierungspräsidenten für die geeignete Instanz, nicht aber die untergeordneten Verwaltungs-

Digitized by Google

und Polizeiorgane, die bisher noch sehr wenig Verständnis für die Vorgeschichte bekundet und ihr Gutachten in der Angelegenheit bisher meist abgegeben hätten, ohne mit den betreffenden Vereinen und Personen Fühlung zu nehmen.

Bei der Abstimmung, ob überhaupt ein Gesetz für notwendig gehalten werde, stimmt auch GÜNTHER dafür mit dem Bemerken, dass er grundsätzlich dafür sei, dass aber bei der Ausführung die Lokalvereine usw. berücksichtigt werden müssten. Im übrigen soll der nicht ausgraben dürfen, der nicht veröffentlicht.

Der Antrag BEZZENBERGERs wurde einstimmig angenommen.

4. Die erwählten Kassenrevisoren erstatteten Bericht, und Oberlehrer SCHMIDT-Löbau stellt den Antrag, dem Schatzmeister Entlastung zu erteilen. Der Antrag wird einstimmig angenommen.

5. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. BEZZENBERGER spricht dem geschäftsführenden Vorstande den Dank der Gesellschaft für die gute Führung der Geschäfte aus und fordert die Anwesenden auf, sich zum Ausdruck ihres Dankes von den Plätzen zu erheben.

6. Verlesung von Telegrammen und Glückwunschschreiben.

7. Der Vorsitzende, Prof. Dr. KOSSINNA, ermahnt die Anwesenden, eifrig Mitglieder für die Gesellschaft zu werben und sich rege an den Arbeiten für den „Mannus“ zu beteiligen, dann schliesst er die geschäftliche Sitzung.

Vormittags 10½ Uhr:

Eröffnung der wissenschaftlichen Sitzung.

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER, Königsberg:

Die ältere und die jüngere Steinzeit in Ostpreussen.

(Kurzer Auszug.)

Der Vortragende führte zunächst aus, dass die ältesten Spuren des Menschen in Ostpreussen sich heute — entgegen einem Satze TISCHLERs — weit über die jüngere Steinzeit verfolgen lassen. Zum Beweise legte er eine photographische Tafel vor, welche die von SARAUW in „En Stenalders Boplads“ nachgewiesenen ostpreussischen Stücke der Ancylus-Zeit vereinigt, und zeigte Abbildungen mehrerer Objekte, die derselben Periode der ostpreuss. Steinzeit entstammen, oder doch vielleicht zuzuschreiben sind. So u. a. einer beschnittenen Rentierstange aus dem untermezoischen Walde bei Rossitten (Kur. Nehrung) und eines Mammutknochens aus einem Kieslager des Kreises Heydekrug mit menschlichen Eingriffen. Noch älter sei vielleicht eine Silexklinge aus der Nähe von Königsberg. — Weniger als aus der Ancylus-Zeit besitze Ostpreussen sichere Zeugen aus der Litorina-Zeit. Immerhin hebe sie sich aber durch das Vorkommen des Walzenbeils deutlich genug ab, und jedenfalls gebe es dort manches Stück, das jünger als

Digitized by Google

Ancylus- und älter als neolithische Zeit sei. Daher seien mindestens zwei Perioden einer ostpreuss. älteren Steinzeit zu unterscheiden. Mindestens ebensoviele seien aber auch in der jüngeren Steinzeit zu erkennen. Diese Scheidung zeige der in Abbildungen vorgelegte Befund des berühmten Grabhügels bei Wiskiauten (Samland). Die Bevölkerung, die die Trägerin der ostpreussischen Steinzeit-Kultur war, hält der Vortragende für eine preussisch-litauische und suchte dies durch die Entwicklung der litauischen Bezeichnungen für „Meer" und „Haff" (mares = Kurisches Haff, júrios = Ostsee) zu erweisen.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Ich möchte im Anschluss an die Ausführungen des Herrn Vorredners auf eine für die Würdigung des nordostdeutschen Neolithikums bedeutsame Tatsache hinweisen.

Von dem Standpunkt KOSSINNAs aus kann man ein Verschmelzen finno-ugrischer und indogermanischer Kulturelemente beobachten. In Grabfunden aus Nordostdeutschland (aus Ostpreussen: 3, Westpreussen: 2, Posen: 1), die nach Steingeräten und Gefässen in die Zeit der Schnurkeramik fallen, finden sich Bernsteinperlen, die ebenso verziert sind und dieselbe Technik aufweisen, wie die Stücke von Schwarzort, die nach BERENDT ein weit höheres geologisches Alter haben, als jene jungneolithischen Grabfunde. Befunde auf Scherbenplätzen sind nicht in Betracht zu ziehen, obwohl das Zusammenvorkommen von schnurverzierten Scherben und Bernsteinarbeiten (einmal sogar einer Bernsteinfigur) ganz von der Technik derer von Schwarzort auf 7 verschiedenen Fundstellen doch wohl auffallen muss. Für das lange Weiterleben der ancyluszeitlichen Kultur spricht auch die Verzierungsart der Knochenplatten aus dem jungneolithischen Grabe von Wiskiauten, für die KOSSINNA (Mannus II, 1910, S. 76) Parallelen nennt, und deren Schmuck in derselben Manier ausgeführt ist wie die Verzierung auf dem Geweihstück von Klein-Machnow, das nach den Ausführungen SCHÖTENSACKs in das Frühneolithikum fällt. Es wäre demnach der Schluss berechtigt, dass die aus dem Megalithgräbergebiet nach Osten vordringenden Indogermanen im nordöstlichen Deutschland auf die zurückgebliebenen Reste der nach Osten abgewanderten Finno-Ugrier gestossen seien.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen

entgegnet auf die Ausführungen des Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. BEZZENBERGER, dass ein Vergleich der erwähnten Silexklinge mit den Aurignacien-Typen nicht möglich ist. Derartigen Silexklingen ist kein chronologischer Wert beizumessen; sie können in allen Phasen der älteren und der jüngeren Steinzeit vorkommen.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER

erwidert gegen stud. WAHLE, dass Ostpreussen keinen einzigen Anhalt für die Annahme finnischer Bevölkerung biete und gegen Dr. SCHMIDT,

Digitized by Google

dass er sein Urteil über das betreffende Feuersteinstück als Nicht-Aurignacien dankbar annehme und ihn bitte, den bei Heydekrug gefundenen Mammutknochen mit vermutlichen Eingriffen von menschlicher Hand bei seinem demnächstigen Besuch persönlich zu untersuchen.

Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Eine merkwürdige Baummarke.

Mit Tafel IV und V.

Ich lege hier zwei glatt gespaltene Kloben Eichenholz vor, die von einem Baume stammen, der vor etwa zehn Jahren am „Ransberg", einem Vororte von Dülken im Rheinlande, links von der Landstrasse Dülken-Viersen gefällt, klein gemacht und als Brennholz verbraucht worden ist. Diese beiden Stücke, der einzig erhaltene Rest des Baumes, sind mir durch Vermittelung des Kgl. Landesgeologen Herrn Professor Dr. POTONIÉ in Berlin von Seiten des Lehrers W. LOMNITZ in Dülken zugegangen. Sie sehen auf der glattgespaltenen Fläche des einen Stückes ein eingeschnittenes Zeichen und auf dem andern Stücke den Gegendruck, das Negativ dieses Zeichens, das sich erst beim Dickenwachstum des Baumes gebildet hat (Tafel IV). Wenn ein Einschnitt in den Stamm eines lebenden Baumes durch die Rinde bis in den Holzkörper des Baumes hineingeht, so hinterlässt er hier eine Narbe, die dann vom Kambium aus alljährlich mit neuen Holzlagen, den Jahresringen, überdeckt wird. Diese Überdeckungsanlagen schmiegen sich zuerst der durch den Einschnitt künstlich vertieften Oberfläche an, um dann allmählich den gewohnten Verlauf zu nehmen. Auf diese Weise gelangt der Einschnitt immer tiefer in den Stamm hinein. Aus der Anzahl der Jahresringe über dem Einschnitt kann man bei einem frischgefällten Baum ohne weiteres das Jahr ermitteln, in dem der Einschnitt gemacht wurde.

Da unsere beiden Abschnitte der einzige Rest des Stammes sind, ist diese Ermittelung hier also leider nicht möglich. Die Wölbung der beiden Abschnitte ist schwach; der Stamm wird also schon ziemlich dick gewesen sein, als der Einschnitt erfolgte. Nach der Mitteilung des Lehrers hat der Baum an einer Stelle gestanden, die nach der Dülker Chronik im 12. Jahrhundert ganz mit Wald bedeckt gewesen sei, die aber jetzt nur noch wenige Bäume aus jener Zeit her aufweist. Über das Alter des Einschnitts erfahren wir hierdurch nichts; immerhin wird er einige hundert Jahre alt sein.

Diese Angelegenheit würde im Wesentlichen nur botanisches Interesse besitzen, wenn das Zeichen ohne Bedeutung wäre. Es ist aber im Gegenteil sehr interessant, weil es äusserst selten ist. HOMEYERs bekanntes Werk über die Haus- und Hofmarken des Mittelalters bietet fast nichts ähnliches; nur ein einziges Zeichen fand ich dort, das zwar ähnlich, aber weit einfacher in der Gestalt ist. Ich wäre dankbar, wenn mir jemand Parallelen nachweisen könnte.

Digitized by Google

Direktorial-Assistent Dr. H. HAHNE, Hannover,

berichtet über einen ähnlichen aus Marwitz bei Beyersdorf in der Neumark stammenden Fund, wo sich in einem Stück Buchenholz eine Zeichnung in Gestalt eines eisernen Kreuzes als Blüte eines blätterbesetzten Stieles befindet (s. Taf. V, Abb. 1). Darunter stand wohl eine vierstellige Jahreszahl, wovon die erste und die letzte Ziffer fehlt, die dritte (eine 2 ?) halbzerstört ist; erhalten ist eine 8, wohl als Hunderterzahl. In einer Gegend, wo sich auch sonst viel alter „Aberglaube" erhalten hat, kann man wohl auch an Überbleibsel der Sonnenkreuz-Darstellung denken. Möglicherweise haben auch militärische Kreuze und dergleichen Veranlassung zu solchen Darstellungen gegeben [1]).

Pastor DIETRICH, Frienstedt,

erwähnt die Zeichnung einer Kirche auf der Rinde einer Kastanie in dem Dorfe Kirchheim (Kr. Erfurt), die erst vor 40 Jahren gepflanzt wurde und ist der Ansicht, dass der Brauch, derartige Zeichen in Bäume einzuschneiden, nicht alt zu sein brauche.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Eine solche eingeritzte Zeichnung unter der Rinde einer etwa 600jährigen Eiche ist vor einigen Jahren im Kreise Rossejny (Gouvern. Kowno, Russland) gefunden worden. Sie zeigt ein Rad und kann nur einige 100 Jahre alt sein.

Oberlehrer SCHMIDT, Löbau i. S.,

führt zur Erklärung der tief eingeschnittenen Baumzeichnungen an, es sei sehr wohl möglich, dass an dem Baume eine Marke aus schwachem Eisenblech, ein Heiligenbild, ein Amulett oder dergl., befestigt war, die im Laufe der Jahre einwuchs und somit von den neuen Jahresringen vollständig bedeckt wurde. Als man nach dem Fällen des Baumes den Stamm spaltete, fiel das vom Rost zerstörte Metall heraus, ohne dass die Arbeiter etwas davon bemerkten.

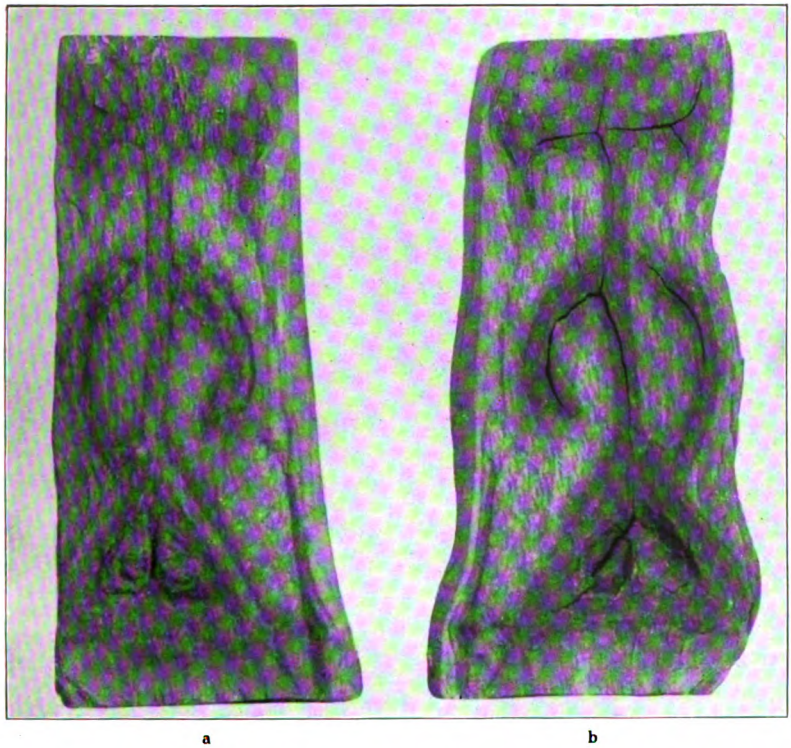
Apotheker BODENSTAB, Neuhaldensleben,

erwähnt, dass zu Braunschweig ein zur Zeit der Freiheitskriege eingeschnittener Name zweier Personen in einem Holzkloben gefunden und dieser dem Museum einverleibt worden ist.

---

[1]) Während des Druckens konnte noch eine zweite (Taf. V, Abb. 2), einen Mann mit merkwürdigen Hut (?) darstellende Baum-Zeichnung beigefügt werden, aus einem Buchenstamme, der etwa in der Mitte des XIX. Jahrh. bei Nienburg a. Weser gefällt worden ist. Die ausserhalb (über) der Figur angesetzten Jahresringe liessen sich zählen, es sind fast genau 100. — In dem Kopf ist die Jahreszahl 1741 eingeritzt und zwar die einzelnen Ziffern in Spiegelschrift, sodass ihr Abdruck (in der äusseren Holzschicht) aussieht, wie 1471. Die Darstellung scheint obszön zu sein.

Digitized by Google



a b

Bildliche Darstellung auf einem Abschnitt eines Eichstammes von Dülken, Rheinland.

a) Holzschicht mit dem „Abdruck" der Einritzung.
b) Holzschicht mit der Einritzung.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1.

b a

Marwitz b. Beyersdorf, Neumark (Privatbesitz).

Abb. 2.

a b

Nienburg a. Weser. (Provinzialmuseum zu Hannover.)

Bildliche Darstellungen aus Buchenstämmen.

a) **Zentrale Holzschicht** mit den Einritzungen,
b) **Periphere Holzschicht** mit dem „Abdruck" der Einritzungen.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Privatier Paul BERGER, Merseburg:

Nach langjährigen Beobachtungen an verschiedenen Baum-Einritzungen und deren Verwachsungen, kann ich mich auch nur den Ausführungen des Hrn. Prof. KOSSINNA anschliessen. Entschieden handelt es sich in vorliegendem Falle um eine Schnitt-Vernarbung ähnlich dem Prozess, der nach Verletzungen bei der menschlichen Haut als „Narbe" verheilt.

Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, Berlin:

CONWENTZ hat ein ähnliches Rotbuchenholzstück veröffentlicht, das die Jahreszahl 1678 trägt. Modern ist also eine solche Sitte nicht, sondern volkstümlich und kann als solche uralt und ebenso auch noch neu sein.

Rentier BUSSE, Woltersdorfer Schleuse bei Erkner:

In der Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam, zweigt sich von der Chaussee, die von Treuenbritzen nach Jüterbog führt, zwei Kilometer südlich vom ersten Ort, ein Waldweg nach Frohnsdorf ab. Etwa in der Mitte dieses Weges, westlich an demselben, befindet sich eine etwas erhöhte mit Steinen und Baumzweigen belegte Erdstelle. Hieran knüpfen sich Sagen aus älterer Zeit. Unaufgeklärt ist das Alter der Erinnerungen, und es bleibt fraglich, ob diese bis zur Vorzeit zurückgehen. Jedenfalls ist festgestellt, dass sich an einigen in nächster Nähe stehenden Bäumen verrostete, eiserne Landwehrkreuze gefunden haben. Es sollen Landwehrleute, die in der Schlacht bei Dennewitz verwundet wurden, sich bis hierher geschleppt haben und an dieser Stelle gestorben und beerdigt sein. Die Landleute, die hier vorbeigehen, brechen Baumzweige ab und werfen diese darauf.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen:

Das Altpaläolithikum Deutschlands und seine Parallelen mit dem altpaläolithischen Kulturkreis Westeuropas.

(Kurzer Auszug.)

Der Vortragende berichtet über die ältesten diluvialen Spuren des Menschen in Deutschland und bringt diese Funde in Parallele mit dem westeuropäischen Altpaläolithikum. SCHMIDT hat die gesamten altsteinzeitlichen Funde Deutschlands zusammengefasst und kommt zu dem Ergebnis, dass die ersten sicheren Anfänge menschlicher Besiedlung zur Eiszeit in Deutschland bis in das Acheuléen zurückreichen. In diese Epoche fallen die Funde von Sablon bei Metz, Rüderbach und Achenheim i. Els. In Achenheim ist vor allem eine einwandfreie Schichtenfolge festgestellt worden. Diese Überreste fallen in die Ablagerungszeit des Älteren Lösses und gehören nach SCHMIDT der

Digitized by Google

letzten Zwischeneiszeit an. Auch die vielumstrittenen Funde von Taubach-Ehringsdorf-Weimar, die schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden sind, glaubte SCHMIDT noch der letzten Zwischeneiszeit zurechnen zu dürfen. Die Ehringsdorfer Industrie zeigt in den oberen Fundschichten Geräte, die nach SCHMIDT und anderen dem ausgehenden Acheuléen nahe stehen. Die Tierwelt der Fundschichten von Achenheim und Taubach ist eine zwischeneiszeitliche Waldfauna. Ein ganz anderes Bild zeigen die folgenden jüngeren Kulturen des Altpaläolithikum. Die Baumannshöhle im Harz, der Sirgenstein und andere schwäbische Höhlenfunde enthalten typisches Moustérien. In diesen jüngeren altpaläolithischen Kulturen der letztgenannten Höhlen haben wir dann im Gegensatz zum vorangehenden Acheuléen eine eiszeitliche, einheitliche arcto-alpine Tierwelt, die zur Ablagerungszeit des Jüngeren Lösses in Deutschland gelebt hat und die der letzten Eiszeit und der unmittelbar folgenden Nacheiszeit angehört. Von dem Moustérien aufwärts durch das Jungpaläolithikum besitzen wir in Deutschland einen vollständigen Aufbau der Kulturen, die SCHMIDT durch seine letztjährigen Ausgrabungen in Mittel- und Süddeutschland nachgewiesen hat.

Universitäts-Professor Dr. Ewald WÜST, Kiel:

Eine auch nur annähernde Gleichzeitigkeit der Acheuléen von Achenheim und West-Europa mit den Kulturen des Travertingebietes von Weimar halte ich — von archäologischen Erwägungen ganz abgesehen — aus geologischen Gründen für völlig unmöglich. Zwischen das Acheuléen und die Kulturen des Travertingebietes von Weimar fällt ohne Zweifel eine grosse Eiszeit, m. E. die Riss-Eiszeit.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen,

entgegnet zu den Bemerkungen von Prof. WÜST, dass andere Interpretationen als diejenige von WÜST über die chronologische Festsetzung der Travertine von Weimar und Umgebung möglich sind und auch von verschiedenen Seiten angeführt worden sind.

Direktorialassistent Dr. H. HAHNE, Hannover:

In der Literatur und sonstigen Erörterungen werden fälschlich die Fundstellen Taubach, Weimar und Ehringsdorf zusammengeworfen, was zu vermeiden ist, aus geologischen und archäologischen Gründen.

Für „eolithisch" ist s. Zt. nur der Taubachhorizont gehalten worden, die Ehringsdorfer Funde haben mich bereits 1906 zu der Ansetzung „Moustérien" und schon bald zur Vergleichung gewisser Erscheinungen in dem obersten Ehringsdorf-Horizonten mit Technik und Formgebung des Aurignacien geführt, nicht aber zur Gleichsetzung mit dem Aurignacien. Weder für die Ansetzung des Acheuléen in die letzte Zwischeneiszeit noch für die Ansetzung des Ilmtal-Paläolithikums (Taubach-Ehringsdorf) in das Acheuléen scheinen mir die Gründe stichhaltig.

Digitized by Google

Universitäts-Professor Dr. Oskar FLEISCHER, Berlin:

Die Stellung der Indogermanen in Inner-Kleinasien um das Jahr 1000 v. Chr. (1500—700).

(Kurzer Auszug.)

Kleinasien, durch den Halys zweigeteilt, scheidet sich auch in seiner geographischen Namengebung dadurch auf den ersten Blick in eine westliche und östliche Hälfte, dass fast alle östlichen Landschaftsnamen im Altertume auf -ene auslauten. Zu Dutzenden häufen sich solche Namen hier, während sie in der westlichen Hälfte nur ganz versprengt vorkommen. Diese Landschaftsendung ist indogermanisch, speziell arisch (ainja). Auch in den arischen Ländern Asiens, besonders in Ariana bis zum Indus und Himalaja kommt sie vor, aber nicht, wie im kleinasiatischen Osten, in zusammenhängender Masse, sondern nur vereinzelt und zwar zum Teil in Doppelungen zu Kleinasien. Daraus wird ersichtlich, dass der Zug dieser Namensbewegung nicht vom Osten nach Westen gegangen ist, sondern umgekehrt von Ost-Kleinasien nach dem Osten.

Noch deutlicher ergibt sich dies aus den geographischen Sondernamen, wie Caucasus, Caspia, Casius, Saca, Soanus, Sindi u. v. a., die in den Kaukasusländern dicht aneinander geschichtet sind, in Asien aber nur versprengt in gleicher oder ähnlicher Gestalt wiederkehren. Dieselben und andere Namen sind aber vom Kaukasus aus auch nach Westen, nach Kleinasien gezogen (der Vortragende gibt davon eine grosse Zahl von Beispielen), insbesondere nach dem inneren Kleinasien d. h. zu den Gegenden am mittleren Halys und oberen Euphrat und Tigris. Überall kann bei der Menge von Parallelen von keinem Zufall die Rede sein, und da die Kaukasusländer das Tertium comparationis aller Gleichungen sind, so muss hier der Ausgangspunkt aller liegen. Je näher dem Kaukasus, desto mehr häufen sich die Parallelen. In Persien sind sie viel häufiger als im Iran. Ja fast alle Namen der Persis und Carmanias finden sich im Kaukasus wieder und zwar so, dass die von Carmania vor allem aus Iberien und Colchis, die der Persis aus den Ländern zwischen Kaukasus und dem Araxes zu stammen scheinen. Und nicht nur die persischen geographischen, sondern auch die Personennamen, insbesondere die des persischen Fürstengeschlechtes der Achämeniden, teilen diese Eigentümlichkeit; denn letztere gehen grösstenteils auf Flussnamen Armeniens zurück, ein weiteres Zeugnis der bekannten Hochachtung der alten Perser für die Flüsse.

Ferner ergibt sich ein offenbarer Zusammenhang in den Namen der Achämeniden mit denen der Fürsten des alten armenischen Reiches Urartu (Ararat). Es liegt daher nahe, den ältesten Namen der Perser, Artäer, mit dem der Urartäer zu vergleichen. In der Tat gab es ein Reich Parsua, das Urartu südlich benachbart war; es wird sogar zeitweilig eine Provinz desselben genannt. Südlich von Armenien zeigen sich dann auch in dem Namen der alten Landschaft Artacene, in dem der Hartusch-Kurden und der heutigen Stadt Bersiga Spuren der alten Artäer-Perser. Da sich noch z. B. Kyros König von Parsua nennt, so kann an der Stammesgleichheit zwischen diesem Parsua am Tigris und dem späteren Persien kein Zweifel obwalten; aber sie können geo-

Digitized by Google

graphisch nicht dieselben Länder sein, sondern die Perser müssen früher eben am oberen Tigris gesessen haben.

Die älteste Dynastie der Perser wird übereinstimmend von diesen wie den Griechen auf Perseus von Argos zurückgeführt. Die Sage von Kyros ist nur ein Wiederschein der Perseussage. Erst von Perseus nannten sich die Perser so, vorher nannten sie sich selbst Artäer, die Griechen nannten sie aber Kephenen nach Kepheus, ihrem Könige, dem Vater der Andromeda. Kephene aber ist die Landschaft, um die Stadt Kephe am Tigris (jetzt Keif), zwischen den Reichen der Perser, Meder, Kossäer, Chatti, Phönizier und Mitani gelegen. In den assyrischen Inschriften heisst die Landschaft Kipân, in den ägyptischen Annalen des Thutmosis Kepuna oder Kapuna und ihre Bewohner Kepuna oder Keft. Die ägyptischen Denkmäler bilden Keft-Leute des öfteren ab; sie zeigen weder ägyptische noch semitische Züge und die Kunstformen der von ihnen dargebrachten Geschenke atmen direkt hellenischen Schönheitssinn. Es ist uns sogar noch eine Sprachprobe von ihnen erhalten geblieben, eine Beschwörungsformel, die der Vortragende als griechische Pentameter erkannt hat. Somit sind die Griechen bereits im 17./16. Jahrhundert v. Chr. in Innerkleinasien ansässig gewesen und die Perseussage ist dadurch als brauchbare geschichtliche Reminiscenz erwiesen. Es muss mindestens die persische Dynastie aus einer Vermischung von Griechen und einem kleinasiatischen Volke entstanden sein. Aus verschiedenen Nebenumständen ergibt sich dabei ein bestimmter Zusammenhang zwischen Mykene beziehungsweise Argos und dieser Gegend Innerkleinasiens. Ja, eine Unzahl peloponnesischer Namen finden sich in Kappadocien und Pontos, und Argos, Laconika und Messene kehren sogar direkt in denen des kappadocischen Städtedreiecks unweit des Euphrat (in Melitene) wieder: Arca, Lacotene, Mesene, ebenso wie sich der griechische Stadtname Mykene (man beachte die Endung -ene) in den assyrischen Inschriften als Mukania wiederfindet, das südöstlicher Nachbar Kappadociens war.

Univers.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Die Verbreitung von Ortsnamen bildet nur dann ein historisches Beweismaterial, wenn sie ein einwandfreies nationales Gepräge tragen. Wo das nicht der Fall ist, wo z. B. eine nachweislich gemeinindogermanische Bildung an einer Stelle oft, an einer anderen spärlich auftritt, besteht die Möglichkeit, dass sie dort gewuchert hat, hier verkümmert ist und beweist also keine Kolonisation. — Die Erklärung der angeblich altgriechischen (vorhomerischen) Schwurformel santzkapi penai usw. ist aus dialektologischen und anderen Gründen zu bestreiten.

Universitäts-Professor Dr. FLEISCHER

widerlegt die sprachlichen Bedenken und hält eine Verkümmerung ursprünglicher indogermanischer Namensgebung in Asien (Iran) für ebenso ausgeschlossen als er das zusammenhängende Auftreten indogermanischer

Digitized by Google

Namen im Osten Kleinasiens für ein deutliches Zeichen ihrer dortigen Anwesenheit ansehen muss, für das ja auch so vieles andere zur Genüge spricht.

Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, Berlin:

Kürzlich hat Professor Hugo WINCKLER in einem Nachtrag zu seiner ersten Veröffentlichung über seine lichtbringenden Entdeckungen in der Chetiterhauptstadt Boghazköi es gegen Eduard MEYERs Widerspruch als zweifellos sicher hingestellt, dass das Volk der Charri denselben Namen trage, wie die Arier, und dass beide südlich des Kaukasus, etwa in Armenien, ihre geschichtlich nachweisbare Urstatt gehabt hätten, was deutlich auf die Herkunft der Arier aus Europa auf einem Wege am Kaukasus vorbei hinweise. Es trifft das ebenso mit unseren prähistorisch-archäologischen Siedlungsforschungen überein, wie die Ergebnisse der interessanten und wichtigen Ortsnamenforschung des Herrn Professor FLEISCHER.

Nachmittags 3 Uhr in der „Ressource".

Vorsitz: Univers.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER.

Privatmann Paul BERGER, Merseburg:

Seltene vorgeschichtliche Funde aus der Merseburger Gegend.

Der Vortragende legt verschiedene seltene Stücke aus seiner Sammlung vor[1]):

1. Drei Zierbeile aus Diorit (Kommandostäbe), die aus unterirdischen Steinpackungsgräbern bei Merseburg stammen.

2. Verkohlte Reste einer Speise (Pflanzennahrung) aus der Steinzeit, die von Professor SCHRÖTER-Zürich als Leindotter (Camelina sativa) festgestellt worden sind. Zum Vergleiche wurde frisches Material aus Erfurt vorgelegt.

3. Die Photographie eines bearbeiteten Eichen-Pfahlbaustammes, dessen äusserst primitive rohe Bearbeitung erkennen lässt, dass es sich tatsächlich um einen Pfahlbaurest handelt.

4. Schildkrötenschalen aus Herdgruben, die geröstet als Nahrung gedient haben. Durch das zahlreiche Vorkommen der Schalen als Überreste von Mahlzeiten wird erwiesen, dass die noch heute in der Elster und in anderen Flüssen vorkommende Schildkröte (emis) keine verwilderte Art ist, sondern schon in der Vorzeit hier in grosser Anzahl heimisch war.

---

[1]) Da dem Redner für seinen Vortrag nicht mehr genügend Zeit zur Verfügung stand, um die vorgelegten Funde eingehend zu behandeln, musste er seine Ausführungen wesentlich abkürzen und behält sich für später eine ausführliche Veröffentlichung mit Abbildungen vor.

Digitized by Google

5. Eigenartig gearbeiteter Muschelschmuck und Tonscheiben, die als Zierrat dienten, ferner Pfeilspitzen aus Knochen. Die echte Perlmuschel ist ebenfalls in den Merseburger Gewässern damals heimisch gewesen.

6. Photographien von gewaltigen Reibsteinen im Gewichte von 4—5 Zentnern.

7. Eigenartige Bronze-Gussformen, die zur Herstellung von glatten und gedrehten Halsringen, Messern, Schwertern, Dolchen, Nadeln u. a. gedient haben. Es sind zerschlagene, nur einmal zu gebrauchende (sogenannte verlorene) Formen aus gebranntem Lehmsand. In einer Nadelform steckte noch das Gussobjekt, da das Metall beim Giessen zu früh erkaltet war.

Kreisschulinspektor Dr. M. WILCKE, Zeitz:

Ich möchte Herrn BERGER fragen, ob er die Muschel nur einmal oder öfter gefunden hat. Für mich ist die Frage deshalb von Wichtigkeit, weil ich dieselbe Muschel — wie Herr Professor WÜST bestimmt hat — in Herdgruben bei Weissenfels in grösserer Anzahl (gegen 30 Stück) gefunden habe, die die steinzeitlichen Bewohner wohl aus der nahen Saale geholt und verspeist haben.

Privatmann P. BERGER, Merseburg:

In der Asche von Herdgruben fand ich öfter Schalen der Perlmuschel. Die Beschaffenheit der Schalen liess erkennen, dass sie erhitzt worden waren, also Mahlzeit-Überreste bildeten. Zum Teil sind die Schalen asch- oder bleigrau, sie büssten also ihre ursprünglich weisse Farbe durch das Erhitzen ein. Die irisierende Farbe der Schalen blieb aber bestehen, wenn auch nicht mehr so intensiv leuchtend oder schillernd. Bearbeitete Muscheln waren nicht dabei. Zeit: ältere Bronzezeit bis jüngere Steinzeit.

Universitäts-Professor Dr. Ew. WÜST, Kiel:

Die herumgegebene Muschel ist nicht die Fluss-Perlmuschel, Margaritana margaritifera, sondern Unio sinuatus, eine südwesteuropäische Form, deren nordöstlichstes Vorkommen gegenwärtig im Rhônegebiete nachgewiesen ist. Prähistorische und historische Funde der Muschel sind aus Mitteleuropa schon lange bekannt. Konnte man diese Funde bisher als importierte Schalen deuten, so zeigen neue Funde des Herrn Kreisschulinspektors Dr. WILCKE, des Redners und nunmehr des Herrn BERGER, dass diese Muschel in der geologischen Gegenwart, und zwar wie meine Funde bei Halle ergeben, bis in das 15. Jahrhundert noch in Mittel-Deutschland gelebt hat[1]). Es ist dringend zu wünschen, dass

[1]) Vergl. WÜST, Nachrichtsblatt der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft, 1910, S. 111—115.

Digitized by Google

bei Ausgrabungen Muscheln und überhaupt alle Tierreste auf das sorgsamste beachtet werden. Denn diese Tierreste liefern uns ungemein wertvolles Material zur Erforschung unserer Tierwelt in geologisch jungen Zeiten — die Haustierreste ausserdem überaus wertvolle Hinweise auf prähistorische Wanderungen.

Professor Dr. W. Cl. PFAU, Rochlitz i. Sachsen:

Über urgeschichtliche „Feuersteinwerkstätten" in der Rochlitzer Gegend (Sachsen).

Rochlitz besitzt für die früheste Geschichte Sachsens eine besondere Bedeutung. Um das Ende des 10. Jahrhunderts bildete es den Vorort eines wiederholt genannten Burgwarts, der in den Kämpfen Heinrichs II. gegen Boleslav von Polen von grosser Wichtigkeit war und zeitweilig in den Vordergrund rückte, da Boleslavs Stiefsohn, Guncelin, die Familie der Ekkehardinger, die bisher im Besitz dieses Landgebietes gewesen war, stark benachteiligte. Aus verschiedenen Gründen darf man wohl weiter als sicher annehmen, dass Rochlitz auch unter den Vorgängern Heinrichs des Heiligen bereits einen von den Deutschen besetzten Ort grösserer Bedeutung bildete. Nach chronistischen Angaben besass die Petri-(Schloss-)Kirche einen Kelch von Heinrich I. und dessen Gemahlin. Das Rochlitzer Muldenufer wurde unter den Ottonen als Grenze zwischen den Bistümern Meissen und Merseburg festgelegt. Die hervorragende Stellung, die Rochlitz schon zu so früher Zeit in Westsachsen einnahm, hing zweifellos hauptsächlich damit zusammen, dass der Ort bereits vor dem Einrücken der Deutschen, in den Tagen des Wendentums, den Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs in einer stark besiedelten Gegend bildete. Dass die Rochlitzer Pflege in slawischer Zeit schon verhältnismässig dicht bevölkert war, geht aus den zahlreichen wendischen Scherben auf den Fluren, aus den vielen wendischen Orts- und Liegenschaftsnamen usw. zur Genüge hervor. Aus der Geschichte der Rochlitzer Saupenschaft[1]) lässt sich weiter ablesen, dass das Wendentum der Rochlitzer Gegend sogar eine ganz eigenartige Rolle gespielt hat. 16 Saupen, die in fünf verschiedenen Dörfern zu beiden Seiten der Mulde (Wickershain, Nosswitz, Gröblitz, Stöbnig, Gross- und Kleinstädten) wohnten, bildeten unter sich eine selbständige Gemeinde, die unter einem gewählten Saupenrichter stand. Mit der Gemeindeeinrichtung und Verfassung derjenigen Ortschaften, in denen die Saupengüter lagen, hatten diese Freibauern so gut wie nichts zu tun. Sie traten als Schöppen zum Rochlitzer Landgericht, das in Rochlitz auf dem Urtelsplatz tagte, zusammen. Eine Genossenschaft gleicher Art dürfte sich in ganz Mitteldeutschland nicht wieder nachweisen lassen, und höchstwahrscheinlich leitete sich die Würde dieser Saupen zum guten Teil von der bevorzugten Stellung ehemaliger Zupane her, denen die deutschen Eroberer einen Rest ihres alten Ansehens gelassen hatten. Eine militärische Bedeutung erhielten die Saupen noch dadurch, dass

[1]) Vergl. C. PFAU, Die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht. 1900.

Digitized by Google

sie den Landesherrn auf seinen Reisen im Burgwart zu begleiten hatten und dass ihnen ursprünglich augenscheinlich die Wache über die wichtigsten Strassen und Furten oblag. Wahrscheinlich konnte sich das Rochlitzer Wendentum zu einer besonderen Blüte entfalten, weil die von ihm in der Gegend vorgefundenen urgeschichtlichen Verhältnisse sehr günstig waren.

Die Wenden haben die Rochlitzer Gegend nicht erst erschlossen; nicht selten sind die Spuren in der Pflege, die auf dortigen Verkehr und Besiedlung vor der Slawenzeit hinweisen, z. B. Scherben von urgeschichtlichen Gefässen mit ihren charakteristischen Ornamenten. Die Verzierung der jüngeren Steinzeit habe ich bisher, gelegentlich meiner etwa zwanzigjährigen Forschung, erst viermal auf je einem Scherben nachweisen können, und zwar in Stöbnig (Bachen), Seelitz (Vogelsang), Zettritz-Winkeln (Hochläde) und Nosswitz (Wälsche). Häufiger treten Scherben der jüngeren Bronzezeit auf. Am meisten unter allen vorgeschichtlichen Artefakten lassen sich geschlagene Feuersteine, wie Schaber und Späne mit Kernstücken und Abfall, nachweisen. Vorzüglich gearbeitete Beile, Hämmer aus verschiedenen Gesteinsarten, Pfeilspitzen aus Feuerstein bilden keine Seltenheiten. Die Beile sind meist gut gearbeitet, z. T. geschliffen, doch kommen auch ganz grob gearbeitete vor. Mitunter trifft man ein einfach gelochtes oder sonst nur roh bearbeitetes Geschiebstück. Unter den geschlagenen Artefakten lassen sich gelegentlich vereinzelte retuschierte oder gekerbte Stücke nachweisen. Aus der Bronzezeit konnte ich zweimal Gräberfelder, die nicht sehr reich sind, aufdecken (Stöbnig, Seelitz) und zwar sowohl mit oberirdischer als unterirdischer Bestattung. Unter den Hügelgräbern fand ich eins, in welchem 2 Tote in sitzender Stellung bestattet worden waren. Skelettgräber treten aber selten auf; Leichenbrand überwiegt. „Herdgruben" liessen sich bisher nicht in der Rochlitzer Gegend entdecken[1]).

Im Vergleich mit manchen anderen Strichen kann die Rochlitzer Pflege nur als mässig reich an prähistorischen Artefakten bezeichnet werden; doch scheint sie besondere urgeschichtliche Eigenheiten aufzuweisen. Eine solche Merkwürdigkeit dürfte schon darin bestehen, dass die hiesigen Ortsfluren ganz auffällig arm an urgeschichtlichen Scherben, trotz der hier zahlreich auftretenden Steinartefakte, sind, und dass ein Dorfgebiet meist nur eine einzige Fundstelle von Spanmassen bietet. Der Umstand, dass die Rochlitzer Pflege nur wenig ergiebig an vorgeschichtlichen Artefakten ist, dürfte die hiesigen prähistorischen Verhältnisse durchsichtiger erscheinen lassen als in manchen anderen Landstrichen.

Besonders dankbar für prähistorische Forschungen erweisen sich in der Gegend die Grenzgebiete der Dorffluren, d. h. die breiten Striche,

---

[1]) Die prähistorischen Funde habe ich näher erläutert in folgenden Studien: Topographische Forschungen über die ältesten Siedlungen der Rochlitzer Gegend. — Geschichte der Töpferei in der Rochlitzer Gegend von den frühesten vorchristlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. — Grundriss der Chronik über das Kloster Zschillen. (Heft 3, 4, 5 des Vereins für Rochlitzer Geschichte.) Die Stellen urgeschichtlicher Funde in der Gegend sind gemeinsam mit Flurnamen, Wällen, Sagengebieten auf Karten eingetragen worden, die der K. sächs. Kommission für Geschichte überwiesen worden sind.

Digitized by Google

die sich zu beiden Seiten der Flurscheide hinziehen. Die prähistorischen Wälle der Gegend liegen regelmässig im Grenzstrich der Ortsflur, ebenso kommen in diesem Gebiet die bisher entdeckten Gräberfelder vor und selbst Einzelgräber oder deren Spuren lassen sich zuweilen dort nachweisen, wennschon derartige Bestattungsstellen gelegentlich auch im Innern der Dorffluren anzutreffen sind. — Vor allem enthalten die Grenzstriche in der Regel mehr oder weniger reichhaltige Steinspangebiete, deren ich etwa 80 in ungefähr 50 Dörfern durch systematische Feldforschung entdeckte. Zuweilen geht der heutige Rain der Ortsflur mitten durch ein derartiges Artefaktengebiet (z. B. Beedeln—Meusen; Stollsdorf—Nosswitz, an der Wälsche); gewöhnlich liegt letzteres aber in einem nur geringen Abstand von der Flurscheide entfernt. Meist findet sich das Steinspangebiet auf einer Bodenschwellung, auf einem Buckel an einem Grenztal, wo oft der Grenzbach läuft, oder auf einem Berg am Grenzfluss, und zwar nicht selten da, wo nicht nur 2, sondern 3 Dorffluren zusammenstossen, also an besonders charakteristischer Stelle (z. B. Winkeln auf dem Silberhack, in der Nähe der Grenze mit Zschoppelshain — Topfseifersdorf; in Seitenhain auf dem Ziegenrücken bei der Grenze mit Schlotterhartha—Göritzhain usw.). Bemerkenswert ist ferner, dass diese Steinspangebiete nicht nur in den Ortschaften auftreten, die gewöhnlich als wendische Siedlungen aufgefasst werden, sondern auch, soweit ich untersucht habe, in Dörfern, z. B. Obergräfenhain, Topfseifersdorf, Weissbach usw., die man als deutsche Gründungen anspricht, wie dies bei den Waldhufendörfern der Fall ist. Selten besitzt ein Ort zwei oder mehrere Stellen von Massenlesefunden. Letzteres kommt besonders bei denjenigen Ortschaften vor, deren Flurgebiet durch das Zusammenfliessen der Gesamtliegenschaften verschiedener, ursprünglich selbständiger Niederlassungen entstanden ist, was z. B. für die Stadt Rochlitz gilt, in deren Flurbezirk die Siedlungen Witschitz (Mützenburg) und Koselitz oder Koselich, an welch letzteres noch der Liegenschaftsname Kesseling erinnert, sowie z. T. Zassnitz eingegangen sind. Zwei Spangebiete besitzt auch Sachsendorf, das der gewöhnlichen Ansicht nach von sächsischen Kolonisten gegründet sein müsste. Die Güter des Dorfes gehören nach zwei verschiedenen Kirchen; es zerfiel im Mittelalter in Lehnssachen auch in 2 Hälften, die verschiedenen Herren gehörten, und die Gruppierung der dortigen Bauerngehöfte deutet darauf, dass der Ort ursprünglich aus zwei verschiedenen Dörfern bestand. Ähnliches gilt augenscheinlich weiter von Erlau, Schwarzbach usw. Bei solchen Ortschaften liegt mitunter ein Steinspangebiet ausnahmsweise auch mehr nach dem Innern der Ortsflur, welche Eigenheit augenscheinlich mit Grenzveränderungen beim Eingehen von früheren Siedlungen zusammenhängt. Im folgenden spreche ich nur von Ortschaften der Rochlitzer Gegend, die seit uralten Zeiten in ihrem Flurbestand offenbar so gut wie unverändert geblieben sind.

Unter einem Steinspangebiet verstehe ich ein Flurstück, auf welchem Langspäne, Kernstücke, Absplissen oder allerlei grobe Abfälle aus Feuerstein in auffälliger Menge vorhanden sind, so dass diese Funde als Massenlesefunde angesehen werden können. Dass es sich hierbei um Massenfunde handelt, zeigen freilich erst vieljährige Untersuchungen einer und derselben Stelle. Zunächst trifft man auf ihr nur einzelne

Digitized by Google

verstreute Späne usw.; die Stelle liefert aber trotz des Ablesens der Artefakte nach jeder neuen Ackerung und Auswaschung durch Regen und Schneewasser immer neue Findlinge in grösserer oder geringerer Zahl, so dass dieselben, zusammengetragen, mit der Zeit eine meist stattliche Sammlung ausmachen. Auf den meisten dieser Fundstellen kommt hin und wieder der sogenannte Schaber vor; noch öfter lassen sich dort eigenartig gerauhte Steine nachweisen, die nicht selten eine regelmässige Grundform (kugelig, kreuzförmig, birnenförmig, prismatisch usw.) anstreben und in ihrer Massigkeit an die Kernstücke erinnern.

Mitunter kommen auch einige Funde aus sogenanntem Bandjaspis auf diesen Gebieten der Rochlitzer Gegend vor. Weitere Feuersteinartefakte, wie Beile, Hämmer, Pfeilspitzen u. a., oder rohe, ungeschlagene Feuersteine finden sich dort nur ganz ausnahmsweise; auf den meisten dieser Fundstellen habe ich von derartigen Dingen, obschon ich diese Gebiete jedes Jahr wiederholt untersuchte, überhaupt noch nichts angetroffen. Von den vorliegenden Feuersteinsachen (besonders Kernstücke und Späne) sind viele im Feuer geglüht oder darin zersprungen. Auffällig ist, dass von den seltenen Beilen u. a. aus anderem Material als Feuerstein meist nur Bruchstücke gefunden werden, und diese erwecken in ihrer Eigenart oft den Anschein, als ob die in Rede stehenden Geräte absichtlich zerschmettert worden wären. Auf manchen Stellen sind zahlreiche Feuersteinartefakte patiniert, z. B. auf dem Bieserner Steinberg, was hauptsächlich von der Bodenbeschaffenheit der Fundstätte herzurühren scheint. Als besonders reich an Spänen erweisen sich die Massenfundstellen der Stadtflur.

An prähistorischen Scherben sind die Steinspangebiete gewöhnlich sehr arm. Meist findet man von solchen Gefässtrümmern auf einem Feld im Laufe der Jahre nur kärgliche Reste, und zwar gehören dieselben fast durchgängig der jüngsten Bronzezeit (Zeit der Buckelgefässe vom Lausitzer Typus) an. Auf diesen Spangebieten habe ich bisher nur zwei Scherben der späteren Steinzeit, mit Schnurenverzierung, gefunden. Viele dortige vorwendische Scherben lassen sich, da sie keine Ornamentierung oder andere Kennzeichen aufweisen, nicht näher bestimmen. Wendische Scherben mit Wellenornament kommen auf den Steinspangebieten häufiger vor, mitunter sogar in sehr starker Zahl; doch gibt es auch Steinspangebiete, auf denen selbst die Wendenscherben selten sind. Auf allen diesen Fundfluren treten aber die frühdeutschen Scherben mit ihren eigenartigen Verzierungen in grösserer Menge auf, besonders jene auffälligen Henkel, die ich ihrer Form und Verzierung wegen „geschlitzte Wursthenkel" nenne. Hüttenbewurf, Leichenbrand u. a. konnte ich auf diesen Fundstellen nicht nachweisen.

Die Steinspangebiete der Gegend sind zu sehr verschiedenen Zeiten durch Rodungen erschlossen worden. Es gibt solche Fundstellen, die nachweislich bereits seit mehreren Jahrhunderten Äcker bilden, wie z. B. ein Feld auf dem Rochlitzer Galgenberg; andere sind erst vor wenigen Jahrzehnten blosgelegt, z. B. der Ziegenrücken in Doberenz, der Steinacker in Gröbschütz an der Rädsche, der Acker auf der Gulke in Pürsten, einige erst vor wenigen Jahren, z. B. ein Ackerstück auf dem Steinberg in Biesern. Eine Spanstelle, im östlichen Teil des Kesslingsholzes zu Rochlitz, habe ich selbst aufgedeckt, an einem Fleck,

Digitized by Google

wo nie Feld gewesen ist. Die Späne fanden sich hier z. T. bis etwa 3/4 m Tiefe im Boden. Ein Unterschied zwischen den seit undenklichen Zeiten erschlossenen und den erst jüngst freigelegten Fundgebieten besteht hinsichtlich der Ausbeute kaum; auf denjenigen Fundstellen, die schon seit Jahrhunderten dem Ackerbau dienen, mögen jedoch manche Langspäne im Laufe der Zeit zerbrochen sein.

Bemerkenswert ist, dass sich diese ausgeprägten Massenfundgebiete bisher trotz eingehender Untersuchungen nicht im Innern der Ortsfluren nachweisen liessen. Mit den Rodungen kann diese Eigenheit nicht zusammenhängen. Die Artefakte aus Feuerstein sind im weichen Ackerboden so gut wie unverwüstlich, erhalten sich hier in ihrer ursprünglichen Form vorzüglich, gehen aber nicht verloren. Lassen sich im Innern der Dorfflur keine ausgeprägten Steinspangebiete nachweisen, so haben hier letztere auch nicht bestanden. Unsre Dorffluren, vor allem diejenigen, in welchen Blockfelderwirtschaft bestand, waren bis in die neueste Zeit überall von zahlreichen Gehölzen durchsetzt, die erst im 19. Jahrhundert allmählich verschwanden. An diesen Stellen müssten demnach Steinspangebiete in erster Linie anzutreffen sein, wenn sie hier überhaupt bestanden hätten.

Nach Ausweis der Funde auf den Steinspangebieten der Gegend ist zweifellos anzunehmen, dass Späne auf diesen Stellen hergestellt worden sind. Ob aber jedes hier auftretende Artefakt erst hier entstanden ist, lässt sich nicht angeben. Dies gilt z. B. von einer Pfeilspitze, einem Hammer. Nur auf drei Spanstellen bin ich der ersteren begegnet; sie kommt wie der Hammer sonst als Einzelfund auf Feldern, wo sonst nichts Prähistorisches zu finden ist, vor. Solche vereinzelte Pfeilspitzen aus Feuerstein fand ich z. B. auf je einem Acker in Nöbeln, Cossen. Es wäre deshalb recht gut möglich, dass die auf einem Steinspangebiet gelegentlich auftretende Pfeilspitze, oder ein vereinzelter Hammer, ein Beil aus Grünstein usw., nicht in einem ursächlichen Zusammenhang mit der Spanschlagerei auf den Massenfundgebieten stünde.

Wegen der Steinschlagarbeit auf diesen Stellen wären dieselben zunächst als Steinbearbeitungs- oder Werkstätten aufzufassen. Mit einer solchen Erklärung dürfte aber ihr Charakter noch bei weitem nicht befriedigend gekennzeichnet sein, denn es fragt sich, ob diese Späne auch hier verwendet worden oder ob sie als wertloser Abfall liegen geblieben sind. Allerlei Späne, Kernstücke, Absplissen, Schaber u. a. trifft man auch ganz gewöhnlich in gleicher Weise auf Gräberfeldern und im Mantel der Hügelgräber sowie in deren Umgebung selbst an. Also sind an diesen Stellen die Feuersteine wohl ebenfalls erst geschlagen worden, aber man wird deshalb die Grabstätten nicht als Werkstätten hinstellen. Auch in den Wällen der Gegend kommen diese Artefakte vor. Der prähistorische Mensch schlug seine Steine offenbar ganz gewöhnlich da, wo er die Späne usw. brauchte. Deshalb findet man auch sehr oft, wenn man die ausgewaschenen Felder untersucht, an einer oder der anderen Stelle vereinzelte Späne mit Abfall, wo man sonst nichts weiter entdecken kann, in der Rochlitzer Pflege z. B. in der Nähe von Dorfhäusern, wo von einem Massenfundgebiet meist nicht die Rede sein kann. Reste von Gräberfeldern sind die ausgeprägten Steinspangebiete nicht, denn es lässt sich auf ihnen gar nichts nachweisen, was auf Beerdigung deutete,

Digitized by Google

vor allem kein Leichenbrand, keine Mengen von Urnenscherben. Verschiedene unserer Steinspangebiete stossen an Steinbrüche, an Sand- und Lehmgruben (z. B. in Grosstädten, in Penna) an; doch ist dort noch nie ein Grab, eine „Herdstelle", oder eine sonstige unterirdische prähistorische Anlage angebrochen worden. Auch durch gelegentliche Nachgrabung konnte ich ausser den üblichen Steinspänen, Kernstücken usw. nichts entdecken. Wohnstätten haben auf den Steinspangebieten sicher ebenfalls nicht gestanden, denn nichts weist auf dieselben hin. Da der Ackerbau von manchen Dörfern in der Rochlitzer Gegend bereits zum mindesten in der jüngsten Bronzezeit betrieben wurde, wie die Getreideklopfer und die vorzüglich aus Rochlitzer Stein gearbeiteten Mahlsteine in gleichzeitigen Gräbern, z. B. in Stöbnig, beweisen, so müsste man doch derartige Gegenstände in Verbindung mit prähistorischen Spinnwirteln, sogenannten Webgewichten u. a. auf gewissen Steinspangebieten erwarten können, falls da Hütten gestanden hätten. Man findet solche Gegenstände dort ebensowenig wie Hüttenbewurf, Herdstellen usw. Nach den verschiedenfachen Funden auf den Steinspangebieten scheinen derartige Stellen bis in die frühgeschichtlichen Zeiten herein so gut wie ununterbrochen besucht und wohl zu gleichem Zweck benutzt worden zu sein. In wendischer und frühdeutscher Zeit haben sich aber die Dorfhäuser sicher auch nicht auf diesen Massenfundstellen erhoben, denn sonst würden wohl unsere Dörfer, wenigstens zum grössten Teil, noch heute dort stehen.

Es ist nicht recht ersichtlich, weshalb auf den Steinspangebieten, falls es lediglich Schlagstätten gewesen wären, keine Wohnungen hätten stehen sollen. Weshalb sollte der urgeschichtliche Mensch der Gegend hinaus in die freie Flur gehen und zwar regelmässig auf Stellen, die heutzutage im Gebiet der Dorfgrenze liegen, um hier seine Feuersteine zu spalten, nicht aber in oder bei seiner Wohnung? Warum bearbeitete er hier den Feuerstein, gerade dasjenige Material, das in der Gegend zu grösseren Hämmern, Beilen und ähnlichen Alltagsgebrauchsgegenständen fast gar nicht verwendet wurde? Warum stellte er auf diesen Stellen nicht auch die grossen Mahlsteine, die Beile, Hämmer usw. her, die aus anderem Stein, z. B. Porphyrtuff, Grünstein und dergl. bestehen, d. h. aus Material, das doch in der Gegend im Naturzustand so oft auftritt? Diese zahlreichen Werkzeuge sind sicher selbst von der einheimischen Urbevölkerung verfertigt worden, da dieselbe in der Bearbeitung der Steinarten eine erstaunliche Geschicklichkeit besass, wie charakteristische Stücke der Gegend beweisen. Überdies findet man in der Rochlitzer Pflege auch unfertige Stücke, z. B. solche, die beim Bohren zersprungen sind. Werkstätten für die angedeuteten Steinarten, wie Grünstein, Gabro usw., habe ich nicht nachweisen können, und nur an einer Stelle, wo auch mehr spätbronzezeitliche Scherben lagen, nämlich am Poppitzer Kuhberg, konnte ich erkennen, dass man hier den Gnandsteiner sogenannten Bandjaspis zu Beilen verarbeitet, oder wenigstens einschlägige Versuche angestellt hatte. Leider ist die betreffende Feldstelle in ihrer ursprünglichen Bodenbeschaffenheit durch frühere Erdarbeit z. T. etwas verändert worden. Auffällig ist ferner, dass auf den meisten Feuersteinspanstellen grössere ungeschlagene Stücke als Rohmaterial gar nicht vorkommen; ihr Vorhandensein sollte man aber

Digitized by Google

doch erwarten, falls diese Fundgebiete lediglich Werkstätten waren. Der Abfall, der beim Bearbeiten der Beile entsteht, muss nach Ausweis der Schlagmarken in der Hauptsache schuppenartig, blätterig sein; derartiger Abfall findet sich auf den Steinspangebieten aber ziemlich selten, da hier Langspäne bei weitem vorherrschen. Auf der Stelle, wo Bandjaspisbeile hergestellt worden waren, lag blättriger Abfall.

Die Rochlitzer Gegend ist arm an oberirdischem Feuerstein, und selbst in ihren tiefen Sandgruben der Neuzeit tritt er nur selten auf. Der Feuerstein, der auf den Spanstätten verarbeitet wurde, ist hierher zweifellos erst aus entlegenen Gebieten, wie etwa aus der Gegend des Colditzer Waldes, hergeholt worden; in gleicher Weise verschaffte man sich den sogenannten Bandjaspis aus dem mehrere Stunden weit entfernten Gnandstein. Da der Feuerstein in der Rochlitzer Gegend zu grösserem Gerät so gut wie gar nicht verwendet und fast nur zu den überdies nicht häufigen Miniaturgegenständen, wie niedlichen Beilchen, Pfeilspitzen gebraucht wurde, so könnte man sich die Massen der Steinspäne auf den zahlreichen Stellen gar nicht erklären, falls jene den Abfall aus Werkstätten bilden sollten, nicht aber die gewünschten Gebrauchsgegenstände selbst. Man wird aber doch den Feuerstein nicht von weit her auf eine entlegene Stelle jeder einzelnen Dorfflur geholt haben, bloss um ihn hier zu schlagen und dann die gewonnenen Langspäne und sonstigen Gebrauchsgegenstände, wie die sogenannten Schaber, unbenutzt liegen zu lassen. Vielmehr ist wohl anzunehmen, dass diese Massen von Langspänen usw. erst an Ort und Stelle gebraucht worden sind, ehe man sie weggeworfen, z. T. vielleicht sogar in die Erde geborgen hat.

Wenn die Steinspangebiete im Grenzstrich der Ortsfluren weder die Stellen von Gräbern noch von Wohnstätten gewesen sein können, so müssen sie m. E. ihr Entstehen ganz besonderen Anlässen verdanken. Aus der Eigentümlichkeit, dass sie regelmässig im Gebiet der Mark liegen, darf man vielleicht schliessen, dass sie mit letzterer in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Natürlich ist hier unter Grenze nicht eine geometrische Linie, sondern Grenzland, Grenztal, Grenzholz usw. zu verstehen, denn nach solchen Liegenschaften wurde früher die Ortsgrenze im Volksmund bestimmt. Noch jetzt haben wir in der Rochlitzer Gegend zahlreiche Liegenschaften, die nach ihrer Lage an der Grenze und zwar sowohl wendisch als deutsch benannt werden, z. B. Grinke, Gränke, Lacht, Lachtweg, Sorge [1]), Hegeholz, Hegeteich, Hegebach usw. Dorfartige Niederlassungen müssen sich in der Rochlitzer Gegend sehr frühzeitig gebildet haben, wennschon sie hinsichtlich der Anzahl ihrer Hütten und Bewohner nur sehr dürftig gewesen sein können. Das, was diesen Siedlungen den Ortscharakter verlieh, war die allmähliche Festlegung einer Ortsflur mit ungefährer Grenze.

Die Rochlitzer Gegend gehört in Sachsen zu denjenigen Strichen,

---

[1]) Das Wort Sorge (= zarche, Rand) findet sich in der Rochlitzer Gegend auch in den Ortsnamen Neusorge, Beisorge; letzterer Ausdruck bezieht sich auf eine Häusergruppe in Auerswalde. Über Neusorge und Auerswalde (Beisorge) ging die Grenze des alten Rochlitzer Gaues. Unter Sorge ist demnach bei diesen beiden Namen die Gaugrenze zu verstehen. Sonst gibt der Flurname (Neu-) Sorge regelmässig eine Liegenschaft auf der Grenze der Ortsflur an, z. B. in Rochlitz, Poppitz.

Digitized by Google

die auf beschränktem Raum die meisten Dörfer aufweisen, welch letztere infolgedessen zum guten Teil nur sehr klein sind und mitunter bloss 5—6 Güter mit etwa 200 Acker umfassen. Urkundlich genannte Siedlungen sind eingegangen, und ihre Liegenschaften sind zum Bereich andrer Ortschaften geschlagen worden, haben deren Flurbestand vergrössert. Besonders im Gebiet von Waldhufendörfern der Gegend weiss die mündliche Überlieferung von dort verschwundenen Niederlassungen (Angsdorf, Zschappach, Elzing, Haina, Wiedendorf) zu berichten, dabei wahrscheinlich an eine geschichtliche Tatsache anknüpfend. Der Verkehr in der Rochlitzer Gegend dürfte zu prähistorischer Zeit ein reger gewesen sein, wie nicht nur die Funde, sondern auch der Umstand andeutet, dass zahlreiche einheimische, eigenartige Steinarten, wie der Rochlitzer Porphyrtuff, der Garbenschiefer, der Gnandsteiner „Bandjaspis" usw. durch die gesamte Pflege vertrieben und hier verarbeitet wurden. Dieses Verkehrsleben einer ansässigen Bevölkerung und der Ackerbau musste bald dazu führen, Einzelpersonen, Familien oder Genossenschaften Landbesitz zu sichern und durch Grenzen festzulegen. Ackerbau ohne letztere ist wohl kaum denkbar; wenn Feldwirtschaft bereits etwa ein Jahrtausend vor Christus in der Rochlitzer Gegend betrieben wurde, so ist es doch wohl ziemlich wahrscheinlich, dass man hier auf die Grenzangelegenheiten schon in prähistorischer Zeit das Augenmerk allmählich richten musste, und sicher spielte dann die Ortsmark eine grosse Rolle bei den Wenden, aus deren Sprache wir sogar das Wort Grenze, das in der Rochlitzer Gegend in der Form Grinke oder Gränke noch heute Markliegenschaften verschiedener Dörfer (Zöllnitz—Seebitzschen; Göppersdorf—Bernsdorf—Beedeln) bezeichnet, herübergenommen haben. Die später in unsre Pflege einwandernden Deutschen haben hier m. E. wahrscheinlich gar keine Urgründung von Ortschaften vorgenommen, weil sie die im grossen und ganzen festgelegten Ortsfluren bereits vorfanden. Durch die Kolonisten wurde wohl nur die Bevölkerung der Ortschaft verstärkt, der Ackerbau verallgemeinert und gehoben, vielleicht wurden auch einzelne Walddörfer, die sich bis dahin in der Hauptsache vom verschiedenfachen Ertrag der Forsten genährt hatten, in ackerbautreibende umgewandelt, wobei die Gruppe der Dorfhäuser nach einem bestimmten Plan angelegt und die vorhandene Flur tunlichst gleichmässig geteilt werden mochte. Gebiete von Waldhufendörfern waren sicher auch von Wenden besiedelt; denn in der Rochlitzer Gegend liegen derartige Ortschaften meist da, wo besserer Boden ist, und wo die Feldwirtschaft wegen der grösseren Ebenheit der Fluren sich leichter gestalten musste. Es wäre doch gar nicht zu begreifen, weshalb die ackerbautreibenden Slawen der Pflege sich besonders gerade die für ihre Arbeit ungünstigen Dorfgebiete sollten ausgesucht haben. Die einwandernden Deutschen nahmen hier wohl hauptsächlich die besseren Ortsbezirke für sich in Anspruch und führten in letzteren besonders deutsches Leben, somit vielleicht eine neue Flurteilung ein.

Bei den Römern waren die Grenzangelegenheiten schon sehr frühzeitig geregelt, bereits Jahrhunderte vor Christus. Dem König Numa schreibt man die Errichtung der religiösen mit Opfern verbundenen Grenzfeste, der Terminalien zu, die zu Ehren des Deus terminus, dem alle Grenzsteine geheiligt waren, im Februar abgehalten wurden. Fest-

Digitized by Google

gelegte Grenzen müssen vor ihrer Verwischung bewahrt werden, müssen von Zeit zu Zeit nachgeprüft, besichtigt werden. Vor allem muss darauf hingewirkt werden, dass alle Ortsinsassen, zumal die heranwachsende Jugend, den Verlauf der Grenzen kennen. Als in Rochlitz 1709 die Ortsflurgrenze durch eine Kommission revidiert wurde, beteiligten sich ausser der letzteren zahlreiche Beamte, die 16 Landsaupen, Bürger und „eine ziemliche Menge Kinder, welche mit Fleiss zu einem so denckwürdigen Actu aus den Schulen herbeygeholet worden," an der Handlung[1]). Nach der damaligen Ratsrechnung bekamen die Schulknaben „bey Beziehung derer Weichbilder" Geld. 1711 hatten Kurrentschüler den Feldmesser auf der Grenze zu begleiten. Als 1524 die Flurgrenze des Dorfes Seelitz bei Rochlitz neu reguliert wurde, umritt die Kommission nach dem Rochlitzer Amtsbuch die Grenze. Nach dem Erbbuch des Rochlitzer Amtes um 1600 hatten die Amtsuntertanen die Pflicht, ihre Berainungen jedes Jahr einmal mit den Nachbarn zu umgehen. Meines Erachtens dürfte auch die Rochlitzer Urbevölkerung eigne Flurumzüge, Grenzzusammenkünfte abgehalten haben und höchstwahrscheinlich verband sie mit dem Begriff der Mark besondere religiöse Anschauungen. Darauf deutet manches hin. Für die Rochlitzer Gegend ist bemerkenswert, dass die Ortssagen[2]) allerhand gespenstische, meist hauptlose Unwesen, wie Pferde, Kälber, Hunde, Reiter, Männer, weisse Frauen, Feuergestalten u. a. regelmässig lediglich im Grenzgebiet der Dorfflur umgehen lassen, z. B. bei einer Brücke, einer Mühle, einem Bauerngut, im Grenzholz, bei einem Teich, einer Grube, in einem Hohlweg und dergl. Der Kreuzweg spielt in der Rochlitzer Gegend keine Rolle als Spukstelle. Diese Ortssagen entstammen doch wohl prähistorischer Zeit, denn solche Fabelwesen lassen sich schwerlich genügend nur aus christlicher Vorstellung erklären. Wenn mitunter in der Gegend ein derartiges Unwesen nicht bei einer heutigen Ortsmark, sondern an andrer Stelle erscheinen soll, so ist dies regelmässig da der Fall, wo eine Siedlung der Sage oder der archivalischen Quelle nach eingegangen ist, wo Ortschaften zusammengefallen sind. Die einschlägige prähistorische Forschung muss Hand in Hand gehen mit einer gründlichen Untersuchung der Ortsgeschichte. In Erlau liegt das Spukgebiet mitten im Dorf, an der weissen Brücke am Fuss des Steinberges. Von der Brücke geht ein Weg nach dem letzteren, wo ein Steinspangebiet ist. Zweifellos ist dieser Weg ursprünglich Grenze gewesen, und zwar zwischen zwei Dörfern, die nunmehr Erlau bilden. Aus amtlichen Quellen konnte ich nicht entnehmen, dass Erlau aus zwei Ortschaften

---

[1]) HEINEs Chronik, S. 399.

[2]) Bei den Aufzeichnungen über Ortssagen sind gründliche Nachforschungen darüber anzustellen, ob gewisse Flurstellen bei den Einheimischen stark in Verruf stehen, ob Erzählungen von umgehenden Reitern, Kälbern u. a., die an einer gewissen Stelle erscheinen sollen, wirkliche Sagen und als solche allgemeiner bekannt sind oder waren, oder ob sie lediglich Mitteilungen einer abergläubischen, hinsichtlich der Wahrheitsliebe fragwürdigen Person bilden. Viele „Sagen" in Sagensammlungen sind sicher keine. Zur gründlichen Durchforschung des Sagenstoffes einer Gegend gehören für den einheimischen Sagenforscher m. E. Jahrzehnte. Vergl. meinen Aufsatz in der Leipziger Zeitung, Wissenschaftl. Beilage, 1904, Nr. 64: Über sächsische Sagenforschung.

Digitized by Google

gebildet worden wäre. Doch sagt die alte „Kirchengalerie" (Lief. 6, S. 22): „Die Einwohner des Dorfes sind in zwei Gemeinden, die obere und niedere, getheilt", und noch heute spricht der Volksmund von Ober- und Nieder-Erlau. Diese Namen müssen ursprünglich zwei selbständige Dörfer bezeichnet haben; die an Erlau angrenzenden Ober- und Nieder-Crossen, Ober- und Nieder-Thalheim bilden noch heute vier Ortschaften. Sehr oft liegt das Steinspangebiet da, wo sich nach allgemeinerer Sage der angedeutete Spuk vollziehen soll, und mehrfach verdanke ich die schnelle Auffindung des Massenfundgebietes nur meiner Sagenkenntnis. Eine sehr verrufene Sagenstelle ist in städtischem Grenzgebiet z. B. die Strasse bei der Libbe, bei Kinz' Brücke, wo u. a. besonders der Libbhund umgehen soll. Diese Stelle liegt zwischen drei Steinspangebieten: Brandsäule (Acker an der Abdeckerei), Schieferberg und Ziegenrücken am Lisjenloch. In der Nähe des Steinspangebiets auf der Wälsche bei der Brille geht auf dem Lachtweg das Brillenmännchen um, beim Steinspangebiet an der Kolkauer Ludsche (Grenze) soll der Ludschenmann erscheinen usw. Was unter den spukenden Gestalten ursprünglich zu verstehen ist, warum sie meist ohne Kopf erscheinen sollen, ob sie als rein mythische Wesen aufzufassen sind, oder ob zu ihrer Erklärung das Zusammenfliessen verschiedener religiöser Vorstellungen vorausgesetzt werden möchte, wird sich wohl kaum je sicher ausmachen lassen. Wenn viele Fabelwesen als kopflos erscheinen sollen, so liesse sich denken, dass diese Sagen an Enthauptungen anknüpfen. In prähistorischer Zeit opferte man Menschen und Tiere. Die Todesstrafe der Vorzeit kann zum guten Teil als Sühnopfer für die beleidigten Gottheiten angesehen werden. Enthauptungen haben in Sachsen ehemals sicher nicht selten auf Grenzen stattgefunden. Nach Ausweis alter sächsischer Karten hatte in manchen Gegenden des Landes fast jeder Ort, jedes Dorf, eine eigene Gerichtsstätte — und zwar auf der Flurmark. Von der Rochlitzer Pflege hat sich eine solche Karte leider nicht erhalten. Nachweislich lagen aber die Gerichtsstätten der Stadt Rochlitz draussen auf der Ortsflurgrenze, nämlich auf der Kuppe des Galgenberges (Grenze mit Gröblitz) und auf dem Brandsäulenacker (Grenze mit Seelitz); beide Stellen enthalten Massenfunde prähistorischer Artefakte, auf welche Eigentümlichkeit ich schon in meinem Aufsatz „Topographisches vom alten Rochlitz" (Neues Archiv für sächs. Geschichte Bd. XXVIII, H. 3, 4, S. 299) hingewiesen habe. Die Sitte, die Gerichtsstätten auf die Ortsmark zu verlegen, knüpft wahrscheinlich an prähistorische Verhältnisse oder Vorstellungen an.

Auch der Umstand, dass in der Rochlitzer Gegend in der Urzeit gern in jenen Gebieten bestattet wurde, wo heutzutage die Ortsscheide verläuft, dürfte mit einer religiösen, auf die Grenze bezüglichen Anschauung zusammenhängen; lag letztere vor, so trug ihr Vorhandensein sicher mit zum Rechtsschutz, zur Sicherung der Mark bei. Die in Rede stehenden Steinspangebiete, die wohl kaum jemals sicher erklärt werden können, halte ich i. a. für Stellen, welche bei Flurumzügen Sammelpunkte bildeten, wo Grenzzusammenkünfte stattfanden, die zum guten Teil den Anstrich von Kulthandlungen haben mochten. Wie wir durch Nachrichten aus der Zeit der ältesten germanischen Mission und der mittelalterlichen Kirchenzucht wissen, nahm die Bevölkerung jedes Jahr

Digitized by Google

Flurumzüge unter Ausübung von allerhand heidnischen Bräuchen vor [1]). Spiele, Mahlzeiten, Opferungen, Pferderennen, das Tragen eines heidnischen Bildes durch die Fluren usw. bildeten dabei wichtige Einzelheiten, die wiederholt von der Geistlichkeit verboten oder christianisiert wurden. Die heidnischen Flurumzüge konnten nicht unterdrückt werden, sie lebten weiter unter kirchlicher Verbrämung, zum guten Teil bis in die neue Zeit. Bei den christlichen Flurumzügen führte man nicht selten Opfertiere mit, die am Schluss der Feier geschlachtet und verschmaust wurden. Reste vom Festmahl, wie Knochen, Asche, Kohle, Scherben vergrub man in die Erde oder legte sie in Ställe, um das Glück zu fesseln, Fruchtbarkeit zu erzielen. In der Rochlitzer Gegend findet man öfters in Äckern einige prähistorische Scherben, die zu ganz verschiedenen Gefässen gehören, zusammen in die Erde versenkt, mitunter bis zu Metertiefe. Diese Trümmer könnten wohl Überreste von den Schmausereien der Flurfeiern darstellen; auch versenkte Asche ohne jegliche Beigaben habe ich angetroffen, z. B. in Weiditz, in Rochlitz. Man beschenkte offenbar die Erde oder die Felddämonen. Reste dieser Opfersitten bilden die in der Rochlitzer Gegend noch oft anzutreffenden „Scheunen", d. h. die bei der Ernte stehengelassenen und mit Blumen zusammengebundenen Ährenbüschel auf dem Ackerrand, ferner die Münzen, die bäuerliche Wöchnerinnen in die Plumpe werfen usw. Das reinigende Feuer spielte bei dem auf die Flur bezüglichen Kult eine grosse Rolle, z. B. jenes Feuer, das als „Hagelfeuer" zur Abwehr der Wetterdämonen angebrannt wurde, aber auch das Johannisfeuer usw.[2]).

Wenn man die Steinspangebäude als Stätten ansieht, die bei Flurumzügen und bei alten, in religiöser Vorstellung wurzelnden Grenzbräuchen eine wichtige Rolle gespielt haben, so liesse sich vielleicht manche auffällige Eigenheit dieser Stellen ohne Schwierigkeit erklären. Zweifellos haben dort in der Urzeit Feuer gebrannt, wie die geglühten Artefakte und Steinabfälle beweisen. Diese Feuer haben aber sonst im freien Feld keine Spuren hinterlassen, denn man findet hier keine Brandstellen. Die Asche ist demnach wohl im Winde verweht, vielleicht ist sie auch z. T. mit weggenommen, um an anderen Stellen wegen ihrer vermeintlichen Zauberkraft niedergelegt zu werden. Die Steinspäne mögen in der Hauptsache zum Zerkleinern des Fleisches gedient haben. Mit jedem Span konnte man schwerlich schneiden, denn viele Späne greifen nicht. Deshalb mussten wohl oft auch kleinere Späne abgeschlagen werden, um geeignete schneidende grosse zu erzielen. Zum Zerlegen des Leders, des Felles diente m. E. zum guten Teil mit jenes rundliche Werkzeug, das man in der Literatur gewöhnlich als Schaber hingestellt, das aber wohl auch der prähistorische Vorläufer des eisernen

---

[1]) Eine reichhaltige Zusammenstellung von derartigen Flurbräuchen mit chronistischen Belegen aus verschiedenen Zeiten gibt z. B. Gehmlich in dem Aufsatz „Flurprocessionen". (Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage, 1897, Nr. 70).

[2]) Einen eignen Brauch berichtet Sachsengrün, S. 202, vom Dorf Schweina in Thüringen. Dort zog man noch im 19. Jahrhundert am heiligen Abend nach dem Antoniusberg, errichtete hier aus Feldsteinen eine etwa 10 Fuss hohe Pyramide, das sogenannte „Steinhäuschen", brannte Besen an und sang kirchliche Lieder. Das Einreissen des Steinhaufens beendete die Feier.

Digitized by Google

„Halbmondes" ist, dessen sich noch jetzt manche Lederarbeiter, z. B. Sattler, zum Beschneiden des Leders bedienen. Der steinerne „Schaber" kommt auf den Steinspangebieten öfters vor. Dass man auf letzteren häufig Späne, mitunter auch Beilchen, in das Feuer warf und dadurch zum weiteren Gebrauch untauglich machte, könnte dadurch erklärt werden, dass Gegenstände, die bei einer Kulthandlung gedient hatten, der absichtlichen Vernichtung anheimfielen. Aus demselben Grund wurden vielleicht andere Gegenstände, wie grössere Beile, zerbrochen. Auffällig sind auf den Steinspangebieten die mitunter auftretenden Miniaturbeilchen. Man nimmt zuweilen an, dass derartige Gegenstände Kinderspielzeug gewesen sind, eine Ansicht, die für manche Fälle sicher ihre Berechtigung hat. Auf den Rochlitzer Steinspangebieten bestehen aber diese winzigen Beile ganz gewöhnlich aus Feuerstein, d. h. aus dem Material, das sonst in der Gegend kaum zum alltäglichen Handwerksgerät Verwendung fand. Weshalb sollte man gerade dieses Gestein zu Kinderspielzeug verwenden? Ich halte diese Beilchen für Votivsachen. MONTELIUS vertritt aus wichtigen Gründen die Ansicht, dass das Beil als Symbol der Sonne gegolten habe, eine Annahme, die auch andere Forscher jetzt zu der ihrigen [1]) gemacht zu haben scheinen. Ist diese Auffassung von MONTELIUS richtig, dann liesse sich auch erklären, weshalb man in der Rochlitzer Gegend solche Votivsachen gern aus Feuerstein herstellte: Der geschliffene Feuerstein glänzt am meisten von allen sonst zu Beilen verwendeten Steinarten. Als Votivgegenstände halte ich besonders auch die mitunter auf den Steinspangebieten nachweisbaren Beile, die aus Stein, z. B. weichem Schiefer, hergestellt sind, dessen Natur der Verwendung des Gerätes zum Hauen oder Schneiden geradezu zuwiderläuft.

Für die Deutung der Steinspangebiete dürften ferner Flurnamen mit zu berücksichtigen sein. Viele derartige Massenfundstellen befinden sich in der Rochlitzer Gegend auf Liegenschaften, deren Namen mit dem Wort „Stein" gebildet sind: Steinläde, Steinacker, Steinberg usw. Man sollte erwarten, dass derartige Gebiete steinicht wären und darnach benannt wären. Merkwürdigerweise erweisen sich aber diese Flurstücke gar nicht als besonders steinig, oder wenigstens nicht als steinreicher als zahlreiche andere Stellen der Ortsflur; viele der „Stein"liegenschaften haben sogar guten Boden. Diese Namen können also schwerlich i. a. auf die Bodenbeschaffenheit Bezug haben, umsomehr, da sie gewöhnlich schon üblich waren, bevor auf den betreffenden Stellen Ackerbau getrieben wurde. Die „Stein"liegenschaften der Rochlitzer Gegend liegen oder lagen regelmässig im Grenzgebiet der Ortsflur, z. B. die Steinläde zu Zschauitz, der Steinberg in Carsdorf, in Weiditz usw. Liegt eine solche „Stein"flur heute nicht im Grenzgebiet, wie z. B. der Steinberg in Erlau, so haben dort wohl regelmässig Grenzveränderungen stattgefunden. In Dölitzsch liegt der Steinacker nach der Narsdorfer Grenze zu, aber doch ziemlich weit von letzterer ab. In Narsdorf erzählt man sich, es habe dort in der Nähe der Dölitzscher Grenze ehemals ein Dorf „Wiedendorf" bestanden, und Dölitzsch selbst nennt eine Flur dort „wüste Äcker". Möglicherweise leiten diese Liegenschaften

[1]) Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Bd. II, S. 284.

Digitized by Google

ihre Bezeichnung z. T. von einem Steinhaufen oder Block her, der ehemals hier lag oder stand und als Grenz- oder Versammlungszeichen diente [1]). Mitunter befinden sich Blöcke noch jetzt auf Steinspangebieten, z. B. in Doberenz, z. T. sind sie entfernt worden, wie auf dem Steinspangebiet des Bieserner Borstelberges. Von letzterem sagen die „Acta, die Bereingung der Hospitalgüther betreff., 1791" (Rochl. Ratsarchiv), dass dort u. a. eine „Feldwaacke" vorhanden sei, die von den Grenznachbarn als „ein Grenzmahl" angesehen werde. Auf dem „Steingewende" zu Grossstorkwitz bei Pegau, soll ein Monolith gestanden haben, der mit eigenartigen Zeichnungen (Drachen, Reitern) bedeckt ist; dieser merkwürdige Stein, der sich jetzt im Museum des Kgl. sächsischen Altertumsvereins zu Dresden befindet, hat in der prähistorischen oder frühdeutschen Literatur noch nicht die Beachtung gefunden, die er meines Erachtens verdient. Er wurde vom Volk Malkstein genannt; da der Laut r oft in l übergeht, so ist gar nicht unwahrscheinlich, dass der Block ursprünglich Markstein hiess.

Als Grenzzeichen dienten früher auch oft aus Erde aufgeschüttete Hügel, die noch jetzt hier und da in Deutschland vorkommen. Einen solchen Hügel aus prähistorischer Zeit entdeckte ich in der Rochlitzer Gegend zu Nosswitz auf einer Markflur, der Welsche. Er liegt im Saum eines Holzes, an das sich ein Feld mit Steinspänen anschliesst, und wahrscheinlich erstreckt sich dieses Spangebiet in das Gehölz selbst hinein, um den Hügel herum. Letzterer enthielt nur Steinspäne, ein Stückchen Steinaxt, einige Kohlenbrocken und einige Knochenreste, Scherben, aber keinen geschichtlichen Artefakt. Diese Gegenstände erinnern lebhaft an die „Zeugen" (Steine, Scherben, Kohlen), die man unter Grenzsteine legt, und es wäre deshalb recht wohl denkbar, dass die Verwendung der „Zeugen" auf vorgeschichtliche Gepflogenheiten zurückginge. Solche prähistorische Grenzhügel, wie sie der auf der Nosswitzer Welsche m. E. darstellt, mag es auch in anderen Gegenden geben, und vielleicht ist manches urgeschichtliche Hügeldenkmal, das man in der Literatur als zerstörtes Hügelgrab hingestellt hat, weil es keine Urnen, sondern nur Scherben u. a. enthielt, nichts weiter als ein Grenzzeichen gewesen. Den Brauch der Grenzhügel (Kopitzen) [2]) kannten auch die Slawen. Diese Denkmäler spielten ehemals bei den Flurumzügen sicher eine besondere Rolle, wie wir aus noch bestehenden Dorfsitten erkennen können. In der Wittenberger Gegend findet alle zehn Jahre zwischen den Dörfern Bergholz und Grabo mit Musikbegleitung das sogenannte „Grenzeziehen" statt, wobei man die Grenzhügel revidiert. Jeder Hügel wird mit dem Spaten aufgegraben, dann mit der Schippe geglättet, und zwar hat jede Gemeinde die ihrer Grenze entgegengesetzte Seite aufzufrischen. Dabei wird getrunken. Befindet sich

---

[1]) Bei den Wenden bereits hiess zuweilen ein Grenzberg Camenahgora, Steinberg. In der Oberlausitzer Grenzurkunde von 1228 (Cod. dipl. Sax. reg. II, 2, 385), wird die Grenze u. a. auch über einen Camenahgora geführt. Letzterer ist nach A. MEICHE der jetzige Steinberg bei Niederneukirch. (Vergl. N. Archiv für sächs. Geschichte, Bd. XXI, S. 208).

[2]) Vergl. z. B. Schlesisch-polnische Grenzfehden. Beilage zum 56. Jahresbericht des K. Gymnasiums zu Rawitsch, 1909, S. 17.

Digitized by Google

ein neuer Besitzer im Zug, so wird er auf den ersten und letzten Haufen gesetzt. Schmaus und Tanz beendigt die Feier im Gasthof, früher wohl im Freien [1]).

Auffällig dürfte sein, dass in der Rochlitzer Gegend jeder sogenannte „Ziegenrücken" ein Steinspangebiet enthält, so z. B. in Gröblitz, Lastau, Seitenhain usw. Ob dieser Name mit den Steinspangebieten zusammenhängt, lässt sich natürlich nicht nachweisen. Von ihrer Form können die Ziegenrücken-Fluren schlechterdings ihren Namen nicht haben, wohl aber wäre es schliesslich nicht undenkbar, dass der Ausdruck „Ziegenrücken" durch Volksetymologie entstanden ist [2]).

Steinspäne enthalten auch die Wallanlagen der Rochlitzer Gegend, und da diese Bauten ebenfalls regelmässig im Grenzgebiet der Ortsflur auftreten, so scheinen sie hier einen ähnlichen, vielleicht denselben Zweck gehabt zu haben wie die Steinspangebiete. Über die Bedeutung der prähistorischen Wälle ist viel geschrieben worden. Meines Erachtens ist es schwerlich angängig, alle Wälle nur als zu dem gleichen Zweck errichtet anzusehen, in dieser Angelegenheit zu verallgemeinern. Jeder Wall muss für sich einzeln untersucht und gedeutet werden. Die Wallanlagen der Rochlitzer Gegend können aus verschiedenen Gründen schwerlich als Verteidigungsstätten oder als Siedlungsstellen gedient haben. Hätte man Verteidigungswerke schaffen wollen, so wären oft andere Kuppen in der Nähe viel geeigneter gewesen. Die Wälle sind zum guten Teil sehr klein und auffällig arm an Scherben, Knochen, manche enthalten derartige Dinge gar nicht; eine Brandstelle lässt sich darin nur ausnahmsweise entdecken, und nie konnte ich hier eine Waffe finden, obgleich ich in allen diesen Wällen, z. T. mit Arbeitern, viel gegraben habe; in verschiedenen derselben gewähren überdies angelegte Felder einen gründlichen Einblick in das Bodeninnere, das aber ausser einigen wendischen und frühdeutschen Scherben, sowie geschlagenen Feuersteinen so gut wie nichts ergibt, z. B. in Fischheim, Köttern. Mitunter steht ein Wall geradezu in einem Steinspangebiet, wie z. B. in Biesern, Grenze mit Steudten. Ich vermute, dass wenigstens die meisten Wälle der Rochlitzer Gegend, die im allgemeinen sehr niedrig, mitunter kaum 1 m hoch sind, in erster Linie zum Abhalten von Grenzversammlungen, Gerichtshandlungen u. a., gedient haben; nebenbei hätten sie noch in Kriegsgefahr zum Schutz, zur Bergung des Viehes usw. benutzt werden können. In der älteren geschichtlichen Zeit wurden unsre Gotteshäuser der Gegend, die doch die vornehmsten Kultstätten bilden, augenscheinlich zugleich mit für den Kriegsfall berechnet, wie die

---

[1]) Nach Zeitungsberichten, Juni 1906.

[2]) Der Ausdruck „Ziegenrücken" erinnert etwas an das „Bockshorn" im Grenzgebiet des alten Reichsstifts Quedlinburg. Nach dem Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg war die Bockshornschanze ein vorgeschichtliches Hügeldenkmal, das bis um 1820 zum Abbrennen der Osterfeuer benutzt wurde, obwohl eine Polizeiordnung zwischen 1617–24 bereits das „sündhafte Bockshornbrennen" verboten hatte. Der betreffende Brauch bestand darin, dass Haufen von Pferde- und anderen Knochen errichtet und durch Teertonnen in Brand gesetzt wurden. Nachgrabungen führten dort zur Aufdeckung eines aus behauenen Steinen hergestellten, 1 m Höhe und 1,5 m Breite fassenden Denkmals, ferner einer Pyramide von aufeinandergelegten Kieselsteinen, in deren Nähe Urnen, Knochen von Menschen usw. gefunden wurden.

Digitized by Google

romanischen Schiessschartenfenster, sowie die gelegentliche Befestigung durch Verteidigungsmauern und Bastionen einer Kirche, z. B. derjenigen zu Geithain, erkennen lassen. Eine Kultstätte konnte also unter besonderen Umständen eine weltliche Bedeutung erlangen.

Fasst man die Steinspangebiete als Stellen von uralten Flur- und Grenzzusammenkünften, die mit Schmausereien oder Opferungen verbunden waren, auf, so liesse sich auch vielleicht der Umstand erklären, dass sie sehr arm an prähistorischen, reicher an wendischen, am ergiebigsten an frühdeutschen Scherben sind. In den ältesten Zeiten ass oder opferte man wahrscheinlich, zumal in Walddörfern, vorwiegend Fleisch, das roh verzehrt oder nur über dem Feuer geschmort wurde. Dazu brauchte man kein Geschirr. In späteren Tagen, als der Ackerbau immer mehr Eingang fand und vervollkommnet wurde, verzehrte man möglicherweise bei diesen Feierlichkeiten mehr Gerichte, die den Erzeugnissen der Feldwirtschaft zu verdanken waren und die in Gefässen zubereitet werden mussten. Unter den frühdeutschen Scherben auf den Steinspangebieten der Grenze findet man auch solche mit dem Radkreuz, das in der Rochlitzer Gegend nur auf frühdeutschen Gefässen vorzukommen scheint. Das Rad auf urgeschichtlichen Gefässen ist wohl als Sonnenbild, also als Kultzeichen, aufzufassen[1]); in christlicher Zeit deutete man aber augenscheinlich das alte Radzeichen allmählich zum benimbten christlichen Kreuz um, wie gelegentliche Zeichnungen andeuten. Kommen Scherben mit solchen Kultzeichen auf den Böden von Gefässen, die niemals Spuren einer alltäglichen Abnutzung zeigen, auf den Steinspangebieten der Grenze und in Wällen vor, so widerspricht dies nicht der Ansicht, dass diese Stellen in der Hauptsache der Ausübung von Flur- und Grenzkult gedient haben. Der Kult liebt archaistische Formen, und wahrscheinlich ist durch ihn die Benutzung des Feuersteins zum Schneiden bis in verhältnismässig späte Zeit fortgeführt worden, auch in deutschen Gegenden. Damit erklärt sich vielleicht z. T. mit das Vorhandensein der zahlreichen Späne in Gemeinschaft von jüngeren Scherben auf den Steinspangebieten. Livius lässt Hannibal 218 vor Christus mit Silex opfern[2]). Nach PREUSKER verwendeten sächsische Bauern Steinbeile noch im 19. Jahrhundert zu sympathetischen Kuren von Pferdekrankheiten.

Die prähistorische Wissenschaft hat m. E. die Pflicht, sich auch mit dem Flurkult der altheidnischen Urbevölkerung und dessen Überresten eingehend zu beschäftigen, sowie die Grenzfrage zu erörtern; derartige Untersuchungen sind von grösster Wichtigkeit für geschichtliche Arbeiten über das Entstehen unserer Ortschaften und der Festsetzung ihrer Flurbezirke.

Wenn ich für die spätere prähistorische Zeit bereits Dörfer in der Rochlitzer Gegend annehme, so glaube ich mich damit kaum in einen Widerspruch zu der Annahme zu setzen, die Germanen hätten keine Dörfer gehabt. Man kann den Begriff Dorf und Ort sehr verschiedenfach verstehen und meist denkt man sich doch wohl unter demselben

---

[1]) MONTELIUS, das Sonnenrad und das christliche Kreuz. Mannus, Bd. I.
[2]) Vergl. auch Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Bd. II, S. 285.

Digitized by Google

eine grössere Gruppe von zusammengehörigen Häusern oder Gütern, nicht aber die zugehörige Ortsflur. Die Besiedlung innerhalb der letzteren war in prähistorischer Zeit sicher so schwach, dass grössere Gebäudegruppen kaum vorkommen konnten. Wenn trotz der deutschen Einwanderung, trotz der bedeutenden Bevölkerungszunahme, trotz des mitunter vorkommenden Zusammenfliessens von mehreren Siedlungen zu einem Ort in der Rochlitzer Gegend jetzt alte sogenannte wendische Dörfer mitunter nur 5—6, gewöhnlich nicht mehr als 7—9 Güter enthalten, so müssen doch diese Ortschaften schon in der Wendenzeit sehr dürftig gewesen sein. Wie viel mehr mag dies in noch früherer Zeit gewesen sein! Die wenigen Acker und Wiesen dürften damals als so geringfügig erschienen sein, dass sie inmitten der starken Waldbestände kaum zur Geltung kommen konnten. Auf einer Dorfflur lebten ursprünglich wohl nur wenige einzelne Familien, vielleicht zuweilen lediglich eine Sippe, d. h. ein solches Dorf wies Besitzverhältnisse etwa wie ein späteres Rittergut auf, das in der Hand einer Familie ruht, obgleich die zugehörige Flur ebenso gross, mitunter noch bedeutender als diejenige eines mässigen Ortsgebiets ist. Dass einem Römer, der unter einem Ort eine grössere augenfällige Gruppe von Gebäuden mit anstossenden Äckern verstand, ein derartiges dürftiges Dorf der Rochlitzer Gegend nicht als solcher erschienen wäre, dürfte wohl ziemlich sicher sein. Die Siedlungen im Waldland erforderten viel Rodearbeit, um die Stätte für die Hütten, geeignete Wege und einige Felder, die zuerst wohl regelmässig in der Nähe der Wohnungen entstanden, anzulegen. Sollte diese Arbeit nicht in Frage gestellt werden, so musste man die Wohnungen, falls sie einmal vernichtet worden waren, wieder an ihrer Stelle aufbauen. Vermehrte sich die Bevölkerung einer Ortsflur im Laufe der Jahrhunderte, so werden sich doch wohl neue Gemeindeglieder die vorliegenden Verhältnisse zu nutze gemacht haben, d. h. sie werden sich tunlichst in der Nähe der schon vorhandenen Hütten und bebauten Flächen niedergelassen haben, schon deshalb, um die alten Wege möglichst mit ausnützen zu dürfen. Ich vermute deshalb, dass im grossen und ganzen sich unsere heutigen Dorfgehöfte allmählich im Laufe der Jahrhunderte dort entwickelt haben, wo schon in urgeschichtlicher Zeit Anwesen standen. Innerhalb vieler Ortschaften der Rochlitzer Gegend hat man neuerdings bei Bau- und Gartenarbeiten, in Höfen und Gärten, einzelne Steinbeile, Steinspäne und dergl. gefunden, z. B. in Geithain, Geringswalde, Seupahn, Weissbach, Wickershain usw., wie dies auch in anderen Gegenden der Fall ist, z. B. in Pegau. Um die Ortshäuser herum, in nächster Nähe, trifft man auf den Fluren aber ganz gewöhnlich wendische und frühdeutsche Scherben. Wenn auf der Stelle der Ortshäuser die prähistorischen Artefakte nicht mehr als Massenfunde nachgewiesen werden können, so dürfte dies in erster Linie daran liegen, dass durch Ausschachtung unter den Gebäuden, durch deren numerische Zunahme, durch das Auffüllen der Strassen, durch Meliorationen in den Gärten u. ä. die ursprünglichen Bodenverhältnisse innerhalb des Gebietes von Dorfgehöften so vollständig verändert worden sind, dass hier früher vorhandene Massenfunde verloren gehen mussten.

Dass keine Regel ohne Ausnahme ist, dass Ausnahmen erst die Regel bedingen, wird natürlich auch betrefis der Erklärungsversuche der

Digitized by Google

Entwicklung unserer Dörfer und der Bedeutung der Steinspangebiete zu berücksichtigen sein. Über die erste Festsetzung einer gesamten Ortsflur in der Rochlitzer Gegend geht aus den ältesten archivalischen Quellen nichts hervor; letztere behandeln nur gelegentliche Streitigkeiten über vereinzelte Grenzstriche, z. B. legt eine Urkunde von 1290 einen Grenzstreit zwischen den Dörfern Kralapp und Weiditz, die an der Mulde zusammenstossen, bei: „Duximus terminos praedictarum villarum Kralop et Widizc distinguendos antiquis tamen terminorum signis renovatis", und 1399 musste diese Grenze, wobei es sich um einen „wert, der da gelegin is in der Muldow czwuschin beiden dorfern" handelte, abermals erneuert werden [1]). Also vor 1290 gab es schon alte Grenzzeichen, sogar im Schwemmgebiet des Flusses.

Aus dem Umstand, dass gar keine archivalische Nachricht von der Urfestsetzung einer Ortsflur der Rochlitzer Pflege vorliegt, liesse sich auch schliessen, dass die Gesamtgrenzen schon vor den Deutschen im grossen und ganzen vorgezeichnet waren. Jedenfalls beweisen die zahlreichen Steinspangebiete, welche die Rochlitzer Gegend gleichmässig durchsetzen, in ihrer Eigenart ganz besonders mit, dass dieses ganze Gebiet schon in der Urzeit in den Händen einer ansässigen Bevölkerung war, und das die frühere Annahme, wonach die Rochlitzer Gegend vor der Wendenzeit einen menschenleeren Strich Sachsens gebildet habe, vollständig unberechtigt und unannehmbar erscheinen muss. Der Nachweis von Steinspangebieten ist für die Erforschung prähistorischer Verhältnisse sicher viel wichtiger als derjenige von Einzelfunden, und es dürfte geboten erscheinen, ersteren ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wahrscheinlich lassen sie sich auch in anderen Landstrichen oft genug noch auf alten Grenzen von Ortschaften auskundschaften, zumal in Gegenden, wo Siedlungen gar nicht oder wenig eingegangen sind. Die einschlägigen, umfassenden Felderuntersuchungen erfordern freilich Geduld, vieljährige Ausdauer. Etwaige anfängliche Misserfolge beim Nachspüren sollten die Langmut nicht erschöpfen; beruhen sie doch vielleicht nur auf einem Mangel an der nötigen Erfahrung, Übung, Ortskenntnis, mitunter wohl auch an Forscherglück.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Wir haben hier eben zwei schöne Privatsammlungen gesehen und in diesen Tagen von mehreren anderen gehört, die wahrscheinlich ebenso interessante Aufschlüsse geben könnten. Von diesen weiss die Wissenschaft aber gar nichts, und dass wir jene nun kennen, verdanken wir nur zufälligen Gelegenheiten. Das ist höchst bedauerlich, um so bedauerlicher, als sich die Zahl der öffentlichen vorgeschichtlichen Sammlungen bezw. Museen der Provinz Sachsen auf mindestens 25 beläuft. Soll dies Verhältnis erträglich werden, so kann es nur dadurch geschehen, dass jeder, der ausgräbt, in jedem Falle einen vernünftigen Bericht erstattet. Wer das nicht will, möge das Ausgraben und auch das Sammeln

[1]) Abgedruckt: SCHÖTTGEN & KREYSSIG, Diplomataria etc., II, 241, 272.

Digitized by Google

unterlassen und dem Boden nicht Altertümer entreissen, die in ihm besser geborgen sind, als in den meisten Privatsammlungen. Hat er sonst kein Organ für seine Berichte, so wird ihm der „Mannus" gern zur Verfügung stehen. Die Herren, die aus Liebhaberei „buddeln", sollten es sich doch auch gesagt sein lassen, dass Grabbeigaben geweihte Stücke und aus ganz anderen Gründen der Erde anvertraut sind, als dass die Epigonen sich ihrer wie beliebiger Raritäten bemächtigen und sie in ihren vier Wänden verstauen, in denen sie die wenigsten studieren und prüfen können. Sie sollten sich gesagt sein lassen, dass man die Ruhe einer Grabstätte, ebenso aber auch jeden anderen ehrwürdigen Platz nicht stören darf ohne höhere Gründe, und diese Gründe können auf unserem Gebiete nur streng wissenschaftliche sein. Nur genaue Berichte und eine allgemeine Benutzbarkeit der Funde vermögen solche Eingriffe zu sühnen.

Vorsteher des städt. Tiefbauamts A. GÜNTHER, Coblenz:

Die Bronzezeit im Neuwieder Becken.

(Kurzer Auszug) [1]).

Nach einer ungefähren Schilderung der Lage und der Entstehungsgeschichte des Neuwieder Beckens und seiner steinzeitlichen Besiedelungsperioden, von dem Paläolithikum in den Aurignacien-Stationen bei Kärlich, Metternich und Rhens, der Magdalénien-Station bei Andernach und den neolithischen Funden der Rössener, der Grossgartacher, der Spiral-Mäander, der Untergrombacher (mit den Festungen bei Urmitz und Mayen), der Schnur- und der Zonenbandkeramik kommt Vortragender zur Bronzezeit.

Er stellt fest, dass hier vorläufig, wie in Thüringen, noch eine Lücke in der älteren Bronzezeit vorliege, dass ihr Vorhandensein und Bestand aber ausser den von früher bekannten Vorkommnissen eines Flachbeils aus dem Rhein bei Neuwied und einer Radnadel bei Urmitz, durch ein schwarzes Gefäss aus Weissenturm-Andernach im Mainzer Museum und eine gelbe Kugelflasche mit kleinem breiten Henkel von Weissenturm-Urmitz im Bonner Museum und ein Flachbeil aus dem Walde bei Vallendar gesichert sei.

Um so besser, zahlreicher und fast an allen Orten des Beckens sei die jüngere Bronzezeit vertreten.

Die Gefässe sind von schönen, an Bronzevorbilder erinnernden Formen und sehr geschmackvoll durch eingeritzte Gurtlinien, über die Schulter herabfallenden feinen Linien- oder Strichbändern verziert. Besonders schöne Verzierungen weisen grosse Teller oder Schüsseln auf, durch palmettenartig über die Bodenfläche gebreitete Linienbündel, vom Rande ausgehende konzentrische Kreisabschnitte, schraffierte Dreieckornamente usw.

---

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Bronzezeit im Neuwieder Becken ist im „Mannus", Bd. 3, Heft 1/2, als Schlussteil der Abhandlung „Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens" erschienen.

Digitized by Google

Auffallend ist der Mangel an Waffen und Werkzeugen in Metall, spärlich auch die Beigaben an Schmuck. Doch sind Lappenbeile, geschweifte Messer und eine Form zur Herstellung schmaler lanzettförmiger Messer gefunden worden.

Meist handelt es sich bei den Fundstellen um Grabstätten; am Jägerhaus bei Mühlheim fanden sich Wohngruben und Grabstätten gemischt vor. Die Gräber sind Flachgräber ohne Steinsetzung, nur ausnahmsweise ist eine bankartige Umstellung oder eine Abdeckung der Urne mit Steinplatten festgestellt. Eine grosse Urne birgt die Leichenbrandreste und etwaige Beigaben, die von einer umgestülpten Schüssel überdeckt sind. Darüber befinden sich einige kleinere Gefässe und Schalen, das Ganze ist wiederum mit einer Schüssel überdeckt.

Die Bronzezeit führt mit sehr schönen zierlichen Gefässen, geschmückt mit kräftig eingeritzten, mitunter Farbeinlagen aufweisenden konzentrischen Kreisornamenten oder Winkelband, Stichmustern usw. zur Hallstattzeit über.

Vortragender erläutert an einigen Gefässen und Zeichnungen, sowie Messern und Nadeln seine Ausführungen. Er weist auf ein Tongefäss mit zylindrischem hohen Hals und zwei Bauchspitzen hin, das als Kinderflasche diente, und gibt zum Schluss eine Erklärung über die Herstellung der Tongefässe aus einzelnen über Formen gefertigten Teilen. Diese Herstellungsart habe sich bis in die fränkische Zeit erhalten.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER

dankt den Anwesenden für ihre rege Teilnahme an den Vorträgen und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass die nächste Tagung in Coblenz ebenso zahlreich besucht sein wird wie die diesjährige. Ferner dankt er dem Lokalausschuss für die Bemühungen, die er für die Veranstaltungen während der Tagung aufgewendet hat, und allen Vortragenden für die mannigfachen Anregungen, die sie den Teilnehmern gegeben haben, dann schliesst er die wissenschaftliche Sitzung.

* * *

Am Nachmittag fand ein Rundgang durch die Stadt Erfurt und eine Besichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten, vor allem des Doms, unter Führung von Gymnasial-Direktor Prof. Dr. BIEREYE und Stadtarchivar Dr. OVERMANN statt, ferner ein Besuch des städtischen Museums unter Führung von Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE.

Um 8 Uhr abends nahm der von der Stadt Erfurt veranstaltete Bierabend in der „Ressource" seinen Anfang. Nachdem Bürgermeister SCHMIDT die Teilnehmer der Tagung im Namen der Stadt begrüsst hatte, dankte der 1. Vorsitzende der Gesellschaft, Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, für die liebenswürdige Aufnahme und feierte Erfurt als Stätte der Wissenschaft und als Sitz gelehrter Vereinigungen, von denen sich verschiedene auch mit der Vorgeschichte beschäftigt hätten. Professor Dr. O. FLEISCHER-Berlin dankte darauf dem Vorstande der Gesellschaft für Vorgeschichte, dass er die Tagung so trefflich vorbereitet und ein so gutes Gelingen der 2. Hauptversammlung herbei-

Digitized by Google

geführt hätte. Von dem Verein zur Veranstaltung von Volksunterhaltungen wurden Szenen aus dem Thüringer Dorfleben — Die Spinnstube von A. Ludwig — nebst volkstümlichen Liedern zur Darstellung gebracht, die lebhaften Beifall fanden. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. BEZZENBERGER dankte den Darstellern für ihre Darbietungen und gab dem Wunsche Ausdruck, dass solche Spiele, die zur Belebung der volkstümlichen Überlieferung und zur Kräftigung der Heimatliebe von hohem Werte wären, eifrig gepflegt und von massgebender Stelle stets unterstützt werden möchten. Nachdem Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE die Damen gefeiert hatte, fand der Festabend, dessen angeregt heitere Stimmung noch durch den gemeinschaftlichen Gesang einiger von Geheimrat ZSCHIESCHE verfasster humorvoller „prähistorischer" Lieder erhöht wurde, gegen 12½ Uhr seinen Abschluss.

I.

Der Urbürger von Erfurt.

Mel.: Es kann ja nicht immer so bleiben etc.

Es legte in uralten Zeiten
Der Steinzeitmensch, jüngst ward es kund,
Am Petersberge und Steiger
:,: Zu unserer Stadt schon den Grund. :,:

Er baute am Ufergelände
Die Hütte von Flechtwerk und Lehm;
Die Bauart noch findet die Neuzeit
:,: Als Zinselwand warm und bequem. :,:

Noch waren die Messer und Meissel,
Pfeilspitzen und Äxte von Stein,
Doch formt er schon tönerne Becher,
:,: Nur fehlte drin leider der Wein. :,:

Schon mahlt' er auf steinerner Platte
Getreide und webte und spann,
Und briet in der glühenden Asche
:,: Sein Wildbret und Ochsenfleisch an. :,:

Zerschlug dann mit steinernem Hammer
Die Knochen und sog draus das Mark;
Das machte zum Kampf mit dem Bären
:,: Und Wisent ihn mutig und stark. :,:

Doch schwer war der Kampf um das Dasein,
Es fehlte im sehr das Metall.
Vergebens zermartert er's Hirn sich
:,: Im Schädel dolichocephal. :,:

Da bracht' eines Tages im Sommer
— Das gab mal ein grosses Geschrei —
Ein Handelsmann fern aus dem Süden
:,: Die schimmernde Bronze herbei. :,:

Man gab ihm dafür, was er wollte,
Wie hat da der Fremde gelacht,
Und hat den Bewohnern Ur-Erfurts
:,: Noch öfter die Bronze gebracht. :,:

Allmählich erschien dann das Eisen
Und trat seine Weltherrschaft an.
Jetzt hat die la Tène-Zeit begonnen,
:,: Rief fröhlich da jeglicher Mann. :,:

Nachdem man sich dann noch ein Weilchen
An römischen Dingen erfreut,
Kam echtes germanisches Wesen,
:,: Die merowingische Zeit. :,:

Doch war man noch immer befangen
Im Dunkel der heidnischen Nacht,
Noch wurden im Monte St. Petri
:,: Dem Donar die Feuer entfacht. :,:

Da kam ein Apostel gezogen,
Der heilige Mann Bonifaz:
Getauft müsst Ihr alle jetzt werden
:,: Ihr Erfurter, sprach er und tat's. :,:

Von da beginnt Erfurts Geschichte,
Die eignet sich nicht zum Gesang,
Er würde vielleicht auch, ich fürchte,
:,: Für heute ein wenig zu lang. :,:

Lasst dankbar des Urbürgers Minne
Uns trinken in urdeutschem Bier,
Denn hätt' er nicht Erfurt gegründet,
:,: Wir sässen heut' sicher nicht hier. :,:

Im Hockergrab unten vernimmt es
Der Vorfahr und denket erfreut:
Es gibt doch noch redliche Leute
:,: In dieser papierenen Zeit. :,:

Digitized by Google

II.

Der Beginn der Metallzeit.

Mel.: Ich weiss nicht was soll es bedeuten etc.

Am Berge St. Peters einst hauste
Ein Jüngling in steingrauer Zeit,
Der hatte sein Herze vertandelt
An eine blondlockige Maid.
Wo nordwärts steigt aus der Aue
Die Schwellenburg, ragte ihr Haus.
Sehnsüchtig schaute der Knabe
Vom Morgen bis Abend hinaus.

Einst trieb sie die Torfkuh zur Tränke,
Da hat er sich zu ihr gesellt,
Und hat mit klopfendem Herzen
Die übliche Frage gestellt.
Mein Lehmhaus, die Herden und Äcker,
Die Sklaven, mein Alles sei Dein —
Komm mit mir Du Liebste, Du Holde,
Umfange mich, sage nicht nein.

Dir bring ich den Halsschmuck von Zähnen,
Die Marmorringe schneeweiss,
Und Töpfe vom Rössener Typus,
Die schönsten, wie Jedermann weiss.

Von Bernstein seltene Perlen
Und Muscheln vom indischen Meer,
Gewänder blau wie der Himmel —
Als Königin gehst Du einher.

Den Blondkopf schüttelt sie trotzig,
Geh fort, ich ziehe nicht mit.
Vergebens fleht er und bietet
Ein Beil von grünem Nephrit.
Was zog er aus lodenem Wammse
Geschmeide wunderbar schön.
Hell glänzte das feurige Kupfer —
Das hatte noch niemand geseh'n.

Und als er den Hals ihr und Finger
Mit leuchtenden Ringen geschmückt,
Da senkte sie schämig das Köpfchen,
Da hat er sie an sich gedrückt.
Die Lippe gepresst auf die Lippe
Beseligt die Maid er umfing.
So hat die Metallzeit begonnen
Mit einem Verlobungsring!

III.

Der erste Rodler.

Mel.: Als die Römer frech geworden etc.

Als die Cimbern und Teutonen
Nicht mehr länger konnten wohnen
In der Heimat, die zu klein,
Sprachen sie, was kann da sein:
Auf zum warmen Süden.

Und mit Rossen und mit Rindern
Zog man los nebst Weib und Kindern.
Beide Könige voran,
Bojorix der tapf're Mann,
Teutobod der Riese.

Durch Germanien und durch Gallien
Ging es langsam nach Italien.
Da kam man von ungefähr
Auch den Römern in die Quer,
Die den Weg versperrten.

Missvergnügt sah von den Höhen
Bojorix das Lager stehen.
Stürm' ich, haut man kurz und klein
Von dem Wall die Schädel ein
Meinen tapfern Cimbern.

Da sprach einer von den Recken:
Majestät, die müss'n wir necken.
Auf den Schilden Mann für Mann,
Auf der schneebedeckten Bahn
Fahren wir zum Lager.

Bojorix hub an zu lachen:
Schwerenot, das woll'n wir machen,
Das gibt einen Heidenjux;
Kinder auf die Schilde flugs,
Haxen hoch und abi!

Und so sausten sie zu Tale
Tausende mit einem Male.
Furchtbar scholl ihr Barritus
Weithin wie ein Todesgruss
Den entsetzten Römern.

Bebend dachte im Gemüte
Catulus, du meine Güte,
Nie sah ich solch' üblen Scherz.
In die Hosen fiel das Herz
Manchem Centurionen.

Digitized by Google

Als er nun vorbeigefahren
An der Spitze seiner Scharen,
Höflich grüsste mit dem Helm
Grinsend Bojorix der Schelm,
Und zog wieder rückwärts.

Dass dies wirklich so gewesen,
Kann man bei Plutarchus lesen.
Er hat treulich aufbewahrt
Uns die erste Rodelfahrt
Uns'rer tapfern Ahnen.

Und zu Ehren der Geschichten
Sollt' ein Denkmal man errichten.
Stellet einen Menhir auf
An der Etsch und schreibt darauf:
Bojorix dem Rodler.

Mittwoch, den 3. August.

Ausflug nach Weimar, Ehringsdorf, Buchfart und Öttern.

Über 60 Herren brachte der Neunuhrzug nach Weimar, die sich zunächst die prähistorische Abteilung des aufstrebenden Städtischen Museums ansehen wollten. Die Gäste wurden am Bahnhof empfangen und durch die Stadt geleitet, wobei man rasch einen Blick warf auf das Grossherzogl. Museum, das Denkmal Karl Alexanders, des Wiedererbauers der Wartburg, auf Wielands Wohnhaus, das neue in seiner vornehmen Einfachheit wirklich feierlich stimmende Theater mit dem davor aufgebauten herrlichen Doppelstandbild der Dichterheroen, auf das bescheidene Heim Schillers und auf das stolze Wohnhaus des Dichter-Staatsministers Goethe. Hier, auf dem Frauenplan, beginnt nun schon das prähistorische Weimar, denn Goethes Haus, das Goethenationalmuseum, ist ja schon auf Tuffkalk gegründet, und ihm gegenüber fand man 1907 in den unterlagernden Kiesen einen Mammutmolaren; Goethes mineralogische Sammlung enthält mehrere Fundstücke von Elephas aus der Umgegend.

Der Weg führte dann weiter am Wielanddenkmal vorüber in das Städtische Museum, einem ehemaligen Schlosse in hübschem Park. Dort wurden die Teilnehmer des Ausfluges, zu denen sich noch einige Herren und Damen aus Weimar gesellt, vom Kustos der Anstalt begrüsst, nachdem ihnen als ganz bescheidene Festgabe einige kleine Schriftchen und Ansichtspostkarten überreicht worden waren.

Weil die vorgeschichtliche, insonderheit die paläolithische Bewegung in Weimar naturgemäss im Vordergrund stehen muss, so hat man im Vestibül der I. Etage zum Verständnis der diluvialen Tierwelt mächtige Schädel vom indischen und afrikanischen Elefanten aufgestellt[1]), an denen im Bunde mit abnormen Wachstumserscheinungen an Flusspferd- und Hasenschädeln die unbegrenzte Längenentwicklung der Schneide-Stosszähne klar gemacht werden soll, damit auch der Laie erkenne, dass Mammutzähne von 5,60 m einstiger Länge, — von denen im gleichen Raum sechs imponierende Reste (dabei ein Bruchstück von 2,40 m) aus Süssenborn aufgestellt waren, — nur auf hohes individuelles Alter, nicht aber auf abnorme Körperhöhe der Tiere schliessen lassen.

---

[1]) Auch ein Paar sibirische Mammutstosszähne von 2,77 m Länge, Geschenke der Grossh. Kommerzienräte WESTENDARP-Hamburg.

Digitized by Google

Von solch allgemeinen biologischen Erwägungen aus sind auch die Molaren, innerhalb der einzelnen Spezies, in dem einen Schrank des Taubachsaales aufgestellt, der in drei grossen Frei- und acht Wandschränken die Ausbeute der weitbekannten Fundstätte in z. T. recht instruktiven Stücken enthält. Winzige Zähne von embryonalen Tieren bis zu einem Riesenexemplare von 48 cm Länge (letzterer vorläufig leider nur im Abguss), in allen Stufen der Abrasion, sind ausgestellt, über 100 Stück. Neun Unterkiefer zeigen das kontinuierliche Vorrücken der Kauwerkzeuge, ein solcher aus Süssenborn — Eleph. trogon. — präsentiert gerade den Augenblick des Auswerfens eines Zahnes von nur noch 6 cm Kaufläche vor einem Ersatzzahn von 18 cm Länge. — Alle bekannt gewordenen Spezies der Tierwelt sind vertreten, auch das Kleinzeug; eine Reihe von 11 Vogeleiern wurde als Neuheit behandelt. Gerade bei so reichem Material kann der Erhaltungszustand benutzt werden, in der Zusammentragung am Fundort beseelte Kräfte zu vermuten. Im 2. Zimmer — Boviten, Rhinozeroten und Flora der Ilmtravertine, Funde aus dem Stadtgebiet — kann dann das Werkzeugmaterial des Urmenschen studiert werden. Neben den Hämmern (?) aus Bären-Unterkiefern und neben Knochentrinkschalen (?) liegen 300 geschlagene Silex und Kiesel, und 150 neue Stücke, soeben einer alten, bis jetzt in Verborgenheit schlummernden Sammlung entnommen; sie bringen die primitive Moustierkultur Taubachs zur Darstellung. Die Reste der Sonnreinschen Feuerstelle waren neu aufgestellt, der dabei liegende schwarze Nucleus mit fünf Abschlagstellen fand besondere Würdigung, ebenso der Schädel von Ovibos moschatus (Frankenhausen). Drei Ölbilder: das heutige Taubach, darüber Taubach zur Zeit der Elefantenjäger, Diluvialmenschen bei der Mahlzeit, von Os. HERRFURTH gemalt und von einem bekannten Gönner gestiftet, sollen die Aufnahmefähigkeit für die Bedeutung der toten Knochen und Steine erleichtern.

Der dritte Saal wird beherrscht von den neuen Ehringsdorfer Funden, die uns in das höhere Moustérien und in das Aurignacien führen. Hübsche Querschnitte durch schwere Blöcke der Fundschicht, dabei eine Platte mit nicht weniger als fünf, leider sterilen Aschenlagern, quadratmetergrosse aufgeklappte Horizontalschichten, zeigen deutlich die Verteilung von Asche und Kohle, der geschlagenen und angebrannten Knochen, sowie der zerhauenen Steine und geben so auch im Zimmer ein klares Bild der Fundumstände, das unveränderlich für die spätesten Geschlechter aufbewahrt werden kann. Kleinere Platten, jede eine Besonderheit einschliessend, füllen die beiden oberen Fächer des Mittelschrankes, sie illustrieren zum Teil die Tierwelt des engeren Fundplatzes und geben in den übrigen Fächern einen lehrreichen Hintergrund für die reiche Folge von bearbeiteten, vorläufig einzig in Mitteldeutschland dastehenden Werkzeugen. Schaber und Kratzer, zum Teil mit mathematisch genauer Linienführung der Arbeitskante, zwei Messerbruchstücke von sehr jung anmutendem Querschnitt, subtil gearbeitete Spitzenschaber, 12 Spitzen, Amboss und Klopfstein, und vor allem die herrliche Doppelspitze, sie alle waren den meisten Besuchern ja noch neu, und manch neidischer Blick betrachtete diese Unica des reinen Moustérien, das in den drei beidflächig bearbeiteten Schabern Anschluss an das Aurignacien findet.

Digitized by Google

Das Vergleichsmaterial der Vortaubachzeit aus Tasmanien, Kent, Aurillac; das Fagnien, Reutelien, Mafflien, Mesvinien und Strépyien Rutots, in über 500 Exemplaren gewiss ausreichend vertreten, enthält wie Chelléen und Acheuléen (in einem dritten Schranke), viel lehrreiche Stücke. Die Parallelstationen zu Ehringsdorf, La Quina, La Micoque, Le Moustier und La Lauselle sind gleichfalls reich vertreten und können sich in ihren drei Wandschränken wohl neben den reichen Sammlungen Cölns sehen lassen. Auch das jüngere Paläolithikum ist in einem besonderen Schranke durch gute Originale und die wichtigsten Abgüsse durch 324 Nummern zur Anschauung gebracht. Die schönen Abgüsse Dr. R. R. SCHMIDTs in Schrank 10 fassen dann noch einmal an einer deutschen Typensammlung das ganze Paläolithikum einheitlich zusammen.

Die Bemühung, möglichst alle Typen im Original zu beschaffen, ist nur durch das auffällige Interesse der weitesten Kreise der Bewohnerschaft des kleinen Weimar an den wichtigen Heimatfunden verwirklicht worden. Drei Herren: Kommerzienrat Otto HAAR, Kommerzienrat SCHMIDT und Geh.-Rat Dr. PFEIFFER bewilligten Summen von solcher Höhe, dass die beachtenswerte Ausstattung dieses Saales in 1 ½ Jahren ermöglicht wurde.

Soll aber die Bedeutung Ehringsdorfs auch dem Laien gewinnbringend klargelegt werden können, dann musste solch reichhaltiges Material von auswärts beschafft werden. Überhaupt hat man sich in Weimar stark von pädagogischen Gesichtspunkten leiten lassen. Das war nötig, um mit Rücksicht auf die territoriale Zerrissenheit der Landschaft möglichst kräftig auf Nachbargebiete wirken und auch dorthin den Sinn für die Bedeutung der vor 30 Jahren kaum beachteten unscheinbaren Feuersteinsplitter verpflanzen zu können.

Von diesem anerkennenswerten Standpunkt ging auch der eine Hauptförderer des Museums aus, indem er nach eigenen gründlichen Studien in zwei Schränken so ziemlich die ganze vorgeschichtliche Technik in Originalen und in mit antiken Werkzeugen selbstgefertigten Objekten stiftete. Die Steintechnik nimmt bei dem ausgesprochenen steinzeitlichen Lokalcharakter naturgemäss den Hauptraum ein: Schlagwirkung auf Glas, Obsidian und Feuerstein, Entstehung der vollständigen Schlagkegel bei Schlag auf die Mitte ebener Flächen, schräge Schlagrichtung (= Entstehung der Schlagzwiebel), sekundäre Schlagerscheinungen, leiten die Reihen ein und führen uns über die Klingenfabrikation bis zur Rand- und Flächenretusche unter Benützung aller bekannten Methoden und des verschiedensten Materials. All diese Erscheinungen, denen sich eine umfangreiche Rohmaterialsammlung anschliesst, sind in Prachtserien vertreten, sorgfältig ausgewählt aus tausenden von Versuchsstücken als Frucht jahrelanger Übungsstudien.

Ein äusserst reichhaltig illustrierter Katalog [1]) hängt zur Benutzung an den Schränken, und zu eigenen Versuchen steht dem Publikum, unter Aufsicht des wohlinstruierten Führers Lindig, eine Nachbildung der Schweizerbildstation zur Verfügung, auf der man unter Benutzung von Kugel- und Kantenamboss und der verschiedensten

[1]) PFEIFFER, Ludwig, Die steinzeitliche Technik. Weimar 1910. Kom.-Verl. d. Städt. Museums. 20 Pfg.

Digitized by Google

Hammerformen sich selbst z. B. die schönste Moustierspitze nach Ehringsdorfer Vorbildern höchst eigenhändig schlagen kann, eine Einrichtung, die auch Fachleuten willkommen sein dürfte und in Weimar zur Festlegung des Unterschiedes zwischen Taubach und Ehringsdorf nicht gut umgangen werden konnte. Ebenso war Gelegenheit gegeben, das Schneiden und Sägen von Knochen an eingeweichtem Material (eine Entdeckung PFEIFFERs) unter Verwendung von Flintsand oder Burins oder Rundschabern auszuprobieren, wie natürlich auch das Schleifen und Polieren der Knochen, die Behandlung von Holz mit dem eigentlichen Messer, der Steinaxt usw., die Flechtarbeit, Fell- und Ledertechnik, mit guten knappen Erklärungen versehen, ausgestellt sind. Bei diesem Abschnitt, der als völlige Neuheit naturgemäss die gespannteste Aufmerksamkeit erregte, hatte Herr Geh. Rat Dr. PFEIFFER die Vorführung selbst übernommen [1]).

Die Übergänge zur heimischen Neolithik werden veranschaulicht durch grosse Serien von Grand Pressigny (Schrank 11), wohl die instruktivste Sammlung von sogen. livres de beurre in Deutschland (von Dr. CHAUMIER ausgewählt), sowie in Schrank 12 durch 200 Fundstücke aus Spiennes, darunter auch Gradäxte mit den ersten Schliffspuren, und reiches Klingen- und Schabermaterial mit den nötigen schweren Kernsteinen. Wegen Platzmangel mussten hier auch ältere Funde von Obourg, Vellereille, Helin und das ägyptische Paläolithikum SCHWEINFURTHs untergebracht werden.

Dann kommt mit 2500 Nummern eine ziemlich vollständige Pfahlbausammlung. 300 roh bearbeitete Instrumente, aus Abfällen und flachen Rollsteinen, nur durch Anschleifen einer einfachen Schneide hergestellt, eröffnen die Reihen, an die sich Übergangsstufen bis zu formvollendeten Äxten und Hämmern aus edlem Material, Meissel und Schneider, 56 angesägte Fundstücke (darunter drei mit Klopfrinnen auf beiden Seiten), Klopf- und Schleifsteine, steinerne Bohrergriffe und Steinformen für die Töpferei usw. anschliessen, technisch und typologisch die Entwicklung der Seenformen illustrierend. Sehr reichhaltig ist das Feuersteinmaterial vertreten. Schaber, besonders elegante Klingenrundschaber, Kratzer, Klingen, Bohrer, Erweiterer, Lanzen- und Pfeilspitzen — auch geschliffene — gibt es genügend, sie alle können sich sehen lassen. Auch fehlen nicht Mühlsteine, Polier- und Glättsteine, Netzsenker, Webstuhlgewichte, Spinnwirtel aus Ton und Stein; selbst eine der fraglichen Kopfstützen ist vorhanden, sodass neben dem mannigfachen Knochen- und Hornmaterial, neben etwa 100 geschäfteten Klingen und den zahlreichen keramischen und Metall-Objekten (hauptsächlich von Corcelettes und Auvernier) durch sorgfältige Auswahl, sowie durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Historischen Museums in Bern und die Freigebigkeit des Herrn Kommerzienrat HAAR in Schrank 13 - 16 eine Schausammlung untergebracht werden konnte, wie sie zweckentsprechender wohl nicht auf einmal wieder beschafft werden kann.

An Schrank Nr. 10 vorbei mit der schon erwähnten Tübinger Sammlung — Stiftung des H. Fabrikbesitzer W. SCHMOLLER in Omaha-

---

[1]) PFEIFFER, Beitrag z. Kenntnis d. steinzeitl. Fellbearbeitung. Mit 103 Abbildungen, in: Zeitschrift für Ethnologie, 1910, S. 835—895.

Digitized by Google

Nebraska [1]) — führt der Weg dann in einen kleinen Verbindungsgang, der links eine schöne Vergleichssammlung aus Nordamerika — auch eine Stiftung eines Stadtkindes, des Herrn Architekten EHRHARDT in Louisville —, rechts aber unsere nordische Neolithik (Geschenke von Generaloberarzt Dr. SCHWABE und Geh.-Rat Dr. PFEIFFER) beherbergt. Trotz der schönen Rundschaber, der Pfeilspitzen in △ Sägefeilenform und trotz der schönen Hämmer, ist die Sammlung noch etwas dürftig. Die Übergangsformen zu erlangen (Mannus I, Taf. VII und VIII), wird freilich vorläufig ein frommer Wunsch bleiben.

Nun kommen wir in den Heimatsaal.

Den Kernpunkt bilden neben der nach Berliner Art auf einer Fläche von 10 m Länge bei 1 m Höhe aufgestellten Typensammlung der Schlagwerkzeuge aus Stein (1000 Stück) die 19 Originalgräber. Sie sind nach eigener Methode des Herrn MÖLLER hergestellt und zwar so, dass die durch Gips an Ort und Stelle festgelegten Skeletteile und Beigaben sich alle noch an genau ursprünglicher Stelle befinden, z. T. noch im „autochthonen" Material gelagert. Das ist wohl die einwandfreieste Präparationsmethode, die den grossen Vorteil bietet, dass nach der neuesten Verbesserung auf leichte Weise auch jeder Knochen zum Herausnehmen eingerichtet werden kann. Die Vorzüge dieses Gipsverfahrens zeigen sich z. B., wenn ein Skelett innerhalb seiner Steinkiste oder seiner Felsen- oder Erdgrube fixiert und zugleich Form und Ausdehnung der Gruft bis zur möglichen Genauigkeit wiedergegeben werden soll. Diese Zweckmässigkeit wirkt sehr einleuchtend an der grossen Kalbsriether Steinkiste mit Hocker und 22 Beigaben aus der Kugelamphorenzeit, noch mehr aber an der spätneolithischen Bestattung einer Frau auf zwei vollständigen Rindern (Mittelhausen bei A.). Auch ein älterer Hocker aus den ältesten Schichten des Kalbsriether Hügels mit paläolithisch extrem hochgezogenen Knieen, der in ein Felsenloch eingezwängt sich vorfand, und dessen Reste sich nun völlig intakt dem Beschauer im Glaskasten präsentieren, bezeugt die Notwendigkeit der allgemeinen Einführung dieser Art der Konservierung bei wichtigen Fällen. — In Weimar sind alle Arten der Skelettlagerung nach dieser Art ausgestellt, bis zu den merowingischen gestreckten Leichen, bei deren einer sichtbar gemacht wurde, wie durch Erddruck am Widerstande des festen Beckenrandes das verrostete Eisenmesser durchbrach. Von Interesse war für einige Herren bei einem solchen in ursprünglicher Lage aufgestelltem Grabfund mit Schnuramphora, Schnurbecher, Glocken-Zonenbecher, ▭ Steinbeil, facettiertem Hammer, Messer und Knochennadel, das Auftreten des ersten Metalles, da im Öhr dieser Schmucknadel sich ein Ringchen aus Kupfer vorfand. Nur hätte man hier auch die umgebende mit Kupfersalzen durchtränkte Erde mit ausheben müssen, was ganz gut gegangen wäre, wie an jenem Kalbsriether älteren Hocker deutlich zu sehen ist, dessen Knochen zum überwiegenden Teile noch in der lockeren, jetzt durch Schellack gefesteten Graberde lagern. — Noch zweimal sahen wir übrigens in Weimar Kupfer in der neolithischen Aera; einmal sind es 23 röhrenartig zusammengebogene Blechstückchen

[1]) Herrn SCHMOLLER verdankt das Museum in der 2. Etage unter anderem auch noch eine gegen 400 Nummern umfassende Sammlung indianischer Gegenstände.

Digitized by Google

neben einer Kette von 204 Hundezähnen und 60 durchbohrten Muschelscheibchen, das andere Mal ist es eine kleine Spirale neben 183 solcher Zähne nebst Flintklinge und Knochennadel, beide Gräber mit den grossen Thüringer Amphoren. Ein drittes Grab mit frappant ähnlichem Inventar lieferte kein Metall, aber wiederum Amphora und Kette, letztere, wie in allen Fällen, neben der Leiche, vom Knie zum Kinn, gelagert, und diesmal auch noch Röhrenperlen aus Knochen als Glieder aufweisend. Diese drei Kettengräber lagen bis 15 km auseinander.

Die Besucher wurden auch auf besonders merkwürdige Geräteformen aufmerksam gemacht: die sieben Beile aus Jadeit und ähnlichem seltenen Gestein, fünf davon einem Depotfund angehörend, ein Depotfund von schuhleistenförmigen Hacken, Pflugschar mit zwei Löchern, Steinbeil vom Typ der Randleistenbeile, wiederholt umgearbeitete Hämmer und Flachbeile, Keulenkopfkugeln und -scheiben, zwei Beile mit Spuren der einstigen Befestigungsarten, Miniaturbeilchen, Beil (?) mit Schneide auf der Längsseite, fünf schwere Rillenhämmer usw. Ferner sah man die ganze Entstehungsgeschichte des Beiles vom rohen Block bis zum fertigen Instrument, — alles an thüringischen Originalen — die drei Methoden des Sägens der Steine, darunter eine fast fertige Pflugschar mit Schnitt auf drei Seiten , mit Bohrloch und erster Schliffspur, einen schweren zur Hacke vorbereiteten und zweimal mit Bogenschnitt gesägten Kieselschieferblock (vgl. Die vor- und frühgesch. Altert. Thüringens, Taf, V, 76) von 2900 g Gewicht und ausserdem eine Zusammenstellung von Originalfunden für die Entstehung des Bohrloches: Vorbereitung (Ausklopfen einer Vertiefung), Ansetzen des Bohrers, Bohrlöcher von verschiedener Tiefe und Durchmesser und wechselnder Wandstärke des Hohlbohrers, Benützung mehrerer Bohrer, Bohren von zwei Seiten aus, zweimal verunglückte Bohrung, Bohrkerne, Bohren mit Massivbohrer und zum Vergleiche moderne Bohrung auf Drehbank. Das leitete über zu den Modellen: Vorrichtung zum Bohren von Eichenholz mittelst einfachem Silexsplitter, Steinsäge, einfache, tadellos und rasch arbeitende Hohlbohrmaschine; langgestielter Bohrer (mit Bogenantrieb) für Holz, heimischen Originalspitzen nachgeahmt, Feuerbohrer mit steinernem Originalgriff. Daneben stehen die Modelle der Gross-Gartacher Wohngruben (bis die Heimat Ersatz dafür bietet), denen im nächsten Jahre Nachbildungen der grössten thüringischen Hügelgräber angereiht sein werden.

Wie dem Besucher (Hörer) zur weiteren Klärung der gewonnenen Anschauungen an dieser Stelle vom Führer weitröhrige Bohrer von Bambus aus der Südsee gezeigt und diese wohl auch in ihrer verblüffend schnellen Wirkung auf starke Tridacnaschalen (Anfertigung breiter Armringe) vorgeführt werden, so hat man auch angefangen, eine kleine Sammlung von Schmucksachen moderner Steinzeitvölker hier auszulegen, ebenso Vergleichsstücke — immer nur in bescheidener Zahl und in strengster Parallele zur Heimat — zu Waffen u. a. Ein geschäftetes Steinbeil mit Spuren fleissiger Benutzung müsste in jedem auf Belehrung in weiterem Sinne gegründeten Museum vorhanden sein, schon um die rasche Formänderung infolge ständigen Nachschleifens und den daraus sich ergebenden Typenreichtum zu erklären. — Für keramische Fragen, Entstehung des Gefässes, liefern Wohngruben und Gräber verhältnis-

Digitized by Google

mässig selten einwandfreies Material genug, deshalb muss auch hier die Topffabrikation im wesentlichen an leicht erlangbaren modernen Beispielen der Südsee und aus Afrika geklärt werden, denn nicht jede Gegend gibt freigebig so viel heraus, wie die von Weimar, die in ihrer weiteren Umgegend gleich drei Gefässe zur Verfügung stellte, deutlich den Aufbau aus Schüssel und mehreren zonalen Ringen zeigend. Im anderen Falle würde ja sonst zu Gunsten der Lösung allgemeiner technischer oder typologischer oder entwicklungsgeschichtlicher Fragen durch Herausnehmen des betreffenden Objektes das Grabinventar, die Chronologie und die Systematik zerrissen werden.

Bricht man nach und nach mit der herkömmlichen Aufstellung prähistorischer Objekte, ordnet man sie nicht mehr allein um ihrer selbst willen, zeigt vielmehr die Dinge nur im ursächlichen Zusammenhang, nicht nur nach Grabfunden, Verwendungs- und Herstellungsart sortiert, stellt sie ausserdem auch aus, sie direkt in ihrer Wirkung vorführend, bringt einige Typen in vollständig ehemaligen Zustand, ganze Lanzen mit blank geputzter Spitze, glänzenden Bronzeschmuck, wiederhergestellte Eimer, Messer und Beile mit allen bekannten Schäftungsmethoden; fertigt man Pflüge, Hacken, Rillenhämmer (Posekel) an — alles möglichst streng nach Originalen, soweit angängig —, zieht man in noch viel ausgiebigerer Weise, als es in Weimar geschehen konnte, Modelle und Bilder heran (Vorgeschichte im Lichte der bildenden Künste), baut man Gräber und einige Wohngruben vollständig mit Originalmaterial wieder auf (etwas anders wie in Steinheim), dann hat man eine Schausammlung, die ein lebendiges Bild früherer Kultur darbietet. Dann werden sich an den Sonntagen unsere Museen füllen und die Zahl wirklich brauchbarer Helfer in Stadt und Land wird sich mehren, Denkmalschutz und Anzeigepflicht bei Funden wird Ehrensache, denn Verständnis für die Bedeutung eines unverstandenen Wertes heiligt denselben. Weimar will diesen Weg versuchen, die dort geschauten Proben davon sind versprechend. Die Fundprotokolle mit vollständigen Lageskizzen, Querschnitten und Photos werden gedruckt, Auszüge davon kommen ausserdem neben jeden geschlossenen Fund auf handlich gestaltete Tafeln, wie man das an anderer Stelle im Berliner Völkermuseum schon länger — zuweilen wohl mit schädlicher Textbreite — versucht hat. Dadurch wird auch die Fachwissenschaft nicht zu kurz kommen, der ja ausserdem die im unteren Teile der meisten Schränke angebrachten Schiebekästen zur Verfügung stehen, die das weniger Interessante aufnehmen, das Fundmaterial aus Wohngruben und Kulturschichten, die die raumfüllenden Doubletten bergen, die zur Chronologie und Typologie unersetzbar, zur Charakterisierung eines Ausschnittes eines vorgeschichtlichen Bildes aber entbehrt werden können.

Die allgemein eingeführten „Zimmer" unsrer Trachten- und Volksmuseen müssen im archäologischen Museum in ähnlicher Weise mit gleichem Endzweck (Milieu und Stimmung) entstehen. Auch dessen Material muss — in oben angedeuteter Art restauriert und ergänzt — in solcher Ordnung aufgebaut werden, dass es „abgerundete Augenblicke" aus dem Leben der Vorgeschichte, sprechend und lockend, darstellt. Das Gemälde des Künstlers, in den modernen Museumspalästen ins Treppenhaus verbannt, wird dann den Hintergrund jedes Saales des

Digitized by Google

vorgeschichtlichen Heimatmuseums bilden. Bei der Bruchstücknatur unserer Funde darf die Ergänzung des durch Wetter und Bodenchemismus unkenntlich Gewordenen nicht der Phantasie des Beschauers überlassen bleiben: hier muss das grosse Wandbild den Ausgang der Betrachtung abgeben, und die ausgelegten Objekte dürfen nur die Erläuterung der dargestellten Szenen bilden. Wir wollen uns doch nichts vormachen mit unserm abstrakten Denken: in einer guten Stunde, nicht nur in poetischer Stimmung der Kongress-Festtafel, umhüllen wir ja doch den Hocker in seiner Kiste mit Fleisch und Kleidung, wir sehen wirklich die Töpferin von Corcelettes bei ihrer Arbeit. Ob der Franke in Mainz wirklich in allen Einzelheiten richtig dargestellt ist, das ist ebenso unwesentlich wie die Frage nach der Höhe des Prätoriums der castra ad limitem. GABRIEL MAX, CORMON, VASNETZOFF und KUHNERT dürfen nicht umsonst gemalt haben; die Saalburg und die Wartburg sollen die besuchtesten Museen Deutschlands bleiben. Man mache in Berlin in irgend einer Ecke einen Versuch, und das jetzt so schmerzlich vermisste Interesse Sr. Majestät an Scherben und Feuersteinen ist auf einmal da.

Doch nun von der Zukunft zurück zur Gegenwart. Der lange Wandschrank des prähistorischen Heimatsaales enthält in seinen Pulten die geschlossenen steinzeitlichen Grabfunde. Bei selbstgehobenen Funden findet sich ein kleiner Lageplan, ein Querschnitt durch das Grab und seine Umgebung, ein Aufriss mit eingezeichneten Skelettresten und Angabe der Stellung der Beigaben (nach Photo). Die Schädel, in der deutschen Normale orientiert, stehen dabei, auch einzelne interessante Knochen mit verheilten Brüchen oder Verwundungen, Rippenbrüche mit abnormer Callusbildung wurden ausgelegt. Dass eine schön polierte Armschutzplatte eines Zonenbechermannes gerade auf beiden einst gebrochenen Unterarmknochen lag, bedurfte natürlich einer besonderen Erklärung. Ganz kurze Hinweise, Stichwortmanier, belehren über Herstellung und Füllung der Ornamentik, Entstehung dieses Gefässes — eine Terrine ist nichts weiter als ein zerbrochener Schnurbecher mit geschliffenem Bruchrande —, über Ursachen der auffälligen Röte einer Amphora und über sonstige Absonderlichkeiten. Über diesem Schrank haben Platz gefunden eine Entwicklungsgeschichte der Keramik in Scherbenfunden und, noch höher, grosse Tafeln, vorläufig leider nur einige, den Aufbau der mehrperiodigen Hügelgräber erläuternd.

Alle andern Funde, die geschlagenen Feuersteine, 60 Knocheninstrumente, Geweiharbeiten, 120 Spinnwirtel, Webegewichte usw. mussten sich einstweilen, nach herkömmlicher Weise aufgestellt, in einem einfachen Wandschrank genügen lassen; die Mühlsteine, dabei ein Bodenstein von über 100 Pfund Gewicht, fanden in entwicklungsgeschichtlicher Ordnung Platz auf einer langen Wandbank, einer davon zum Gebrauch eingerichtet.

Bandkeramik und Rössener Zeit sind nur schwach vertreten, von ersterer ist nur ein Grab gefunden worden mit Mühlstein, Bombengefäss und flacher Hacke; Scherbenmaterial von Ansiedlungen ist reichlicher vertreten, einige grosse Stücke aus Allstedt, Taubach, Gross-

Digitized by Google

schwabhausen und vom Ettersberg konnten restauriert werden. Nur die wichtigsten Scherben sind ausgestellt.

Die Bernburger Zeit war in den 18 Jahren unserer Sammeltätigkeit auch noch nicht genügend zu beschaffen. Meist handelt es sich um Zufallsfunde und Produkte von Raubgräberei. Doch soll nächstes Jahr ein wichtiges Grab mit Holzbau wiederhergestellt und beschrieben werden, mit typischen Gefässen, dabei auch der grösste in Thüringen gefundene Topf, reich ornamentiert, mit zwei Spitzwarzen unterhalb des Henkels.

Die Aunjetitzer Sachen sind nur erst zum geringsten Teile aufgestellt; das liegt an technischen Schwierigkeiten, da sie sich oft über schnurzeitlichen Gräbern finden. Trianguläre Dolche, fünf Säbelnadeln und ein goldener Noppenring machen erneute Untersuchung des Nachbargeländes nötig; ein schwerer „Schwurring" (MONTELIUS, Chronol. d. ält. Bronze-Zeit, Fig. 148) stellt eine Seltenheit dar. Auch innerhalb der Stadt haben sich in der letzten Zeit an zwei Stellen Aunjetitzer Hocker in Steinpackungen gefunden.

Die Metallzeit, gegenüber den früheren Perioden in Mittelthüringen überhaupt zurücktretend, sehr oft an Hügelgräber gebunden, die von KLOPFFLEISCH so ziemlich alle untersucht wurden, haben wir aus der Umgegend nur in drei bedeutungsvolleren geschlossenen Funden. Der Rest eines Depotfundes von vier Stück Lappenbeilen, eine Grabausstattung eines 4—5jährigen Mädchens aus Apolda, mit Kette und steinbeilartigen Anhängern und imitierter Gelenknadel aus Bronze, ein Hügelgrabfund mit Armbändern und einem unechten Torques, ein ganz ähnlicher Fund mit zwei langen Nadeln usw. Einzelsachen sind zahlreicher. Die Typen der Äxte sind alle vertreten, Kupferbeil, Absatzbeil und Lappenbeil mit verschwindendem Mittelsteg fehlen nicht, die Hoffnung auf den Erwerb eines für die Ontogenese so wichtigen Hohlbeiles mit durch Gravüre angedeuteten Lappen ist vorhanden. Auf die Cölledaer Doppelaxt (LISSAUER, Doppeläxte, Z. f. Eth. 1905, S. 519) und ein graviertes Flachbeil (ähnlich wie bei LISSAUER, Z. f. Eth. 1904, S. 540, Fig. 3) sei hingewiesen. Doch auch hier könnte bei Vorhandensein von Geldmitteln der Spaten wertvolle Ergänzungen bringen.

Von Lanzenspitzen — bis zu Hallstattformen — sehen wir nur sechs Stück; eine kleine Pfeilspitze mit blattförmiger Schneidenpartie, eine Kurzschwertklinge und Dolchreste mögen weiterhin die Armut der Umgegend illustrieren. Nadeln sind dagegen zahlreicher vertreten, elf Stück; ferner sind vorhanden: zehn Halsringe, zehn Armreifen, zwei Spiralscheiben, sechs glatte Ziersheiben, einige Fibeln, drei Sicheln, kleine Kettenspiralen u. a. — Das Topfmaterial stammt in der Hauptsache nicht aus Gräbern. An die 30 Stück konnten restauriert werden, Halsstücke mit Kerben und Fingereindrücken weisen auf Vorratstöpfe bis zu 50 cm Durchmesser, ein bis auf geringe Partien aus Bruchstücken aufgebautes Riesengefäss von 60 cm Höhe und 51 cm Hauptdurchmesser zeigt, abgesehen von der Ornamentik, die verblüffendste Ähnlichkeit mit einem fast gleichgrossen von Burgkemnitz [1]).

---

[1]) FÖRTSCH, Tongefässe d. Bronze-Zeit. Zschrift f. Nat.-Wiss., Band 69. Leipzig 1896.

Digitized by Google

Gräber der jüngsten Stufe fehlen. Nur ein Hallstatt-Frauengrab, jedoch zerstört, konnte untersucht werden. Ebenso selten sind die Tènegräber, doch werden im nächsten Jahre die ersten Ergebnisse der Grabung auf einem Urnenfriedhof bei Grosskromsdorf ausgestellt werden können, auf dem die Gefässe meist unter ausgedehnten Steinpflasterungen Platz gefunden haben, sowie die Ausbeute aus einem Hügelgräberfeld bei Troistedt, das vorläufig in drei Tumuli nur je eine ganz zerdrückte Urne ohne Metallbeigaben erbrachte.

Die Römische Provinzialzeit ist nur in der Nordgrenze des Gebietes durch Wohngruben und Skelettgräber festgestellt worden. Sie lieferten Webegewichte — gleich 12 Stück in einem Loch — Spinnwirtel, Kämme, Armbrust- und Scheibenfibeln, silberne Pfeilspitzen, goldene Fingerringe, einen Aureus von Victorinus (Cöln 265—67 n. Chr.), hölzerne Eimer mit Bronze- und Silberbeschlägen, gegossene und getriebene Metallschalen, Tongefässe, darunter eine langhalsige Flasche; aber keine Eisenwaffen. Ansiedlungen mit zahlreichem Scherbenmaterial bot Arnstadt-Ichtershausen.

Bekannt ist aber Weimar durch seinen Reichtum an Hinterlassenschaft der fränkisch-merowingischen Periode geworden. An vier Stellen der Stadt haben wir merowingische Gräber mit Skeletten z. T. in 3 m Tiefe gefunden. Auch ist jüngst die erste Hausanlage festgestellt worden. Fünf der Skelette mit ungewöhnlich reichen Beigaben sind in situ präpariert worden und erregen immer die grösste Aufmerksamkeit. Im wesentlichen fand sich in Weimar eigentlich alles, was auch die rheinischen Gräber liefern. Angon und Kurzschwert fehlen, ebenso die durchbrochenen Zierscheiben. Die Formen der Messer und Langschwerter sind ziemlich vollständig; Eimer, Bronzegefässe, Dreifüsse, Schüreisen, Glas- und Tongeschirr; Zierscheiben, Muscheln, Anhänger aus Flachblech, Riemenbeschläge, Gürtelschnallen, Perlen aus verschiedenem Stoff, Kämme und Nadeln und vor allem zahlreiche Fibeln mögen den Reichtum der Ausbeute bezeugen, zum grössten Teil aus geschlossenen Grabfunden stammend. Von berufener Hand wird eine grosse, besonders glanzvoll ausgestattete Publikation vorbereitet, die wohl schon 1912 vorliegen und die ziemlich alles in guten Abbildungen bringen wird, vielleicht auch die Erfurter und Mühlhäuser Vorkommen einschliessend, so dass wir bald den Formenschatz und das Verbreitungsgebiet dieser Periode in Thüringen übersehen können. — Wie wertvoll die Weimarische Skelettfixierungsmethode werden kann, beweist die Leiche eines hydrocephalen buckligen Mädchens aus dem Hauptfriedhof, deren Rückseite vor der Umlagerung in Gips abgegossen wurde und so zu anatomischen Untersuchungen ausreichend benutzt werden kann. Dieser Kretin stärksten Grades ist nach gebräuchlichem Ritus beerdigt worden, wenn auch nur zwei Fleischbeigaben die Ehrfurcht (oder Furcht) vor der Verstorbenen andeuten können. Welchen Nutzen hätte diese Monstrosität einem Museum ohne unser Verfahren gebracht?

Die Slawische Zeit ist mit nur drei geschlossenen Grabfunden vorhanden. Dabei handelt es sich aber um hübsch getriebene goldene Ohrringe an zusammengesetztem Hängewerk, Drahthalsringe von Silber und um einen Halsring aus gedrehtem schmalen Silberband. Im übrigen sind es zahlreiche Schläfenringe, Ohrschmuck und Fingerringe aus Silber

Digitized by Google

und Gold und Perlenschmuck; dann noch Einzelfunde (Kamm und Glasringe von der Buchfartsburg) und Ergebnisse von gelegentlicher Eröffnung von Einzelgräbern: fünf Sicheln, Messer, Paukenfibel und eine Lanzenspitze neben kleinen Volutenringen aus Bronze für Ohr und Schläfe. Aus Ansiedlungen ist natürlich zahlreiches Scherbenmaterial ausgestellt. Auf einer Tafel synthetisch angeordnet, ist die Verwendung des Kammes veranschaulicht, von dem auch ein Originalexemplar vorhanden ist: Wellenlinien mit dem sechszinkigen, fünfzinkigen usw. bis zur Verwendung eines ausgefaserten Hölzchens. Drei ausgedehnte Friedhöfe harren ihrer Ausgrabung.

Aus dieser Übersicht mit ihren verschiedenen Ausblicken redet die Notwendigkeit der Beschaffung von Geldmitteln eine deutliche Sprache. Die Gemeinde kann beim besten Willen nicht mehr tuen als jetzt schon geschieht, gilt es doch, auch noch die volkskundliche, naturkundliche und ethnographische Abteilung zu unterhalten. 35 Räume umfasst das Städtische Museum, nur neun davon sind der diluvial-prähistorischen Abteilung eingeräumt. Wollten sich doch recht bald noch weitere Gönner neben den schon genannten Persönlichkeiten finden, damit wenigstens die wichtigsten Friedhöfe in einzelnen Teilen genauer untersucht werden könnten.

Einige der Besucher wandten sich dann der anschliessenden ethnographischen Abteilung zu, die, soweit es bei der Art ihrer Zusammenbringung — meist Geschenke — möglich war, zusammengestellt wurde, um das Bild von der Kultur eines steinzeitlichen Volkes zu ergänzen. Im Südseekorridor ist das im wesentlichen durchgeführt worden, vor allem sollte gezeigt werden, was Instrumente der Steinzeit leisten können. Äxte und Beile aus Muschel, Knochen und Stein in den verschiedensten Originalschäftungen bilden den Ausgangspunkt. Auf die indirekte Befestigung in einem kurzen Holzstiel, der seinerseits wieder in einen Keulenstock eingesteckt oder an einen Hakengriff angebunden ist, ist besonders hingewiesen, da es sich um eine Befestigungsart handelt, die m. W. unter unseren mitteldeutschen Funden noch nicht bekannt geworden ist. Ebenso sollen beachtet werden die viel widerstandsfähigen Rotangstreifen als Bindemittel gegenüber Bast, Lederstreifen und Sehnen. Isolierte Klingen laden zum Vergleich mit der Heimat ein, der später noch interessanter und belehrender wird, wenn auch andere Gebiete das bezügliche Material geliefert haben, um durch die internationale Formenübereinstimmung das Universelle in der Technik auf einen einzigen überschauenden Blick hin darzutun. Weise Beschränkung ist Grundbedingung. — Auch die anderen ursprünglichen Materialien für Werkzeuge: Stein (Obsidian), Muschelschale, Kokosschale, Knochen, Zähne und Holz sind in den manigfachsten Arbeitsgeräten vertreten, eigentlich nur ausgestellt, zu zeigen, wie man bei primitivsten Mitteln nicht bloss praktisch, sondern auch ästhetisch befriedigend arbeiten kann. Da alle die etwa 3000 Sachen aus unseren Südseekolonien nicht geographisch geordnet sind, so können die Speere, Keulen und Schwerter, Bogen und Pfeile, die Kleidungsstücke, der Schmuck, die Hausteile und die eigentlichen Schnitzereien, deren Ornamentik usw. in ihrer sachlichen Anordnung auch viel bequemer zur Verdeutlichung allgemeiner Gedanken und Lehrsätze verbraucht werden. Wenn dabei der Gedanke kommt,

Digitized by Google

welch ganz andere Vorstellungen uns vom Können und Fühlen der heimischen Urbewohner überliefert worden wären, hätten sich auch deren technische Leistungen aus Holz erhalten, so könnte das nach zwei Richtungen sehr förderlich sein.

Allmählich war die zur Besichtigung des Museums bestimmte Zeit überschritten worden, und es bedurfte energischer Mahnungen, endlich die im Hofe harrenden Omnibusse zu besteigen, und den zweiten Teil des Tagesprogramms, die Besichtigung der Brüche Ehringsdorfs, in Angriff zu nehmen. Es ging durch die herrliche, noch z. T. von Goethe angelegte Belvederer Allee, vorbei am Wohnhause und Denkmale Liszt's, am Hause Prellers und am römischen Hause vorüber, immer zur Linken den historischen Park, zur Rechten die bebauten einstigen Travertinbrüche, und unter uns die Tuffschichten, die noch Schätze für die Diluvialgeologen und Paläolithiker bergen mögen, und die nur dürftig durch die dem Publikum gesperrten Parkhöhlen (künstlich) aufgeschlossen sind. An der „Falkenburg" kann man zeigen, wie die die jungen feuersteinführenden Ilmgerölle überdeckenden Travertinschichten vollständig durchschnitten und durch einen seitlichen Wasserlauf weggewaschen worden sind, die nur einen halben Kilometer ilmaufwärts, in Ehringsdorf, die kolossale Mächtigkeit von 17 m erreichen. An den Brüchen des Herrn Kämpfe daselbst wurden die Wagen verlassen. Der wunderbare Aufschluss war durch das freundliche Entgegenkommen des Besitzers durch Niedertreiben eines Schachtes bis zu den die Kiese unterlagernden Lettenschichten noch instruktiver gestaltet worden. Man konnte das für die stratigraphische Messung so wichtige Band des Parisers in seiner wechselnden Mächtigkeit verfolgen, sah die so verschieden gefügten Tuffbänke, und konnte ermessen, wie schwierig die Chancen des Findens und des Rettens bei dem oft glasharten Einbettungsmaterial werden können. Wenn auch in den letzten Monaten keine Kulturschicht angeschnitten worden war, so konnte doch genau die Stelle unterhalb des Parisers, beinahe auf der Sohle des Bruches, untersucht werden, an der sich seit 1909 die Asche- und Kohleschichten — ohne bearbeitete Feuersteine — fanden, und ebenso die höhere Fundzone im lockeren Tuff mit den schönen breiten Spitzen und der Doppelspitze (bei SCHWARZ). Die lockeren Schichten, z. T. aus pulverigem Travertin bestehend, gerade in einigen bedeutenderen Nestern in verschiedenen Höhen angeschnitten, wurden natürlich fleissig durchstöbert, neben einer Menge Conchylien fand sich zufällig ein Incisor von Castor.

Der Herr Vorsitzende sprach Herrn KÄMPFE, dessen verschiedene Kalköfen und Mühlen ebenfalls besichtigt wurden, den gebührenden Dank für die freundliche Aufnahme aus, und Herr MÖLLER führte dann am Hauboldschen Bruche vorüber, der das Ansteigen der Schichten nach SW. recht deutlich zeigte, und in dem auch, dicht unter dem Pariser, eine fast 10 m lange, aber äusserst schwache Kulturschicht bemerkbar war, die aber ausser einigen gestaltlosen Silexsplittern bis jetzt noch nichts Brauchbares lieferte. Im Fischerschen Bruche endlich war zwar der Fundkomplex in 19 m Tiefe augenblicklich verschüttet, doch konnte man sich an der Hand der vorigen Brüche ein gutes Bild der Lagerungsverhältnisse machen. Ein umfangreicher Block, zu langen Treppenstufen verarbeitet, zeigte noch besser als die Museumsstücke die wechselnde

Digitized by Google

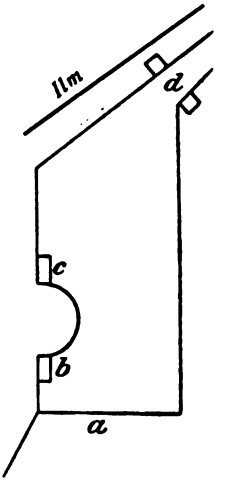
Stärke und den horizontalen Verlauf der schwarzen Schicht inmitten des fast weissen Kalksteines. Kleinere Stückchen von der vorjährigen Ausbeute wurden als Andenken mitgenommen; eine kleine Serie von Funden, darunter zwei Spitzen und ein Schlagstein, zwei noch in Travertinbrocken eingeschlossene Kratzer waren ausgestellt, und daneben auch Scherbenmaterial, Klopfstein und Lehmbewurf aus einer bandkeramischen Ansiedlung, wie sie überall in der Humusdecke des Bruchgebietes vorkommen. Diese Decke hatte auch geologisches Interesse, da sie eine Mächtigkeit von 3,50 m aufweist, aber durch eine dicke Schicht wenig gerundeter Muschelkalkgerölle in zwei Abteilungen getrennt wird, also von ganz jungen Überflutungen berichtet. Auch Herrn FISCHER, der gleichfalls in hochachtungswertem Lokalpatriotismus seine Funde dem Museum in Weimar zur Verfügung gestellt und demselben in allen Fällen das Vorkaufsrecht überlassen hat, wurde dafür Anerkennung und Dank vom Vorsitzenden, Herrn Professor KOSSINNA, ausgesprochen.

Dann ging es über die Felder wieder zu den auf der Strasse harrenden Wagen und hinauf nach dem Grossherz. Lustschlosse Belvedere, reich an Erinnerungen an Weimars klassische Zeit; über ein breites Muschelkalkplateau hinweg, aus dessen Wasserrissen unser Goethe den ersten Fund eines Elefantenstosszahnes beschrieben; später in langsamer Fahrt ein steiles Erosionstal hinab in die Gefilde des hier ausserordentlich schmalen und tief eingeschnittenen Ilmtales, hin nach dem wirklich reizend gelegenen Buchfart. Der gute „Garl" erwartete uns schon, und bald vereinigten sich die zahlreichen Ausflügler an zwei langen Tafeln der grossen Veranda von Karl Köhlers Restaurant zu einem einfachen, aber schmackhaften und reichlichen Mahle, das durch einige hübsche Ansprachen gewürzt wurde. Herr Univ.-Prof. Dr. KOSSINNA fasste zusammen, welchen Nutzen und welch hohen Genuss die Fahrt nach Weimar bis jetzt gebracht, und zollte der prähistorischen Abteilung des Museums und deren Leiter warme Worte der Anerkennung, sprach dem Lokalausschuss, der Stadtbehörde, insonderheit dem anwesenden Bürgermeister, Herrn Dr. DONNDORF, den verbindlichsten Dank der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte aus, mit der Bitte, dieser ein gutes Andenken zu wahren, im Interesse für die Ausgestaltung des Museums nicht zu ermüden und diesen Dank auch den anderen Herren vom Gemeindevorstande übermitteln zu wollen. Herr Dr. DONNDORF, anknüpfend an die rühmende Anerkennung des Vorredners, in Weimar so erstaunlich Vieles und Schönes gefunden zu haben, dankte für die hohe Ehre des Besuches dieser gelehrten Gesellschaft, die Weimars Bedeutung für die vorgeschichtliche Forschung wohl kräftig verbreiten helfen werde, und hob dann hervor, dass neben den städtischen Behörden, die von Anfang an dem jungen Unternehmen warmes Entgegenkommen gezeigt, auch an die übrigen Gönner und Förderer gedacht werden müsse, vor allem an S. Königl. Hoheit den Grossherzog, Herrn Kommerzienrat HAAR, Herrn Geh.-Rat Dr. PFEIFFER, ferner an den Gründer des Museums, Herrn Generaloberarzt Dr. SCHWABE und an den Kustos der Anstalt. Seine warmherzige Rede klang aus in einem Hoch auf die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte und ihren Vorsitzenden.

Die Wagen brachten uns dann ein Stück ilmaufwärts zur Besich-

Digitized by Google

tigung der Heidingsburg, bekannter unter dem jüngeren Namen Martinskirche. Die Felsen des Bergplateaus fallen auf drei Seiten ziemlich stark zu Tal, und der Aufstieg kostete daher — das Wetter war den Mannusjüngern an diesem Tage ausnehmend hold — manch Tröpflein Schweiss. Herr Prof. GÖTZE erklärte vom Kamme des noch gut erhaltenen Südwalles a aus die Anlage der Befestigung, den vermutlichen Aufbau dieses Brandwalles, die Bedeutung der ihm waldwärts (nach dem Hauptberge zu) vorgelagerten Senke, berichtete von den noch vor 25 Jahren vorhanden gewesenen und jetzt kaum noch erkennbaren Bauten, den Schanzen bei b und c und den minder wichtigen bei d, ferner über die spärlichen Funde und über das mutmassliche Alter der Festung[1]), die, ähnlich wie die gestern geschaute Möbisburg eine hohe Bedeutung bei der umwohnenden Bevölkerung zur Zeit der Christianisierung gehabt haben müsse, da ja beide Kultstätten sonst nicht durch den Bau christlicher Heiligtümer „geheiligt" worden wären (die Martinskirche, eine Kapelle von kaum 50 qm Grundfläche, ist jetzt sogar in ihren Grundmauern verschwunden). Auch die drei anderen in der Nähe liegenden alten Burgen (Weimar selbst hat eine „Altenburg"), wurden



[1]) In der an die Ausführungen GÖTZEs sich anschliessenden Erörterung über das Alter und die Anlage des Walles bemerkte Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, dass der Wall aus verschlacktem Lehm bestände. Gegen diese Annahme erklärte sich Oberlehrer SCHMIDT-Löbau in folgender Ausführung: „Die Schlacken aus dem Walle auf der „Martinskirche" sind keinesfalls geglühter und verschlackter Lehm, sondern lediglich geschmolzener Kalkstein. Die zum Teil rote Masse kann leicht zu der Ansicht führen, dass es geglühter Lehm sei. War doch auch VIRCHOW der Meinung, als er 1870 in den Basaltschlacken auf dem Stromberge bei Weissenberg in der Oberlausitz und in den Nephelinschlacken auf dem Löbauer Berge rote, ziegelartige Bröckel fand, es sei Lehm als Flussmittel zum Schmelzen des Gesteins verwendet worden. Als ich vor zwölf Jahren die Wallforschung begann, waren für mich die roten Brocken ein Rätsel. Beeinflusst durch die Erklärung VIRCHOWs, war ich beinahe geneigt, sie ebenfalls für geglühten Lehm zu halten, obwohl es mir nicht einleuchten wollte, weshalb die Erbauer der Wälle den vielen Lehm auf die Berge geschleppt haben sollten; denn die Kuppen des Stromberges und des Löbauer Berges enthalten keine Spur von Lehm. Endlich fand ich die Lösung des Rätsels. Beim Auswerfen der Schlacken aus verschiedenen Wällen (Stromberg, Löbauer Berg, Hutberg in Schönau a. d. E., Landeskrone bei Görlitz, Breiteberg bei Striegau i. Schles.) waren auch rotgeglühte Steine mit herausgebracht worden, die neben den Durchstichen liegen blieben. Durch den Einfluss der feuchten Luft war der geglühte Basalt (bez. Nephelindolerit), sowie auch der geglühte Granit auf dem Bilplatze bei Georgewitz (Jahreshefte der Ges. f. Anthrop. u. Urgesch. d. Oberlausitz, Bd. II, S. 150) schon nach etlichen Jahren so stark verwittert, dass er vollständig einer ziegelartigen Masse glich. Wie sich diese Erscheinung beim Basalt, Nephelindolerit und Granit zeigt, so tritt sie hier im Walle auf der „Martinskirche" auch beim Kalkstein auf. Übrigens behält nach meiner Beobachtung der geschmolzene Lehm keine rote Farbe, sondern, wie man bei den übermässig scharfgebrannten Ziegeln sehen kann, bekommt er eine bläuliche Farbe, und eine Verwitterung erfolgt dann überhaupt nicht, was genugsam bekannt ist, weshalb man geschmolzene Ziegel zu Grundmauern am Wasser verwendet. Geschmolzene Ziegel sind auch bedeutend schwerer als verschlackter Stein.

Zufolge meiner langjährigen, vielfachen Beobachtungen bestreite ich ent-

Digitized by Google

erwähnt, deren eine, die Otternburg, unter Führung des Herrn Kustos MÖLLER von einem Teile der Ausflügler besucht wurde, während die zweite Abteilung, die mannbarere, schwindelfreie, die Buchfartsburg erklomm, um einmal zu sehen, wie die von der Heidingsburg aus erkennbare, dicht über dem Dorfe im steilen Felsenhang so rätselhaft herabschauende Löcherreihe sich in der Nähe ausnehme. Beide Abteilungen brachte deshalb der Wagen nach Buchfart zurück.

Der Zugang zur Buchfartsburg ist wirklich nicht so einfach, die drei letzten der 12 Löcher sind kaum noch zu erreichen. Alle Kammern liegen in gleichmässigem Abstande in horizontaler Reihe, stellen Reste einfacher in die senkrechte Wand des Wellenkalkes getriebene Gemächer dar, und nur die vordersten, noch mit dürftigem Mauerstützwerk und Fensteröffnungen versehen, lassen erkennen, wie prähistorisch die Wohnstätten der Vorfahren der Herrn von Orlamünde gewesen sein müssen, wie sicher sich die Burgherrn in der damals völlig uneinnehmbaren Feste aber auch gefühlt haben mögen. Auch der übliche unterirdische Gang ist vorhanden, sein Anfang wurde in einem der letzten Dorfhäuser, dem Sommersitz eines beliebten Arztes in Weimar, gefunden; seine Richtung weist nach der Burg. Genaueres darüber sowie über die vorurkundliche Geschichte der Höhlenwohnung (Überlingen, Regenstein), ist nur von einer Grabung im hohen Schuttkegel tief unten auf der Ilmaue zu erhoffen.

Die Mutloseren hatten es unterdessen bequemer. Sie fuhren stolz durch Buchfart hindurch, überquerten die Ilm auf einer der alten thüringischen überdachten Holzbrücken aus schwerem Balkenwerk, hielten sich flussabwärts bis Öttern am linken Ilmufer, um dort nach erneutem Übergang die Wagen zu verlassen und den Anblick der in unsrer weimarischen Schweiz einzig dastehenden, sich mathematisch genau senkrecht bis zu 80 m erhebenden Talwand auf sich wirken zu lassen. Diese unersteigliche Wand musste natürlich die Alten zur Anlage einer Fliehburg unbedingt herausfordern, zumal auf der anderen Seite der Einschnitt des Ziegentales das Erklimmen der schmalen Bergzunge stark erschwerte. Von den Verhauen usw., die diese Seite der Ziegen- oder Otternburg einst deckten, sind Reste bei der leichten Verwitterbarkeit des Wellenkalkes nicht zu erwarten. Selbst auf der Dreiecksspitze kann man nur notdürftig zwei Quergräben a u. b als Überbleibsel ehemaliger Befestigungsstücke ansprechen. Anders ist es aber auf der bewaldeten Basaltseite. Dort erhebt sich ein mächtiger Querwall c mit tiefem Graben, der freilich nur geringe Brandspuren aufweist, in seinem Verlauf von jener grandiosen Steilwand an bis zur flachen

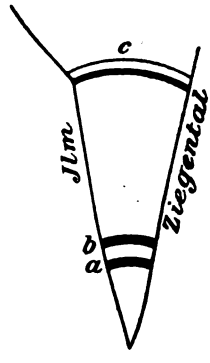
---

schieden, dass die rote Masse in den Schlacken geglühter Lehm ist; im Gegenteil behaupte ich mit Bestimmtheit, dass man es bei dieser Erscheinung mit geglühtem, an der feuchten Luft verwittertem Gestein zu tun hat.

Auch hier bedauere ich, dass der Wall nicht durchstochen worden ist. Aus dem Aufbau und aus den etwaigen Funden hätte man leicht Aufschluss über die Erbauer des Walles erhalten können. Das Äussere und die Lage der Schlacken, die an der einen Stelle zutage treten, lassen mich fast annehmen, dass der Wall aus slawischer Zeit stammt. Ist es jemand bekannt, ob im Wallraume slawische Scherben gefunden worden sind? (Professor GÖTZE bejaht diese Frage.) Wenn dies der Fall ist, so glaube ich, nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, dass die Slawen auch den Wall erbaut haben."

Digitized by Google

Böschung des Ziegentales aber von dem fortifikatorischen Talent der unbekannten Erbauer ein prächtiges Zeugnis ablegt. Der Führer der Abteilung konnte leider über das Alter der Anlage nichts sagen, da das geringe Scherbenmaterial zu stark verwittert ist, um auch nur einigermassen diskutierbare Schlüsse gestatten zu können. — Interessant waren auch noch eine Reihe von flachen Wallzügen, die sich etwa 400 m weiter im Walde finden, über deren Bedeutung — sie sind nur unvollständig vorhanden — vor der Vornahme kostspieliger Spatenarbeit sich genau so viel sagen lässt, wie über eine dabei liegende redoutenartige Anlage. Beim Abstieg konnte dann noch auf einen alten Bärenfang aufmerksam gemacht werden, dessen Entdeckung bei der Untersuchung einer im dichtesten Unterholze sich erhebenden grabhügelartigen Erhöhung erfolgte, die sich schliesslich als das Aushubmaterial jener nur 15 m entfernten Trichtergrube entpuppte.



Eine Stunde weiter, da, wo der Fluss das bekannte scharfe Knie macht, hätte man dann die Stellen zweier weiterer Burgen besuchen können, die Himmelsburg[1]) und den Burgberg in Mellingen.

Trotz schönen Wetters und reizvoller Gegend war die Sache allmählich etwas anstrengend geworden. Darum sollte auch die Belohnung nicht ausbleiben. Der Gastfreund „Garl", klug und fromm, kannte den Brauch und gedachte nach vollbrachter Tagung der Götter, sonderlich unseres huldvollen Schirmherrn Mannus. Ihm zum Preise und zur höheren Ehre dampfte der steingemauerte Altar, und würzige Düfte des schmorenden Opferfleisches wallten uns Fahrern entgegen. Der breitbäuchige Oberpriester waltete seines Amtes, würdevoll die schier gefährlich andringenden Gläubigen vertröstend, mit prüfendem Gabelstich die „Göttergabe" wendend. Ein jung Säulein war blutigem Stahle erlegen, und herrlich schmeckte sein zartes Fleisch, sorglich und sparsam ins weichhäutige Geröhre seines Leibes gestopfet. — Ohne Rostbratwürste geht es nun einmal nicht in Thüringen. Und kommt die Mannusschar zum zweiten Male, dann soll sie ein zweites Leibgericht der Hermunduren zu schmecken bekommen: Kloss mit Gänsebraten.

In friedlichem Austausch der Gedanken ging nun noch ein Stündchen dahin, unterbrochen durch einen launigen Trinkspruch des Herrn Geh. Rat Dr. ZSCHIESCHE, der in Kämpfes Bruch sogar die ersten Spuren von Gerste als Urgrund des süffigen Stoffes gefunden zu haben glaubte, und deshalb nicht umhin konnte, einen kräftigen Schluck hellen Ehringsdorfers auf das Wohl der Veranstalter dieser an Erfahrung so reichen Fahrt nach Weimar zu trinken.

Dann vertraute man sich zum letzten Male den Rädern an, um mit sinkendem Tage die Heimfahrt anzutreten. In der Veranda des Hotels „Kaiserin Augusta", dicht am Bahnhofe, vereinten sich die letzten Reste der Getreuen, um dann endlich nach 9 Uhr nach Ost und West davonzudampfen.

A. Möller.

---

[1]) GÖTZE, Z. f. Eth. 1896, S. 116.

Digitized by Google

Ausflug vom 4. bis 7. August

nach den vorgeschichtlichen Burgen des Feldatals und der Steinsburg (Kleiner Gleichberg) bei Römhild.

Nach Schluss der Erfurter Tagung reisten die Teilnehmer[1]) nach Vacha. Die Fahrt ging durch das in vorgeschichtlicher Zeit reich besiedelte mittlere Thüringen, dann durch die dem Thüringer Wald vorgelagerte fundarme Zone, hinter Eisenach kreuzte man den Thüringer Wald und gelangte, von dem im Hintergrund auftauchenden Bergkegel des Öchsen begrüsst, bei Salzungen in das bis zum Eindringen der Germanen kulturell von der süddeutschen Zone abhängige Werratal. Nachdem Leimbach mit seinem grossen Latène-Gräberfeld passiert war, verliess man den Zug in Vacha, wo der Vertreter der Weimarischen Regierung, Herr Bezirksdirektor WEIMAR, und der Grossherz. Oberförster Herr KREHAN die Teilnehmer empfingen. Nach einer Stärkung im „Adler" begann die Fusswanderung.

Gleich beim Verlassen des Ortes glaubte man sich in prähistorische Verkehrsverhältnisse versetzt. Ein in der vergangenen Nacht niedergegangener Wolkenbruch hatte Weg und Steg überschwemmt und nötigte zu pfadlosen Umwegen über Felder und Wiesen. Beim Anstieg zum Öchsen bekam man wieder festen Boden und guten Weg und erhielt so ad oculos et ad pedes demonstriert, warum im Altertum die Höhenwege eine wichtigere Rolle als heute zur Zeit der regulierten Flusstäler spielten. Beim Beginn des Steilkegels wurden Ackerterrassen gekreuzt, die sich bis fast zu den Befestigungswerken hinaufziehen. Die klare, durch den Regen gereinigte Luft gestattete einen köstlichen Rundblick vom Aussichtsturm auf die zackigen Rhöngipfel mit ihren prächtigen Buchenwäldern. Einige latène-zeitliche Funde vom Öchsen, die in der Schutzhütte aufbewahrt werden, wurden bei einem Imbiss besichtigt.

Auf dem Abstieg machte Herr BODENSTAB auf das Vorkommen von Bergroggen (Elymus europaeus) aufmerksam, der in der Nähe der Quelle am unteren Teil der dorthin reichenden Befestigungen in ziemlicher Menge wächst. Auch auf den anderen Burgen wurde er, um dies hier vorauszuschicken, beobachtet, sobald man sich der alten Besiedlungszone näherte. Es verlohnte sich wohl eine Untersuchung, ob die Vermutung sich bestätigt, dass man es hier mit verwilderten Überbleibseln keltischen Ackerbaues zu tun hat.

Weiter führte der Weg über Völkershausen nach Dietlas und von da mit der Felda-Bahn nach Dermbach, wo man sich im Sächsischen Hof bei Forellen, welche die Felda reichlich spendet, von den Anstrengungen des Tages erholte.

Am 5. August wurde früh der Beyer bestiegen. Gleich hinter Beyershof, wo der Basaltkegel beginnt, wurden zahlreiche Ackerterrassen überschritten, weiter ging es an einem grossen Basaltfeld und dann

[1]) Die Herren BERGER (Merseburg), Freiherr v. BIBRA und Gemahlin (Hannover), Apotheker BODENSTAB und Frl. Tochter (Neuhaldensleben), Prof. GÖTZE (Berlin), Apotheker KADE (Römhild), Prof. KOSSINNA (Berlin), Museumsvorsteher LIENAU und Gemahlin (Lüneburg), Versicherungsbeamter REINHARDT (Erfurt), Oberlehrer H. SCHMIDT (Löbau), stud. W. SCHULZ (Minden) und stud. E. WAHLE (Delitzsch).

Digitized by Google

steil ansteigend an Wohnpodien vorüber nach dem durch einen doppelten Wall konzentrisch umgebenen Gipfel. Der Abstieg führte auf der Südseite über eine grosse Terrasse mit Grabhügeln und eigentümlichen niedrigen Steinwällen, deren Bedeutung noch nicht feststeht; auch hier stand viel Bergroggen.

Am Nachmittag wurde die schöne Sammlung des Herrn Apothekers KELLER besichtigt und dann die Weiterfahrt nach Kaltennordheim angetreten. Von dort ging es mit Wagen das Feldatal immer weiter aufwärts durch Kaltensundheim mit schönen geschnitzten Holzarchitekturen, weiter durch frische, von prächtigen Waldbergen umrahmte Wiesen, unter der Alten Mark bei Erbenhausen vorüber nach der Passhöhe des Stellbergs.

Jenseits erschien bald der bayrische Flecken Fladungen in der Abendsonne mit seiner gut erhaltenen, durch eine Anzahl Türme bewehrten Ringmauer. Der Rundgang in der Dämmerung durch den stillen altertümlichen Ort erzeugte eine Stimmung, dass man sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt glaubte.

Am 6. August bestieg man wieder die Eisenbahn und fuhr über die Kirschenstadt Ostheim, Mellrichstadt und Rentwertshausen nach Römhild. Unter Führung der Herren Bürgermeister GRIEBEL, Apotheker KADE, Lehrer HÖFER und Lehrer KESSLER wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt, so namentlich die Kirche mit einem prächtigen Grabmal aus Bronze, einem Meisterwerk Peter Vischers, und die Bonsack'sche Sammlung von Steinsburgfunden und anderen Altertümern aus der Umgegend Römhilds.

Nach dem Mittagessen im Schlundhaus wurde der Grosse Gleichberg in Angriff genommen. Nach langem Anstieg, der an einer grossen Mardelle am Kochsbrunnen und der Landesheilstätte vorbei über die Alteburg, eine jedenfalls mittelalterliche Befestigung führte, gelangte man auf das langgestreckte Plateau. Die Besichtigung des vor mehreren Jahren entdeckten Pfostenloches im südlichen Teile des Ringwalles wurde leider durch Regen gestört, sodass der Rückzug nach dem im Sattel zwischen den beiden Gleichbergen am Sandbrunnen gelegenen „Waldhaus" angetreten werden musste, wo Nachtquartier genommen wurde.

Der 7. August war der Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg gewidmet. Bei dem Umfang der Anlagen und der schwierigen Zugänglichkeit kann an einem Tage nur ein kleiner Teil begangen werden, aber bei sachkundiger Führung ist es immerhin möglich, die wichtigsten Punkte kennen zu lernen und einen Totaleindruck des gewaltigen Werkes zu bekommen. Von wichtigen Einzelheiten wurde die verschiedene Konstruktion der Mauern und ihre Konservierung mit Zement gezeigt, ferner verschiedene Hausunterbauten (einer mit Widerlager für die Holzdiele), Wohnpodien, Gräber u. a. m. Auch auf die erst kürzlich beobachteten Spuren von Umbauten der Mauern mit ihren Konsequenzen für die Baugeschichte der Steinsburg wurde hingewiesen.

Wie schon früher von anderer Seite, so wurde auch jetzt von Herrn Prof. KOSSINNA und den andern Teilnehmern rückhaltlos anerkannt, dass die Methode, nach der die Steinsburg jetzt bearbeitet

Digitized by Google

wird, richtig ist und zu einem günstigen Endresultat führen wird; auch die Art der Konservierung der Mauern fand allgemeinen Beifall.

An der Begehung nahmen auch Vertreter des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins zu Meiningen mit ihrem Vorsitzenden, Herrn Oberbaurat FRITZE, teil.

Nach gemeinsamem Mahl im Waldhaus endigte der Ausflug, der zwar bei der Bezwingung der steilen Basaltberge einige körperliche Anstrengungen erforderte, aber wohl den meisten Teilnehmern ein ihnen bis dahin fremdes Gebiet von hoher landschaftlicher Schönheit und archäologischer Bedeutung erschloss.

Götze.

Digitized by Google

Verzeichnis der 113 Teilnehmer.

1. Vorsitzender: Kossinna, Gustaf, Dr. phil., Univ.-Professor, Berlin.
2. Vorsitzender: Bezzenberger, Adalbert, Dr., Univ.-Professor, Geh. Regierungs-Rat, Königsberg i. Pr.
1. Schriftführer und Protokollant: Albrecht, Gustav, Dr. phil., städt. Bibliothekar, Charlottenburg.

A.

Adrian, Jos., Dr. phil., Rektor, Erfurt.
Alberti, Pfarrer, und Frau, Ulrichshalben.
Arendt, Hugo, Bildnismaler, Erfurt.

B.

Baehr, Max, Rentier, Erfurt.
Berger, Paul, Privatmann, Merseburg.
Biereye, Dr. phil., Professor, Gymn.-Direktor, Erfurt.
Bibra, Freiherr von, Major a. D., und Frau, Hannover.
Bischoff, Dr. iur., Geh. Ober-Justizrat u. Landgerichts-Präsident a. D., und Frau, Erfurt.
Bodenstab, E., Apotheker a. D., und Tochter, Neuhaldensleben.
Brehmer, Fräulein, Erfurt.
Buschmeyer, Fr., Kunstmaler, Erfurt.
Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse b. Erkner.

C.

Caemmerer, Dr. phil., Professor, Arnstadt.
Caesar, Adolf, Apotheker, Erfurt.

D.

Deile, Professor, Erfurt.
Dietrich, Pastor, Frienstedt.
Dunkel, Rud., Rentier, Elxleben a. G.

F.

Fleischer, Oskar, Dr. phil., Universitäts-Professor, Berlin.
Florschütz, Dr. med., Sanitätsrat, Gotha.

G.

Gerstenhauer, Lehrer, Büssleben.
Girke, Georg, cand. phil., Berlin.
Götze, Alfred, Dr. phil., Professor, mit Frau und Tochter, Gross-Lichterfelde.
Griepentrog, Curt, Gymn.-Oberlehrer, Erfurt.
Günther, A., Vorstand des städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lützel.
Güther, Hugo, Buchhändler, Erfurt.
Gutsche, Dr. phil., Stadtschulrat, Erfurt.

H.

Haake, Dr. med., Arzt, Braunschweig.
Hagen, Joachim von der, Museumskustos, Prenzlau.
Hahne, Hans, Dr. phil., Direktorialassistent u. Privatdozent, Hannover.
Hennig, Fritz, Realgymnasiast, Erfurt.
Hesse, Fräulein, Erfurt.

J.

Jacob, K., Dr. phil., Museumsassistent, Leipzig.
Jahn, Martin, cand. phil., Berlin.
Jahr, Dr. phil., Oberlehrer, Erfurt.

K.

Kade, C., Apotheker, Römhild.
Kalklösch, L., Pastor emer., Erfurt.
Kickton, Stadtbaurat, Erfurt.
Knoch, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, und Frau, Erfurt.
Koch, Pfarrer, Tröchtelborn.
Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen.
Krauth, Dr. phil., Professor, Erfurt.

Digitized by Google

Kropp, Philipp, Privatgelehrter, Jena.
Krüll, Rektor, Erfurt.
Kubale, Oberstleutnant a. D., Erfurt.
Kuntze, H., Rentmeister, und Frau, Burgscheidungen.

L.

Lienau, M. M., Abteilungs-Vorsteher am Museum, und Frau, Lüneburg.
Lilliendahl, Kommerzienrat, Neudietendorf.
Loos, Regierungsrat, Erfurt.
Lorenz, Wilhelm, Photograph, Erfurt.
Ludewig, Dr. iur., Justizrat, und Frau, Erfurt.

M.

Meyer, Stadtrat a. D., und Frau, Erfurt.
Michaelsen, A., Kaufmann, u. Frau, Erfurt.
Möller, Armin, Kustos des städt. Museums, Weimar.
Müller, Paul, Justizrat, und Frau, Erfurt.

N.

Nagel, Lehrer, Erfurt.
Nitzschke, Dr. iur., Landesrat, Merseburg.
Nöller, Fr., Rentier, Erfurt.
Nuernberg, Dr. med., Arzt, u. Frau, Erfurt.

O.

Ost, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer, Erfurt.
Overmann, Dr. phil., Stadtarchivar, und Frau, Erfurt.

P.

Peschel, E., Lehrer, Nünchritz.
Peters, Stadtbaurat, und Frau, Erfurt.
Pfau, Cl., Dr. phil., Professor, Rochlitz i. Sa.
Pfeiffer, L., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Weimar.

R.

Rehlen, W., Stadtrat, Nürnberg.
Reichardt, Versicherungs-Beamter, Erfurt.
Reineke, Otto, Vikar, Erfurt.
Reisert, Zahnarzt, Erfurt.

S.

Schmidt, Carl, Fabrikant, Erfurt.
Schmidt, H., Oberlehrer, und Frau, Löbau i. Sa.
Schmidt, Rob. Rud., Dr. phil., Privatdozent, Tübingen.
Schneider, Th., Pfarrer, Stutzhaus.
Schneider, Dr. phil., Professor, Erfurt.
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg.
Schulz, Walther, stud. phil., Minden i. W.
Schumann, Gottl., Rentier, und Frau, Erfurt.
Staffel, Dr. med., Arzt, Chemnitz.
Starcke, Dr. med., Arzt, Vieselbach.
Steinbrück, Carl, Kaufmann, Erfurt.
Stenger, Emil, Kaufmann und Gärtnereibesitzer, Erfurt.
Sturm, Otto, Ökonom, Erfurt.

T.

Teichfischer, K., Kaufmann, Erfurt.

V.

Volkstedt, H., Lehrer, Erfurt.

W.

Wagner, E., Lehrer, Kerspleben.
Wahle, Ernst, stud. archaeol., Delitzsch.
Walter, E., Dr. phil., Professor, Stettin.
Wilcke, Max, Dr. phil., Königl. Kreisschulinspektor, Zeitz.
Winckler, Alb., stud. archaeol., Berlin.
Wüst, Ewald, Dr. phil., Professor, Kiel.

Z.

Zschiesche, Paul, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Erfurt.
Zschiesche, Amtsrichter, Cölleda i. Th.
Zuckschwerdt, Dr. med., Sanitätsrat, Sprottau.

Digitized by Google

Rednerliste.

Albrecht 36.

Berger 43, 47, 48.
Bezzenberger 29, 38, 39, 40, 42, 46, 65, 67.
Biereye 1, 5.
Bodenstab 42.
Busse 43.

Dietrich 42.

Fleischer 45, 46.

Götze 11, 29, 35, 83.
Günther 38, 66.
Hahne 18, 29, 42, 44.

Jacob 36.

Kossinna 2, 5, 36, 41, 43, 47.

Möller 29.

Nitschke 4.

Pfau 49.

Schmidt, H., 42, 83.
Schmidt, R. R., 40, 43, 44.

Wahle 30, 35, 36, 40.
Wilcke, M., 48.
Winckler 27, 36.
Wüst 44, 43.

Zschiesche 4, 8, 36.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

III. Ergänzungsband

Bericht über die siebente Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Berlin 17. bis 20. April 1922

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1923

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bericht über die 7. Tagung. Erstattet von Gustaf Kossinna und Ernst Snethlage 1
Verzeichnis der Teilnehmer 6
Ausflug nach Frankfurt a. O. und zum Burgwall von Lossow. Von M. M. Lienau 8

Vorträge:

Heß v. Wichdorff: Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar. Mit 1 Karte und 1 geologischem Profil im Text 12
Niklasson, Nils: Steinzeitliche Siedelungen in Mitteldeutschland (Auszug). Mit 1 Abbildung im Text 24
Jahn, Martin: Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur" auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien. Mit Tafel I—V 28
Schulz, Walther: Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten. Mit 2 Textabbildungen 43
Derselbe: Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren. Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel VI 48
Frischbier, Erich, Halle: Erläuterungen zur Stammestafel der kaiserzeitlichen Fibeln. Mit Tafel VII 56
Diculescu, Const.: Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien . . 62
Walter, Emil: Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen) 104
Lechler, Jörg: Zum Begräbnis im Hause 110

Digitized by Google

Digitized by Google

Bericht über die siebente Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Berlin, 17. bis 20. April 1922.

Erstattet von Gustaf Kossinna und Ernst Snethlage.

Montag, den 17. April:

Eingeleitet wurde die Tagung durch einen Begrüßungsabend der Mitglieder und Gäste im Spatenbräu in der Friedrichstraße. Es hatten sich dazu nicht nur aus Berlin, sondern auch von weiter her eine stattliche Anzahl von Teilnehmern eingefunden. Professor Dr. Paape hielt eine warme, stimmungsvolle Ansprache, in der er auch die letztjährigen Leistungen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte schilderte. Bei anregender Unterhaltung verlief der Abend in schönem Einklang.

Dienstag, den 18. April:

Um 9½ Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Univ.-Professors Kossinna eine Vorstands- und Ausschußsitzung im Universitätsgebäude statt. Es waren erschienen die Herren Hahne, Heß v. Wichdorff, Jahn, Paape, Snethlage. Dem Antrage des Vorsitzenden, für das verstorbene Ausschußmitglied Bracht Herrn Dr. Schulz, Direktorialassistent am Provinzialmuseum zu Halle, zu wählen und die Herren Wilhelm Kehlen zu Nürnberg und Fabrikbesitzer Heinrich Maximilian Stahel zu Bielefeld und Berthelsdorf zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, wurde zugestimmt, nachdem Geheimrat Kossinna die großen Verdienste dieser beiden um die Gesellschaft geschildert hatte:

„Wenn ein Mann, der sein Leben lang Fabrikant war, in hohem Alter, wo die Geschäfte ihn weniger stark in Anspruch nehmen, unserer Wissenschaft in so ausgedehntem Maße und mit solchem Ernste und solcher Begeisterung

Digitized by Google

sich hingibt, wie das Herr Rehlen seit Jahrzehnten tut, so ist das bewundernswert und einzig dastehend. Er hat ganz West-, Süd-, Mittel- und Nordeuropa bereist, um in den dortigen Museen die Denkmäler der vorgeschichtlichen Anthropologie und Archäologie zu studieren, vor allem die allerfrühesten Zeugen der Menschwerdung. Bekannt ist besonders seine Teilnahme an dem Streit um die Schädel von Piltdown und von Broken Hill. Er ist zudem vielleicht der einflußreichste Mann auf dem Gebiete der Vorgeschichte in ganz Bayern, was die amtlichen Kreise angeht. Für sich selbst hat er diesen Einfluß in keiner Weise ausgenutzt. Wohl aber hat er seinen Reichtum in freigiebigster Weise den Wissenschaften zur Verfügung gestellt, namentlich im vergangenen Jahre. Was er für unsere Gesellschaft getan hat, darüber darf nichts verraten werden. Aber es ist von solcher Art, daß wir vollen Anlaß haben, Herrn Rehlen zum Ehrenmitgliede zu ernennen."

„Dasselbe gilt von Herrn Fabrikbesitzer Stahel. An Begeisterung für unsere Wissenschaft übertrifft er vielleicht noch Herrn Rehlen, wenn das überhaupt möglich ist. Doch ist er noch in voller angestrengtester Berufstätigkeit, hat also gegenwärtig noch nicht so viel freie Zeit für den eigentlichen Wissenschaftsbetrieb übrig. Seine Begeisterung gilt vor allem den Indogermanen und den Germanen, wie sie ihm in meinen Schriften entgegen getreten sind. Ich habe wohl an die 50 sehr ausführliche Briefe von ihm erhalten, worin ich seinen hohen völkischen, für unsere Wissenschaft hochbegeisterten Sinn tief kennen gelernt habe, ihn selbst als einen Mann vom höchsten Idealismus, dabei von schneidigem, nieversagendem Mute. Seine ganze Familie ist Mitglied bei uns geworden und mindestens 25 Mitglieder hat er uns aus seinem Bekanntenkreise zugeführt, z. B. den Pfarrer Traub in München. Wie er selbst reiche Spenden uns zugewendet hat, so ist er andauernd auch bemüht gewesen, wohlhabende und unsere Sache finanziell über die engere Verpflichtung hinaus unterstützende Freunde zu erwerben. Er hat die Ehrenmitgliedschaft voll verdient."

Es kam dann zur Sprache, daß es unter den jetzigen Verhältnissen nicht möglich sei, den Mannus zu dem früherhin für 1922 festgesetzten Beitrage von 30 Mk. zu liefern. Als Vertreter des Verlags, der zu diesem Zweck hinzugezogen worden war, gab Hofrat Dr. Meiner aus Leipzig die näheren Erläuterungen.

Die Gründe, welche zu dem Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses, eine Umlage von 30 Mk. zu erheben, faßte Geheimrat Kossinna in folgenden Ausführungen zusammen:

Als im Herbst 1921 eine Erhöhung des Beitrags für 1922 um nur 5 Mk., von 25 auf 30 Mk., festgesetzt wurde, war noch nicht entfernt das so baldige Eintreten der gewaltigen Teuerungswellen vorauszusehen, die seit 1. Oktober 1921 in nun fünffacher Wiederkehr das Buchgewerbe überfallen haben. Die Druckpreise sind zuerst um 30%, dann um 40%, um 15%, um 35%, endlich

Digitized by Google

im Juni wieder um 30% gestiegen; seit Herbst 1921 haben sie sich fast verfünffacht. Noch schlimmer wirkt die Erhöhung der Papierpreise, da die Fabriken bei Auftragserteilung überhaupt keine Preise mehr nennen, und nicht zuletzt auch die der Postgebühren, die für den Versand des 13. Bandes des Mannus 2500 Mk. betrugen und für den 14. Band 4500 Mk. betragen würden, wenn nicht jetzt die neue Erhöhung einträte, durch die der Versand noch weiter stark verteuert werden wird[1]). Der 13. Band, der im Buchhandel ohne den Sortimentszuschlag 80 Mk. kostet, ist für den Beitrag von 25 Mk. unseren Mitgliedern fast geschenkt worden, so daß trotz der nicht dankbar genug anzuerkennenden Hilfe der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" für den Mannus der Verlag andauernd starke Verluste erleidet. Er kann selbst dann auf keinen Gewinn rechnen, wenn der Beitrag für 1922 sehr wesentlich erhöht wird. Trotzdem hat der geschäftsführende Ausschuß der Gesellschaft im Einvernehmen mit dem Verlag beschlossen, den Beitrag nur zu verdoppeln, also eine Umlage von nur 30 Mk. eintreten zu lassen[2]).

Da es völlig ungewiß ist, wie sich die Geldverhältnisse in Zukunft gestalten werden und die Gefahr besteht, daß der mit 600 Mk. festgesetzte Beitrag für die Erwerbung der lebenslänglichen Mitgliedschaft bei zunehmender Geldentwertung zur Deckung nicht ausreichen wird, wurde beschlossen, vorerst keine weiteren lebenslänglichen Mitglieder aufzunehmen.

Zu Kassenprüfern wurden Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff und Regierungsrat v. Strantz gewählt.

Die Vorträge im Universitätsgebäude wurden vom Vorstand Geheimrat Kossinna durch eine Ansprache eröffnet, in der er etwa folgendes ausführte:

„Es ist das zweite Mal, daß unsere jetzt im vierzehnten Jahre stehende Gesellschaft ihre Hauptversammlung in Berlin abhält. Vor dem Kriege hätten wir an so etwas nicht gedacht. Denn wir Berliner sind ja oder waren wenigstens froh, wenn wir Zusammenkünfte, welcher Art auch immer, möglichst weit weg von hier in kleinere Städte mit Gebirgsumgebung verlegen konnten. Für unsere Gesellschaft, die hier in Berlin ja Sitzungen der Berliner Zweiggesellschaft abhält, kommt dabei auch noch in Betracht, wissenschaftliche Anregungen nach außerhalb zu tragen, denn wir sind ja eine allgemeine deutsche Gesellschaft.

Jetzt verbietet die Reisenot, unserem Sehnen heraus aus den Steinmauern der Weltstadt Folge zu leisten: so 1920 und so 1922. Unser Vorstands-

[1]) Diese Ausführungen galten für April 1922. Wie ungeheuerlich inzwischen die Steigerung auf den oben berührten Gebieten weiter gediehen ist, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Durch die Erhöhung der Postgebühren seit 1. Okt. 1922 entstehen dem Verlag neuerlich erhebliche Verluste.

[2]) Seitdem erhalte ich andauernd Zuschriften von Mitgliedern, namentlich der neu geworbenen, die sich über die geradezu „märchenhafte Billigkeit" des Mannus verwundert aussprechen. G. K.

Digitized by Google

mitglied Obergeneralarzt Wilke schrieb mir: „Ich werde nach Berlin kommen, obwohl mir dieser Ort schon in Friedenszeiten sehr unsympathisch, nach der Revolution aber geradezu verhaßt geworden ist; besser wäre die Hauptversammlung in einem kleinen Orte abgehalten worden". Das sind ganz schöne Wünsche, aber die Wünsche eines Utopisten. Denn die Reisenot besteht nun einmal und erstreckt sich nicht nur auf Reisen nach Berlin (es gibt Großstädte, wo es noch teurer sein soll, als in Berlin, z. B. gleich Leipzig, das Herrn Wilke so nahe liegt), sondern auch auf Reisen aus Berlin oder von anderen Orten nach kleinen Städten. Schließlich hat Herr Wilke wegen der reißend steigenden Teuerung sein Kommen sogar ganz absagen müssen.

Gereist wird also nur von wenigen. Da ist es denn geboten, daß wir unsere Versammlung dort abhalten, wo ein starker Stamm wohnhaft ist, der dann nicht zu reisen braucht. Das ist aber nur in Berlin der Fall. Wir haben jetzt etwa 500 Mitglieder[1]), davon wohnen 98, also etwa $^1/_5$ in Großberlin. Da ist die Entscheidung nicht schwer.

Es wird vielleicht Teilnahme erwecken, wenn ich Ihnen die Zahl unserer Mitglieder in anderen Städten mitteile, die man als geeignet zur Abhaltung von Hauptversammlungen ansehen könnte. Vereine und Anstalten bleiben hierbei unberechnet.

Nach Berlin (98) folgt Leipzig mit 11 Mitgliedern, von denen aber nur 1 als Fachmann anzusehen ist; dann Halle a. S. mit 8 (darunter 5—6 Fachleute!); Wien und Hannover haben je 7; Heidelberg, München und Bielefeld je 6; Dresden, Königsberg, Köln, Koblenz je 5; Breslau, Stettin, Frankfurt a. O., Weißenfels je 4; (Helsingfors), Kottbus, Hamburg, Kiel, Naumburg a. S., Marburg a. L., Essen a. Ruhr, Nürnberg je 3; Bromberg, Danzig, Liegnitz, Görlitz, Chemnitz, Dessau, Quedlinburg, Halberstadt, Nordhausen, Jena, Erfurt, Salzwedel, Braunschweig, Kassel, Osnabrück, Münster, Dortmund, Bonn, Würzburg (Bozen, Upsala, Warschau) je 2. Den 98 Berlinern stehen also insgesamt nur 148 Mitglieder in allen übrigen Groß- und Mittelstädten gegenüber, während die volle Hälfte unserer Mitglieder gleichsam „Einödshöfer" sind.

Sie werden mir nun wohl recht geben, wenn ich behaupte: Solange die Reiseteuerung anhält, werden wir auch in Zukunft kaum daran denken können, irgendwo anders als in Berlin zu tagen.

Persönliche Mitglieder fehlen völlig in Mainz, Wiesbaden, Stuttgart, Augsburg, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen.

Ich teile nur noch mit, daß herzliche Grüße zur Tagung die Herren Bayer-Wien, Schmidt-Görlitz, Turobin-Schwiebus und Wilke-Rochlitz gesandt haben".

---

[1]) Im Oktober sind es bereits 559 geworden.

Digitized by Google

Es schlossen sich daran folgende wissenschaftlichen Vorträge:

Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Vorzeitmuseum und Gegenwart.

Bergrat Dr. Hans Heß v. Wichdorff (Berlin): Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.

Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Paläolithisches, besonders über Trugformen. Aus Anlaß neuester angeblicher und tatsächlicher Funde.

Nachmittags wurde der Festvortrag: „Die Kunst in der Vorzeit Schlesiens" von Direktorialassistent Dr. Jahn aus Breslau gehalten.

Am Abend vereinigten sich zahlreiche Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Spatenbräu. Scherzhafte Vorführungen und eine zur Tagung herausgegebene Bierzeitung trugen zur Erheiterung bei.

Mittwoch, den 19. April:

In der anberaumten Geschäftssitzung teilte der Vorstand, Geheimrat Kossinna, die Wahl des Herrn Dr. Walther Schulz in den erweiterten Ausschuß und die Ernennung der Herren Rehlen und Stahel zu Ehrenmitgliedern mit. Er gab den Beschluß über die Erhöhung des Beitrags für 1922 unter Darlegung der schon in der Vorstands- und Ausschußsitzung vorgeführten Gründe bekannt, sowie die vorläufige Schließung für die Aufnahme lebenslänglicher Mitglieder.

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin erstattete den Kassenbericht. Auf der vorigen Tagung im Jahre 1920 waren die endgültigen Ergebnisse bis 1918 bekanntgegeben worden.

Einnahmen:	1919		1920	
Bestand vom Vorjahre . . .	2826,75		3752,00	
Mitgliederbeiträge	6859,10		11128,96	
Mannusspende			2307,00	
Verschiedenes	60,00	9745,85	813,65	18001,61
Ausgaben:				
Für den Mannus	5262,80		8492,50	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf, Tagung usw.) . .	731,05	5993,85	1794,05	10286,55
Bestand am Ende des Jahres		3752,00		7715,06

Das Jahr 1920 ist das letzte Jahr, dessen Abrechnung endgültig feststeht. Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Digitized by Google

Der Vormittag wurde wiederum durch wissenschaftliche Vorträge ausgefüllt:

Museumsassistent Mag. Nils Niklasson (Halle): Siedlungen der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.

Geh. Studienrat Prof. Dr. Emil Walter (Stettin): Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).

Direktorialassistent Dr. Martin Jahn (Breslau): Zur Chronologie der sog. Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.

Dann war den Teilnehmern Gelegenheit geboten, nach Wahl an drei Besichtigungen unter fachmännischer Führung sich zu beteiligen:

1. Der tocharischen Funde (Turfansammlung) des Museums für Völkerkunde.
2. Der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums.
3. Des Naturhistorischen Schulmuseums der Stadtgemeinde Neukölln.

Am späteren Nachmittag wurden noch folgende wissenschaftlichen Vorträge gehalten:

Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Bestattungsgebräuche der beginnenden Eisenzeit.

Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Hermunduren.

Museumsassistent Dr. Erich Fritzsch (Halle): Zur Typologie der germanischen Fibeln.

Dr. Constantin Diculescu (Berlin): Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.

Dr. Jörg Lechler (Charlottenburg): Zum Begräbnis im Haus.

Donnerstag, den 20. April:

Dieser Tag war einem Ausflug nach Frankfurt a. d. O. gewidmet, zu dem sich von Berlin aus 20 Teilnehmer einfanden (s. unten S. 8).

Verzeichnis der 94 Teilnehmer:

Albrecht, stud. phil., Berlin,
Berger, Paul, Konservator, Halle a. S.,
Blum, Dr., B.-Steglitz,
Blum, Frau, B.-Steglitz,
Bohm, Waldtraut, Frl., Berlin,
Buchholz, Fritz, Referendar, Landsberg a. W.,
Caemmerer, Erich, Dr., Studienrat, Sondershausen,
Danicke, B., Professor, B.-Neukölln,
Danicke, Frau, B.-Neukölln,
Diculescu, Konstantin, Dr. phil., Charlottenburg,
Döring, Gymnasiallehrer, Museumskustos, Sondershausen,
Falb, Alfred, Dr. jur., B.-Wilmersdorf,
Feller, Berlin,
Feller, Frau, Berlin,
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O.,
Fischer, Emil, Museumsleiter, B.-Neukölln,
Flemming, Hans, B.-Reinickendorf,

Digitized by Google

Flemming, Frau, B.-Reinickendorf,
Frischbier, Erich, Dr. phil., Halle a. S.,
Fromm, Geh. Justizrat, Berlin,
Fuchs, Dr., Berlin,
Fuchs, Frau, Berlin,
Gläser, Elly, Frl., Charlottenburg,
Götze, Alfred, Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Götze, Landeskonservator, Cöthen,
Gohlke, Otto, Lehrer, Berlin,
Goldbach, Lehrer, Berlin,
Grünewald, Maria, Dr. phil., Berlin,
Günther, Hermann, Prof. Studienrat, Rathenow,
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin,
Guth, M., Frl., B.-Wilmersdorf,
Hach, Lehrer, Berlin,
Hagen, v. d., Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg (Uckerm.),
Hahn, Prof. Dr., Berlin,
Hahn, Frl., Berlin,
Hahne, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle a. S.,
Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Dr., B.-Lichterfelde,
Hohmann, Direktor Dr., Eichwalde,
Holmstedt, Oberleutnant, Stockholm,
Holst, Studienprofessor, B.-Lichtenberg,
Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialassistent, Breslau,
Jarausch, stud. phil., Berlin,
Kersten, Dr., Berlin,
Korn, Emil, Techn. Beamter, Straußberg,
Kossinna, Gustaf, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Krügel, Max, Lehrer, Berlin,
Krüger, Frl., B.-Karlshorst,
Kuck, Dr., B.-Schlachtensee,
Langer, Franz, Oberpostsekretär, B.-Waidmannslust,
Lechler, Georg, Dr. phil., Charlottenburg,
Lehmann, Herbert, Museumstechniker, Berlin,
Lehmann, stud., Halle a. S.,
Lenze, Geh. Hofrat, Berlin,
Märkisch, Gustaf, Lehrer, Charlottenburg,
Markus, Lehrer, B.-Zehlendorf,
Markus, Frau, B.-Zehlendorf,
Marquart, Univ.-Prof. Dr., B.-Lichterfelde,
Matthes, Walter, stud. phil., Berlin,
Mertinat, Otto, Buchdruckereibesitzer, B.-Lichterfelde,
Mirow, Archivar, Müncheberg,
Mötefindt, Hugo, Dr. phil., Charlottenburg,
Müller, Prof. Dr., Museumsleiter, Friedeberg,
Neumann, Dr., Berlin,
Niklasson, Nils, Museumsassistent, Halle a. S.,
Osten, v. d., Hans Henning, Leutnant, Charlottenburg,
Paape, Prof. Dr., B.-Schöneberg,
Paape, Anna, Frl., B.-Zehlendorf,
Reimer, Berlin,
Richter, Dr., B.-Friedenau,
Saucken, v., Kgl. preuß. Reg.-Assessor, Berlin,
Scheffler, Zeichenlehrer, B.-Steglitz,
Schemmel, Hertha, Frl., B.-Tempelhof,
Schenck, stud. med., Halle a. S.,
Schirwitz, Karl, Lehrer, Quedlinburg,
Schneider, Max, Berlin,
Schneider, Frau, Berlin,
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Assistent, Halle a. S.,
Schulze, Alfred, Berlin,
Schulze, Frau, Berlin,
Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin,
Skronn, Herbert, Berlin,
Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin,
Snethlage, Herbord, Berlin,
Snethlage, Annemarie, Berlin,
Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Berthelsdorf (Schlesien),
Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, B.-Friedenau,
Tabbert, Oberingenieur, B.-Waidmannslust,
Tietz, Museumskonservator, Strausberg,
Walter, Emil, Geh. Studienrat Prof. Dr., Stettin,
Wangenheim, A., Freih. v., B.-Wilmersdorf,
Warnkroß, Prof., Berlin,
Weber, Studienrat Dr., Strausberg,
Weisker, Studienrat Prof., Neuruppin,
Zechlin, Konrad, Museumskonservator, Salzwedel.

Digitized by Google

Ausflug nach Frankfurt a. d. Oder und zum Burgwall von Lossow.

Programmgemäß verlief der Ausflug unter Führung unseres Mitbegründers, des Altertumsforschers M. M. Lienau, und des Restaurators der Frankfurter Marienkirche, Regierungs-Baumeisters Dr. Berger-Schäfer, wie folgt:

Unter der Führung von Regierungs-Baumeister Dr. Berger-Schäfer besichtigten die in erfreulich großer Zahl erschienenen Mitglieder der Gesellschaft für Vorgeschichte am Donnerstag vormittag auf einem Rundgange durch die Stadt Wahrzeichen der Frankfurter Kulturgeschichte: Universität, Reformierte und Unterkirche, Marienkirche, Rathaus und Museum. Die Universität, die jedoch einst nur das juristische Kolleg beherbergte, hat von ihrem ehemaligen Schmuck nur noch das freilich erst barocke Giebeldreieck und das Portal; sie und der noch spätgotische Giebel der alten Franziskaner-Klosterkirche (Unterkirche) bilden abschließende Ruhepunkte der Kollegienstraße, die in der von der Neuzeit noch unberührten Stilreinheit ihrer Empire- und Biedermeierfassaden in Frankfurt einzig dasteht. In der Oberstadt galt es den Besuch der Marienkirche, deren Wiederherstellung in der Hand eines feinfühligen Nachschöpfers ruhen zu wissen für jeden Ästheten eine Beruhigung sein muß. In feinsinnigem Verständnis wies Dr. Berger-Schäfer auf die Einzigartigkeiten des Baues, mit dem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen wurde, hin, in der Gesamtanlage und in einzelnen Teilen: auf die wundervollen Stern- und Netzgewölbe des Nordschiffs, die großen Ausmaße des dreischiffigen Chores, die jetzt zur Taufkapelle umgebaute Nordkapelle, eine Stiftung Karls IV. aus dem Jahre 1376, die Sakristeiräume mit ihren Sterngewölben und deren seit der Erbauung (1521) erhaltene farbenprächtige Malerei sie zu einer Sehenswürdigkeit der Mark macht. Würdig schloß sich die Besichtigung der Gerichtslaube (wegen der romanischen Anklänge in den Pfeilerbasen noch vor 1270

Digitized by Google

anzusetzen), das Standesamtszimmer mit seinen humorvoll-sinnbildlichen Wandmalereien an. Im Stadtverordnetensitzungssaale fand eine Begrüßung durch Oberbürgermeister Dr. Trautmann und Stadtschulrat Kretschmann statt, die der Vorsitzende der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Kossinna, mit einigen praktischen Anregungen erwiderte. (Finanzielle Unterstützung der Museumsgesellschaft, Anstellung eines Konservators.) Eine Führung durch das Museum gab den verschiedensten Interessen Stoff zur Anregung. Besonders Geheimrat Kossinna nahm aus der prähistorischen Abteilung manche Anregung mit zu seiner Arbeitsstätte. — Beim Mittagsmahle im Zivil-Kasino begrüßte M. M. Lienau die Gesellschaft in längerer Ansprache, die patriotisch ausklang in herzlichste Wünsche für das weitere Gedeihen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte: „die an hervorragender Stelle dazu berufen sei, daran mitzuwirken, daß wir wieder werden „ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr". Bei heiterem Himmel verlief am Nachmittag der Ausflug nach dem Lossower Burgwall. Die Gäste, denen sich zahlreiche Frankfurter angeschlossen hatten, genossen von den Tzschetzschnower Bergen einen schönen Ausblick auf das Odertal. Am Ostrande des Burgwalles sammelten sich die Teilnehmer um Rektor Pohlandt, der die Wallanlage kurz beschrieb und so hinleitete auf den eingehenden Vortrag unseres Altertumsforschers M. M. Lienau. Indem Lienau die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft und ihre zum Teil auseinandergehenden Meinungen zusammenfaßte, sagte er (laut einem unter seiner Redaktion verfaßten Zeitungsreferat von Fr. Schilling) etwa folgendes:

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß südlich vom Burgwall in 1 km Entfernung Urnen (Grab- und Beigefäße) der frühesten Eisenzeit gefunden wurden vom Göritzer Typus, also aus der Zeit von 800 bis 500 v. Chr. Ebenso liegt westlich, nach Lossow zu, ein spät-bronzezeitliches Urnenfeld mit Auritzer Keramik (1000 bis 800 v. Chr.). Was die etwa nach 1200jähriger Verödung des Walles einsetzende slawische Besiedlung anlangt, so reicht sie von etwa 700 bis 1000 n. Chr., denn, wie Professor Dr. Götze festgestellt hat, fehlt die spätslawische Keramik. Ein steinernes Götterbild, das dieser Besiedlung angehören soll, wurde bis 1826 in der Marienkirche aufbewahrt. Über jenes spätbronzezeitliche Urnenfeld ist nach Götze[1]) folgendes zu sagen: „Teile dieses Gräberfeldes wurden anscheinend beim Bau des benachbarten Burgwalles zerstört, wobei Gegenstände aus den Gräbern mit der zur Aufschüttung des Walles benutzten Erde dorthin gelangten." Diese Funde von Auritzer Keramik im Wall selbst legten natürlich die Ansetzung der Erbauung in die jüngere Bronzezeit, 1000 bis 800 v. Chr., nahe, während Götze seine

[1]) Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. Berlin 1920. S. 34.

Digitized by Google

Erbauung vielmehr eher in die älteste Eisenzeit setzen möchte, auf Grund von im inneren Wallbezirk gefundener Göritzer Keramik. Auf Grund der Grabung, die 1919 im Auftrage des Berliner Völkermuseums von den Herren Dr. Agahd, Dr. Hutloff und Rektor Pohlandt durchgeführt wurde, ist Lienau dagegen der Ansicht, daß zwar die Benutzung des Walles hauptsächlich in die Früheisenzeit (800 bis 500 v. Chr.), seine Erbauung aber noch etwa 100 Jahre vor Schluß der Bronzezeit, um 900, fällt. Er hat dann von etwa 900 bis 500 v. Chr. in Benutzung gestanden und reicht noch mit einer Zeitspanne von etwa 100 Jahren in die Auritzer Periode hinein; das Vorkommen von Auritzer Keramik ist dann auch ungezwungen erklärt. Als Träger der Kultur, der die Burgwallfunde angehören, kommen nach Kossinnas und Götzes übereinstimmenden Forschungen nicht die Germanen in Frage, sondern ein Volk, das Kossinna den Illyriern zurechnet und welches die Lausitzer Kultur geschaffen hat. Nur wenige Gelehrte sind mit Schuchhardt der Meinung, daß die Germanen die Träger der Lausitzer Kultur und damit die Erbauer des Walles seien; nach der vorherrschenden Ansicht sind die Germanen erst etwa 100 Jahre v. Chr. aus den nördlichen ins südliche Brandenburg gekommen und es liegen, was zu betonen ist, aus der Zeit der germanischen Besiedlung (Latène- und Kaiserzeit) nach Götze aus keinem einzigen der zahlreichen Burgwälle der ganzen Mark Hinterlassenschaften germanischer Kultur vor. Auch die 1919 in brunnenähnlichen Schächten gemachten Schädelfunde können vorstehende Stellungnahme zur völkischen Frage nicht erschüttern. Geheimrat Schuchhardt[1]) hält zwar 10 von den 22 gefundenen Schädeln für germanisch, aber erstens müßten einmal die übrigen 12 Schädel, von denen ein großer Teil, wenn nicht alle, aus Bruchstücken zusammenzusetzen ist, noch untersucht werden, und zweitens könnten es, da es sich hier wahrscheinlich um einen Opferkult handelt, sehr wohl Schädel von Feinden sein. Seine Stellung zu der Frage nach dem Zweck der Anlage hat M. M. Lienau in seiner „Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. O." (Leipzig, Kabitzsch 1921) klargelegt: „Mit diesem (seit der niederschlagreicheren Eisenzeit) regeren Flußverkehr möchte ich in Zusammenhang stellen die Anlage des Lossower Burgwalls ....., nämlich (nicht nur als Fliehburg), sondern auch als eine Station zur Überwachung des Flußverkehrs (Zollstation), die sich bald nebenher zur Kultstätte entwickelte." Es wurden nämlich 1919 bei der Rückverlegung der westlichen Eisenbahnböschung 19 brunnenähnliche Schächte aufgefunden mit einer oberen Weite von 1,20 m, einer unteren von 0,80 m und einer Tiefe von 5—6 m. Einige dieser runden Schächte waren bis zu $2^1/_2$ m mit Tier- und Menschenknochen gefüllt. „Mag nun auch" — so bemerkt Lienau —

[1]) Nach seinem Festvortrag zur 50. Jahresfeier der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1919.

Digitized by Google

„ein großer Teil der brunnenähnlichen Schächte dauernd einem anderen Zweck gedient haben, mag ein anderer Teil ursprünglich einen anderen Zweck gehabt haben, so halte ich daran fest, daß es sich bei denen, die zum Teil erstaunliche Mengen von Tier- und Menschenknochen enthielten, um die auf uns gekommenen Zeugen eines rauhen und grotesken Opferkultes handelt, dem unter anderem auch eine ganze Reihe von Rind- und Pferde-(Hengst-) Schädeln zugehören". Auch Geheimrat Schuchhardt, der anfänglich an Brunnenanlagen gedacht hat, ist jetzt zu dieser Überzeugung gelangt. Von den Funden befinden sich in Berlin lediglich die Knochenfunde, während die übrigen, besonders die keramischen Funde, noch hier unbearbeitet im Realgymnasium stehen. Es ist zu wünschen, daß das Berliner Völkermuseum mit dieser hochbedeutsamen Veröffentlichung bald herauskommt.

Nach Beendigung des Vortrages stiegen die Versammelten von der Höhe der „Steilen Wand" (20—30 m über der Oder) zum Oderstrom hinab, um sich in der nicht ungefährlichen Enge zwischen Fluß und Wand durch Herrn Bergrat Dr. Heß von Wichdorff über die „Steile Wand" belehren zu lassen: sie ist eine Grundmoränen-Bildung, die andauernd durch Wurzelwerk zum Absturz gebracht wird. An der derzeitigen Fluß-Fassade der Wand waren noch allerhand Einzelheiten zu beobachten, so ein großer Feuerstein und interessante freihängende Wurzelbildungen.

Der Rückweg führte über die Wiesen zur romantisch gelegenen Buschmühle, wo der Ausflug seinen Abschluß fand. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Kossinna faßte die Eindrücke zusammen in einem Schlußwort, das in einen Dank an Herrn Dr. Berger-Schäfer und an Herrn Lienau für die mühevollen Vorbereitungen ausklang.

M. M. Lienau.

Digitized by Google

Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.

Von Bergrat Dr. Heß von Wichdorff, Berlin.

Mit 1 Karte und 1 geologischem Profil im Texte.

In der nächsten Umgebung der Dörfer Ehringsdorf und Taubach, südöstlich von Weimar, wie auch in einigen Teilen dieser Stadt selbst und ihrer südlich angrenzenden Parkanlagen sind schon seit langer Zeit einige ausgedehnte und mächtige Kalktuffvorkommen bekannt und werden ihrer technischen Vorzüge halber seit vielen Jahren als Bausteine und zum Baukalk-Brennen abgebaut. Diese Kalktuff- oder Travertinlager begleiten das Tal der Ilm und liegen zu beiden Seiten der alluvialen Ilmaue auf höher gelegenen Gehängestufen. Trotz ihrer teilweise großen Ausdehnung sind die verschiedenen Vorkommen deutlich voneinander getrennt. Niemals haben sie, wie dies zeitweise irrtümlich angenommen worden ist, früher zusammengehängt und sind etwa erst durch die weitere Erosion des Ilmtales voneinander getrennt worden. Vielmehr haben sich alle diese Ablagerungen einzeln und voneinander unabhängig unter den gleichen geologischen Umständen gebildet.

Die Kalktuffvorkommen bilden weithin sichtbare, ganz flach geneigte Flächen und fallen in einem felsigen Steilhang zur jetzigen Talaue ab. Bei diesem anscheinend terrassenähnlichen Auftreten in der Landschaft lagen falsche Schlüsse über einen etwaigen Zusammenhang der Oberfläche der Kalktufflager mit den höheren, also älteren Flußterrassen des Ilmtales recht nahe, mit denen die Entstehung des Kalktuffs gar nichts zu tun hat. Auch konnten derartige irrige Vergleiche zu falschen Annahmen hinsichtlich des geologischen Alters der Ehringsdorf-Taubacher Kalktuffablagerungen führen. Zur richtigen Beurteilung der Geologie dieser Vorkommen muß man daher zunächst den Ausdruck „Terrasse“ für die Oberfläche des Travertins gänzlich ausschalten.

Digitized by Google

Wie sind nun diese Kalktuff- oder Travertin-Lager entstanden? Es sind ausgesprochene Quellenablagerungen, Absätze kalkreicher Quellen. Überall, wo aus den Muschelkalkbergen Quellen hervorbrechen, haben die ursprünglich reinen Regenwässer auf ihrem unterirdischen Sickerwege auf Klüften und Spalten reichlich Kalk gelöst und in sich aufgenommen. Dieser Kalkgehalt bleibt so lange in gelöster Form im Quellwasser enthalten, so lange es unterirdisch sickert und fließt. Sobald diese Wässer als Quelle aber zutage treten, sobald das kalkreiche Quellwasser mit der atmosphärischen Luft in Berührung tritt, fällt der Kalkgehalt wieder aus, inkrustiert Pflanzen, Blätter und Bachgerölle und scheidet sich als Kalktuff oder Travertin, also als Quellenkalkstein, wieder aus. Man kann diesen Vorgang in den Tälern im Muschelkalkgebiet Thüringens unendlich oft beobachten. Vielleicht am deutlichsten bei Neidschütz südlich Naumburg, wo eine solche Quelle im Muschelkalk sich einen langen unterirdischen, schmalen Höhlenweg ausgelaugt hat und mit gelöstem Kalk gesättigt in einem Tälchen oberhalb Neidschütz zutage tritt. Nach kurzem Laufe in der freien Luft hat sich der Kalkgehalt ausgeschieden und bildet nun ein breites Kalktufflager in der Aue des Dorfes Neidschütz, ein Vorkommen, das an Größe und Mächtigkeit dem ausgelaugten Höhlenraume des Höhlenflusses und der vorher auf Klüften und Spalten gelösten Kalkmenge etwa entsprechen dürfte.

Die Anschauung, daß der Travertin oder Kalktuff sich nur aus kalkhaltigen Quellen absetzen kann, nie auf andere Weise, ist schon alt. Bereits im Jahre 1876 hat der ausgezeichnete Geologe A. Jentzsch [1]), der stets ein ungemein sorgfältiger geologischer Beobachter gewesen ist, den Satz ausgesprochen, daß Kalktuff nur als Absatz kalkreicher Quellen sich bilden kann, während andererseits in Seen nur weicher, zerreiblicher Seekalk (Wiesenkalk) sich abzusetzen pflegt. Vielfältige Erfahrungen haben diesen Fundamentalsatz als durchaus richtig erwiesen, der denn auch zahlreichen norddeutschen Geologen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. In Norddeutschland findet man den weichen Wiesenkalk nur im Untergrunde verlandeter (vertorfter) Seebecken und auf älteren Seeterrassen, den festen porösen Kalktuff nur an den Gehängen quellenreicher Täler.

So findet man denn in den geologischen Formationen, die Landablagerungen darstellen, z. B. bereits im Rotliegenden [2]), gelegentlich derartige Kalktufflager und in allen jüngeren terrestrischen Ablagerungen bis zur Jetztzeit. Zu allen Zeiten haben eben aus Kalksteingebieten entstammende kalkreiche Quellen Kalktuff-Vorkommen abgesetzt.

---

[1]) A. Jentzsch, Die geologische Durchforschung der Provinz Ostpreußen im Jahre 1876.

[2]) Z. B. bei Schweinhaus bei Bolkenhain (in Schlesien) und in der Umgebung von Krakau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Will man nun ein Bild von dem Entstehungsvorgang der Travertinablagerungen von Taubach, Ehringsdorf und Weimar gewinnen, so muß man die noch heute sich bildenden ähnlichen Absätze von Quellen näher betrachten. Es sind dies einmal die sog. Quellmoore und Gehängemoore, die sich namentlich in Norddeutschland auf mehr oder minder kalkarmen Quellen aufbauen und andererseits die reinen Kalktufflager, die sich aus kalkreichen Quellen absetzen. Freilich finden sich oft beide Formen nebeneinander auf derselben Lagerstätte. Infolgedessen ist die Kenntnis auch der Quell- und Gehängemoore für die Erklärung der mannigfachen Erscheinungen innerhalb der älteren Kalktuff- oder Travertinvorkommen von Wichtigkeit. Der althergebrachte geologische Ausdruck Quell m o o r und Gehänge m o o r trifft eigentlich [1]) nur auf Ablagerungen von kalkfreien und recht kalkarmen Quellen zu, die einen Aufbau lediglich aus verschiedenen Moorbildungen aufweisen. Der Verfasser hat aber bereits in seinen beiden Arbeiten [2]) und [3]) über norddeutsche Quellmoore dargetan, daß auch bei den verhältnismäßig nicht sehr kalkreichen Quellen Norddeutschlands die Quellmoore aus oft recht starken, manchmal sogar vorwiegenden Schichten von bröckligem Kalktuff in Wechsellagerung mit schwärzlichgrauem Moormergel (Riethboden) aufgebaut sind. Vielfach sind in letzteren Schichten, die augenscheinlich ehemalige feuchte Oberflächenbildungen darstellen, die Baumstämme und Wurzelstöcke von Birken, Erlen und Kiefern nebst unzähligen Haselnußfrüchten — auch in den tieferen Schichten der Quellmoore — in ursprünglicher Lage enthalten. Manchmal ist die Moormergelbank ganz durchsetzt mit senkrechten Schilf- und Rohrwurzeln, ein vollkommener Röhrichtboden. Auch ist hier und da ein schmales Bänkchen eingelagert, das sich durch Reichtum an bestimmten Schneckenarten auszeichnet. Nicht selten findet man auch unregelmäßige Zwischenschichten eingelagert, die aus Sand und Ton bestehen, also von mechanischen Einschwemmungen durch die Quellen herrühren. Die Quellen treten teils seitlich von den Gehängen, teils von unten aufsteigend und das ganze Quellmoor durchziehend auf. Solche Quellmoorhügel gleichen einem vollgesogenen Schwamme und auf ihrer Oberfläche finden sich kleine, fußlange Wassertümpel, Sumpfpflanzen und Moose. Die einzelnen Schichten der Quellmoore stellen verschiedene Wachstumsstufen dar. Die schwärzlichgrauen Moormergelbänke mit ihren zahlreichen Baumwurzeln und Baumstämmen lassen sich in Verbindung mit ihrem humosen Charakter unschwer als frühere Oberflächen der Quellmoore erkennen. Die Quellen sind sehr

[1]) Die kalkreichen Quellmoore Masurens sind demnach Übergangsgebilde zwischen den reinen Quellmooren und reinen Kalktufflagern. Es ist bedauerlich, daß die geologische Terminologie hierfür keine passende Bezeichnung kennt.

[2]) H. Heß v. Wichdorff und P. Range, Über Quellmoore in Masuren (Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1906, Bd. 27, S. 95—106).

[3]) H. Heß v. Wichdorff, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland (Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1912, Bd. 33, S. 319—341).

Digitized by Google

beweglich und wechseln häufig ihre Austrittsstellen. Bei zeitweiser Verlegung der Quellstellen entstehen Moormergel und teilweise trockene Stellen, bei örtlicher Stagnation des Wassers Röhrichtboden. Nehmen die Quellen wieder ihren alten Lauf, so geht die Trockenvegetation zugrunde und neue Kalktuffablagerungen setzen sich darüber ab. Solange ein Quellmoor noch lebt und weiter wächst, pflegen die Quellwässer bis ungefähr zur Oberfläche zu zirkulieren. Ein totes Quellmoor fällt zunächst der Versumpfung und dann der oberflächlichen Vertorfung anheim. Die Konchylienfauna der masurischen Quellmoore besteht aus 18 Arten Landschnecken, 5 Arten Süßwasserschnecken und 2 Arten Süßwassermuscheln, die auf die verschieden entstandenen Schichten und ihre wechselnden Lebensbedingungen sich verteilen. Der Kalktuff der masurischen Quellmoore enthält in seiner chemischen Zusammensetzung 79% bis 92,3% kohlensauren Kalk; der Moormergel 49,9% bis 62,2%. Der Kalktuff in diesen jugendlichen Quellmooren des deutschen Ostens ist ein lockerer, bröckeliger, von Wasser ganz durchzogener Travertin, nur an wenigen Stellen, wie im Lenkuktale, trifft man neben vorwiegenden bröckeligen Kalktuffbänken zuweilen festen, dichten Travertin als schwache Gesteinsbank von einem Gehalt von 92,3% kohlensaurem Kalk an. Die mechanischen von den Quellen eingeschlämmten Sand- und Ton-Einlagerungen sind sehr unregelmäßig verteilt und finden sich bei den zentral aufsteigenden Quellen häufig in der Mitte der Quellmoore. Aber auch die Einzelschichten der masurischen Quellmoore führen häufig eingeschlämmten, feinverteilten Sand und Ton, und zwar in einer Menge von 1,2% bis 18,9%.

Die sog. Gehängemoore sind ihrer Entstehung nach weiter nichts als ebenfalls Quellmoore. Beide unterscheiden sich nur durch ihren morphologischen Charakter. Die Quellmoore bauen sich unmittelbar über oder neben dem Quellpunkt als ein flacher Hügel auf, während die Gehängemoore auf lange Strecken am Fuße eines Steilrandes oder Bergrückens, wo ein stärkerer Grundwasserhorizont oder eine größere Anzahl von Quellen von der Erosion bloßgelegt sind, flächenhaft entlang ziehen und mit schwacher Neigung dem Talgehänge unterhalb des Quellenhorizontes sich anschmiegen. Quellmoore verdanken also meist einer einzigen Quelle, Gehängemoore einem bloßgelegten Grundwasserhorizont oder einer größeren Anzahl von Quellen ihre Entstehung. Da die älteren ausgedehnten Kalktuff- oder Travertinvorkommen in der Regel auch von einer größeren Anzahl von Quellen abgesetzt sein werden, die längs des Fußes des Bergrückens auf Spalten und Verwerfungsklüften emporgedrungen sind, ist ihre Ablagerung unter den gleichen Verhältnissen und äußeren Formen erfolgt, wie kalkfreie Quellen unter den gleichen Umständen Gehängemoore bilden. So entstanden als Oberflächenformen der Travertinlager des Ilmtales jene oben erwähnten, weithin sichtbaren, ganz flach geneigten Flächen mit ihrem scheinbar terrassenähnlichen Auftreten in der Landschaft, die mit felsigem Steilhang zur jetzigen Talaue abfallen.

Digitized by Google

Wir erkennen also bereits aus der Beschaffenheit des Gesteins als Kalktuff und aus der äußeren Form der Ablagerung, daß die Travertinvorkommen des Ilmtales lediglich starken kalkreichen Quellen ihre Entstehung verdanken. Die folgende Schilderung des inneren Aufbaues der einzelnen Travertinlager der Umgegend von Weimar wird diese Anschauung erhärten und völlige Analogien zum Bau der heutigen kalktuffreichen Quellmoorbildungen Masurens auch in Einzelheiten bringen. Gänzlich unhaltbar ist aber die bereits früher mehrfach verfochtene Annahme einer Ablagerung des Travertins in einem Binnensee [1]), die zuletzt in der Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft am 1. November 1916 erneut vertreten wurde. Daß gerade A. Jentzsch [2]), der vierzig Jahre vorher die Entstehung der Kalktufflager aus Quellenablagerungen wohl als erster erkannt und klar ausgesprochen hatte, in hohem Alter seiner eigenen Theorie untreu wurde, bleibt recht bedauerlich. Die wenigen schwachen und bald auskeilenden Charabänke im Travertin, die diesen Umfall veranlaßt haben, lassen sich zwanglos als kleine, mit Characeen bewachsene Wassertümpel erklären, die in dem von den Quellen überrieselten damaligen Ilmgehänge sich gebildet hatten. Solche wannenförmigen Vertiefungen zeigt z. B. der Kalktuff von Mühlberg in Thüringen, der von der starken Springquelle abgesetzt worden ist. Dort haben starke Frühjahrswässer Gehängegerölle mitgerissen und auf der Oberfläche des Travertins größere wannenartige Strudellöcher ausgewaschen. Dasselbe kann sehr wohl auch bei Ehringsdorf geschehen sein, weisen doch die gar nicht so seltenen kurzen Zwischeneinlagerungen von eingeschwemmten Gehängegeröllen innerhalb des Travertins sogar auf eine öftere Wiederholung dieser Vorgänge hin.

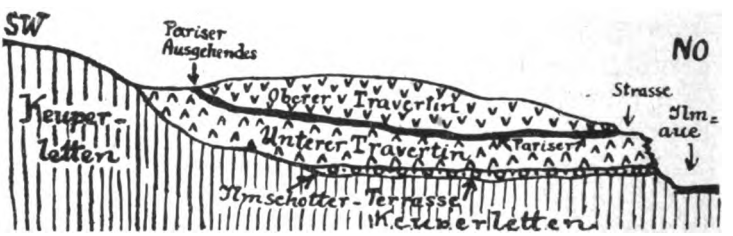
Von besonderer Wichtigkeit ist ferner der innere Aufbau der Travertinlager von Ehringsdorf, Taubach und Weimar. Bei einem flüchtigen Besuche der Steinbrüche an diesen drei einzelnen Vorkommen wiegt der Eindruck der mächtigen kompakten Felsbänke vor; die Herstellung der Bausteine in den Steinbrüchen läßt den Gedanken eines im einzelnen recht fesselnden Aufbaues der Lagerstätten zunächst nicht aufkommen. Nur eine scharf sich abhebende Bank, die sowohl in dem jetzt verlassenen Bruch von Ulle in Weimar als in sämtlichen Steinbrüchen im Ehringsdorfer Travertingebiet vorliegt, dagegen bei Taubach überhaupt nicht auftritt, fesselt von Anfang an den Beschauer, da sie die Travertin-Ablagerung augenfällig in

[1]) Ganz unverständlich ist die Annahme der Bildung eines Binnensees; erst soll das Ilmtal bis zur unteren Terrasse erodiert sein (— sonst ist der Ilmkies im Liegenden des Travertins nicht zu erklären —) und dann soll sich im Ilmtal lokal ein so hochgestauter Binnensee plötzlich gebildet haben, der so mächtige Kalktufflager abgesetzt haben soll? Das ist geologisch unmöglich.

[2]) A. Jentzsch, Über die diluvialen Kalktuffe von Ehringsdorf bei Weimar (Zeitschr. der deutsch. Geolog. Ges. 1916, Bd. 68, Monatsber. S. 179—180).

Digitized by Google

zwei Abteilungen — in einen oberen und einen unteren Travertin — scheidet. Es ist die ¾—2 m mächtige Bank des sog. „Pariſers" (verderbt aus „poröſer" Kalktuff), eine trocken hellgelbe, in feuchtem Zustande lehmbraune bis teilweise tiefbraune, stellenweise auch grünliche Schicht. Sie besteht vielfach ganz aus einem krümeligen, mehr oder minder fetten Lehm, der streckenweise meist unregelmäßig begrenzte, bizarr gestaltete Travertin-Einlagerungen führt. Infolge dieser Travertingemengteile ergeben die chemischen Analysen des Pariſers einen Kalkgehalt von 59 bis 65,8%. Vielfach führt er Flußgerölle, die aus höher gelegenen Gehängelehmablagerungen herrühren, wie auch weitere lokale Geröllezonen über dem Pariſer nicht selten sind. Der Pariſer teilt sich in einigen Brüchen in zwei schwächere Bänke, die 1½ bis 3½ m übereinander liegen. Die obere dünnere Bank wird gemeinhin als „Über-Pariſer" (besser: Oberer Pariſer) bezeichnet. Im allgemeinen zeigt der Pariſer nach dem Ilmtal zu eine schwache Neigung und steigt also



Profil der Travertinablagerung bei Ehringsdorf.

nach dem Ausgehenden des Travertinlagers zu am Berganstiege nach Belvedere überall an. Die äußersten Steinbrüche längs dieses Ausgehenden lassen deutlich das schnelle Auskeilen des Pariſers erkennen, der zutage ausgeht, wodurch der obere Travertin vorher ebenfalls auskeilt. Ebenso wird der Pariſer nach der Ilmaue zu plötzlich schwächer und keilt am Steilhang des Ilmtales aus, so daß die am Steilgehänge der heutigen Ilmaue hervortretenden Kalktuff-Felsen unteren Travertin darstellen. Die Entstehung des Pariſers von Ehringsdorf ist seit Jahren viel umstritten. Der Umstand, daß er nach dem Berge zu überall zutage ausstreicht und mit den Gehängelehmen und Ilmschotterresten der älteren höheren Ilmterrassen in unmittelbare Beziehung tritt, macht seine Herkunft aus Umlagerungen und Abschlämmungen jener Gehängelehme in hohem Grade wahrscheinlich. Überhaupt zeigt sich eine merkwürdige, bisher nicht beachtete Ähnlichkeit zwischen der Beschaffenheit des Pariſers und jener Gehängelehmschicht im Hangenden des Travertins in dem obersten kleinen Steinbruch am Triftweg nach Belvedere (Herrn Hauboldt gehörig), wo man stellenweise reine Gehängelehmschichten, streckenweise losgelöste Travertinblöcke darin und schließlich schmale, von den höheren Gehängen eingeschwemmte Ilmschotterreste inmitten der Gehängelehmab-

Digitized by Google

lagerung umgelagert beobachten kann, kurz dasselbe Bild, wie es der Pariser, nur durch den Druck des oberen Travertins einheitlich gepreßt, darbietet. Um den Vergleich völlig zu schließen, zeigt auch der Pariser überall an seiner Oberfläche eine deutliche dunkle Humifizierung, wie sie ebenso die Gehängelehmschicht in jenem kleinen Steinbruch am Triftweg an der Oberfläche aufweist. Demnach erscheint der Pariser als ein wichtiger Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Ehringsdorfer Travertinlagers. Nach dem völligen Absatz des unteren Travertins ist unter bisher nicht sicher festgestellten Umständen — sei es durch klimatische Einflüsse, sei es durch Naturereignisse — das ganze Gebiet des Ehringsdorfer unteren Travertinlagers trocken gelegt worden. Von den höheren Gehängen herabgeschwemmte Gehängelehme und Flußschotter der höheren Ilmterrassen verschlämmten — allmählich oder plötzlich, das ist noch ungeklärt — die kalkreichen Quellen und verschütteten die Austrittsstellen der Quellen, die sich nun andere unterirdische Wege suchen mußten. Der weitere Absatz von Kalktuff war auf lange Zeiten völlig unterbunden. In diesen vielleicht lange währenden Zeiten, die möglicherweise mit besonderen klimatischen Verhältnissen zusammenfallen, bildete nun der Gehängelehm — der heutige Pariser — die Oberfläche dieser Talstufe in völligem Zusammenhang mit den höhergelegenen Gehängelehmen und Ilmschotter — Terrassenresten, deren Abschlämmungs- und wiederholtes Umlagerungsprodukt er ursprünglich darstellte. Pflanzenwuchs siedelte sich schließlich auf ihm an und schuf seine humose Deckschicht, die noch heute als humifiziertes dunkles Band an seiner Oberfläche wahrnehmbar ist. Es bewahrheitet sich demnach, was der Verfasser bereits im Jahre 1912 betonte [1]), allerdings damals noch in einem weniger fortgeschrittenen Zusammenhange, daß der Pariser ein deutliches Trockenstadium in der Entwicklungsgeschichte des Ehringsdorfer Travertinvorkommens darstellt, denn vor und nach seiner Entstehung war Ehringsdorf ein von zahlreichen kalkreichen Quellen durchrieseltes, vorwiegend nasses Gelände.

Wie kommen nun der erwähnte hohe Kalkgehalt und die geschilderten bizarren langgestreckten, unregelmäßigen Kalktuffeinlagerungen in den ursprünglichen Gehängelehm des Pariser? Wenn man sich in dieser meines Wissens bisher nie gestellten Form dem Problem nähert, verliert es plötzlich seine Schwierigkeiten und die heiß umstrittene Frage des Pariser klärt sich überraschend einfach. Man erkennt klar, daß hier nur eine spätere Umwandlung des ursprünglichen Gehängelehms vorliegt, daß eine dauernde Durchsickerung und Durchsinterung desselben mit den Kalksinterlösungen bei Beginn der Bildung des oberen Travertins stattfand, genau in derselben Weise, wie der ursprünglich lockere Ilmkies im Liegenden des unteren Travertins, z. B. in den Parkanlagen zwischen der Falkenburg und Weimar am Steil-

[1]) H. Heß v. Wichdorff, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland (Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1912, Bd. 33, S. 319—341).

Digitized by Google

gehänge an der heutigen Ilmaue (vor allem in der Umgebung des Römischen Hauses) und ferner in dem früheren Ulleschen Steinbruch in Weimar, später durch Infiltration von Kalksinterlösungen bei Beginn der Bildung des unteren Travertins zu einem festen Sinterkonglomerat verfestigt worden ist. Während der Kies nun eine sehr durchlässige Ablagerung ist, die leicht in ihrer ganzen Masse versintert werden konnte, ist der Gehängelehm dagegen nur recht schwer durchlässig, so daß er nicht in allen Teilen und ebensowenig gleichmäßig umgewandelt werden konnte. Der Gehängelehm wurde von der eingesickerten Kalksinterlösung zwar allmählich vollkommen durchweicht und durchzogen. Infolge der geringen chemischen Verwandtschaft und der Feinkörnigkeit des Geschiebelehms konnte sich die eingesickerte Kalksinterlösung nur konkretionär im Gehängelehm wieder ausscheiden. Damit erklären sich auch die bizarren Formen und unregelmäßigen Umrisse der Travertineinlagerungen im Gehängelehm des Pariserś, die eben nur als Konkretionen innerhalb des Gehängelehms geologisch erklärlich sind. Mit dieser neuen Anschauung sind die Einwände, die seinerzeit gegen die Natur und die Bedeutung des Pariserś als wichtiger Grenzhorizont erhoben worden sind, hinfällig geworden. Der Pariser ist und bleibt, wie das geologische Taktgefühl dem unvoreingenommenen Beschauer schon bei den ersten Studien in Ehringsdorf verrät, ein grundlegender Faktor in der Entwicklungsgeschichte des Travertinvorkommens von Ehringsdorf. Es gilt nun, durch sorgfältige und eingehende biologische Einzelstudien der verschiedenen Schichten, ihrer Fauna und Flora die Geschichte des Ehringsdorfer Travertins zu erforschen. Diese außerordentlich wichtige und umfangreiche Arbeit wird seit Jahren durch W. Soergel in musterhafter Weise durchgeführt, dessen Ansichten im allgemeinen mit den meinigen durchaus übereinstimmen. Soergels Forschungen werden in naher Zukunft die Bildungsvorgänge der verschiedenen Schichten, ihre Fauna und Flora und ihre klimatische Bedeutung klar erkennen lassen und damit auch die Rolle des Pariserś endgültig festlegen.

Für den inneren Aufbau der Travertinvorkommen dieser Gegend sind aber nicht nur der Pariser und die mächtigen, zur Bausteingewinnung benutzten festen Werksteinbänke von Bedeutung, sondern auch die an Mächtigkeit ganz zurücktretenden, untergeordneten, abweichenden Zwischenlagen. Gerade ihnen ist in genetischer Beziehung nicht geringe Wichtigkeit beizumessen. Vor allem sind in dieser Richtung die Flußgerölle- und Schotterzonen zu erwähnen, die sporadisch, namentlich einige Meter über dem Pariser, oft bis ½ m Mächtigkeit auftreten und in vielen Aufschlüssen regelmäßig wiederkehren. Sie stellen ebenso wie der Pariser mechanische Einschlämmungen von den höher gelegenen Gehängen dar, wo Ilmschotter führender Gehängelehm und alte Ilmschotter-Terrassenreste stark verbreitet sind. Sie beweisen eben, daß neben dem reinen chemischen Kalkabsatz der kalkreichen Quellen gelegentlich auch seitlich von den höherliegenden Talstufen mechanische Ein-

Digitized by Google

schlämmungen stattfanden, ganz in derselben Weise, wie dies, wie oben erwähnt, noch heute bei den masurischen Quellmooren geschieht. Ebenso häufig sind schmale, bald auskeilende Schichten und Schmitzen von schwärzlichgrauem Moormergel mit vielen Schneckenschalen, die zwischen den festen Werksteinbänken inneliegen. Bei Ehringsdorf treten diese Moormergelbänkchen sehr zurück, bei Taubach sind sie sehr häufig und auffällig, und im Inneren der Stadt Weimar treten sie stellenweise vorwiegend auf und drängen die eigentliche Kalktuffbildung stark zurück, wie z. B. beim Bau des neuen Goethe-Schiller-Theaters in Weimar zu beobachten war, wo der seit 100 Jahren dort bekannte Travertinfelsen sich nur als ½ m mächtig herausstellte und von viele Meter mächtigen schwärzlichgrauen Moormergelablagerungen unterlagert ist, die den Bau eines Pfahlrostes für das schwere neue Gebäude erforderten. Gleiche, ebenfalls stärkere Moormergelschichten haben vor kurzem die Kanalisationsarbeiten in der Nähe der katholischen Kirche ergeben. Auch hier zeigt sich, daß die kalkhaltigen Quellen nicht lediglich reinen Kalktuff (Travertin) abgesetzt haben, sondern auch in dieser Gegend mehr oder minder starke Moormergel-Zwischenmittel ablagern, eine Analogie zu den masurischen Quellmooren. Gelegentlich beobachtet man auch in den Moormergellagen zentimeterstarke rotbraune eisenschüssige Ortsteinbänkchen und schwarze Manganbänder. Daß die Quellen stellenweise einen geringen Eisengehalt und Mangangehalt in den Kalktuffen abgesetzt haben (letzteren als Wad), ist übrigens aus der ältesten Travertinliteratur [1]) bekannt.

Das geologische Alter der Travertinablagerungen des Ilmtales ist infolge der wenig charakteristischen hängenden und liegenden Schichten der Kalktufflager recht schwierig zu beurteilen. Die nur stellenweise vorhandene Bedeckung des Travertins mit jüngeren Schichten zeigt nur vielfältig umgelagerten, von den Berghängen herabgeschlämmten Gehängelehm mit unregelmäßigen Zwischenlagen von ebenfalls aus dem Gehängelehm ausgewaschenen und teilweise von höheren Talstufen herabgeschlämmten älteren Ilmschottern (Porphyrit- und Muschelkalkgerölle). In Fischers Bruch und in der benachbarten Ecke des Hauboldschen Bruches ist unter einer gelben Gehängelehmschicht zunächst eine Geröllebank umgelagerter, von den umliegenden Berggehängen stammender älterer Ilmschotter vorhanden und darunter eine tiefdunkelbraune, ganz unten tiefschwarz werdende, muldenförmige Ablagerung von feinsandigem Magerton, die recht wahrscheinlich einen vielfach umgelagerten und von oben her eingeschwemmten Löß darstellt. Echter Löß an natürlicher Lagerstätte ist in den bisherigen Aufschlüssen nirgends beobachtet worden. Das Hangende stellt demnach nur jüngere Abschlämmungen von den höheren Talstufen dar und gibt keinen Anhalt für seine Altersbestimmung. Etwas klarer ist das Liegende

[1]) Sartorius, Geognost. Merkwürdigkeiten von Weimar. (Voigts Magazin f. d. neuesten Zustand der Naturkunde. Jena 1798.)

Digitized by Google

der Travertinablagerungen. Unter einer 10—50 cm mächtigen, meist moosgrünen fetten Lettenbank liegt eine regelmäßige Schicht ausgeprägter Ilmkiese und Ilmschotter, die $^1/_2$ bis 2 m Mächtigkeit, stellenweise auch darüber erreicht. Darunter liegt überall das anstehende, aus fetten Keuperletten bestehende ältere Grundgebirge. Der für die Beurteilung des geologischen Alters des Travertins sehr wichtige liegende Ilmschotter-Horizont besteht zur Hälfte aus Quarzporphyrgeröllen aller Art und Glimmerporphyriten, kurz aus Flußschottern, die dem nordwestlichen Thüringerwald entstammen, zur anderen Hälfte aus abgerollten Muschelkalkschottern des nördlichen Thüringerwaldvorlandes, die ebenfalls dem Ilmoberlauf angehören. Recht selten treten weiße Quarzgerölle und ganz selten Feuerstein in dieser Ilmschotter- und Ilmkiesablagerung auf. Geologisch gehört diese Ilmschotterbank einer jüngeren diluvialen Ilmterrasse an, die sich etwa 5—7 m über der heutigen alluvialen Ilmtalaue erhebt. Terrassenstudien im Ilmtal und im Saaletal haben bisher ergeben, daß diese Ilmterrasse postglazial im Thüringer Sinne ist. Damit rückt ihr Alter, da die letzte norddeutsche Eisbedeckung Thüringen nicht mehr erreicht hat, in der norddeutschen Glazialchronologie noch in die Zeit der Vereisung Nordeuropas hinein, eine Anschauung, die sich mit der Fauna der Travertinablagerungen deckt. Die Travertinlager des Ilmtales gehören zeitlich der letzten norddeutschen Interglazialperiode und der letzten Eiszeit Norddeutschlands an, die in diese Gegenden Thüringens nicht mehr vordrang, und dauerten in ihren jüngsten Ablagerungen höchstwahrscheinlich noch bis in die norddeutsche Postglazialzeit fort. Die Hauptbildungszeit der Ilmtaltravertine fällt in die langen Zeiträume hinein, während deren in Norddeutschland die letzte Interglazialzeit und die letzte Vereisung stattfand; in diesen Zeiten war Thüringen dauernd eisfrei und zeigte nur klimatische Schwankungen und Änderungen der biologischen Lebensbedingungen, die mit den entsprechenden Vorgängen in Norddeutschland in vielfachen Wechselbeziehungen standen. Eingehende Spezialforschungen in den Ilmtal-Travertinvorkommen, die, wie erwähnt, seit Jahren in mühevoller Tätigkeit von W. Soergel ausgeführt werden, werden allmählich die geologischen Verhältnisse der einzelnen Schichten klären und alle Fragen lösen, die sich an diese Ablagerungen knüpfen. Erst dann wird es möglich sein, die wichtigen paläolithischen Fundstätten in diesen Ablagerungen auch geologisch genauer zu parallelisieren.

Die paläolithischen Kulturschichten sind zollstarke und stärkere schwärzlichgraue feste Bänke, die eine Strecke lang hinziehen und dann auskeilen. Es sind Lager- und Feuerplätze der paläolithischen Bevölkerung auf trockenen Stellen des von Quellen überrieselten Travertingeländes in der Nähe von Quellen, wo sie ihre Jagdbeute brieten und verzehrten. Die Kulturschichten bestehen aus sehr vielen Stücken von Holzkohle, Asche, primitiven Feuersteingeräten und Feuersteinabfällen und zahlreichen, zum Teil deutlich gebrannten

Digitized by Google

Tierknochen, vor allem von Rhinozeros. Eine besondere schöne 3 m lange Platte einer solchen Ehringsdorfer paläolithischen Kulturschicht befindet sich im städtischen Museum zu Weimar und zeigt neben den erwähnten charakteristischen Begleitbefunden die ganzen Jagdreste von einem Rhinozeros: Riesige Schulterblätter, Hinterhaupt, Oberarme, Rippen, Wirbel, Unterkiefer mit Molar und Zähnen. Die paläolithischen Fundschichten von Ehringsdorf gehören dem unteren Travertin an. In Fischers Bruch, dem wichtigsten Fundort, liegt die oberste paläolithische Bank $3^3/_4$ m unter der Unterkante des Pariser, d. h. 12—14 m unter der Erdoberfläche, die zweite Bank 35 cm unter der obersten. Im ganzen waren hier 5 paläolithische Bänke im Jahre 1912 erschlossen. Auch im Haubolds Bruch und bei Kämpfe sind zeitweise dünne, bald auskeilende Fundschichten in denselben Horizonten beobachtet worden. Die noch heute unverritzten höchstgelegenen Teile des Ehringsdorfer Travertinlagers, wo noch heute des Bauern Pflug die Furchen zieht, werden dereinst [1]) bei späterem Steinbruchbetrieb wichtige neue Funde der Kultur des ältesten Menschen in Thüringen bringen.

[1]) Dann wird die sorgfältige Kenntnis der heutigen, alsdann abgebauten Aufschlüsse und ihrer Einzelbänke von besonderer Wichtigkeit sein, ebenso wie die sorgfältige Bergung der Fauna, wie sie seit Jahren vom Städtischen Museum in Weimar unter der trefflichen Leitung von Armin Möller unter Mitwirkung seines vorzüglichen Präparators Lindig geschehen ist, die sich große Verdienste um die Sammlung der Tierreste aus den Ilmtal-Travertinvorkommen und die Kenntnis des fossilen Menschen und seiner Kultur erworben haben.

Anmerkung: Die Karte der Travertinlager des Ilmtales auf S. 14 zeigt in der Wiedergabe aus Ersparnisrücksichten nur die Umgrenzungen der einzelnen Travertinvorkommen. Es empfiehlt sich für den Leser, dieselben mit Buntstift farbig (blau) in ihrer ganzen Ausdehnung anzulegen.

Digitized by Google

Steinzeitliche Siedelungen in Mitteldeutschland.

Von Nils Niklasson, Halle a. S.

Auszug.

Mit 1 Abbildung.

Während wir die Kultur des südosteuropäischen Kulturkreises — die bandkeramische — in Mitteldeutschland mit wenigen Ausnahmen nur aus Siedelungen kennen [1]), ist das umgekehrte der Fall bei der Kultur des nordischen Kulturkreises; aus diesem sind bis jetzt fast nur Grabfunde bekannt gewesen.

Die Wohnplatzfunde mit Bandkeramik kommen für uns heute nicht in Betracht; ich werde mich nur bei solchen, die dem nordischen Kulturkreise angehören, etwas aufhalten. Eine eingehende und endgültige Behandlung ihrer chronologischen und siedelungsarchäologischen Stellung ist noch nicht möglich. Dazu sind die bisherigen Funde noch zu spärlich. Auf den Wohnplätzen, die ich bis jetzt kenne, ist es auch nicht möglich gewesen, aufeinanderfolgende Zeitstufen zu unterscheiden. Überschneidungen, wie sie K ö h l auf den bandkeramischen Wohnplätzen bei Worms hat feststellen können, sind bei den mitteldeutschen nicht beobachtet worden. Die Fundgegenstände liegen ziemlich nahe an der Oberfläche und reichen selten in die unten anstehenden Sand- und Kiesschichten hinein. In der Form und Verzierung der nordischen Wohnplatzkeramik sowie an den dabei gefundenen Steinbeilen kann man aber Einflüsse von verschiedenen Gruppen der Grabkeramik erkennen und bekommt somit einige Anhaltepunkte für die relative Zeitstellung.

Wie schon hervorgehoben worden ist, kennt man in Mitteldeutschland nur sehr wenige Siedelungen, die dem nordischen Kulturkreise angehören. Ein Grund hierfür liegt, wie ich annehme, in der Bauart der Wohnungen.

[1]) Jüngst sind auch einige Gräber bekannt geworden; ihre Seltenheit scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß sie sehr tief liegen — 2 m und mehr.

Digitized by Google

Die nordischen Menschen haben in gezimmerten Häusern gewohnt, deren Fundamente nicht oder wenigstens nicht viel in die Erde eingegraben waren; außerdem haben sie, wie die Steinzeithäuser in Schussenried gezeigt haben, den Fußboden mit Bohlen ausgelegt gehabt. Die Bandkeramiker scheinen dagegen diese Bauart nicht gekannt zu haben, sondern haben ihre Wohnungen zum Teil in die Erde eingegraben; dadurch sind die große Zahl ihrer Wohngruben bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Durch die oberflächliche Bauweise der nordischen Häuser ist auch die Hinterlassenschaft von Gebrauchsgegenständen der Zerstörung mehr ausgesetzt gewesen, als dies bei der bandkeramischen Bauweise der Fall ist. Man kann sie nur dort erwarten, wo die Bodenkultur weniger intensiv ist, als es für Mitteldeutschland, besonders für die Provinz Sachsen, zutrifft.

Drei reiche Siedelungen des nordischen Kulturkreises in unserem Gebiete sind schon längst bekannt gewesen. Die eine ist die bei Leipzig-Eutritzsch,

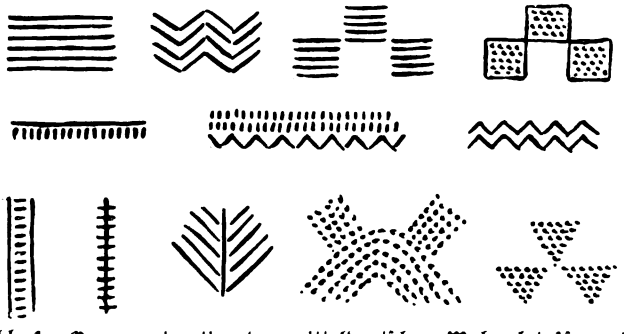


Abb. 1. Ornamentmotive der mitteldeutschen Wohnplatz-Keramik.

die von Näbe veröffentlicht worden ist [1]). Die andere liegt bei Nägelstädt im südlichen Teil der Provinz Sachsen; diese ist in dem Sammelwerk: „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" von Götze, Höfer und Zschiesche erwähnt, ist aber bis jetzt nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung gewesen. Die dritte bekannte Siedelung ist die bei Rössen [2]). Hierzu kann ich noch zwei Wohnplätze erwähnen, die wohl unbekannt sein dürften. Der bedeutendste von diesen liegt innerhalb der Stadtgrenze von Halle, an dem sog. Brandberge, der zweite westlich von Halle bei Heiligental im Mansfelder Seekreis. Außerdem gibt es noch einige größere oder kleinere Funde, die als Siedelungsfunde zu betrachten sind, auf die ich aber heute nicht eingehen will.

[1]) Veröff. des städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 3, 1908.
[2]) Mannus Bd. 11/12, S. 309—337.

Digitized by Google

Auf den genannten Wohnplätzen sind vor allem sehr viele Gefäßscherben gefunden worden; außerdem aber auch Steinbeile, Pfeilspitzen und Abschläge aus Feuerstein in großer Menge, Spinnwirtel aus Ton und — besonders in Nägelstädt — zahlreiche Knochengeräte.

Die Steinbeile, die aus Felsgestein hergestellt sind, sind von einem bestimmten, ziemlich ausgeprägten Typus mit dickem, etwas abgerundetem Nacken und gerader Schneide. Sie sind ziemlich klein, etwa von einer Fingerlänge. In Nägelstädt kommen außerdem Querbeile aus Wiedaer Schiefer vor.

Das Hauptinteresse kommt aber der Keramik zu. Diese ist, wenn man von kleineren Abweichungen absieht, denen ich nur eine lokale Bedeutung beimesse, auf den verschiedenen Fundplätzen im großen und ganzen ziemlich einheitlich. Möglich ist jedoch, wenn man die Einzelheiten der Verzierung eingehender verfolgt, daraus chronologische oder siedelungsarchäologische Schlußfolgerungen irgendeiner Art ziehen zu können. Dazu ist es aber nötig, daß mehr Fundplätze als die bisherigen bekannt werden.

Die Tonscherben rühren von zwei verschiedenen Arten von Gefäßen her, teils von großen, unverzierten Vorratsgefäßen, teils von kleineren, meistens verzierten Krügen und Töpfen. Von den Vorratsgefäßen sind mir zwei Formen bekannt, die Amphore und das doppelkonische Gefäß[1]). Eine kleine Eigentümlichkeit, die bei diesen beiden Typen zu beobachten ist, ist der verdickte, ursprünglich umgelegte Rand. Außerdem haben die meisten der doppelkonischen Gefäße unter dem Rande vier entgegengesetzte Griffzapfen.

Von den kleinen Gefäßen ist es auch gelungen, einige bestimmte Typen festzustellen: die kleine Amphore, die Henkelkanne, die Trommel, das Kragenfläschchen und die kleine, henkellose Tasse.

Die Verzierung der letztgenannten Gefäße ist immer eingeritzt oder eingestochen; manchmal kommt auch der Furchenstich vor, der eine Vereinigung zwischen Ritzen und Stechen darstellt. Echte Schnurverzierung habe ich nur an ein paar ganz kleinen Scherben beobachtet. Sie ist so selten, daß ihr unter der Menge der übrigen Verzierungsarten keine Bedeutung beizumessen ist. Die hauptsächlichsten Ornamentmotive sind auf Abb. 1 dargestellt. Man findet hier Anklänge an verschiedene Gruppen der Grabkeramik, vor allem die Bernburger- und die Schnurkeramik, d. h. die Schnurkeramik in der Fazies, deren Hauptmerkmal die eingeritzte Zickzacklinie ist und die ich für älter halte als die mit echter Schnurverzierung.

Die Keramik, die ich hier von fünf mitteldeutschen Wohnplätzen kurz vorgeführt habe, hat eine große Verbreitung über ganz Europa. Nur wenige davon sind bis jetzt bekannt oder wenigstens veröffentlicht; sie liegen weit

[1]) Etwa wie Mannus Bd. 11/12, S. 315, Abb. 7 und S. 317, Abb. 11 und 12.

Digitized by Google

auseinander; ich erwähne nur den Wohnplatz an der Eiersheimer Mühle in der Pfalz, die obere Schicht von Butmir in Serbien; wir haben auch Anklänge daran in Finnland. Die erste Stadt in Troja, die steinzeitliche Schicht in Knossos und die Steinzeit in Ägypten hat auch ähnlich verzierte Keramik aufzuweisen Durch die letzlgenannten Fundorte ist vielleicht eine Möglichkeit vorhanden, einen Anhaltepunkt für die absolute Chronologie der hier behandelten mitteldeutschen Wohnplätze zu finden.

Die relative Zeitstellung ist, ganz allgemein nur, durch die Steinbeile gegeben; sie gehören der nordischen Ganggräberzeit an. Die mitteldeutsche Wohnplatzkultur, so wie sie uns in der Keramik entgegentritt, wurzelt aber, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe [1]), in der Kultur der nordischen Dolmenzeit.

[1]) Mannus Bd. 11/12, S. 329 ff.

Anmerkung: Auf S. 25, unten, wird die Fundstelle bei Heiligenthal irrtümlich als Siedelung bezeichnet. Es handelt sich vielmehr um eine Grabanlage mit Scherben, die z. T. für Siedelungen kennzeichnend sind.

Digitized by Google

Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur" auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.

Von Martin Jahn.

Mit Tafeln I—V.

Die ostdeutsche Kultur der Bronze- und frühen Eisenzeit hat schon lange wegen ihrer überaus häufigen und reizvollen Tonware die Aufmerksamkeit der Altertumsfreunde auf sich gezogen. Im Jahre 1869 leitete R. Virchow mit seinem ersten Vortrage in der gerade begründeten Berliner Gesellschaft für Ethnologie die wissenschaftliche Erforschung dieser Kultur ein und prägte für sie in den nächsten Jahren den Namen: Lausitzer Typus [1]), ein leicht mißzuverstehender und vielfach mißverstandener Ausdruck, der trotz aller berechtigter Anfeindungen auch heute noch ziemlich allgemein üblich ist. Nachdem Virchow mit scharfem Blick die Bedeutung der Kulturgruppe erkannt hatte, machte sich die Forschung mit Spaten und Feder an die weitere Durchdringung dieses bald belebtesten und beliebtesten Feldes der Vorgeschichte. Zu Beginn der achtziger Jahre erschienen die ersten zusammenfassenden Arbeiten. Behla [2]) gab eine eingehende Schilderung der Kultur in der eigentlichen Lausitz, und Undset behandelte in seinem denkwürdigen Werke über das erste Auftreten des Eisens [3]) die „Kultur der Urnenfelder", wie er sie allgemeiner nennt, in ihrer Gesamtausdehnung. Im Jahre 1889 veröffent-

[1]) Virchow, Zeitschr. f. Ethnol. 1869, S. 411; Berliner Verhandl. 1871, S. 105; 1872, S. 226ff. und 1874, S. 114,. — Der Ersatz des wenig treffenden und in mehrfacher Bedeutung angewendeten Namens: Lausitzer Typus durch einen geeigneteren ist ein dringendes Bedürfnis und am besten und schnellsten wohl durch eine Übereinkunft der Fachleute zu erreichen.

[2]) Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer Typus. Luckau 1882.

[3]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Deutsche Ausgabe. Hamburg 1882.

Digitized by Google

lichte Weigel[1]) eine beachtenswerte Zerlegung des Lausitzer Typus in eine Anzahl von Untergruppen, deren verschieden lokale Färbung er recht treffend unterschied. Von viel größerer Bedeutung war endlich eine Abhandlung von dem rührigsten und erfolgreichsten Forscher der Lausitz, Jentsch, der 1891 zum ersten Male eine zeitliche Gliederung der Niederlausitzer Gräberfelder auf Grund seiner Grabungen versuchte[2]) und die Gefäße auf drei, in ihrer Formenentwicklung gut analysierte Zeitstufen verteilte. Diese grundlegende Erkenntnis bildet einen Höhepunkt in der Forschungsgeschichte des Lausitzer Typs. Auf den Ergebnissen von Jentsch bauen sich die typologischen Gliederungen in den anderen Provinzen der Lausitzer Kultur auf. Lange Zeit gelangte die Forschung nicht weit über die von Jentsch gelegte Grundlage hinaus. Die Wissenschaft begann sich mehr anderen Fragen zuzuwenden, die Hochflut der Arbeiten über den Lausitzer Typ ebbte ab. Im Jahre 1903 erschien eine Arbeit von Voß über keramische Stilarten der Provinz Brandenburg und benachbarter Gebiete[3]), die zwar die Gliederung der Kultur in örtliche Gruppen förderte, aber durch Vernachlässigung der chronologischen Methode einen Rückschritt gegenüber Jentsch bedeutete. Noch viel schärfer macht sich der Mangel jeglicher Chronologie in einer 1909 herausgekommenen Arbeit von Schuchhardt geltend, die deswegen als völlig verfehlt bezeichnet werden muß[4]).

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Forschung besonders durch Arbeiten von Kossinna mehr auf die Frage der Herkunft und der Volkszugehörigkeit der Träger der Lausitzer Kultur gelenkt. Da diese Fragen unsere Studie weniger berühren, weise ich nur darauf hin, daß nach den neuesten Ergebnissen Kossinnas die Kultur illyrisch ist und sich in Schlesien, Böhmen, Mähren und Westungarn aus der Aunetitzer und jungsteinzeitlichen Kultur entwickelt hat[5]). Die völkische Stellung der Urnenfelderleute, über die einige Zeit so rege Aussprachen stattfanden, ist heute insofern allgemein geklärt, als die Fachwelt fast ausnahmslos das ungermanische Wesen dieser Kultur anerkennt. Für die Erforschung der Lausitzer Kultur selbst war es von großem Werte, daß Kossinna zum erstenmal durch Vergleich der Bronzefunde

[1]) Weigel, Der sogenannte Lausitzer Typ. Niederlausitzer Mitteil. I, S. 387—407. Weigel stützt sich darin auch auf Ansichten von Voß, die dieser erst 1903 öffentlich bekannt gab. Zeitschr. f. Ethnol. 1903.

[2]) Jentsch, Die Tongefäße der Niederlausitzer Gräberfelder. Niederlausitzer Mitteil. II, S. 1 ff.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 161 ff.

[4]) Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst II. Buckelkeramik. Prähistor. Zeitschr. I, S. 351 ff. — Vgl. die Besprechung von Hoernes im Zentralbl. f. Anthropol. XV (1910), S. 294 ff.

[5]) Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. Mannus III, S. 316 ff.; IV, S. 173 ff. und 271 ff.; V, S. 160 ff. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. 2. Aufl. S. 30.

Digitized by Google

den Lausitzer Typus in das von Montelius aufgestellte chronologische System einordnete und so neben der relativen Zeitbestimmung von Jentsch eine absolute Altersansetzung erreichte [1]). Man hätte erwarten können, daß nach dieser sicheren Verankerung in dem allgemeinen Periodenaufbau die Einzelforschung sich mit neuem Schwunge der tieferen Durchdringung der Lausitzer Kultur widmen würde. Doch dies war nicht der Fall. Bis in die neueste Zeit wird der wichtigen Kulturgruppe gegenüber eine Zurückhaltung an den Tag gelegt, die sehr zu bedauern ist. In einzelnen Provinzen erschienen zusammenfassende Darstellungen eines Teilgebietes, unter denen die Bearbeitung des schlesischen Teils von Mertins im Jahre 1906 [2]) von besonderer Bedeutung ist, da er die drei Stilgruppen, die er ähnlich wie Jentsch unterscheidet, nicht nur im einzelnen in ihrer Entwicklung vorführt, sondern sie auch den vier jüngsten Bronzezeitstufen von Montelius (den Perioden 3—6) gleichzusetzen sucht [3]). Der gleichen Aufgabe unterzog sich 1909 und 1912 Blume für die Provinz Posen [4]). Da er sich fast nur auf planlos gehobenen Fundstoff stützen muß, kann er die chronologische Gliederung des Lausitzer Typus nicht weiter ausbauen und erscheinen seine Zeitbestimmungen mitunter nicht völlig gesichert. Beachtenswert sind seine Vorarbeiten für eine weitere lokale Gliederung der Posener Kultur in kleine Untergruppen. Einen guten Schritt vorwärts in der Gliederung des Lausitzer Typus in der östlichen Mark macht 1920 Götze in seiner gedrängten Darstellung der Vorzeit des Kreises Lebus [5]). Indem er dem von Voß recht verschwommen analysierten Aurither und Göritzer Typus das bisher fehlende chronologische Rückgrat gibt, kann er jeder einzelnen Periode von Montelius eine Stilgruppe des Lausitzer Typus gegenüberstellen und aus der von Jentsch eingeführten Dreigliederung der Lausitzer Kultur eine Viergliederung entwickeln. Ja, er versucht mit gutem Blick die jüngste Stufe, den Göritzer Typus (Periode 6 nach Montelius), noch in zwei Unterabteilungen zu scheiden und so die Chronologie aufs glücklichste zu vertiefen.

Möge diese Arbeit Götzes den Beginn eines neuen Abschnitts der Erforschung des Lausitzer Typus bedeuten. Möge endlich die Zeit des Stillstandes überwunden sein und der Lausitzer Kultur wieder der Platz in der Wissenschaft eingeräumt werden, der ihrer Bedeutung entspricht. Ein Hauptgrund für ihre Vernachlässigung ist es, daß der Fundstoff in den Sammlungen zu einer

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 211. Vgl. auch die S. 29, Anm. 5 aufgeführten Schriften.

[2]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906.

[3]) Mertins' mittlere Gruppe entspricht den Perioden 4 und 5 von Montelius.

[4]) Blume, Posener Ausstellungskatalog 1909, S. 7—13; Mannus IV, S. 75—90. Blume unterscheidet in der Hauptsache auch drei Stilstufen, deren jüngste die Perioden 5 und 6 von Montelius umfaßt.

[5]) Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. d. O. Berlin 1920. S. VII—XVI.

Digitized by Google

erdrückenden, kaum übersehbaren Menge angewachsen ist und daß das Hindurcharbeiten durch diese Gefäßmassen höchst unerfreulich und wenig nutzbringend ist, weil der überwiegende Teil nicht sachgemäß ausgegraben worden ist. Gesicherte Grabinventare, gute Fundberichte und Grabungspläne sind in den meisten Museen verhältnismäßig selten anzutreffen. So bildet die Hauptmenge der Funde einen für genauere Untersuchung wenig brauchbaren Formenvorrat, der den spärlichen vollwertigen Fundstoff fast gänzlich überwuchert. Eine dringende Aufgabe für alle beteiligten Sammlungen und Fachleute ist es daher, die sachgemäß gehobenen Funde aus dem übrigen Ballast herauszuschälen und geschlossene Grabfunde aus allen Teilen des weiten Gebietes der Lausitzer Kultur mit möglichst vielen Abbildungen zu veröffentlichen. Dann wird es ein Leichtes sein, einmal die Lokalkreise der Kultur schärfer zu umgrenzen und ihre stilistischen Unterschiede und Färbungen besser herauszuarbeiten und weiter für jedes Teilgebiet eine feiner durchgeführte chronologische Gliederung zu erreichen. Ist dies geschehen, dann kann auch auf den Ballast wieder zurückgegriffen werden und das gesamte planlos gehobene Material in die gewonnene Stufenfolge aufgeteilt werden. Durch Bearbeitung des ungeheuren Arbeitsgebietes von den einzelnen Lokalkreisen aus, durch die Mitarbeit vieler, die ihre Ergebnisse und noch offenen Fragen gegenseitig austauschen, wird die Erforschung des Lausitzer Typus am schnellsten und besten gefördert werden.

Schlesien ist in der Erforschung seines Teiles der Lausitzer Kultur recht weit vorgeschritten. Verfügt doch das Breslauer Museum über eine der reichsten Sammlungen, wenn es nicht überhaupt den zahlreichsten Bestand an Funden des Lausitzer Typus besitzt. Schon Mertins hat, wie bereits erwähnt, auf Grund dieses Fundstoffes die lange Zeit beste Darstellung der Entwicklung der Lausitzer Kultur gegeben [1]). Durch weitere zahlreiche und umfassende Grabungen des Breslauer Museums sind jedoch die Ausführungen von Mertins in vielen Punkten weit überholt worden, ohne daß hiervon bisher etwas veröffentlicht wurde. Besonders die Untersuchung des Gräberfeldes von Oswitz, Kr. Breslau, im Jahre 1914 brache eine günstige Grundlage für eine verfeinerte Chronologie, so daß bei der Inventarisierung dieses Gräberfeldes im Jahre 1916 jeder Stufe des Chronologiesystems von Montelius eine Stilgruppe des Lausitzer Typus gleichgesetzt werden konnte. Im Jahre 1918 legte ich diese Ergebnisse bei der Eröffnung des neuen Provinzialmuseums in Halle a. d. S. zum erstenmal der Fachwelt vor und konnte sie auch der diesjährigen Hauptversammlung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte in Berlin vortragen. Durch die Veröffentlichung der Hauptzüge

[1]) Mertins, Über die chronologische Gliederung der schlesischen Gräberfelder. Verhandl. d. Gesellsch. deutscher Naturforscher u. Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau, Teil II. Leipzig 1905. S. 273 f. — Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906. S. 50—90.

Digitized by Google

der Formenentwicklung dieses Gräberfeldes hoffe ich, einen Baustein zu dem großen Gebäude der Erforschung der Lausitzer Kultur beizutragen.

Nordwestlich von Breslau liegt ein beliebter Ausflugsort der Breslauer, die Schwedenschanze bei Oswitz, Kr. Breslau. Dieser Burgwall wurde während des Krieges vom Breslauer Museum aufs genaueste untersucht, und es wurde festgestellt, daß er zu drei verschiedenen Zeiten besiedelt war [1]). Die älteste Siedelung, ein unbefestigtes Dorf, stammt aus der jüngeren Bronzezeit; dann wurde die Höhe während der jüngsten Bronzezeit zu einer Festung ausgebaut, die durch Feuer zerstört wurde. In der ältesten Eisenzeit errichtete man auf dem Schutt der alten eine neue Befestigungsanlage, die gleichfalls einem Brande zum Opfer fiel. Damit ist die Besiedelungsgeschichte der Schwedenschanze beendet. Es ist der erste schlesische Burgwall, bei dem es feststeht, daß er zur Slawenzeit nicht wieder befestigt wurde oder bewohnt war. Am Nordfuße des Burgwalls war bereits im Jahre 1914 vom Breslauer Museum ein Gräberfeld untersucht worden, das bei Anlage eines Kieselfeldes aufgedeckt und zum großen Teil abgeschachtet wurde. Es wurden mehr als hundert Gräber gehoben. Wegen des schnellen Fortschreitens der im Großbetriebe unternommenen Schachtungsarbeiten mußten die Ausgrabungen, die zum großen Teil der Altertumspfleger Ullrich aus Steinau ausführte, sehr hastig vorgenommen werden. Trotzdem konnten im großen und ganzen die Forderungen, die an eine sachgemäße Grabung gestellt werden müssen, erfüllt werden.

Für die chronologische Bearbeitung der Funde ist es ein glücklicher Umstand, daß die Gräber nicht alle beisammen, sondern in drei durch fundleere Streifen getrennten Gruppen lagen, deren jede ein anderes Stilgepräge, ein anderes Alter hat. Die älteste Gruppe lag im Osten, die jüngere im Westen und die jüngste in der Mitte zwischen den anderen Gruppen. Ein Vergleich mit den Funden auf der Schwedenschanze ergab, daß die drei Teile des Gräberfeldes den drei Siedlungsepochen des Burgwalls entsprachen. Die Bewohner der Schwedenschanze bestatteten ihre Toten am Fuße des Hügels, und bei jeder neuen Besiedlung legten sie einen neuen Friedhof in der Nähe des älteren an. Da die beiden Siedlungslücken zwischen den drei Wohnepochen verhältnismäßig kurz sind, bieten die drei Gräberfeldgruppen ein ziemlich ungestörtes Bild der Formenentwicklung. Die Stilfolge wird durch das kurze Aussetzen der Besiedlung nicht zerrissen, sondern der gleichmäßige Fluß der Entwicklung in willkommener Weise gegliedert. Im folgenden führe ich die wichtigsten Gefäßformen und die Beigaben im Bilde vor, indem ich jedem Typus in seinen Abwandlungen durch die drei Stufen des Gräberfeldes, die ich A, B und C nenne, nachgehe. Zum Schluß will ich dann versuchen, den Stilcharakter und das Alter einer jeden Stufe zu umschreiben.

[1]) Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz. Zeitschr. d. Vereins für Geschichte Schlesiens 1919, S. 79—93, mit 5 Abbildungen.

Digitized by Google

Die Graburnen. Ich fasse hier die Gefäßformen zusammen, die ständig als Behälter der verbrannten Reste der Toten gedient haben. Mehrfach kommen auch andere Gefäßarten als Graburnen vor, die aber häufiger als Beigefäße in den Gräbern angetroffen und daher hier nicht berücksichtigt werden. In Gruppe A wurden doppelkonische Gefäße und Terrinen als Urnen benutzt. Erstere (Taf. I, 1) haben zwar einen noch recht scharfen Umbruch, doch erweisen sie sich durch das etwas geschwungene Profil und den rundlichen Unterteil als Fortbildungen der Doppelkonusse aus der Buckelkeramik. Der Unterteil des abgebildeten Gefäßes ist mit scharf und unregelmäßig eingeritzten senkrechten Linien überzogen. Die Terrine ist in Gruppe A (Taf. I, 2) scharf gegliedert. Ihr Hals setzt sich deutlich vom Körper ab, dessen Unterteil gewöhnlich gerauht ist. Bisweilen sitzen am Halsansatz zwei Henkelösen; meist sind die Terrinen jedoch henkellos. Als Verzierungen sind bemerkenswert aufgesetzte senkrechte oder schräge Rippen und Buckelwarzen, die von halbkreisförmigen Bogenrippen überdacht werden. Viele Terrinen sind unverziert. Die späte Form mit verwaschenem Profil (Taf. I, 3) leitet zu dem Typus der Gruppe B über. Hier herrscht eine einzige Gefäßform als Graburne durchaus vor, die so kennzeichnende Terrine mit weich geschwungenem Profil (Taf. I, 4). Die Trennung von Hals und Körper ist ganz verloren gegangen. Das kann nicht bloß durch den allgemeinen Charakter dieser Stilgruppe erklärt werden. Ich glaube vielmehr, daß die unprofilierte Terrine die Entwicklungszweige des Doppelkonusses und der Terrine in sich vereinigt und aus der Vermischung von Formen wie Taf. I, 1 und 3 entstanden ist. Sie ist wie der Doppelkonus stets henkellos, wie die Terrine der Gruppe A am Unterteil gerauht. Verzierung kommt seltener vor, und zwar das für diese Stufe typische Dellenmuster. Als etwas Neues treten in dieser Gruppe am Unterteil vier lappenartige Griffleisten auf, die unter dem Umbruch sitzen oder seltener die Stelle der Buckelwarzen am Umbruch einnehmen (Taf. I, 5). Innerhalb der Gruppe C sind, da jetzt als Urnen häufiger Töpfe verwendet werden, Terrinen selten. Sie haben wieder einen abgesetzten Hals (Taf. I, 6). Bei dem abgebildeten Stück erkennt man über dem Umbruch zapfenartige Griffleisten, die in der für diese Zeit kennzeichnenden Dreizahl auftreten. Nur vereinzelt stößt man in unserem Gräberfelde auf die bekannte Vasenform mit abgesetztem Hals und ausladendem Rande, deren elegante Gestalt auf südlichen Einfluß zurückgeht (Taf. I, 7). Unser abgebildetes Stück ist auf der Schulter mit drei Buckeln verziert, die sich durch ihre spitze, nach oben gerichtete Form scharf von den älteren Buckeln trennen. Wie diese werden sie von halbkreisförmigen Bogenfurchen umrahmt, die aber jetzt unter dem Buckel hängen, nicht über ihm sitzen wie früher. Die Graburnen der drei Gräberfeldteile unterscheiden sich auch durch die Farbe ihres Tones; in A sind sie meist rötlichgelb oder schmutziggrau, in B schwarz und in C außen schwarz, an der Innenfläche aber rot.

Digitized by Google

Schüsseln. Die Graburnen sind gewöhnlich mit darüber gestülpten Schüsseln zugedeckt. Diese haben in Gruppe A ähnlich wie die Terrinen einen deutlich abgesetzten Hals (Taf. I, 8). Ihr Rand ladet nach außen aus und ist auf der Innenseite mit Längsfasen belebt. Am Halse sitzt eine Henkelöse. Aus dieser charakteristischen Form entwickeln sich in Gruppe B schlichtere Schüsseln ohne abgesetzten Hals. Wiederum geht wie bei den Terrinen die Gliederung des Gefäßkörpers verloren. Ihr Rand ladet nicht mehr aus, sondern schneidet entweder gerade ab (Taf. I, 9) oder biegt nach innen ein (Taf. I, 10). Die Innenfasen der Ränder sind abgekommen. Entweder ist der Rand einfach; dann werden auf ihm gern Verdickungen (Taf. I, 10) oder Randzipfel angebracht (Taf. I, 9). Oder er ist etwas verdickt und gewissermaßen gedreht. Wie bei einem schwach gedrehten vierkantigen Metallstabe winden sich scharfe Kanten gleichmäßig zwischen der Außen- und Innenwand (Taf. I, 12). Andere Ränder sind mit engen Schrägfurchen bedeckt (Taf. I, 11). Es ist kein Zweifel, daß dem Töpfer hierbei gedrehte und gefurchte Halsringe aus Bronze als Vorbild gedient haben. Bei den Schüsseln dieser Gruppe fehlt gewöhnlich die Henkelöse. Ist sie vorhanden, so sitzt über ihr ein Randzipfel, den rechts und links in ziemlicher Entfernung ein zweiter und dritter Zipfel einfassen wie auf dem Stück auf Taf. I, 9, das mit einer senkrecht durchlochten Schnuröse versehen ist. In der Gruppe C sind die Schüsseln höher, mehr napfartig (Taf. I, 13—15); sie fallen durch ihre rohere Machart und ihre stärkeren Wände auf. Der Rand ist jetzt stets einfach und nach innen gebogen. Randmuster oder -zipfel fehlen. Auf der Außenseite des Bodens einer Schüssel (Taf. I, 14) ist ein gleicharmiges Kreuz flüchtig eingefurcht.

Glatte Töpfe. Die Töpfe teilen sich in zwei Gruppen. Die einen sind geglättet und meist von ansprechender Form, die anderen plumper, dickwandig und gerauht. Erstere dienten offenbar als Tischgerät, letztere waren wohl Kochtöpfe. In der Gruppe A haben die glatten Töpfe eine rötlichgelbe Farbe. Auf breitem Boden steht ein geschwungener Körper mit sanft abgesetztem Hals (Taf. II, 1—2). Sind Henkel vorhanden, dann haben sie breite und große Gestalt. Sie sind stets zu zweien am Halsansatz angebracht. In der Gruppe B erhalten die Töpfe schwarzgelbe Färbung, ihr Aufbau wird schlanker, der Boden kleiner (Taf. II, 3—5). Der Halsabsatz bleibt erkennbar; er wird häufig durch eine Furche hervorgehoben. Die beiden Henkel sind stets vorhanden, nur sind sie kleiner als früher, mehr ösenartig. Sehr häufig finden sich auf der Schulter der Töpfe Grübchen, das für diese Stufe so kennzeichnende Dellenmuster. Dellen sind in der Lausitzer Keramik zwar schon seit der Buckelurnenzeit bekannt, aber nur als nebensächliches Begleitmuster. Jetzt treten sie als selbständiges Schmuckmotiv auf, und zwar entweder in kleinem Format, in größerer Zahl (Taf. II, 3) oder als große, flache Eindrücke, die einzeln stehen (Taf. II, 4). Bei dem Topf auf Taf. II, 5 wird die Delle begleitet von einem Sparrenmuster von Furchengruppen. In Gruppe C werden die

Digitized by Google

zweihenkligen Töpfe nicht fortgebildet. Es kommen zwar wenige Stücke vor, die aber trotz ihrer glatten Oberfläche wegen der plumpen tonnenartigen Gestalt (Taf. II, 6) zu den rohen Töpfen zu rechnen sind. Recht unvermittelt treten dafür henkellose Töpfe auf, deren Rand entsprechend dem Stilcharakter dieser Gruppe ausladet und deren Hals durch eine seichte Einziehung oder umlaufende Furche vom Körper leicht abgehoben wird (Taf. II, 7—8). Nur ganz vereinzelt kommt noch ein Dellenmuster vor (Taf. II, 8), die einzige Verbindung, die mit den anders gearteten Töpfen der Gruppe B besteht.

Rohe Töpfe. Dieser Gefäßart ist eigentümlich eine ungeglättete, oft noch durch einen Auftrag künstlich gerauhte Oberfläche, rohe Machart, dicke Wandung und rötliche Farbe. In Gruppe A haben die rohen Töpfe durch den ausladenden Hals ein noch ganz ansprechend geschwungenes Profil (Taf. II, 9). Sie schließen sich offenbar an die eiförmigen Töpfe der Buckelurnenstufe an. Wie diesen fehlen ihnen auch gewöhnlich Henkel. Mehrfach treten unmittelbar am Rande vier wulstartige Warzen auf, die ähnlich wie die Griffleisten am Unterteil der Terrinen die Handhabung der Gefäße erleichtern sollen. In Gruppe B hat sich der so überaus häufige Topftypus entwickelt, der das geschweifte Profil ziemlich eingebüßt hat. Der Rand ladet nur noch wenig aus (Taf. II, 11—12) oder trennt sich gar nicht mehr vom Körper (Taf. II, 10). So entsteht der ebenso typische wie unschöne, tonnenförmige, ungegliederte Topf, der jetzt fast ständig mit zwei Henkelösen versehen ist. Die Henkel sind häufig von zwei Warzen begleitet, die dem Gefäßteil rein zufällig ein gesichtsähnliches Aussehen verleihen (Taf. II, 12). Noch häufiger steht in der Mitte zwischen den Henkeln je eine Warze, die bald gern eine längliche, doppelspitzige Gestalt erhält (Taf. II, 10). Der henkellose Topf (Taf. II, 11) hat gleichmäßig verteilt vier Warzen. Alle diese Warzen sitzen nicht mehr wie in Gruppe A unmittelbar am Rande, sondern etwas unter ihm, in der Höhe der Henkel. In der Gruppe C werden die Töpfe noch plumper und dickwandiger (Taf. II, 13—16). Der tonnenförmige Körper, dessen größte Weite in der Mitte liegt und der sich nach der Mündung und dem Boden in gleicher Weise verengert, ist die Regel. Auch die Henkel sind größer und dicker als früher (Taf. II, 13); sie werden aber nur noch selten angebracht. Die Töpfe werden wieder henkellos und häufig auch bar aller Warzen (Taf. II, 14). Treten letztere auf, so sind sie gleichfalls größer als früher, leistenartig. Sie sind noch etwas tiefer vom Rande herabgerutscht und werden häufig durch einen umlaufenden Tupfenkranz verbunden (Taf. II, 15), an dessen Stelle mehrfach ein Warzenkranz tritt (Taf. II, 16). Diese Halsmuster sind für unsere Gruppe eigentümlich, ebenso eine jetzt aufkommende Bedeckung der Töpfe durch eine in einen Knopf auslaufende Stürze (Knopfdeckel; Taf. II, 14).

Zweihenklige Näpfe. In dieser Reihe fasse ich verhältnismäßig willkürlich eine Anzahl von Beigefäßen zusammen, die sämtlich zwei Henkel-

Digitized by Google

ösen besitzen. Der Hauptteil von ihnen gehört aber auch einem einheitlichen Gefäßtypus an, der den Terrinen verwandt ist. Allein in Gruppe A, und auch hier nur vereinzelt, kommen kleine Gefäße von fast zylindrischem, etwas tonnenartig gewölbtem Aufbau vor (Taf. III, 2), die unter den mittelschlesischen Formen fremd wirken und von Norden her aus den märkischen Kreisen des Lausitzer Typus nach Schlesien gelangt sind. Von einheimischem Stilgepräge sind die gleichfalls aus der Gruppe A stammenden Gefäße auf Taf. III, 1, 3 und 4 mit bauchigem, aber gedrungenem, niedrigem Körper und hohem steilen Halse. Am Halsansatz, der häufig durch wagerechte Furchen hervorgehoben wird, sitzen die beiden ziemlich großen Henkelösen. Kennzeichnende Muster sind derbe, senkrechte Furchengruppen auf der Schulter, die von Buckelwarzen oder, wie bei Taf. III, 3 von senkrechten Rippen unterbrochen werden. Enger an die Ornamentik der Buckelurnenzeit schließt sich das Muster von Taf. III, 1 an: Buckelwarzen als letzter Rest der einst so stattlichen Buckel, wie früher überspannt von breiten halbkreisförmigen Furchen; unter den Henkelösen als Nebenmotiv einige Dellen. Der ganz gedrückte, weitmündige Napf auf Taf. III, 4 hingegen hat ein typologisch jüngeres Muster, das bekannte Band ineinander geschachtelter, gestrichelter Dreiecke, das oben und unten von einer Punktreihe eingefaßt ist. Es besteht aus feinen Strichen zum Unterschied von den älteren breiten Furchen. In der Gruppe B (Taf. III, 5—7) sind diese terrinenförmigen Näpfe nicht mehr so gedrungen, ihr Unterkörper ist höher, die Henkelösen sind kleiner und dünner, der Hals nimmt zur Mündung stärker ab. Manche Näpfe sind so hochaufgereckt, daß sie mit mehr Recht den glatten Töpfen zugezählt werden können (Taf. III, 5). Auch bei diesen Gefäßen ist ähnlich wie bei den Töpfen der Gruppe B das wichtigste Verzierungsmuster die Delle, aber meist nicht allein verwendet (Taf. III, 5), sondern in Verbindung mit senkrechten Strichfurchen (Taf. III, 7), die dünner und feiner sind als die Furchen der Gruppe A. Auch das feingezogene Muster gestrichelter Dreiecke kommt jetzt vor, doch schon in der aufgelösten Form des Sparrenornaments. In Gruppe C fehlen die zweihenkligen Näpfe. Waren doch auch die Terrinen in dieser Gruppe selten.

Henkellose Näpfe. In der Gruppe A treten noch mehrfach kleine doppelkonische Gefäße von so scharfeckiger, altertümlicher Form auf (Taf. III, 8—9), wie sie bei den Graburnen (Taf. I, 1) hier nicht mehr vorkommen. Diese Beigefäße sind von solchen der Buckelurnenzeit kaum zu unterscheiden. Ihr scharfer Umbruch ist bisweilen gekerbt (Taf. III, 9), oder über ihm laufen wagerechte Furchen herum (Taf. III, 8). In derselben Gruppe stoßen wir aber auch schon auf den viel entwickelteren Napf mit abgerundetem Umbruch, geschwungenem Profil und sich absonderndem Hals (Taf. III, 10). Er trägt gewöhnlich das fein gezogene Band gestrichelter Dreiecke, das von Linien und Punktreihen eingefaßt ist. In der Gruppe B treten an die Stelle der scharfeckigen Doppelkonusse weich profilierte, meist unverzierte Kümpfe mit leicht

Digitized by Google

absetzendem Rande (Taf. III, 11—12), die bisweilen in ganz winzigen Ausmaßen hergestellt worden sind (Taf. III, 14). Daneben kommt auch eine höhere, stärker gegliederte, vasenartige Form vor (Taf. III, 13), auf deren Schulter wieder das Dreieckband unter einer Punktreihe erscheint. Nur dieser letzte Typus setzt sich in der Gruppe C fort in gröberen hochhalsigen Näpfen von wohl geschwungenem Profil (Taf. III, 15 und 17). Sie sind einfach verziert mit Sparrenmustern oder ganz roh eingerissenen Strichgruppen (Taf. III, 17). Hübsch wirkt das Dellenmuster auf Taf. III, 15, eines der seltenen Vorkommnisse von Dellen in dieser späten Gruppe. Den Scherben auf Taf. III, 16 habe ich deshalb abgebildet, weil er der einzige Rest einer bemalten Schale ist, der auf dem Gräberfelde gefunden wurde.

Einhenklige Näpfe. Von den einhenkligen Beigefäßen fasse ich eine Reihe unter der Bezeichnung Näpfe zusammen und scheide sie von den Henkeltassen und Henkelschalen. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Formen bestehen zwischen allen drei Arten Übergänge, die sich oft nur mit einer gewissen Willkür einer bestimmten Reihe zuweisen lassen. In Gruppe A sind die einhenkligen Näpfe noch scharf gegliedert (Taf. IV, 1—4). Der hohe steile Hals setzt sich klar von dem gewölbten Körper ab. Der Henkel ist breit, bandförmig. Die Schulter ist häufig mit den kennzeichnenden Mustern dieser Stufe verziert. Auf Taf. IV, 1 erkennen wir schräge Rippen. Ein geschlossener Kranz von senkrechten Furchen bedeckt den Bauch des Napfes auf Taf. IV, 2, während auf Taf. IV, 3 dieses Muster von Buckelwarzen mit je einer Bogenfurche unterbrochen wird. Sehr reich ist die Verzierung von Taf. IV, 4. Buckelwarzen werden überdacht von Strichgruppen und zwei schrägen Rippen, an deren Treffpunkt zwei Dellen sitzen. Senkrechte Furchengruppen rahmen diese Muster beiderseits ein. In Gruppe B sind die Näpfe viel zierlicher, ihr Profil weicher, ausgeglichener (Taf. IV, 5—7). Der Hals ist jetzt niedriger und geht sanft in den Körper über, der Henkel ist schmal, dünnstabig, aber weit geöffnet; daher ist er meistens abgebrochen oder zerfallen [1]). Die Schulter ist viel kleiner, so daß als Verzierungsfläche nur ein schmaler Streifen zur Verfügung steht. Senkrechte Furchen kommen auch jetzt vor, wenn auch in dünnerer Ausführung. An Stelle von Buckelwarzen werden sie von Dellen unterbrochen (Taf. IV, 5—6). Auch das Sparrenmuster ist vertreten (Taf. IV, 7). In Stufe C werden diese zierlichen Gefäße nicht fortgebildet. Unvermittelt treten wieder sehr große, grobe, dickwandige Näpfe auf mit breitem, schwerem Henkel und kurzem, weitmündigen Halse (Taf. IV, 8—9). Diese rohe Ware ist unverziert. Nur mitunter kommen am Halsansatz einfache Spitzbuckelwarzen vor (Taf. IV, 8).

[1]) Bei den Gefäßen Tafel IV, 5—6, ist der Henkel nach hinten gekehrt; bei IV, 7, ist rechts der Henkelstumpf erkennbar.

Digitized by Google

Henkeltassen und Henkelschalen. Die Henkeltassen haben in Gruppe A ziemlich verschiedene Form. (Taf. IV, 10—12) Gemeinsam ist ihnen eine verhältnismäßig einfache Machart, ein breiter, standfester Boden und der breite Bandhenkel. Verzierungen kommen kaum vor. Einmal tritt schon jetzt das Dellenmuster selbständig auf (Taf. IV, 12); freilich sind die Dellen derber als bei den Tassen der nächsten Stufe. In Gruppe B ist die Blütezeit der Henkeltassen. Zahlreich und mannigfaltig sind die reizenden, schlanken, dünnwandigen, schwarzen Gefäße mit ihren spitzen Füßchen, auf denen sie oft gar nicht frei stehen können, und ihren weit geöffneten, wohl geschwungenen Henkeln, die so dünn, aber auch so gebrechlich sind (Taf. IV, 13—18). Als häufigstes Verzierungsmotiv treten bei ihnen kleine Dellen auf, die meist in Gruppen zu dreien (Taf. IV, 15 und 17) oder sechsen geschickt auf dem Gefäßkörper verteilt sind oder ihn in wagerechten Reihen umziehen (Taf. IV, 16). Auch wagerechte Strichbänder und andere Strichmuster kommen vor (Taf. IV, 16). In einem Grabe lagen drei Tassen, die ausnahmsweise völlig mit Buckelchen überdeckt waren (Taf. IV, 13), offenbar Nachahmungen von Bronzetassen mit getriebenen Buckelmustern. Neben der großen Zahl dieser zierlichen Tassen treten schwerere Formen mehr zurück. In Gruppe C kommen plötzlich wieder rohe, dickwandige Tassen auf von derben Formen mit standfesten Böden und schweren Bandhenkeln (Taf. IV, 19—23). Im einzelnen sind die Formen recht verschieden, die Farbe bald rotgelb, bald schwarz. Den Tassen nahe verwandt sind die Henkelschalen. Sie haben einen ganz flachen Körper. Es gibt aber zahlreiche Übergangsformen zwischen beiden Gefäßarten. Die Henkelschalen haben eine einfache, ungegliederte Kalottenform, die sich lange und ohne größere Änderung hält. Die auf Taf. IV, 24 abgebildete Schale der Gruppe A fällt durch ihren geschmackvoll hoch aufgerichteten vierkantigen Henkel auf. Taf. IV, 25 gibt die Unterseite einer Schale der Gruppe B wieder mit ihrer ringartigen Bodendelle. Ein dickwandigeres, unvollständiges Beispiel aus Gruppe C bietet Taf. IV, 26.

Teller. Als Teller bezeichne ich die für Schlesien so eigentümlichen platten Tonscheiben, während ich flach gewölbte Gefäße, für die im modernen Gebrauch der Ausdruck Teller üblich ist, sämtlich zur Klasse der Schüsseln zähle. In der Gruppe A sind Teller selten. Erst in der Gruppe B werden sie ein ständiger Bestandteil des Grabgutes (Taf. V, 1—3). Es sind große, nur wenig scharf gebrannte, mürbe Scheiben, die sich selten vollständig erhalten haben. Sie sind in ziemlich gleichen Abständen mit kleinen runden Löchern versehen. Ihre Unterseite ist stets glatt, ihre Oberseite mit Fingertupfen bedeckt. Diese Tupfen sind meist regellos und dicht über die Fläche verstreut (Taf. V, 1); mehrfach sind sie aber auch in parallelen Reihen angeordnet (Taf. V, 2). Der Teller auf Taf. V, 3 mit seinen in gleichmittigen Kreisen angeordneten Tupfen leitet schon zur nächsten Stufe über. In der Gruppe C werden die Teller kleiner; sie sind deshalb auch besser erhalten (Taf. V, 4—6). Die

Digitized by Google

Tupfen werden weniger dicht gestellt und stets geordnet angebracht, entweder in gleichmittigen Kreisen oder in Reihen, die wie die Speichen eines Rades von der Mitte ausgehen (Taf. V, 6). Endlich verschwindet die Tupfenverzierung ganz. An ihre Stelle treten bisweilen Kreisfurchen (Taf. V, 4). Auch die kleinen Durchlochungen der Teller fallen in dieser Gruppe weg; nur ein größeres Mittelloch mit aufgewulstetem Rande wird jetzt üblich (Taf. V, 4 und 6). Der Rand der Teller ist häufig durch Kerben gegliedert (Taf. V, 4—5). Eine Sonderstellung nimmt das schöne auf Taf. V, 5 abgebildete Stück ein, dessen Mittelloch von fünf Durchlochungen umgeben ist und dessen Rand eine Lochreihe begleitet.

Beigaben. Hinter den Gefäßen treten die Beigaben an Zahl und Formenreichtum stark zurück, wie bei den meisten Gräberfeldern des Lausitzer Typus. Viele Gräber sind völlig beigabenlos. Eine Nadel oder ein kleines Lockenringchen werden den Toten am häufigsten mitgegeben. In der Gruppe A bestehen sie stets aus Bronze. Es kommen Nadeln mit doppelkonischem (Taf. V, 11) und walzenförmigem Kopf (Taf. V, 12) vor. Letztere ist auf dem Kopf und dem oberen Schaftteil reich mit Strichgruppen verziert. Eine seltene Beigabe sind die beiden Pfeilspitzen auf Taf. V, 7. In der Gruppe B sind nur Nadeln gefunden worden. Sie bestehen aus Bronze bis auf ein stark verrostetes eisernes Stück aus einem späten Grabe dieser Gruppe (Taf. V, 18). Die übrigen Nadeln haben doppelkonische (Taf. V, 14) oder mehr kugelige Köpfe (Taf. V, 15 und 17). Auffallend ist eine Nadel mit Tellerkopf und sieben umlaufenden Rippen am Halse (Taf. V, 13). Auch eine Nadel mit Öhr fand sich in einem Grabe (Taf. V, 16). In der Gruppe C tritt neben der Bronze das Eisen schon häufiger auf. Ein Eisenmesser (Taf. V, 27), ein Eisenring (Taf. V, 29) und mehrere Eisennadeln mit verdicktem oder aufgerolltem Kopf (Taf. V, 23—25) lagen in den Graburnen. Unter den Bronzenadeln sind für die Zeitbestimmung wichtig die Schwanenhalsnadel (Taf. V, 19) und die Nadeln mit Spiralscheibenkopf (Taf. V, 21—22). Weniger üblich ist die auf Taf. V, 20 wiedergegebene Form. Taf. V, 26 zeigt das Stück eines gedrehten Bronzeringes.

Überschauen wir die Keramik der drei Gräberfeldteile, so erkennen wir drei klar geschiedene Stilgruppen. Die Gefäße der Gruppe A sind gut gegliedert; Hals und Körper sind deutlich voneinander getrennt. Selbst die Schüsseln haben einen abgesetzten Hals. Der Boden der Gefäße ist breit und standfest, auch die Henkel und Henkelösen sind derb und bandartig breit. Die kennzeichnenden Verzierungsmotive sind Buckelwarzen mit Bogenfurchen, Rippen, derbe, senkrechte Furchen, aber auch das aus dünner gezogenen Linien bestehende Band ineinandergeschachtelter, gestrichelter Dreiecke. Die Keramik erweist sich deutlich als eine Entwicklung aus der Buckelkeramik. Die strengen ursprünglichen, scharf gebrochenen Formen dieser Mutterstufe werden in der Gruppe A schon gemildert und erweitert, doch klingen sie immer

Digitized by Google

noch durch. Die Gruppe B zeigt ein ganz anderes Stilgepräge. Die Gliederung der Gefäße wird beseitigt. Die Ecken und Abschnürungen in den Profilen werden abgeschliffen und ausgefüllt. Ganz weiche, verwaschene, gefällig geschwungene Linien herrschen vor. Eine Trennung von Hals und Körper ist meist nicht mehr vorhanden. Ebenso wie die Formen weicher werden, wird die Gefäßwandung feiner, dünner, werden die Standflächen kleiner, zierlicher, die Henkelösen winziger, die geschwungenen Henkel mehr rundstabig und schlank. Die wichtigsten Muster sind jetzt Dellen an Stelle der Buckelwarzen, Strichgruppen an Stelle der Rippen und breiten Furchen. Das Band gestrichelter Dreiecke löst sich allmählich auf zu einzelnen schrägen Strichgruppen, die abwechselnd schräg nach links und nach rechts neigen (Sparrenmuster). Die Gruppe B bildet den Höhepunkt unseres Gräberfeldes. Alles Derbe an der Keramik ist abgestreift. Gefällig in den Formen, vollendet in der Technik zeugen die Gefäße von gutem Können und Stilgefühl ihrer Verfertiger. Am zierlichsten und geschmackvollsten sind die zahlreichen Henkeltassen. Wieder ganz anders ist das Bild, das sich uns in der Gruppe C bietet. Einfache, plumpe dickwandige Gefäße herrschen vor. Verzierungen sind selten. Wenn Henkel vorhanden sind, sind sie groß, dick und schwer. Die Gefäße werden im Oberteil wieder gegliedert, ein Hals setzt sich ab, der Rand ladet gern nach außen aus. Auch Buckelwarzen kommen mitunter wieder vor, die aber höher sitzen und spitziger sind als die der Gruppe A. Die Keramik weist gegen die Gruppe B einen deutlichen Rückschritt auf, ein Verrohen der Formen und der Technik ist unverkennbar. Nur einzelne Urnen der bekannten Vasenform mit Trichterhals und eine Scherbe einer bemalten Schale zeugen davon, daß die Gruppe mit einer Kulturstufe gleichzeitig ist, die für Schlesien sonst die Blütezeit und den Höhepunkt aller vorgeschichtlichen Keramik bedeutet. Desto verwunderlicher ist der Tiefstand der letzten Bewohner der Oswitzer Schanze inmitten dieser Kulturblüte.

Wie gliedern sich nun die drei Grabfeldgruppen in das Chronologiesystem von Montelius ein? Die Gruppe A schließt sich, wie wir sahen, an die Buckelurnenzeit an. Da deren Zugehörigkeit zur Stufe III der Bronzezeit feststeht, fällt also die Gruppe A in die Stufe IV. Die Gruppe C wiederum ist durch das häufigere Aufkommen von Eisenbeigaben, die typischen Nadelformen wie die Schwanenhalsnadel und die Vasenform einiger Gefäße mit Sicherheit in die Stufe VI (Älteste Eisenzeit) zu setzen. Mithin bleibt für die mittlere Gruppe B nur die Stufe V übrig. Die Gesamtbesiedelungszeit der Schwedenschanze liegt also in dem Zeitraum von etwa 1200—500 v. Chr. Ist diese Gleichsetzung in den Hauptzügen auch gesichert, so darf man nicht vergessen, daß hier zwei Systeme miteinander verknüpft werden, die wenig Berührungspunkte miteinander haben. Auf der einen Seite die Lausitzer Kultur, deren Gliederung sich hauptsächlich auf die Keramik stützt, auf der anderen die nordische Kultur, deren Chronologie von Montelius allein

Digitized by Google

auf den Bronzeformen aufgebaut worden ist. Bronzen sind aber im Gebiet der Lausitzer Kultur ebenso selten wie Tongefäße im Norden. Es ist also ganz gut denkbar, ja beinahe zu erwarten, daß sich unsere Gräberfeldgruppen mit den Zeitstufen von Montelius nicht völlig decken, daß ihre äußersten Grenzen sich etwas überschneiden. Eine solche schärfere chronologische Vergleichung beider Systeme überschreitet den Rahmen dieser Studie und erfordert umfassende Forschungen auf dem Grenzgebiete des nordischen und Lausitzer Kulturkreises. Wir begnügen uns hier mit dem Ergebnis, für unser Gebiet eine in ebensoviele Stufen geteilte Gliederung erlangt zu haben, wie Montelius für den Norden, und unsere Einteilung dem nordischen System in den Hauptzügen einordnen zu können. Weiterhin dürfen wir nicht verkennen, daß wir unsere Gliederung hier nur aus einem einzigen Gräberfeld erschlossen haben, daß dies nur ein Schritt auf der langen Bahn der näheren Erforschung der schlesischen Bronzezeitkultur ist, dem noch viele folgen müssen. Unsere Ergebnisse müssen an dem reichhaltigen Fundstoff aus anderen schlesischen Friedhöfen nachgeprüft, erweitert und vertieft werden, neben der chronologischen Gliederung muß die Gliederung in lokale Untergruppen innerhalb Schlesiens schärfer herausgearbeitet werden, Aufgaben, die sich bei dem überreichen Quellenstoff, der im Breslauer Museum aufgestapelt ist, werden lösen lassen und, wie ich hier schon andeuten kann, von zwei Schülern von Seger bereits der Lösung entgegengeführt werden.

Grab- und Inventarnummern der abgebildeten Gegenstände von Oswitz, Kr. Breslau.

Tafel	Gräberfeldgruppe	Grabnummer	Inventarnummer
I, 1	Fundstelle nicht gesichert	103	435:16
I, 2	A	62	323:16
I, 3	A.	74	365:16
I, 4	B	29	211a:16
I, 5	B	27	208:16
I, 6	C	89	413:16
I, 7	C	64	333:16
I, 8	A	71	350:16
I, 9	B	29	211:16
I, 10	B	19	170:16
I, 11	B	17	160:16
I, 12	B	35	244:16
I, 13	C	90	426:16
I, 14	C	63	329:16
I, 15	C	38	258:16
II, 1	A	22	191:16
II, 2	A	48	292:16
II, 3	B	13	143:16
II, 4	B	32B	229:16
II, 5	Fundstelle nicht gesichert	104	436:16
II, 6	C	87	405:16
II, 7	C	64	334:16
II, 8	C	31	217:16
II, 9	A	41	273:16
II, 10	B	19	171:16
II, 11	B	43	278:16
II, 12	B	32A	224:16
II, 13	C	90	420:16
II, 14	C	31	219/220:16
II, 15	C	16	154:16
II, 16	C	90	418:16

Digitized by Google

Tafel	Gräberfeldgruppe	Grabnummer	Inventarnummer
III, 1	—	Zerstörtes Grab	439:16
III, 2	A	54	301:16
III, 3	A	41	272:16
III, 4	A	71	354:16
III, 5	B	34	234:16
III, 6	B	43	280:16
III, 7	B	12	138:16
III, 8	A	69	348:16
III, 9	A	65	341:16
III, 10	A	71	353:16
III, 11	B	4	114:16
III, 12	B	9	133:16
III, 13	B	24	198:16
III, 14	B	14	146:16
III, 15	C	90	421:16
III, 16	C, aber in B liegend	46	287:16
III, 17	C	90	422:16
IV, 1	A	65	340:16
IV, 2	A	48	293:16
IV, 3	A	40	265:16
IV, 4	A	62	323a:16
IV, 5	B	29	212:16
IV, 6	B	14	147:16
IV, 7	B	7	124:16
IV, 8	C	61	318:16
IV, 9	C	38	257:16
IV, 10	A	22	194:16
IV, 11	A	71	356:16
IV, 12	A	22	195:16
IV, 13	B	20	179:16
IV, 14	B	12	141:16
IV, 15	B	20	182:16
IV, 16	B	32A	226:16
IV, 17	B	24	203:16
IV, 18	B	29	213:16
IV, 19	C	87	410:16
IV, 20	C	86	402:16
IV, 21	C	16	156:16
IV, 22	C	63	328:16
IV, 23	C	87	411:16
IV, 24	A	62	325a:16
IV, 25	B	81	388:16
IV, 26	C, aber in B liegend	5	118:16
V, 1	B	27	209:16
V, 2	B	4	116:16
V, 3	B	19	175:16
V, 4	C	8	130:16
V, 5	C	63	332:16
V, 6	C	15	152:16
V, 7	A	62	325:16
V, 8	A	40	269:16
V, 9	A	48	291:16
V, 10	A	71	358a:16
V, 11	Fundstelle nicht gesichert	102	434:16
V, 12	A	101	431:16
V, 13	B	19	169:16
V, 14	B	6	122:16
V, 15	B	35	242:16
V, 16	B	43	283:16
V, 17	B	24	197:16
V, 18	B	20	188:16
V, 19	C	80	384:16
V, 20	C, aber in B liegend	57	313:16
V, 21	C	56	307:16
V, 22	C	89	416:16
V, 23	C	38	256:16
V, 24	C	82	390:16
V, 25	C	16	158:16
V, 26	C	89	417:16
V, 27	C	64	337:16
V, 28	C	80	383:16
V, 29	C	83	395:16

Digitized by Google

Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten.

Von Walther Schulz, Halle.

Mit 2 Textabbildungen.

Die ostdeutschen Gesichtsurnen der beginnenden Eisenzeit sind die mehr oder weniger abgekürzten Wiedergaben eines menschlichen Körpers (Abb. 1 und 2); an den bestausgeführten Urnen sind selbst die Arme, an den weniger ausgearbeiteten Augen und Nase dargestellt. Ist eine herausgestreckte Zunge angedeutet (Abb. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst, Taf. XVII, Abb. 4 und 6), so hat diese gewiß Abwehrbedeutung [1]), die man dann auch bei Augendarstellungen annehmen könnte. Es ist das aber nicht der ursprüngliche Sinn dieser Gesichtsurnen, da man vielfach, und gerade bei den ältesten Urnen, sich nicht auf Gesichtsdarstellung beschränkt hat [2]). Die Gesichtsurnen werden meist als Abbilder des Toten erklärt; Hoernes dagegen sieht in ihnen das einer Totengottheit, die den Leichenbrand des Verstorbenen aufnimmt [3]). Diese Annahme ist mit der ersteren nicht ganz unvereinbar. Der Tote war dem Lebenden unterschieden, er wurde zu einem höheren Wesen, auch zu einer Totengottheit. Die germanische Vorstellung von der Totengottheit ist dem Leichnam entnommen [4]). Wichtig ist auch, daß man Gesichtsurnen mit weiblichen Schmuckstücken (Ringhalskragen, Ohrringen) und mit männlicher Ausrüstung (z. B. Speerzeichnungen) unter-

[1]) Diese Zeichnung könnte aber auch anders, vielleicht als Kinnbart, gedeutet werden, wenn man sie mit Abbildungen bei Conwentz: Das westpreußische Provinzialmuseum 1880—1905, wie Tafel 59, Fig. 2 vergleicht.

[2]) Gefäße mit Gesichts- und Augendarstellungen treten bekanntlich schon seit der jüngeren Steinzeit in den verschiedensten Gegenden auf; jede Gruppe muß für sich auf die Bedeutung hin untersucht werden. Abwehrbedeutung ist vielfach anzunehmen.

[3]) Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1. Aufl., S. 507; mehr eingeschränkt 2. Aufl., S. 534.

[4]) Vgl. Güntert, „Kalypso" 1919.

Digitized by Google

scheiden kann [1]). Hervorzuheben ist, daß die Geschlechtsmerkmale fehlen [2]), wohl weil die Abbildungen bekleidet dargestellt sind, vielleicht aber auch aus anderen Vorstellungen heraus.

In der beginnenden Eisenzeit erscheinen die Gesichtsurnen im nordischen Kulturkreise als etwas Auffallendes, so daß man sich wiederholt schon mit deren Herkunft beschäftigt hat. Vielfach sah man hier eine Einwirkung von Italien her, besonders von Etrurien, wo sich in einem begrenzten Gebiet bei Chiusi gleichfalls derartige Leichenbrandbehälter finden, oder auch von Unteritalien (Nekropole von Alife). Mit vollem Rechte ist aber diese Ableitung angezweifelt worden wegen der großen Entfernung und der engen Begrenzung der Fundgebiete.

Suchen wir die Anknüpfung an einer anderen Stelle. Der Leichenbrand ruht in dem Abbild eines menschlichen Körpers, in dem des Toten. Es liegt also sehr nahe, einen Zusammenhang mit der Körperbestattung zu sehen.

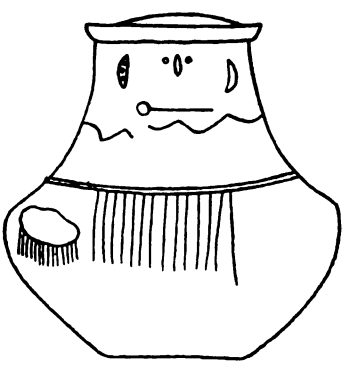


Abb. 1. Witosław, Kr. Wirsitz, Nordposen. 1/6.

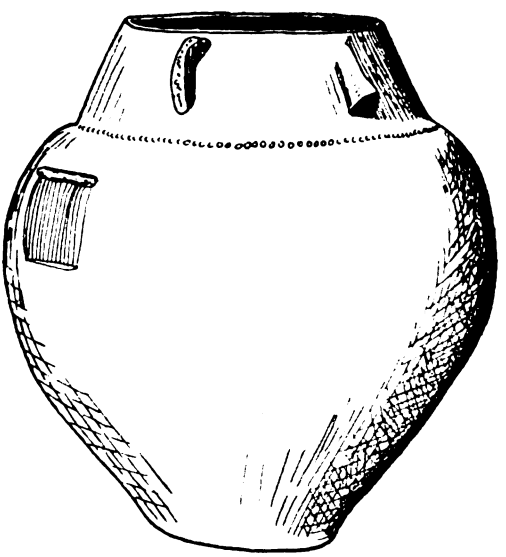


Abb. 2. Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsitz, Nordposen. 1/6. (Mannusbibl. 2, S. 55).

Kauffmann denkt daher an ein Fortleben „überwundener Riten“ [3]). Doch auch diese Erklärung befriedigt nicht, da es sich nicht um ein Fortleben, sondern um ein Neuaufkommen handelt. Bei den Germanen wie bei ihren Ostnachbaren war der Leichenbrand schon Jahrhunderte vorher ausschließlich üblich. An der Grenze des Germanengebietes finden wir in

[1]) Wie mir von Herrn Dr. La Baume in Danzig im allgemeinen bestätigt wird.

[2]) Hoernes, a. a. O., S. 513, hält bei einer Zeichnung einer Urne die Andeutung des Mutterschoßes für möglich.

[3]) Deutsche Altertumskunde S. 189.

Digitized by Google

der der nordischen Bronzeperiode IV/V entsprechenden Zeit in Mitteldeutschland und Böhmen neben Leichenbrandgräbern Körperbestattungen, zum Teil in Hocklage, auch Leichenzerstückelung, öfters in Wohngruben. In Böhmen wird diese Kultur nach dem Fundort Knoviz bezeichnet [1]). In Mitteldeutschland ist sie noch nicht zusammenfassend behandelt, zu ihr gehören aber die spätbronzezeitlichen Siedelungen in Halle (besonders auf dem Hofe der Landesanstalt), deren Zusammenhang mit der Knovizer Kultur G. Krüger † zuerst erkannt hat [2]). Diese Kultur war aber, soweit wir aus Grab- und Siedelungsfunden ihre Höhe erkennen können, nicht geeignet, auf ihre Nachbarn oder gar auf das Weichselgebiet einzuwirken [3]). Sie geht in Mitteldeutschland in der von Norden vordringenden germanischen Kultur, in Böhmen unter der Bevölkerung der Gräber vom Bylaner Typus auf, der stark von der Hallstattkultur beeinflußt ist.

In dieser Zeit hatte sich die reiche Hallstattkultur des Ostalpengebietes herausgebildet, die gleichfalls neben Leichenbrand Körperbestattung kannte, und deren Einwirkungen auf weite Gebiete durch Auswanderung und auch durch Verbindungen erkennbar sind. So breitet sich auch allmählich im südlichen Deutschland etwa bis zur Maingegend mit Hallstatteinflüssen die Körperbestattung aus [4]). Nach Norden dringt sie in der jüngeren Hallstattzeit bis Oberschlesien vor (über Böhmen), wo sich im Kreise Groß-Strehlitz Körperbestattungen, wieder neben Leichenbrandgräbern, finden, deren Beigaben und Schädelformen auf den Zusammenhang mit den Ostalpenländern hinweisen [5]). Hiermit gelangen wir an die Grenze des Gebietes der die Gesichtsurnen führenden Steinkistengräberkultur, allerdings in ihrer späteren Ausdehnung [6]). Doch diese Ausbreitung bezeichnet, vom Weichselmündungsgebiete ausgehend, die Richtung, die vorher schon die Verbindungswege zwischen dem wegen des Bernsteins wichtigen Weichselmündungsgebiete und den Sitzen der schmuckliebenden Träger der Hallstattkultur genommen hatten. Es zeigt sich in dem Auftreten der Gesichtsurnen im Weichselgebiet eine Auswirkung der Hallstattkultur, wie sie auch sonst z. B. für Schmuck-

[1]) Vgl. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission Wien 4, 1906: Buchtela, Sp. 10 ff.

[2]) Auch das von Wahle, Mannus, Ergänzungsband II 1911, S. 30 beschriebene Grab von Burgisdorf, Mansfelder Seekreis, gehört wahrscheinlich hierher.

[3]) In der Provinz Brandenburg erinnern die Funde von Reihenwerder im Tegeler See, Kr. Niederbarnim, an diese Kultur. H. Busse: P. Z. II, 1910, S. 66 ff., spätbronzezeitliche Brandgräber, dazwischen in Grube XIII: 2 Schädel und einige andere Knochen; Grube XIV: stark gekrümmtes Skelett.

[4]) Vgl. dazu Schumacher, Präh. Zeitschr. 1920, S. 123ff. und „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande" I, Kp. 4 für Südwestdeutschland. — Reinecke in „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" Band V über die Hallstattperiode Süddeutschlands. — Naue: L'epoque de Hallstatt en Bavière. Revue archéologique 1895, S. 25 ff.

[5]) Vgl. Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens 1906, S. 75. Hier weitere Literatur.

[6]) Vgl. Karte bei Kossinna, Mannusbibl. Nr. 6, 2. Aufl. 1920, Tafel 1.

Digitized by Google

sachen dort bezeugt ist. Ich sehe in den Gesichtsurnen eine Anpassung der Leichenbrandsitte an die damals in Mitteleuropa verbreitete Körperbestattung. Daß in den Steinkistengräbern die Gesichtsurnen nur vereinzelt unter den üblichen Tongefäßen sich finden, ist der gemischten Bestattung in den Hallstattgräberfeldern gleichzusetzen. Nun sind im Gesichtsurnengebiet einige Male eigenartige, aber für unsere Frage sehr wichtige Bestattungen bekannt geworden: bei Polnisch-Konopath, Kr. Schwetz, Westpreußen enthielten zwei Steinkisten neben einer Leichenbrandurne einen Schädel, ferner — unsicherer — wurde bei Bohlschau, Kr. Neustadt, ein Schädel angeblich in einer Urne gefunden [1]). Ich möchte diese Schädelbestattungen zu den Gesichtsurnen anderer Steinkisten in Beziehung setzen; Teilbestattung neben Teilverbrennung verschiedener Art, besondere Behandlung des Schädels, z. B. auch Abtrennen oder Fehlen des Schädels, ist dem Hallstattkreise nicht fremd. Jedenfalls dürften unsere Schädelbestattungen als Brücke zwischen der Körperbestattung und den Gesichtsurnen aufzufassen sein. Warum sich im Hallstattkreise beide Bestattungssitten nebeneinander finden, ebenso wie im Weichselgebiet die Gesichtsurne als etwas Besonderes auftritt, darüber könnte man vorläufig nur Vermutungen äußern. Den Bestatteten gab man im Hallstattgebiete reiche Beigaben mit, in dem Leichenbrand der Gesichtsurnen finden sich nur die spärlichen in der Leichenbrandkultur Norddeutschlands üblichen Beigaben; doch der tönerne Körper trägt daneben noch die reichere Ausstattung, zum Teil als wirkliche Beigabe, so umgehängte oder angehängte Halsringe und Ohrringe, oder symbolisch in Zeichnung (Halsschmuck usw.). An manchen Gesichtsurnen sind figürliche Darstellungen eingeritzt, die Kossinna mit denen auf Leichenbrandurnen des illyrischen Hallstattkreises in Verbindung bringt; ihrer Bedeutung nach — Speere, Pferde, Menschen, Reiter, Wagen — ersetzen auch sie, wie die Schmuckzeichnungen, die den bestatteten Toten mitgegebenen Waffen, Pferde, Wagen und mitgeopferten Menschen [2]). Man könnte danach annehmen, daß unsere Gesichtsurnen die Leichenbrandbehälter besonders hervorragender Verstorbener waren.

Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit sind nun vereinzelt auch in Mitteldeutschland gefunden: bei Eilsdorf, Kr. Oschersleben, als Haus-Gesichtsurnen zugleich mit Türdarstellung, ferner bei Neinstedt, Kr. Quedlinburg. Diese Gesichtsurnen sind entweder von denen des Weichselgebietes abzuleiten, was mit am wahrscheinlichsten erscheint [3]), oder sie sind selbständig entstanden. Im letzteren Falle hat aber kein Einfluß der die Saale abwärtsgehenden Skelett-

[1]) Vgl. Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen 1887, S. 69, 88, 111.

[2]) Menschenopfer in Gräbern der Oberpfalz siehe Naue, a. a. O., S. 28.

[3]) Vgl. auch Wahle, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 11, S. 102.

Digitized by Google

gräber [1]) vorgelegen, an den man zunächſt denken könnte, da das Eilsdorfer Gräberfeld älter iſt als jene Gräbergruppe.

Körperbeſtattungen dieſer Zeit ſind in dem norddeutſchen und ſkandinaviſchen Gebiete überaus ſpärlich feſtgeſtellt (Billerbeck, Kr. Pyritz, Pommern[2])), zum Teil unſicher den Fundverhältniſſen oder der Zeit nach [3]), mit Ausnahme von der Inſel Gotland [4]). In der vorrömiſchen Eiſenzeit ſtehen hier 5 Körperbeſtattungen, dazu eine auf der Inſel Öland, 2 Brandgräbern gegenüber. Die Körperbeſtattungen Gotlands gehören der Periode I der nordiſchen Eiſenzeit an, treten alſo erſt etwa zwei Jahrhunderte ſpäter auf als die Geſichtsurnen des Weichſelmündungsgebietes. Die mitteleuropäiſche Körperbeſtattungsſitte dringt demnach noch weiter nach Norden. Trotzdem das Weichſelmündungsgebiet und die Inſel Gotland benachbart ſind, kann man nicht annehmen, daß die Körperbeſtattungsſitte hier von den Geſichtsurnen dort abzuleiten iſt; jedoch iſt wahrſcheinlich, daß derſelbe Weg vorliegt, der dem Weichſelgebiet die Idee der Körperbeſtattung brachte. Um ſo klarer zeigt ſich die Selbſtändigkeit der Germanen des Weichſelgebietes, die allerdings eine Idee übernahmen, aber nicht eine fremde Sitte nachgeahmt haben.

Daß ſich etwa zu derſelben Zeit bei Chiuſi, Prov. Siena, in Etrurien die gleiche Sitte entwickelte [5]), iſt aus den dort vorliegenden Verhältniſſen genügend erklärt, denn das Geſichtsurnengebiet liegt an der Grenze eines Brandbeſtattungs- und eines Körperbeſtattungsgebietes (im Weſten). Auch hier ſind die Geſichtsgefäße Abbilder des Toten, wie dadurch gewiß wird, daß ſie in den Porträtſtatuen der Gräber fortleben.

Es öffnet ſich hier ein weiter Blick in die geiſtige Kultur jener Zeit, auf die einzugehen den Rahmen dieſer Mitteilung überſchreiten würde. Es ſoll nur noch auf etwas Tatſächliches hingewieſen werden. Einen auffallenden Beſtattungsgebrauch bilden die in den Steinkiſten beigeſetzten Schädel; auch bei den Geſichtsurnen iſt das Geſicht am ſorgfältigſten behandelt oder ſogar allein wiedergegeben, dieſe Darſtellung iſt alſo für die Beſtattungsgefäße am weſentlichſten geweſen (wie für die Hausurne Dach und Tür). Auch in dem Gebiet von Chiuſi finden ſich neben den Körperurnen Leichenbrandurnen mit vorgebundenen Ton- oder Bronzemasken. Das Geſicht, der Kopf, hat alſo für den Glauben eine beſondere Bedeutung gehabt.

[1]) Verzeichnis bei Koſſinna, Mannus VII, S. 114 ff.

[2]) Stubenrauch, Baltiſche Studien, N. F. VIII, S. 121; Koſſinna: Die deutſche Vorgeſchichte, S. 135, Abb. 267.

[3]) Dänemark: Neergard: Aarböger 1892, S. 288; S. Müller, Nordiſche Altertumskunde I, S. 361; II, S. 71; Norwegen: Schetelig: Bergens Muſeums Aarbog. 1906, S. 25; Schetelig: Veſtlandske Graver fra Jernalderen. Bergen 1912, S. 13 ff.

[4]) O. Almgren, Zentralbl. f. Anthropol. 1901, S. 258 und „Die ältere Eiſenzeit Gotlands“ S. 3 ff.

[5]) Vgl. Montelius: La Civilisation primitive en Italie I, Tafel 220—223, dazu Text Sp. 944 ff.

Digitized by Google

Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren.

Von Walther Schulz, Halle.

Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

Literaturabkürzungen.

J = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.
Jb. Leipzig = Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
M = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
P3 = Prähistorische Zeitschrift.
Wiener P3 = Wiener Prähistorische Zeitschrift.
Th. = Götze, Höfer, Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. 1909. Die dort bei den einzelnen Funden angegebene Literatur ist hier nicht wiederholt worden.

Für die Fibeln sei an dieser Stelle auf den von Beltz bearbeiteten fünften Bericht über die Tätigkeit der Kommission für prähistorische Typenkarten „Die Latènefibeln" (1911) hingewiesen.

Eine auffallende Erscheinung bilden in augusteischer Zeit in Mitteldeutschland die scharf ausgeprägten meist schwarzen, glatten sogenannten Tonsitulen mit verhältnismäßig kleiner Standfläche, stark ausladendem eingeschwungenem Unterteil, meist scharfem Schulterumbruch, einwärts geneigtem mehr oder weniger gewölbtem Schulterteil und senkrecht stehendem oder auswärts gerichtetem verdicktem Rand. Das Gefäß trägt einen vom Rande ausgehenden kurzen Henkel oder einen diesen vertretenden kurzen Wulst, oder es fehlt auch dieser. Um die Schulter läuft das Verzierungsband aus liegenden Kreuzen, Zickzacks, oder Mäandern; die Muster sind aus Strichen oder Punktreihen gebildet, selbst noch der in Rädchentechnik ausgeführte Mäander ist bei der Situla von Krüchern, Kr. Köthen vertreten[1]). Der untere Teil trägt zuweilen einige schmale von der Schulter herablaufende Ornamentstreifen. Die Abbildungen 1 und 2 zeigen zwei typische Situlen der beschriebenen Art von Schkopau, Kr. Merseburg. In Abb. 3 ist eine Auswahl von Verzierungsmustern Schkopauer Situlen zusammengestellt. Eine

[1]) Über die verschiedenen Mäandermuster vgl. Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl., S. 170 ff.

Digitized by Google

andere Form, mit kürzerem auch nicht so stark eingeschwungenem Unterteil, nicht so scharf abgesetzter Schulter und größerem Henkel gibt Abb. 4. Die Situlen dienten als Leichenbrandurnen und erscheinen teils vereinzelt, teils in größeren Begräbnisplätzen auch vereinigt mit anderen Gefäßformen, auf die hier nicht eingegangen werden soll (es sei verwiesen z. B. auf das Gräberfeld von Groß-Romstedt, Dwb. Apolda; Abbildungen bei Eichhorn: Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens Taf. IV, Abb. 148, 150, 151 und bei Kropp: Zeitschr. d. Ver. für Thüring. Gesch. u. Altertumsk. N. F. 18. S. 363 ff.). Soweit die Situlen mit Beigaben ausgestattet sind, enthalten sie Waffen, zuweilen Fibeln (Abb. 5). Waffen, die jetzt als Beigabe in unserem

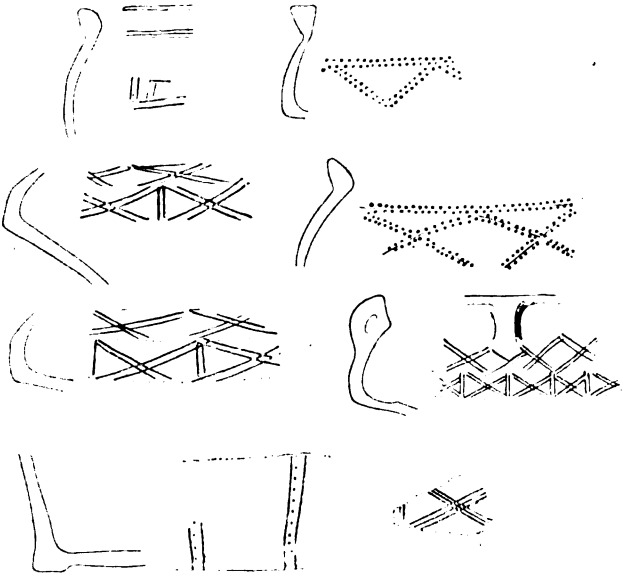


Abb. 3. Verzierungsmuster von Situlabruchstücken. Schkopau, Kr. Merseburg. Mus. Halle. Etwa 1/4.

Gebiete aufkommen, stammen zunächst gerade aus diesen Gräbern und Gräberfeldern, soweit die Fundverhältnisse bekannt sind[1]).

Von dem Gebiete westlich der unteren Saale ziehen die Gräber einerseits nach Osten, andererseits das Saalegebiet aufwärts nach Thüringen und zwar durchweg, ohne die vorhandenen Begräbnisplätze zu benutzen. Der Schluß ist demnach berechtigt, daß es sich hier nicht um Übertragen von Gefäßformen und Grabgebräuchen, sondern um das Eindringen eines neuen Stammes handelt, der als Kriegsvolk kam und sich zunächst wenigstens absonderte. Die Begräbnisplätze von Meisdorf, Mansfelder Gebkr., und von Bernburg,

[1]) Über Verbreitung der Waffenfunde vgl. Jahn: Mannusbibl. Nr. 16. Karte Tafel I und S. 228.

Digitized by Google

Anhalt, sind nach spätlatènezeitlichen Fibeln von Mittellatèneschema in älterer Zeit angelegt als die Plätze augusteischer Zeit östlich der Saale und in Thüringen.

Es ergibt sich also das folgende Bild:

Im Ausgangsgebiet: Quedlinburg, Bockshornschanze: Situla, Waffen, Spätlatènefibeln. Mus. Quedlinburg. Quedlinburg, südwestlich der Stadt: Bruchstücke von Situlen, wohl zerstörter Begräbnisplatz. Privatbesitz. Meisdorf, Mansfelder Gebkr: Begräbnisplatz. Ton- und Bronzegefäße, Waffen, Fibeln u. a. Mus. Berlin, Braunschweig, Quedlinburg, Wernigerode. Th. S. 49. Bernburg, Anhalt: Begräbnisplatz, Situla (Abb. 4), Schildbuckelbruchstück, Eisennadeln, Fibeln, Eisengürtelhaken, Eisenmesser. Mus. Halle.

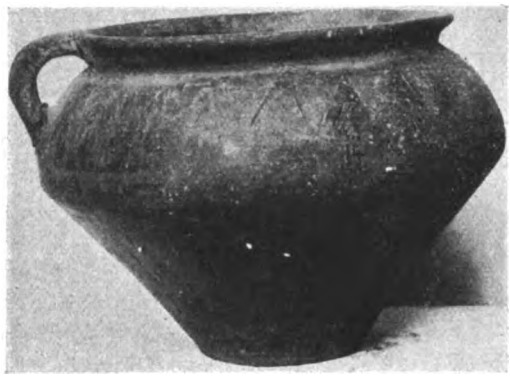


Abb. 4. Bernburg, Anhalt. Mus. Halle. 1/4.

Östlich der Saale: Krüchern, Kr. Köthen, Anhalt: Begräbnisplatz, meist Mäanderurnen, Mäander freihändig oder mit Rädchen ausgeführt, meist ähnlich Abb. 7, eine Situla mit Rädchenmäander, Waffen, Fibeln usw. Mus. Köthen. Mennewitz, Kr. Calbe: Situlaunterteil, rötlich, Mus. Köthen. Roitzsch, Kr. Bitterfeld: Situla. Mus. Bitterfeld. Fort Zinna, Kr. Torgau: Situla. Mus. Torgau.

Saalegebiet aufwärts: Schkopau, Kr. Merseburg. Begräbnisplatz: Situlen Abb. 1—3, Reste eines Kessels mit Eisenbeschlag, Waffen, Bronzefibel (Abb. 5 nach 2. Jahresbericht des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums, Naumburg 1822, Taf. II, zu Situla Bericht 3, Taf. III, Abb. 2, außerdem dazu Lanzenspitze). Mus. Halle. Th. S. 18. Carsdorf, Kr. Querfurt: Situlabruchstück? Th. S. 60. Niederreißen, Uwb. Apolda: Situla mit Waffen. Mus. Jena. Th. S. 316. Groß-Romstedt, Uwb. Apolda. Begräbnisplatz. Situlen und andere Tongefäße, Waffen, Sporen, Messer, Fibeln u. a. Mus. Jena. Th. S. 299. Wernburg, Kr. Ziegenrück. Situlascherbe. Kropp: Mannusbibl. Nr. 5, Abb. 119. Da, wie die Meisdorfer Funde zeigen, auch römische Bronzeeimer als Grabgefäße beliebt waren, darf man dieser Gruppe auch das Waffengrab von Bornitz, Kr. Zeitz mit frührömischem Bronzeeimer als

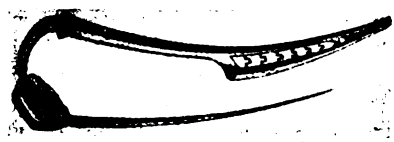


Abb. 5. Schkopau, Kr. Merseburg. 1/2.

Digitized by Google

Leichenbrandbehälter anschließen. Mus. Zeitz. Amende: Mitteil. aus dem Osterlande. N. F. 16, S. 33 und Taf. XXIII.

Erwähnt sei hier auch noch das unseren Situlen formverwandte Grabgefäß mit Lanzenspitze, 2 Messern, Bronzeriemenzunge und Bronzebeschlag aus dem frührömischen Begräbnisplatz von Schenkenberg bei Delitzsch, mit klarer Gliederung von Schulterteil, Halsteil und Randteil (vgl. Wahle J. 8. S. 200 ff. und Taf. XVIII, Abb. 19. Abb. Jakob: Jb. Leipzig 1907, Taf. XXV, Abb. 158).

Die Gräberfelder der älteren germanischen Bevölkerung hier, die Fibeln von Spätlatèneschema führen, sind bis in die Zeit des Auftretens der Situlagräber belegt. Es sind Gräberfelder, die auch auf Drehscheibe gearbeitete Gefäße führen; Waffen sind nicht mitgegeben.

Es seien einige bedeutendere Fundstellen aufgeführt:

Schafstädt, Kr. Merseburg. Mus. Halle, Merseburg.

Liederstädt, Kr. Querfurt. Th. S. 71.

Rietnordhausen, Kr. Sangerhausen. Mus. Nordhausen. Th. S. 145.

Artern, Kr. Sangerhausen, Mus. Artern.

Bebra, Dwb. Sondershausen. Mus. Sondershausen. Th. S. 69.

Groß-Jena, Kr. Naumburg. Mus. Halle. Th. S. 346.

Jena, Dwb. Apolda. Mus. Jena. Th. S. 306.

Eischleben, Dwb. Gotha. Mus. Gotha. Th. S. 236.

Leimbach, Dwb. Meiningen. Mus. Meiningen. Th. S. 224.

Möritzsch, Kr. Merseburg. Über die dortigen Situlen vom Ende des 1. Jahrh. n. Chr. siehe unten. Mus. Halle und Leipzig. Jakob: Jb. Leipzig 2. 1907, S. 63 ff. Waase: M. 1, S. 273 ff.

In anderen Gräberfeldern kommen Fibeln von Spätlatèneschema nicht vor, wohl aber noch solche von Mittellatèneschema des letzten Jahrhunderts v. Chr.:

Kl. Corbetha, Kr. Merseburg. Mus. Halle. Th. S. 12.

Anzahl Begräbnisplätze im Elster-Pleißegebiete des Staates Sachsen. Siehe Jakob: Jb. Leipzig 2. 1907, S. 57 ff.

Unmittelbar nördlich der Elbe in Anhalt und besonders im Kreise Wittenberg. Mus. Halle, vor allem Blönsdorf, Kr. Wittenberg.

Die bisherigen Funde von Schenkenberg, Kr. Delitzsch, weisen eine Lücke im letzten Jahrhundert v. Chr. auf. Mus. Halle und Delitzsch. Wahle, J. 8. S. 135 ff.

Die Tonsitulen, die auch im nördlichen Deutschland zahlreich auftreten, sind schon wiederholt auf ihre Herkunft hin untersucht worden. Mit anderen führt Schwantes sie auf die gleichfalls als Leichenbrandbehälter dienende aus Italien eingeführte Bronzesitula zurück, die in der Form eine gewisse Ähnlichkeit zeigt. Er möchte ihr Entstehungsgebiet in Sachsen-Thüringen suchen und weist dabei auf das Gräberfeld von Meisdorf hin, in dem die Situla aus

Digitized by Google

Bronze wie auch aus Ton vertreten ist [1]). Man könnte ferner geneigt sein, die Tonsitula von den auf der Drehscheibe hergestellten allerdings immer henkellosen und unverzierten, aber in der Farbe übereinstimmenden Situlen keltischer oder keltisch beeinflußter Gebiete (Abb. 6) herzuleiten [2]). Man würde in diesem Falle unsere Situla gerade in den Gräberfeldern erwarten, die auch gedrehte, keltisch beeinflußte Gefäße führen. Die Ausbreitung von Norden in das Saalegebiet spricht gleichfalls nicht für diese Ableitung. Ausschlaggebend ist aber, daß Beltz in Mecklenburg und Knorr in Schleswig-Holstein die Entwicklung der ausgeprägten Situla aus dort heimischen Tongefäßformen, die schließlich auf Formen der beginnenden Eisenzeit zurückführen, feststellen konnten; beide Forscher lassen daneben noch einen späteren Einfluß der Bronzesitula gelten [3]). Auch in der Altmark, wo die Situla bis zu den ausgeprägtesten Formen vertreten ist und in Grabplätzen vorkommt, die auch ältere Gräber enthalten, ist die Vorform vorhanden [4]).

Abb. 6. Cröbern bei Leipzig. 1/4 (nach Jakob).

Wir können längs des Elblaufes verschiedene Gebiete erkennen, in denen die Situla auftritt. Verbreitet sind die Situlen beiderseits der Niederelbe (z. B. Mecklenburg: Krebsförden bei Schwerin, Püttelkow bei Wittenburg, Körchow

[1]) P. Z. 7, 1915, S. 48 ff. Nach den beigegebenen Abbildungen von Situlen aus Meisdorf und Schkopau sehen sich allerdings die Bronze- und Tongefäße auffallend ähnlich. Doch die Abbildungen, die einer älteren Veröffentlichung entnommen sind, sind recht ungenau, wie man aus der Originalveröffentlichung der Schkopauer Urnen bei Kruse: Deutsche Altertümer I, Tafel 2, ersehen kann. Diese gibt die in der Arbeit von Schwantes wiederholten Abbildungen der Gesamtform, doch daneben offenbar genauere der Gefäßoberteile, bei denen der Rand bedeutend niedriger ist, wodurch die Tonsitula in einem wesentlichen Punkte von der Bronzesitula abweicht. — Die Schkopauer Situla Abb. 1 dagegen läßt noch deutlich die Nachwirkungen der Gliederung des Gefäßoberteiles in Schulter, Hals, Rand erkennen, wie wir sie bei latènezeitlichen Gefäßen finden.

[2]) Weitere derartige Situlen aus Süddeutschland: Reinecke, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Tafel 51; dazu S. 292. — Aus Südwestdeutschland: Schumacher, P. Z. 6, 1914, S. 262, Abb. 3 und 5. — Aus einem germanischen Gräberfeld von Bodenbach in Böhmen: Wiener P. Z. I, 1914, Tafel III, Fig. 7, 8, 9.

[3]) Beltz: Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. S. 295, besonders Abb. Typ 46, Tafel 48. — Beltz: Mecklenburgische Jahrbücher 85, 1920/21, S. 17 und 18. — Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Seite 23.

[4]) Vgl. Kupka: Z. 10, Tafel VI, Fig. 35; dazu S. 49.

Digitized by Google

bei Wittenburg, Rachow bei Güstrow. Ostprignitz: Demerthin: Götze, Ostprignitz S. 43 ff. Nordosthannover: Rieste, Kr. Ülzen; Nienbüttel, Kr. Ülzen), vereinzelt findet sie sich im Havelgebiet (Gohlitz, Kr. Westhavelland, Mannus IV, Taf. 49, Fig. 11), zahlreicher wieder in der Gegend der Altmark (Güssefeld, Kr. Salzwedel; Kl. Möringen, Kr. Stendal; Vinzelberg, Kr. Gardelegen; Althaldensleben, Kr. Neuhaldensleben, letztere Mus. Halle); es folgt im Süden das hier behandelte Gebiet. Zu den gemeinsamen Erscheinungen dieser Gebiete gehören auch die Waffenfunde, die den Einfluß der ostgermanischen Burgunder erkennen lassen [1]). Bei den Burgundern dagegen finden sich der Situla wie Abb. 4 ähnliche Gefäße [2]). Ostgermanische Einflüsse sind auch in dem Auftreten burgundischer Brandgrubengräber augusteischer Zeit in Thüringen (Oldisleben, Amt Allstedt) zu erkennen, auf die Götze hinweist [3]).

Wir dürfen annehmen, daß in den verschiedenen Gebieten, für die die Situla eine charakteristische Erscheinung bildet, untereinander verwandte Stämme saßen. Die Situla-Waffengräber des Gebietes der Niederelbe bilden nach Schwantes die Hinterlassenschaften der Langobarden, die sich zwischen 150 und 100 v. Chr. dort festsetzten [4]). Die Gräber der Altmark könnten wir dann als Begräbnisplätze der Semnonen ansehen, als deren Kerngebiet H. Möller, entgegen der verbreiteten Annahme ausschließlich rechtselbischer Sitze, das Land am linken Ufer der Elbe nordöstlich vom Harze annimmt, dabei aber auch Sitze jenseits der Elbe nicht ausschließt [5]). Für Möller spricht besonders noch die Angabe des Velleius Paterculus II, 106 für das Jahr 5 n. Chr., daß die Elbe am Gebiete der Semnonen und Hermunduren entlang fließt, man müßte sonst auch die Hermunduren in älterer Zeit mit Much jenseits der Elbe ansetzen [6]). Ich möchte in dem Lande westlich der Saalemündung das Siedelungsgebiet der Hermunduren im letzten Jahrhundert v. Chr. annehmen, von dem sie sich in augusteischer Zeit in ihre frühgeschichtlichen Sitze in Thüringen ausbreiteten. Daß damals in die Hermunduren eine Bewegung gekommen war, dafür spricht die Angabe des Dio Cassius 55, 10 a 2: Domitius Ahenobarbus habe um 1 n. Chr. einem wandernden Hermundurenschwarm in dem von den Markomannen verlassenen Lande, also südlich des Mains, Sitze angewiesen. Auch die Angabe von Tacitus Germania 41: in Hermunduris Albis oritur,

[1]) Jahn: M. 5, 1913, S. 75 ff. und Tafel IX. (Die Bedeutung von Groß-Romstedt, S. 91.)

[2]) Kostrzewski: Mannusbibl. Nr. 18, Abb. 208; dazu S. 187. Dort auch eine „hannoversche" Fibel.

[3]) Th. S. XXXVI.

[4]) P. Z. 1, S. 159.

[5]) Anzeiger für deutsches Altertum XXII (1896), S. 137 f.

[6]) Zur Geschichte der Hermunduren vgl. besonders Ludwig Schmidt: Geschichte der deutschen Stämme 1918, II., S. 139 ff., S. 324 ff. R. Much in Hoops: Reallexikon der germanischen Altertumskunde. S. 510.

Digitized by Google

könnte auf einen dorthin verschlagenen Hermunburenteil bezogen werden, da tatsächlich im Gebiete des Elboberlaufes östlich der Markomannen, bei Kostomlat in Böhmen ein typisches Situla-Waffengrab und in der Siedelung von Planan zwei kleine Situlen gefunden worden sind [1]), doch müßte angenommen werden, daß sich das Siedelungsgebiet von hier aus weiter nach Nordosten erstreckt habe.

Wir hören in den ersten Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts von Beziehungen der Hermunduren zum Markomannenreich, sie gehören zum Völkerbund des Maraboduus, beim Sturze des Catualda im Jahre 19 greifen sie in die inneren Verhältnisse der Markomannen ein. Verbindungen zwischen beiden Stämmen in dieser Zeit zeigen sich auch in dem Auftreten von ver-

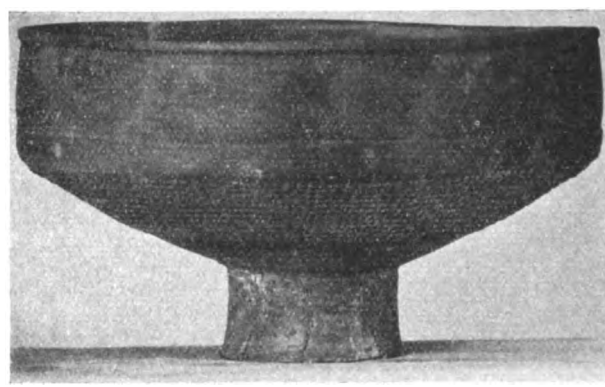


Abb. 12. Oberröblingen, Mansfelder Seekr. Mus. Halle. 1/4.

einzelten Skelettgräbern in Böhmen sowie in Thüringen [2]), ferner darin, daß gewisse Fibeln augusteischer Zeit durch Vermittlung der Markomannen aus Norikum in Thüringen eingeführt sein dürften [3]), so Fibel Abb. 5.

Die Mäanderurnen, deren große Bedeutung für ethnologische Feststellungen Kossinna nachgewiesen hat, lassen aus ihrer Verbreitung im mittleren Deutschland die Beziehungen dieses Gebietes zum Elbgebiete erkennen. In Thüringen finden sich neben den Formen, deren Muster in latènezeitlicher Technik ausgeführt sind, nur die ältesten Mäanderurnen mit Rädchenverzierung (Abb. 7). Die anschließenden jüngeren Formen (wie Abb. 8 und 9)

[1]) Kostomlat vgl. Pic: Die Urnengräber Böhmens, Tafel LII, Fig. 11—14. Die Silbermünze des Nerva gehört nicht zum Grabe (vgl. Sp. 408). — Planan vgl. Pic a. a. O., Tafel LXIII, Fig. 7 und 8. — Auch Reinecke trennt diese Gruppe von der Pichoragruppe der Markomannen. Wiener P. Z. II, 1915, S. 20 f.

[2]) Vgl. Verzeichnis bei Schulz: Mannusbibl. 22, S. 98. Skelettgräber aus augusteischer Zeit bis zum Ende des 1. Jahrhunderts.

[3]) Über die Bedeutung des Markomannenreiches vgl. Almgren: M. 5, 1913, S. 265 ff. Frischbier: Mannusbibl. Nr. 28, S. 24.

Digitized by Google

erreichen Thüringen nicht mehr; die Funde von Schkeuditz (Scherben Mus. Halle), Schenkenberg bei Delitzsch (Abb. Wahle J. 8, Taf. 18, Fig. 22 und Jakob: Jb. Leipzig 1907, Taf. 25, Fig. 155), Jüdenberg, Kr. Bitterfeld (Abb. 8, dazu Speerspitze), Bergwitz, Kr. Wittenberg (Abb. 9), auch jüngere Mäanderurnen des schon als Situlafundstelle genannten Begräbnisplatzes von Krüchern, Kr. Köthen, bezeichnen hier ihre westliche Ausbreitung. Die Zusammenhänge zwischen Hermunduren und Elbsweben sind danach gelöst. Daß Plinius n. h. 4, 99 bei Aufzählung der Herminonen die Hermunduren von den Sweben trennt — Herminones, quorum Suebi, Hermunduri, Chatti, Cherusci —, mag in dieser Absonderung der Hermunduren begründet sein. Geschichtlich erfahren wir von den Hermunduren nur noch, daß sie mit den Chatten im Jahre 58 n. Chr. um den Besitz von Salzquellen kämpften, also mehr nach Westen sich wenden. Dann verschwinden die Hermunduren Thüringens aus dem Gesichtskreise der Römer. Auch archäologisch tritt das Gebiet zurück. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Funde vom Beudefeld bei Weißenfels, wo offenbar damals ein wichtiger Übergang über die Saale lag. Es sind hier reiche Funde aus augusteischer Zeit zutage getreten (so die Mäanderurne Abb. 7, römische Glasschale, Waffen, Fibeln der Übergangszeit), die Folgezeit ist nur sehr schwach vertreten, und bedeutende Funde setzen erst im dritten Jahrhundert wieder ein. — Die Situla hat sich im ersten Jahrhundert noch vereinzelt gehalten (Abb. 10 und 11). Die Situla von Möritzsch, Kr. Merseburg, Abb. 10, gehört dem Ausgange des ersten Jahrhunderts n. Chr. an, sie enthielt eine Bronzeschildfessel mit fingerhutförmigen Bronzenietköpfen, die Kossinna in die angegebene Zeit setzt[1]). Die zweite Situla von Möritzsch Abb. 11 zeigt schon in dem mit Punktfeldern versehenen Bauchteil, aber auch in ihrer Gesamtform, daß sie zwischen der Situla und den Gefäßen steht, die in der mittleren römischen Zeit bei uns vertreten sind, es sind die schalenförmigen Gefäße mit abgesetztem Fußteil, weitausladendem, zum Teil mit Verzierung bedecktem Bauchteil, kurzer Schulter, senkrechtem Hals und verdicktem Rand (Abb. 12). Diese Gefäße weisen auf Zusammenhänge der Bewohner Thüringens mit den westlichen Germanenstämmen[2]).

[1]) Anmerkung zu Waase: M. 1, S. 275. Abb. Tafel XXX, Grab 2.

[2]) Vgl. z. B. die Gefäße des Gräberfeldes vom Stadtwalde bei Gießen. Schumacher: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Tafel 9. — Gundermann: Oberhessischer Geschichtsverein. Fundbericht 1899/01, S. 93 ff.

Digitized by Google

Erläuterung zur Stammestafel der kaiserzeitlichen Fibeln.

Von Dr. Erich Fritschbier, Halle a. d. S.

Mit Tafel VII.

In der organischen Natur gibt es Arten von Lebewesen, die auf tiefgreifende tellurische Umwälzungen und einschneidende Veränderungen der Lebensweise mit einem Mindestmaß an Gestaltsveränderung, sogenannter Anpassung, antworten. Andere wiederum sind infolge innerer Anlage nur zu leicht geneigt, beim geringsten äußeren Anlaß den einheitlichen Stamm in zahlreiche Äste zu spalten. Eine solche leicht veränderliche Form im Gegensatz zu den beständigen erstgenannten bildet im Reiche der menschlichen Erzeugnisse die Fibel, Spange oder Gewandhafte. Ihre Entstehung aus Knochen und Schnur darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden und die erste Inangriffnahme ihrer metalltechnischen Bearbeitung durch die Germanen des 17.—16. vorchristlichen Jahrhunderts hat Kossinna in seiner Deutschen Vorgeschichte (Aufl. 2 u. 3, S. 108ff.) klar und unwiderruflich erwiesen. Dort lese man auch des weiteren nach, wie das zweigliedrige nordische Erzeugnis seinen Weg nach Italien nimmt und infolge der dort herrschenden Schmiedetechnik eine Umgestaltung zur Eingliederigkeit erfährt, woraus als unmittelbare Folge der Peschieratypus mit einer Spirale als Nadelrast hervorgeht. Durch Wegfall dieser Spirale und ihren Ersatz durch eine Nadelfalz entsteht unmittelbar darauf eine für die Fibelentwicklung besonders wichtige Abart dieses Typus. Längenwachstum der Falz und Annahme eines Endknopfes durch dieselbe erzeugt am Ende der Hallstattzeit in Oberitalien wie auch in nordalpinen Bezirken den Certosatypus, dessen Veranschaulichung die oberste Figur unserer Stammestafel darstellt[1]). Einseitigkeit der Spirale ist neben den bereits genannten zwei Kennzeichen, der länglichen Nadelscheide und dem Endknopfe, das dritte und entscheidende

[1]) Im folgenden ist jede auf der Stammestafel veranschaulichte Fibelart durch einen Stern kenntlich gemacht.

Digitized by Google

dieser Art. Nun erfolgt der Übergang zur beiderseitigen Spirale, was zugleich eine Spaltung in eine Fibelklasse mit oberer* und eine mit unterer* Sehne bedeutet. Abwechslungsvoller Formenreichtum erfüllt die Zeit der Frühlatènestufe, deren Spangenentwicklungsgang in dem Streben der Nadelfalz bzw. des Endknopfes nach vorwärts umgebogener Verlängerung und nach Umfassung des Bügelmittelteils begründet liegt. Die Mittellatènezeit, etwa die Jahre um 150 herum, bringen dem Streben seine Erfüllung: die Falzverlängerung oder das Schlußstück, wie es auch genannt wird, umklammert jetzt in zwei Endlappen die Mitte des Bügels oder, wenn das nicht, so werden beide Teile durch einen Ring fest zusammengehalten*. Diese Mittellatènetypus genannte Spangenart steht immer im Zeichen äußerster Einfachheit, selbst die Anzahl der Spiralwindungen ist im Gegensatz zur Gebräuchlichkeit der vorangehenden Periode auf insgesamt vier — höchstens sechs zurückgeschraubt. In gleicher Weise gilt dies für den untersehnigen Vertreter wie für den obersehnigen. Die Preisgabe dieser Eigentümlichkeit bei einer Anzahl Spangen mit oberer Sehne führt zur Abzweigung einer Nebengruppe mit langer Spirale*, die im Wandel der Jahrzehnte zu den der Kaiserzeit angehörenden kniefömig gebogenen Fibeln ohne Kamm* werden. Ihre Verbreitung umfaßt das gesamte Elbgebiet, der Schwerpunkt liegt im Norden, und ihre zeitliche Dauer geht aus der Länge des Pfeiles hervor. Almgrens allerdings mit einigem Vorbehalt versuchte Anknüpfung an seine Gruppe IV, die der kräftig profilierten Fibeln, ist in die hier dargelegte umgeändert. Die ganze Entwicklung des langspiraligen Seitenastes wäre bereits mit seiner Abzweigung erledigt gewesen, wenn es nicht inzwischen dem Hauptstamme gelungen wäre, in typologischer Folgerichtigkeit den Übergang von der Schmiede- zur Gußtechnik zu finden und so das Spätlatèneschema* zu schaffen. Diese Tat wirkt sofort befruchtend und erlösend auf den erstarrten Seitenast ein, der nun auch zum Gusse gelangt. Freilich plötzlich und unvermittelt, ohne die vorbereitenden Zwischenstufen, nicht selbständig sondern unter erfolgreicher Einwirkung vom Hauptstamme her, was auch die mit einem Pfeil versehene Verbindungslinie andeutet. Tatsächlich scheint in der Vorgeschichte zuweilen das Verhältnis zu bestehen, daß eine bestimmte Art für verwandte andere den Entwicklungsweg bis zu einem gewissen Punkte bahnt, während die anderen bei ruhigem Abwarten erst dann wieder mit ihrer parallel verlaufenden Entwicklung einsetzen, wenn der kritische Punkt überwunden ist. Um einen kritischen Punkt besonderer Art handelt es sich hier: Der lautere und wahrhaftige Formensinn des Germanen weist nämlich jegliche, die wahre Abstammung zugunsten einer falschen verwischende, Gestaltsänderung zurück, selbst wenn diese streng notwendig (und ein solcher Fall liegt bei den Fibeln am Ende der Mittellatènezeit vor) durch einen von ihm erstrebten Technikwechsel bedingt wird. Die Abweisung erfolgt, mag auch die Ausführung des Technikwechsels eine genau so unge-

Digitized by Google

stüme Forderung seines ästhetischen Empfindens sein, wie die Ablehnung geschichtsfälschender Gebilde gewissermaßen ein Gebot seiner moralischen Veranlagung ist. Vergleichen wir die beiden unmittelbar übereinander stehenden Fibeln des Hauptstammes, so walten hier augenscheinliche Unterschiede vor: nicht nur, daß die obere geschmiedet, die untere gegossen ist die eine ist ganz deutlich als Fibel mit (in der Richtung des Trägers gesehen) vorwärts umgeschlagenen Schlußstück zu erkennen, die andere ist zwar keine Fibel mit rückwärts umgeschlagenen Fuß, wo die Nadelfalz, anstatt am unteren S-förmigen Bügel zu sitzen, in den kleineren Ast des einer eckigen Sechs gleichenden Gesamtbügels eingehämmert ist[1]), aber ihre gegossene Linienführung verlangt gebieterisch solche geschmiedete Spangen als Vorbilder für sich, was stammesgeschichtlich eine Lüge ist, ein Unsinn dazu, daß es in der Zeit noch keine derartigen Gewandhaften gegeben hat. Sondern die Fibeln mit rückwärts umgeschlagenem Fuße entstehen erst aus unserem Spätlatènetypus oder aus dessen typologisch folgerichtigen, grundsätzlich gar nicht veränderten Fortbildungen, als man den hier vorwärts getanen Schritt vom Amboß zur Gußform wieder rückgängig gemacht hat. Kein Wunder also, daß unter diesen Umständen der Germane bei den Spangen dem Gusse und seinen geliebten streng-wuchtigen Formen entsagt und sich begnügt, die Fibeln wenigstens etwas durch scharfe winkelige Knickung des Bügels seinem gußtechnischen Empfinden anzugleichen. Daß wir nun dennoch aus seiner Hand das obersehnige Spätlatèneschema besitzen, verdanken wir dem günstigen Umstande eines sich aus der Bügelknickung ergebenden zweigesichtigen Stufe, einer Stufe heißt das, wo die geschmiedete Spange mit tatsächlich vorwärts umgebogenen Schlußstücke in gleicher Weise den wirklichen Sachverhalt widerspiegelt wie auch den Eindruck einer Fibel mit rückwärts umgeschlagenen Fuß erweckt[2]). Von hier aus kann nun der Germane ohne Gewissensbisse seinem Streben die Erfüllung geben. Es geschieht in der Art, wie wir sie bereits kennengelernt haben.

Germanisches kulturelles Übergewicht lastet auf den Kelten, insonderheit auf den angrenzenden Bojern in Böhmen. Unter seinem Drucke erfolgt eine Nachahmung der germanischen obersehnigen Entwicklung zur erwähnten zweigeschichtlichen Stufe hin, die allerdings bloß teilweise erfolgt und obendrein noch mißverstanden ist, so daß die Endform noch weiter vom Ziele abliegt als die Ausgangsform[3]). Als daher das Erscheinen des germanischen Spätlatènetypus die Kelten zu einer Analogiebildung[4])* zwingt, gähnt

[1]) Siehe Almgren, Fibelstudien. Tafel VII, 156a.

[2]) Fritschbier, Germ. Fibeln. Taf. VI, insonderheit Abb. 31: Almgren 5 Text S. 158—161.

[3]) Fritschbier a. a. O., Taf. VI. Vgl. Abb. 28 u. 34. Text S. 61—63.

[4]) Angedeutet durch die dreizeilige Verbindung.

Digitized by Google

natürlicherweise hier infolge des Fehlens der Umdrehungsachse eine gewaltige Kluft zwischen dem letzten Vertreter der Schmiedetechnik und dem ersten der Gußtechnik[1]). Aus alledem ergibt sich schon mit logischer Notwendigkeit der Schluß vom Spätlatènetypus als einer germanischen Schöpfung. Diesen letzten Schritt tuen die Boier nicht mehr in ihren alten Sitzen, sondern erst nach ihrem Abmarsch aus Böhmen oder ihrer Ankunft in Norikum um 70 vor Chr. Daselbst schmückt sich der keltische Spätlatènetypus* nach Abzweigung dreier Seitensprossen* und nach Vertauschung des gegossenen Nadelhalterrahmens gegen eine gestanzte Platte um die Jahrtausendwende mit dem Sehnenhaken*. Vornehmlich in dieser Form gelangt er durch die Hand der um 9 vor Chr. Geburt in Böhmen einwandernden Markomannen nach dem Germanien jenseits der deutschen Mittelgebirge und verdrängt zusammen mit seinen drei Sprossen den germanischen Spätlatènetypus, erleidet aber nur wenige Jahre später dasselbe Schicksal von den eigenen Fortentwicklungen, die dann volle zweihundert Jahre das Gesicht der germanischen Fibelwelt in hervorragendem Maße bestimmten.

Den drei Seitensprossen* eignet zum Unterschiede von der mütterlichen Vorform je eine Vorrichtung mehr am oberen Bügelende. Der eine besitzt zum Schutze der Spiralwindungen eine Rollenkappe* und ist zugleich die Urform der Almgrenschen Hauptgruppe II, der Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe*. Die andere besitzt einen verdickten Bügelkopf* zur besseren Haltbarkeit des Spiraldrahtes und ist zugleich die Urform für die außerordentlich gestaltungsreichen Almgrenschen Gruppen IV und V, für die kräftig profilierten Fibeln, bzw. für Fibeln, die durch Verflachung oder Verschwinden der kräftigen Profilierung aus den erstgenannten entstanden sind*. Der dritte Seitensproß ist durch einen kleinen Balken* ausgezeichnet, dessen eigentümliche konkav-schwibbogenförmigen Gestaltung in der Vorliebe des Kelten für den Spiralanblick wurzelt. Einerseits entsteht hieraus bei den Germanen durch Bügelverbreiterung und dadurch erst möglich gewordener Ergänzung der inneren Schwibbögen zu einem $^2/_3$ Kreise und unter gleichzeitiger Abstoßung der äußeren Schwibbögen die Erscheinung des Auges und mit dem Auge die Augenfibel*. Andererseits gelangt dieselbe Balkenfibel in den Reihengebieten, d. h. in provinzialrömischen Landen, durch Beibehaltung des schlanken Bügels zur Verflachung der Balkenprofilierung. Die daraus entstandene Spange* mit glattem, platten Quersteg macht im Laufe der ersten fünfzig Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts eine Spaltung durch, wobei wahrscheinlich unter keltischem Einfluß ein Teil die geknickte Bügelform aufgibt und den Hals in geschwungenem, massigen Halbkreise wölbt*. Der rundstabig ungeänderte Balken erscheint jetzt mit einem schön gegliederten Endknopfe.

---

[1]) Frischbier a. a. O., Taf. VI. Vgl. Abb. 34 u. 35, Text S. 61—63.

Digitized by Google

Bei weitem nicht die Gestaltenfülle und noch viel weniger die Bedeutung für das Aussehen der germanischen Fibelepoche von etwa 70 vor bis 200 nach Chr. erreicht die 2. Hauptgruppe, die mit unterer Sehne ausgestattet ist. Sie ist auch nie so zahlreich in Germanien vertreten wie ihr Partner. Über die Bildung von Lokaltypen kommt sie überhaupt nicht hinaus. Der Germane mag eben die untere Sehne nicht leiden. Höchstens der Langobarde erbarmt sich ihrer hin und wieder einmal. Er ist beispielsweise auch der einzige, der bei der Mittellatènefibel mit unterer Sehne einen Angleichungsversuch an sein germanisches gußtechnisches Empfinden unternimmt. Das Mittel ist genau wie vorhin auch hier winkliche Umrißknickung, und das Ergebnis der hannoversche rechteckige Typus*. Infolge anderer Formenvoraussetzung[1]) kann sich bei einer solchen Spangenart kein zweigesichtiges Stadium entwickeln. Deshalb auch für den Germanen die Unmöglichkeit, den untersehnigen Spätlatènetypus zu schaffen, was immer gleichbedeutend ist mit der Unmöglichkeit einer gußtechnischen Bearbeitung der geschmiedeten Mittellatènespangen. Diese Aussage bleibt bestehen auch trotz des Hinweises auf die unmittelbaren Fortsetzungen des hannoverschen Typus in Gotland*, die doch ganz augenscheinlich gegossen sind und obendrein sogar noch das Mittellatèneschema klar zum Ausdruck bringen, wodurch meine obige Aussage von der Unmöglichkeit des Gießens einer Mittellatènefibel ohne eine die Herkunft verwischende Gestaltsänderung scheinbar widerlegt worden ist. Auf diesen Einwand ist zu erwidern: Wohl ist es wahr, daß hier der Guß nicht das Mittellatèneschema ausgelöscht hat, doch schlagen auch diese Fibeln, in demselben Augenblicke in ihrem Aussehen um, in dem sich bei weiterer Entwicklung der Nadelhalterrahmen gänzlich gefüllt hat. Das muß der gotländische Meister wohl gewußt haben, denn er bricht die Entwicklung der Fibeln kurz vor diesem kritischen Punkte ab.

Weniger Kopfzerbrechen macht sich der Kelte, dem an der unteren Sehne sehr viel gelegen ist, die aber durch den lediglich bei obersehnigen Fibeln gelungenen und nun modern gewordenen Guß ihrerseits unmodern zu werden droht. Er zerhaut den gordischen Knoten, indem er ohne Rücksicht auf Typologie und Genealogie in genauer Anlehnung[2]) an den obersehnigen Spätlatènetypus Fibeln gießt und sie mit unterer Sehne ausstattet*. Das ist die Entstehungsweise des keltischen Spätlatènetypus, der sich nicht nur bezüglich seines Aussehens so eng an den obersehnigen anschließt, sondern auch mit diesem die örtlichen und politischen Umstände teilt, wie er ihm auch zeitlich unmittelbar folgt. Die durch den Einmarsch der Markomannen ausgelöste Überschwemmung Germaniens mit keltischen Kulturgütern lagert auch diese Fibelart dort allenthalben ab, ohne aber dafür geeigneten Boden gefunden zu haben. Nach einigen Jahren wäre unsere Spange gänzlich verschwunden

[1]) Fritzsch a. a. O., Taf. VII Abb. 39. Text S. 63—67.

[2]) Siehe doppelzeilige, mit einem Pfeil versehene, Verbindung.

Digitized by Google

gewesen, wenn nicht abermals der Langobarde sie aufgenommen und zum kaiserzeitlichen Typus der eingliedrigen Armbrustfibel* weitergebildet hätte.

Ein paar Exemplare dieser Almgrenschen Gruppe I gelangen nach dem Rheingebiete. Dort werden sie zur einfachen drahtförmigen Legionsfibel* weitergebildet. Und zwar um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Massenhaft ist ihr Vorkommen im Rheingebiete. Weniger zahlreich in den pannonischen Donaulanden, wohin sie durch Legionsverschiebung nach dem Saturninischen Aufstande gelangt sind.

Wie erinnerlich, sind die Bojer nach stark gußtechnischer Beeinflussung durch die Germanen von Böhmen nach Norikum abgewandert. Nach erfolgter Bildung der beiden Spätlatènetypen und nach einigen Jahren Herumschlagens mit den Tauriskern fallen die Bojer zusammen mit den Helvetiern im Jahre 58 in Gallien ein. Mit ihnen gelangen auch ihre Fibeln nach Gallien. Darunter der Spätlatènetypus mit unterer Sehne. Bereits vor 52 muß dieser eine Verdickung am Halse erhalten haben, da ein Exemplar dieser Art* in den Schanzgräben von Alesia gefunden worden ist. Diese Verdickung auf einer kugelartigen Platte glattgeschlagen — und es entsteht die Schüsselfibel*. Einwirkungen von plattbügeligen Fibeln des untersehnigen Spätlatènetypus auf die Schüsselfibeln ergeben den Nauheimer Typus*. Beide Spangenarten sind zeitlich von sehr kurzer Dauer. Ihr Verbreitungsgebiet ist das östliche Gallien mit angrenzenden Rheingebiet und Böhmen. Jene ist in Gallien entstanden, diese vielleicht in Böhmen.

Digitized by Google

Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.

Von Conſt. Diculescu.

Im Jahre 454, infolge des gepidiſchen Sieges über die Hunnen am Netao, erlangten die Gepiden ihre völlige Unabhängigkeit zurück und traten in Dazien politiſch an den Platz der Hunnen. Es iſt dabei recht beachtenswert, daß die neue gepidiſche Staatsbildung dieſelben Grenzen hatte wie die römiſche Provinz Dazien im engeren Sinne, d. i. das Land zwiſchen Teiß, Donau, Olt und Karpaten [1]). Die Anweſenheit germaniſcher Stämme in Dazien war aber in dieſer Zeit keine neue Erſcheinung. Denn lange vor dem 249 erfolgten Einzug der Gepiden waren die nördlichen und nordweſtlichen Teile des Landes im Beſitz germaniſcher Stämme.

So wurden in den letzten Jahren der Regierung Mark Aurels, etwa 169, in Norddazien die Lakringen angeſiedelt. Nicht lange darauf, etwa 171 oder 172, brachen die haſdingiſchen Wandalen über die dakiſche Grenze und begehrten unter Führung von Raus und Raptus Anſiedelung auf römiſchem Boden. Die Römer verweigerten ſie ihnen, rieten ihnen aber, ſich auf die benachbarten Koſtoboken zu werfen, einen dakiſchen Stamm, der die römiſche Provinz beläſtigte und ſich gerade im Markomannenkrieg furchtbar gezeigt hatte [2]). In der Tat fielen die Haſdingen über die Koſtoboken her und entriſſen ihnen ihr Land auf der Nordweſtſeite der Teiß; ſie fuhren jedoch auch jetzt fort, Dazien zu beunruhigen. Die Lakringen, welche fürchteten, die Römer könnten die Haſdingen, um dieſe ſich vom Halſe zu ſchaffen, auch gegen ſie ſenden, ſahen ſich veranlaßt, gegen das ſtammverwandte Volk zu Felde zu ziehen. So brachten ſie durch einen plötzlichen Angriff den Haſdingen eine ſolche Niederlage bei, daß dieſe ſich gezwungen ſahen, Mark Aurel um Hilfe anzuflehen, von dem ſie gegen das Verſprechen, Heeresfolge zu leiſten,

[1]) Vgl. dazu C. Diculescu, Die Gepiden I, Leipzig 1922, S. 71—84.
[2]) Capitolinus, v. M. Antonin. 22; Pauſanias 9, 34.

Digitized by Google

Sitze in Dazien und Jahrgelder erhielten [1]). Daher finden wir sie auch neben den Lakringen im Markomannenkriege auf seiten der Römer [2]).

Da die Wandalen schon das alte Land der Kostoboken nordwestlich der Teiß in ihrem Besitz hatten, so muß ihr neuer Gebietszuwachs den angrenzenden Teil der Ebene zwischen Teiß und dem siebenbürgischen Erzgebirge umfaßt haben. Die nördliche Grenze ihrer Sitze bildeten also die Karpaten, die südliche der Mureş (Maros) und später nach der Aufgabe des Banats durch die Römer im Jahre 274, die Donau. Daß der Mureş, der Weiße, der Schwarze und der Schnelle Kriş (Körös: Crisius) das damalige wandalische Land durchströmten, erfahren wir aus Jordanes-Cassiodor, bei dem auch die Donau als Südgrenze und die Goten als östliche Nachbarn angegeben werden [3]). Die geographische Bestimmung der Wandalensitze in dem angegebenen Sinne dokumentiert sich archäologisch dadurch, daß sowohl im Norden als auch im Süden des genannten Gebietes Spuren wandalischer Siedelungen entdeckt wurden. Für den Norden betrachte ich als solche die beiden berühmten Grabfunde von Osztropataka (Ostrovian) nördlich des Teißknies, von denen der erste eine reizvolle Silberschale mit silberner Untertasse, einen goldenen Becher und einen Silberlöffel, dann mehrere Schmuckgegenstände und namentlich zwei goldene und drei silberne Fibeln, einen Arm- und einen Halsring aus Gold, einen dreischichtigen Onyx in durchbrochener Goldeinrahmung und verschiedenes andere umfaßt. Er kam 1790 zum Vorschein und wird heute im Kunsthistorischen Museum zu Wien aufbewahrt. Der zweite 1865 in der Nähe des ersten gemachte Fund — heute im Budapester Nationalmuseum — enthält zwei Glasschalen mit eingeschliffenen Ornamenten, einen Bronzeeimer und vier Silberbleche mit Spuren von Vergoldung und mit eingepreßten Relieffiguren bärtiger Sphinxe, weiblicher Brustbilder und eines Grillus (Menschenkopf auf zwei Vogelfüßen), dann vier goldene Ringe, zwei silberne

[1]) Dio Cassius LXXI, 12: *Ἀστιγγοι δὲ, ὧν Ῥαός τε καὶ Ῥάπτος ἡγοῦντο, ἦλθον μὲν ἐς τὴν Δακίαν οἰκῆσαι, ἐλπίδι τοῦ καὶ χρήματα καὶ χώραν ἐπὶ συμμαχίᾳ λήψεσθαι μὴ τυχόντες δὲ αὐτῶν, παρεκατέθεντο τὰς γυναῖκας καὶ τοὺς παῖδας τῷ Κλήμεντι, ὡς καὶ τὴν τῶν Κοστουβώκων χώραν τοῖς ὅπλοις κτησόμενοι νικήσαντες δὲ ἐκείνου καὶ τὴν Δακίαν οὐδὲν ἧττον, ἐλύπουν δείσαντας δὲ οἱ Λάκριγγοι, μὴ καὶ ὁ Κλήμης φοβηθείς κτλ.*

[2]) Petrus Patricius fragm. 7: *ὅτι ἦλθον καὶ Ἀστιγγοι καὶ Λακριγγοὶ εἰς βοήθειαν τοῦ Μάρκου.*

[3]) Jordanes, Get. XXII, 113—114: — quo tempore <Vandali> erant in eo loco manentes, ubi nunc Gepidas sedent, juxta flumina Marisia, Miliaque et Gilpil et Grisia <et Tisianus>, qui omnes supradictos excedet. Erat namque illis tunc ab oriente Gothus, ab occidente Marcomannus, a septentrione Hermundolus, a meridie Histrum, qui et Danubius dicitur. Über den ersten Satz dieser Stelle vgl. C. Diculescu, Die Gepiden, S. 75 f. und 88. Die Angabe des Jordanes, die Markomannen und Hermunduren seien Nachbarn der Wandalen gewesen, beruht auf einem Anachronismus und geht auf eine Quelle aus dem 2. Jahrhundert zurück, als die hasdingischen Wandalen noch in Schlesien wohnten.

Digitized by Google

Fibeln und eine goldene, eine Goldperle, eine römische Goldmünze der Kaiserin Etruscilla, der Gemahlin des Decius (249—251), einen Beinkamm, Bruchteile eines Messers und einer Schere usw. Wie schon die beigelegte Goldmünze zeigt, stammen die beiden Gräber aus den fünfziger Jahren des 3. Jahrhunderts. Abgesehen von einigen Stücken, die sich leicht als Erzeugnisse der römisch-griechischen Kunst erweisen, hängen die beiden Funde, wie J. Hampel [1]) mit Nachdruck hervorgehoben hat, mit den entsprechenden in Dänemark und Norddeutschland aufs engste zusammen. Hampel irrt aber, wenn er diese Funde den Goten zuschreibt. Hier kommen nur die Wandalen in Frage; von den Goten, sowie von den Gepiden in dieser Gegend kann keine Rede sein. Dafür, daß die beiden Funde wirklich wandalisch sind, sprechen indessen zwei untrügliche Merkmale, und zwar die Grabanlage: Feldsteinsetzung von der Größe eines Bettes, wie wir sie in Ostgermanien nur bei den Wandalen in Schlesien antreffen und dann die Anwesenheit des Messers und der Schere unter den Beigaben [2]). Solche Beigaben fehlen in den gepidischen Gräbern in Westpreußen und in Dazien gänzlich, teilweise auch in den gotischen, kommen aber auf dem wandalischen Gebiet in Schlesien fast in jedem Männer- und Frauengrabe vor. Hervorzuheben ist ferner der nahe Zusammenhang der Gräber von Osztropataka mit denen von Sackrau bei Breslau, die auf dieselbe Zeit datiert sind —, hier durch eine Goldmünze des Kaisers Claudius II Goticus (268—270). Abgesehen von der gleichartigen Grabanlage weisen diese Funde noch andere gemeinsame Züge auf. So ist der Eimer im Grabe von Osztropataka ganz ähnlich demjenigen im zweiten Fund von Sackrau. Die Goldfibel von Osztropataka ist eine Dreirollenfibel, wie es auch die Fibeln aus allen drei Grabfunden von Sackrau sind. Einen silbernen Löffel enthält der Fund dort wie hier, desgleichen je eine römische Goldmünze. Löffel und Goldmünzen als Beigaben fanden sich in den gepidischen Gräbern nicht. Ferner zeichnen sich die Sackrauer und Osztropatakaer Funde durch das Vorhandensein von Schere und Messer als Grabbeigaben aus, auch enthalten sie gleichermaßen keine Waffen. Der alten Sitte, dem Verstorbenen Waffen ins Grab mitzugeben, scheint bei den Wandalen, wie mir Kossinna gesprächsweise mitteilt, nur noch das niedere Volk gehuldigt zu haben. Die Gräber von Osztropataka sowie diejenigen von Sackrau sind nämlich, nach ihrem Reichtum zu urteilen, als Fürstengräber anzusprechen. Nach alledem stammen die Funde von Osztropataka sowie diejenigen von Sackrau von ein und demselben Volke, welches im 3. Jahrhundert seine Sitze sowohl an der Teiß als auch in Schlesien hatte. Es sind dies die Wandalen. An der Teiß wohnten damals die hasdingischen, in Schlesien die silingischen

[1]) Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos (Budapest 1885), S. 152 f.

[2]) Eine ausführliche Fundgeschichte und Beschreibung der Gräber von Osztropataka gibt E. Henßlmann in Mitteil. d. K. K. Central-Commission, XI. Jahrg., Wien 1866, S. 39 f.

Digitized by Google

Wandalen. Ein anderer Fund aus der Gegend nordöstlich der Teiß, und zwar derjenige von Gibart (Komitat Abauj), dessen Inhalt großenteils aus Waffen besteht und im Museum zu Kaschau aufbewahrt wird, ist schon im Jahre 1905 von Kossinna auf Grund der verzierten Lanzenspitze als ostgermanisch und speziell wandalisch erkannt worden [1]).

Wir verlassen jetzt den Norden und wenden uns der Ebene östlich der Teiß zu. Durch den germanischen Charakter der einzelnen Fundstücke einerseits und die Art der Beigaben (Waffen, Schere, Messer) andererseits erweisen sich hier als wandalisch die Grabfunde von Apa [2]) und Bela [3]) im Komitat Szatmar, dann diejenigen von Kekcse [4]) und Kanyar im Komitate Szabolcs [5]). Als Spuren wandalischer Siedelungen auch südlich der Krisflüsse betrachte ich die Funde auf dem Gräberfelde von Szentes an der mittleren Teiß. Hier wurden im Jahre 1902 nahezu 100 Gräber mit altgermanischen Kulturresten geöffnet. Es kamen daraus als Beigaben zutage allerlei Schmuck wie Bronzefibeln germanischen Stils der Völkerwanderungszeit, Bernstein- und Glasperlen, Almandine, Kämme, Schnallen, dann verschiedene Geräte, wie Tonwirtel, Messer, Scheren, Feuersteinstücke, Tongefäße und Waffen. Die Gefäße lagen in der Nähe des Schädels, Pfeilspitzen in der Nähe der Schulter oder bei den Füßen, der Schildbuckel in der Brustgegend, das Schwert daneben. Die Bestattungsart unterlag keinem einheitlichen Brauche, denn neben Brandgräbern treten Skelettgräber auf. Ähnliches ist auch bei den Wandalen in Schlesien beobachtet worden [6]). Hampel [7]) schreibt das Gräberfeld von Szentes den Gepiden zu. Das kann aber nicht stimmen. Die Waffenbeigaben, sowie das Vorhandensein des Messers in Männer- und Frauengräbern schließen diese Annahme völlig aus. Dieser Grabritus war dagegen den Wandalen eigen.

Die Angaben der Überlieferung, die man in Zweifel ziehen könnte, über die Lage der hasdingisch-wandalischen Sitze an der Teiß werden mithin durch die archäologischen Funde restlos bestätigt.

---

[1]) In Zeitschr. f. Ethnol. 37, S. 383 f. (1905). Vgl. dazu G. Kossinna, Die deutsche Ostmark. Kattowitz 1919, S. 19 (aus der Zeitschrift: „Oberschlesien").

[2]) Lanzenspitze, breites, zweischneidiges Schwert, eiserner gedrungener Knopfsporn, eiserne Schere, flacher Bronzeschildbuckel und Schildfessel: Museum Budapest.

[3]) Eine Fibel mit umgeschlagenem Fuß, ein Knopfsporn, ein Stangenschildbuckel, zwei Lanzenspitzen.

[4]) Ein Stangenschildbuckel, eine kurze Lanzenspitze, ein Ortband einer Dolchscheide, zwei Eisensporen mit eingezogenem, gedrungenem Stachel und stark eckig verbreiteter Bügelmitte: Museum zu Nyiregyhaza.

[5]) Eisensporn, Bruchteil eines Eisensporen, eine verzierte Lanzenspitze. — Alle diese vier Funde sind von Kossinna bei Martin Jahn, Der Reitersporn, Leipzig 1921 (= Mannus-Bibliothek Nr. 21), S. 122, erwähnt.

[6]) Vgl. O. Mertins, Wegweiser durch die Urgesch. Schlesiens, S. 103. Breslau 1906.

[7]) Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn (Braunschweig 1905) I, S. 776.

Digitized by Google

Lassen sich die Sitze der Hasdingen in dem angegebenen Sinne genau bestimmen, so bleibt für diejenigen der Lakringen nur das östlich davon gelegene Gebiet auf dem Nordrande Siebenbürgens übrig. Das Lakringenland umfaßte also ungefähr das Gebiet der heutigen Komitate Bereg, Ugocsa und Maramures.

Im Jahre 180 mußten die Hasdingen sich den Römern gegenüber verpflichten, mit ihren Wohn- und Weideplätzen 40 Stadien, d. i. etwa 7½ Kilometer, von der Grenze Daziens fern zu bleiben [1]). Das läßt darauf schließen, daß sie in den letzten Jahren des Markomannenkrieges wiederum auf seiten der Reichsfeinde gestanden haben. In den nächsten Jahrzehnten hielten sich sowohl die Hasdingen als auch die Lakringen ruhig in ihren Sitzen auf dem Nord- und Westrande Daziens. Wenigstens hören wir von ihnen während dieser Zeit nichts.

Inzwischen erstand der Provinz eine weit größere Gefahr in den mächtigen Goten. Diese hatten schon einige Jahre vor dem wandalischen Abzug aus Schlesien ihre Sitze an der Ostsee zu verändern begonnen. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts tauchten sie an der Nordküste des Schwarzen Meeres auf, wo sie nach mehrjährigen Kämpfen das Land zwischen Don und Karpaten in Besitz nahmen. Das erste Jahrhundert der gotischen Geschichte am Schwarzen Meere besteht für die griechisch-römischen Berichte in der Aufzählung und Schilderung der verheerenden Beutezüge dieses Volkes, womit wir uns hier nicht näher zu beschäftigen haben. Man kennt bis auf Konstantin an 22 gotische Einfälle ins Römische Reich (Jahre 214, 238, 242, 248, 253, 254, 256, 257, 258, 261, 263, 264, 266, 267, 269—270, 271, 275—276, 278, 297 und 302), die sämtliche Länder der Balkanhalbinsel und Kleinasiens umfassen.

Von den drei Teilen Daziens fiel zuerst Siebenbürgen in die Hände der Germanen. Der Verlust dieses Landes an die Goten ist nicht genau datiert. Sämtliche moderne Darsteller nehmen als Datum des wichtigen Ereignisses das Jahr 256 an. Triftige Gründe sprechen aber für das Jahr 260. Das Aufhören der dakischen Münzprägung im Jahre 256/57, worauf sich jene Datierung hauptsächlich stützt, bedeutet unter Umständen nur den Beginn schlechter Tage für die Provinz; ein Beweis dafür, daß somit auch die römische Herrschaft aufgehört habe, ist es noch nicht. In Obermösien (Viminacium) beispielsweise hört die Münzprägung schon 254/55 auf, ohne daß man berechtigt wäre, daraus auf die Eroberung durch die Barbaren zu schließen. Ferner weist der Titel Dacicus Maximus, den Gallienus sich etwa 257 beilegte, auf die erfolgreiche Behauptung der Provinz gegen die Gepiden, die darin

[1]) Dio Cassius 72, 3. Hier wird über den Abschluß des Friedens vom Jahre 180 durch Kommodus berichtet. Die Wandalen werden dabei nicht bei Namen genannt. Erwähnt sind die Buren und die „anderen" Völker. Daß aber unter den letzteren auch die Wandalen mit zu verstehen sind, ergibt sich deutlich aus der Klausel betreffs Daziens.

Digitized by Google

eingedrungen waren [1]). Ungefähr aus demselben Jahre — dies ist allerdings nur der terminus post quem — stammt auch eine Inschrift aus Sarmizegethusa, die dem Cäsar P. Cornelius Valerianus, dem Sohne des Gallienus, gesetzt ist [2]). Andererseits waren die Blicke der Goten in jener Zeit nicht auf Dazien, sondern auf die südöstlichen Reichsprovinzen gerichtet, wo sie Sommer 257 gemeinsam mit den Boranen den Seezug gegen Phasis unternahmen und Pityus und Trapezunt eroberten. Im Winter und Frühjahr 258 fällt der Zug der Goten durch Mösien nach Bythinien [3]). Bei der Größe dieser Unternehmungen während dieser zwei Jahre ist die Möglichkeit eines gleichzeitigen gotischen Unternehmens auch gegen Siebenbürgen, d. h. in entgegengesetzter Richtung, ganz ausgeschlossen. 259 und 260 hören wir ferner nichts von gotischen Unternehmungen gegen das römische Reich. Die Goten mögen wenigstens das erste Jahr zur Erholung und Vorbereitung für neue Streifzüge benutzt haben. Nach alledem können weder das Jahr 257 noch die folgenden zwei als Datum der Einnahme Siebenbürgens durch die Goten angesehen werden. Der Vorgang kann aber auch nicht viel später stattgefunden haben. Die Schriftquellen berichten nämlich übereinstimmend, daß Dazien — hier ist damit bloß das Kerngebiet desselben, Siebenbürgen, gemeint — während der Regierung des Gallienus an die Barbaren verloren gegangen ist [4]). Da der Name Valerians dabei nicht erwähnt wird, so kann damit nur die Alleinherrschaft des Gallienus (260—268) gemeint sein. Von dieser läßt sich als Datum des Verlustes Siebenbürgens nur das Jahr 260 annehmen, da es dem Zeitpunkt, wo die dakische Münzprägung aufhört (256/57) am nächsten steht. Dieses Jahr war für die Goten zur Eroberung Siebenbürgens insofern gut gewählt, als es ein Unglücksjahr für die Römer war. Damals war der alte Kaiser Valerian in persische Gefangenschaft geraten, während sein Sohn und Mitregent Gallienus sich gegen revolutionäre Feldherren rüsten mußte, die in verschiedenen Reichsprovinzen zu Kaisern ausgerufen worden waren. Auch der Einfall der Goten in Illyrikum im Jahre 261 weist darauf hin, daß damals ein Teil Daziens sich schon in ihren Händen befand.

[1]) Vgl. L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 1 S. 65, Anm. 5; meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 33.

[2]) Corp. Inscr. Lat. III, 7971 = H. Dessau, Inscr. Lat. selectae 554 (vol. I S. 130). Die ersten alexandrinischen Münzen dieses Cäsars lassen sich für das Jahr 256/57 nachweisen; vgl. Alfred v. Sallet, Die Daten d. alexandr. Münzen, Berlin 1870, S. 76.

[3]) Vgl. B. Rappaport, Die Einfälle der Goten ins römische Reich bis auf Constantin, Leipzig 1898. S. 55 f.

[4]) Eutropius, Gallienus IX, 8: Dacia, quae a Trajano ultra Danuvium fuerat adjecta, tum amissa est; Aurelius Victor, Caes. Gallienus 33, 3: Amissa trans Istrum, quae Trajanus quaesiverat; Sextus Rufus, Gallienus: Gallieno imperatore Dacia amissa est; Orosius, Gallienus IV, 21: Dacia trans Danubium in perpetuum auffertur.

Digitized by Google

An eine Wiedereroberung Siebenbürgens haben die Römer, wie es ſcheint, nicht mehr gedacht. Ein gepidiſcher Verſuch, das ſchöne Land den Goten zu entreißen, ſcheiterte. Der dafür geführte Krieg endete nämlich mit einem Sieg der Goten über die Gepiden bei Galt (Ungra) am Olt im Jahre 262 [1]).

Zwölf Jahre ſpäter, gegen Ende der Regierung Aurelians, 274 oder 275, hörte die römiſche Herrſchaft auch im Banat und in Oltenien auf [2]). Die ganze Provinz befindet ſich von nun an in der Herrſchaft dreier germaniſcher Stämme, der Terwingen (= Wiſigoten), Taifalen und Wittowalen [3]). Die Gepiden werden dabei nicht erwähnt, weil die von ihnen bewohnten Gebiete in Norddazien außerhalb des römiſchen Grenzwalls lagen. Recht auffallend iſt aber dabei nur die Tatſache, daß die mächtigen Stämme der Hasdingen und Lakringen nicht mehr genannt werden und daß an ihrer Stelle mit einem Male die Taifalen und Wittowalen auftauchen.

Wie iſt das zu erklären?

Beim erſten Blick würde man den Eindruck gewinnen, und das iſt auch die übliche Annahme, daß in Dazien in der Zeit vor und nach 274 ſechs germaniſche Stämme, und zwar die Wiſigoten, Gepiden, Taifalen, Wittowalen, Lakringen und die Hasdingen nebeneinander hauſten. Offenbar eine zu große Völkermenge für das Land zwiſchen Teiß, Donau, Olt und Karpaten! Dies iſt aber nicht der Fall.

Der Umſtand, daß die Wiſigoten in Dazien auch Terwingen hießen, führt zur Vermutung, daß auch andere germaniſche Stämme in jener Gegend je unter zwei Namen überliefert worden ſind. Daß dem ſo ſein muß, ergibt ſich aus der Tatſache, daß ebenſo wie die Volksnamen Terwingen (= Wiſigoten) und Greutungen (= Oſtrogoten) auch die der Lakringen und Wittowalen nach kurzer Zeit verſchwanden, bzw. außer Gebrauch kamen. Im folgenden aber wird ſich zeigen, daß die letzten beiden nur andere Namen für die Stämme der Taifalen und Hasdingen waren.

Die Identität der Wittowalen und Hasdingen hat man ſeit langem erkannt. K. Müllenhoff (DA. 11, 82 und 324) befürwortet ſie und R. Much (in: Hoops, Lexikon d. germ. Altertumskunde III, S. 417) pflichtet

[1]) Jordanes, Get. XVII, 98. Vgl. dazu meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 33 f.

[2]) Vopiscus, Aurelian. 39 (Script. hist. Aug. ed. Peter, Vol. II, S. 177): Cum vastatum Illyricum ac Moesiam deperditam videret, provinciam Transdanuvinam Daciam a Trajano constitutam sublato exercitus et provincialibus, reliquit..; danach Eutropius IX, 15; Sextus Rufus VIII etc. Über das Datum vgl. Wietersheim-Dahn, Geſch. d. Völkerw., I. Bd. S. 240 und 561, ſowie die Auseinanderſetzungen bei B. Rappaport a. a. O. S. 99.

[3]) Eutropius VIII, 2 (MG. Auct. ant. S. 136): provincia trans Danubium (a Trajano) facta in his agris, quos nunc Taifali, Victuali et Tervingi habent.

Digitized by Google

ihr mit Recht bei, um sie aber (in: Deutsche Stammeskunde ³, Berlin und Leipzig 1920, S. 124) wieder in Zweifel zu ziehen. Für zwei verschiedene Volksstämme werden die Hasdingen und die Wiktowalen ausdrücklich von L. Schmidt (Gesch. d. Wandalen, Leipzig 1901, S. 8, Anm. 5 usw.) gehalten. Er beruft sich dafür auf die Chronologie und bemerkt, daß die Stelle bei Kapitolin [1]) sich auf die Zeit vor 169 bezieht, während der von Dio Cassius berichtete „Einbruch" der Hasdingen erst nach 170 erfolgte. Gewiß, aber die Ankunft der Hasdingen an den Grenzen Daziens (nicht ihr „Einbruch" in Dazien!), sowie ihre Ansiedelung hier hat mit den unmittelbar früher erfolgten Kämpfen des Markomannenkrieges nichts zu tun. Kapitolinus nennt die Hasdingen als Teilnehmer an jenen Kämpfen deshalb nicht, weil er sie Wiktowalen nennt, und ebenso berichtet Dio Cassius von der Ankunft der Wiktowalen an den Grenzen Daziens und von ihrer Niederlassung hier nicht, weil er sie umgekehrt Hasdingen nennt. Daß die beiden Stämme wirklich identisch waren, geht deutlich zunächst aus der Tatsache hervor, daß die Wohnsitze des einen wie des anderen in Dazien innerhalb desselben Zeitalters völlig zusammenfielen. Denn, wenn die Taifalen, wie wir sogleich sehen werden, Oltenien und die Wisigoten Siebenbürgen nebst der ganzen Moldau mit Bessarabien innehatten, so bleibt für die Wiktowalen in Dazien nur die Westseite Siebenbürgens bis an die Teiß übrig. Hier haben wir uns die Wohnsitze der Wiktowalen zu denken, was noch aus der schriftlichen Überlieferung hervorgeht. Ammianus XVII, 12, 193 berichtet nämlich, daß im Jahre 334 die vertriebene herrschende Klasse der Sarmaten, die sog. Sarmatae Limigantes, Zuflucht in Dazien bei den Wiktowalen suchte und fand [2]). Dies weist entschieden darauf hin, daß die Sitze derselben unmittelbar westlich der Teiß lagen. In derselben Gegend wohnten aber, wie vorhin dargetan wurde, die Hasdingen. Berücksichtigen wir dazu noch die Tatsache, daß kein Geschichtsschreiber die Hasdingen und Wiktowalen als zwei verschiedene Stämme hinstellt, sondern der erste Volksname nur von den einen und der zweite nur von den anderen im Verlaufe desselben Zeitalters gebraucht

[1]) Vita Marci 22, 1: Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant, ut Marcomanni, Varistae, Hermunduri et Quadi, Suevi, Sarmatae, Lacringes et Burei † hi aliique cum Victualis, Sosibes, Sicobotes, Roxolani, Basternae, Halani, Peucini, Costoboci. Der Wandalen als Teilnehmer an dem Markomannen-Krieg gedenkt Kapitolinus an anderer Stelle der Vita Marci (173). In diesem Völkerverzeichnis steht dafür der betreffende wandalische Stamm unter seinem besonderen Namen: Wiktowalen. Aus diesem Grunde kann Domaszewskis (Serta Harteliana S. 8 f.) Wiederherstellung des lückenhaften Textes als: ..... (Vandali, Langobar) di Obiique cum Victualis ...., was die Wandalen betrifft, nicht richtig sein.

[2]) Ammianus XVII, 12, 18—19: — vicerunt dominos ferocia pares, sed numero praeminentes. Qui confundente metu consilia, ad Victohales discretos longius confugerunt .....

Digitized by Google

wird, ſo gelangen wir zur feſten Überzeugung, daß es mit den Hasdingen und Wiktowalen dieſelbe Bewandtnis hat wie mit den Terwingen und Wiſigoten: Es handelt ſich nicht um zwei verſchiedene Stämme, ſondern nur um zwei verſchiedene Namen ein und desſelben Volksſtammes.

Wir gehen nun zu der Frage nach der ethnologiſchen Stellung der Taifalen und Lakringen über. Auch hier muß zunächſt bemerkt werden, daß die herrſchende Annahme, die Taifalen ſeien eine Abzweigung der Wiſigoten geweſen, keineswegs zutrifft. Die einzige Begründung dieſer Anſicht iſt die Tatſache, daß die Taifalen, ſo oft ihrer in der geſchichtlichen Überlieferung Erwähnung geſchieht, faſt immer in enger Verbindung mit den Goten und ſpeziell den Wiſigoten erſcheinen. Dieſe Begründung iſt aber hinfällig: in noch engerer Verbindung ſtanden die Alanen zuerſt mit den Goten, dann mit den Wandalen — man vergleiche beiſpielsweiſe die Bildung des alaniſch-wandaliſchen Reiches in Afrika — und trotzdem waren ſie kein germaniſcher, geſchweige denn ein gotiſcher oder wandaliſcher Stamm. Die gotiſche Stammſage andererſeits, die nur eine Dreiteilung der Goten in Oſtro- und Wiſigoten ſowie Gepiden kennt [1]), iſt ein ſchwerwiegender Beweis, daß die Taifalen kein gotiſcher Stamm waren. Da in Dazien nur von zwei oſtgermaniſchen Völkergruppen, der gotiſchen und wandaliſchen, die Rede ſein kann, ſo werden wir damit zur Annahme geführt, daß die Taifalen als ein wandaliſcher Stamm zu betrachten ſind. Dafür ſpricht deutlich nicht nur die ähnliche Bildung der Namensform — Taif-ali gebildet wie Wand-ali und die Variante Taif-uli gegenüber Wand-uli — ſondern auch das kennzeichnende Merkmal, daß ſie ebenſo wie die Wandalen ein Reitervolk waren, im Gegenſatz zu den Goten und Gepiden, die beide als Fußvölker erſcheinen. Die Zugehörigkeit der Taifalen zum wandaliſchen Stamm läßt ſich ferner auch noch archäologiſch beweiſen. In verſchiedenen Gegenden Südſiebenbürgens, und namentlich bei Agribici (Egerbegen), Dras (Draas), Medias, Turnişor (Neppendorf) und Sebeş (Mühlbach) ſind nämlich Grabfunde mit Waffenbeigaben (Schwerter, Lanzenſpitzen, Meſſer) aus der frühen Völkerwanderungszeit gemacht worden [2]). Da nun dieſer Grabritus den Goten teilweiſe, den Gepiden aber ganz fremd war, ſo können die erwähnten Gräber auf dem Boden Südſiebenbürgens nur den Taifalen zugeſchrieben werden. Dieſe huldigten alſo einem Grabritus, der den Wandalen eigen war. So iſt es denn über allen Zweifel erhaben, daß die Taifalen ein wandaliſcher Stamm waren.

Außerdem waren die Taifalen nichts anderes als ein und derſelbe Stamm mit den Lakringen, deren Zugehörigkeit zu den Wandalen ſeit langem erkannt wurde. Die Taifalen werden in der Tat nicht vor 249 erwähnt, da ſie nebſt Goten, Hasdingen, Baſternen und Karpen einen Streifzug in Möſien unter-

[1]) Jordanes, Get. XVII, 94—96.

[2]) Vgl. C. Gooß, Chronik der archäologiſchen Funde Siebenbürgens S. 131, 132, 134.

Digitized by Google

nahmen [1]). Die Tatsache, daß die Taifalen vor 249 nicht erwähnt werden, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß sie bis dahin, wie die Hasdingen als Wiktowalen und die Wisigoten als Terwingen, unter einem anderen Namen bekannt gewesen sind. Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Taifalen in Dazien erst dann auftauchen, als der Lakringenname daselbst verschwindet. Nach ihrem Siege über die stammverwandten Hasdingen im Jahre 175 ist von den Lakringen tatsächlich nicht mehr die Rede. Sie mögen sich in der nächsten Zeit in ihren norddakischen Sitzen ruhig verhalten haben. Sie müssen ihr Gebiet aber schon 248 verlassen haben, da es im darauffolgenden Jahre (249) von den Gepiden eingenommen wurde [2]). Und das geschah gerade in der Zeit, wo die Taifalen neben den Hasdingen als Teilnehmer an dem erwähnten gotischen Streifzug in Mösien erscheinen. Es ist also in der Tat kein neuer Stamm in Dazien, sondern nur ein neuerer Name für denselben Stamm aufgetaucht. Der Name Taifali bildet zu Lakringi ebenso ein Gegenstück wie Wiktowali zu Hasdingi oder wie Naharwali zu Silingi. Der Name Hasdingi war eigentlich nur der Name des den Stamm — die Wiktowalen — beherrschenden Königsgeschlechtes [3]). Daß auch die Namen Lakringi und Silingi in einem ähnlichen Verhältnis zu den entsprechenden Taifali und Naharwali stehen könnten, wäre möglich, doch zeugt die Bedeutung der Namen Tervingi („Waldbewohner" zu got. triu „Baum") und Greutungi („Bewohner der sandigen Steppen", zu angls. gréot „Sand, Kies"), daß Kossinnas Ableitung des Namens Silingi von Sil=und (Seeland) auch durch alte Seitenstücke gestützt wird.

Nach dem im Jahre 249 erfolgten Streifzug in Mösien kehrten die Lakringen=Taifalen nicht mehr in ihr Landgebiet auf dem Nordrande Siebenbürgens zurück, das ja inzwischen, wie erwähnt, von den Gepiden eingenommen worden war, sondern sie haben ihre Wohnsitze an eine andere Stelle, näher an Mösien, sicher in Muntenien [4]) verlegt. Teile von ihnen werden hier in späterer Zeit neben den Wisigoten genannt. Diese Annahme wird noch durch den Umstand erhärtet, daß die Taifalen um 274 in den Besitz nicht des unmittelbar benachbarten Siebenbürgens, sondern Olteniens gelangten

[1]) Jordanes, Get. XVI, 91: Qui (= Ostrogotha) excipiens eos, eorumque verbis accensus, mox triginta millia virorum armata produxit ad proelium, adhibitis sibi Taiphalis et Astringis nonnullis.

[2]) Vgl. meine erwähnte Schrift über die Gepiden I, S. 24—32.

[3]) Jordanes, Get. XXII, 113: — qui (= Visimar, Vandalorum rex) Asdingorum stirpe, quod inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

[4]) Muntenien oder Groß=Walachei, wie es in österreichischen Quellen künstlich genannt wird, ist jener Teil Rumäniens, der zwischen Karpaten und Donau liegt und vom Olt bis zur Moldau reicht; Hauptstadt Bukarest (rum. Bucuresti). Westlich des Olt liegt Oltenien (Klein=Walachei) mit der Hauptstadt Craiova.

Digitized by Google

(vgl. weiter unten). Nach Oltenien werden ſie aber nicht aus Siebenbürgen, wo die Goten ſchon ſeit 260 Herren waren, vorgedrungen ſein, ſondern vielmehr aus Muntenien, in deſſen Ebene ſie ſich auch zum Reitervolk ausgebildet haben. Die Oſtgrenze des neuen Taifalenlandes fiel nach Ammian (XXXI, 3, 7) mit der Grenze Munteniens gegen die Moldau zuſammen; weſtlich erſtreckte es ſich bis gegen die Grenzlinie Olteniens zum Banat, was ſich ebenfalls aus Ammian (XVII, 13, 20) ergibt. Das Gros der taifaliſchen Siedelungen haben wir jedoch nach 274 nicht in Muntenien — hier wohnten unter anderem, wie wir bald ſehen werden, die nomadiſierenden Sarmaten —, ſondern in Oltenien und höchſtwahrſcheinlich in den anliegenden Teilen Südſiebenbürgens, wo ſie uns als Hilfsvolk der Goten gegen die Gepiden und Hasdingen-Wandalen begegnen und wo auch entſprechende Grabfunde gemacht wurden (ſ. oben S. 70, Anm. 2).

Es ergibt ſich aus den obigen Darlegungen, daß in dem Zeitalter, das uns hier beſchäftigt, nicht ſechs, ſondern nur vier germaniſche Stämme, nämlich zwei gotiſche, d. i. die Gepiden und Wiſigoten (Terwingen) und zwei wandaliſche, d. i. die Lakringen-Taifalen und die Hasdingen-Wiktowalen in Dazien nebeneinander wohnten. Die Beſitzverhältniſſe geſtalteten ſich ſo, daß die Moldau, Beſſarabien und die Bukowina ſowie Siebenbürgen zum Machtbereich der Wiſigoten gehörten, während in Oltenien und Muntenien die Taifalen und in Weſtdazien, d. h. im Banat und in der Krişana die Hasdingen, die ſchlechthin auch Wandalen genannt werden, herrſchten. Die nördlichen Teile Daziens hatten die Gepiden inne.

Als ſichere Spur gotiſcher Anſiedelung in Siebenbürgen iſt das ſyſtematiſche ausgegrabene Gräberfeld von Sîntana-de-Mureş (Maros-Szentanna), 3 km nördlich von Tîrgu-Mureşuluï (Marosvaſarhely) zu betrachten[1]). Abgeſehen von einigen Einzelfunden ſind hier im ganzen 74 Skelettgräber aufgedeckt und beobachtet worden. Die Gräber lagen in freier Erde und enthielten keine Waffen. Es fand ſich zufällig bloß ein einziges Schwert, das aber vor Beginn der ſyſtematiſchen Unterſuchung zum Vorſchein kam. Einige Gräber enthielten kleine eiſerne Meſſer, die kaum als Waffen anzuſprechen ſind, Unter den Schmuckgegenſtänden kamen in großer Anzahl vor Schnallen und Fibeln aus Bronze, ſelten aus Eiſen, dann verſchiedenartige Karneol- und Bernſteinperlen, Perlen aus blauem und gelbem Glas, aus ſchwarzer Paſte mit weißer Einlage, ſowie eine römiſche Melonenperle und einige Anhängerchen aus Silberblech. Die Fibeln gehören durchweg dem Typus der Armbruſtfibeln mit umgeſchlagenem Fuß und deren Weiterbildung mit verbreiteter Fußplatte und halbrunder Kopfplatte an. Die

[1]) Über dieſes Gräberfeld vgl. Kovacs in: Dolgozatok III (1911) S. 250 ff. mit kurzer Zuſammenfaſſung in franzöſiſcher Sprache und beſonders E. Brenner im VII. Bericht der römiſch-germaniſchen Kommiſſion 1912. S. 264 f.

Digitized by Google

Toilettegeräte sind durch eine große Anzahl von Beinkämmen, alle vom gleichen Typus mit geschweiftem Griff und durch einige Bronzepinzetten vertreten. Unter den sonstigen Grabbeigaben sehr groß ist der Reichtum an Tongefäße. Es fanden sich im einzelnen Grab durchschnittlich 4 oder 5 Gefäße; manche Gräber hatten deren aber bis zu zwölf. Die Gefäße zerfallen in zwei verschiedene Gruppen; die eine steht der römischen Keramik nahe, während die andere sogenannte Bucchero-Gefäße enthält, welche den südrussischen Gräberfeldern eigen sind. Glas ist nur durch einen einzigen Spitzbecher vertreten. Münzen sind in dem ganzen Gräberfeld nicht vorgekommen. Zeitbestimmend sind hier nur die Fibeln, auf Grund deren E. Brenner (a. a. O. 267) das Grabfeld ansprechend auf das 4. Jahrhundert datiert hat. Für das Bestehen chronologischer Unterschiede zwischen den einzelnen Gräbern liegt kein Anhalt vor; die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Fibelformen erweist sich durch die Gleichzeitigkeit des begleitenden Beigabeninhalts. Im Grab 46 kommt die Fibel mit umgeschlagenem Fuß zusammen mit der Fibel mit halbrunder Kopfplatte vor. Das Gräberfeld von Sîntana-de-Mureș kann demnach nicht länger als ein Jahrhundert benutzt worden sein. Und da die Entstehung der Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß in die Zeitstufe um 250 n. Chr. fällt[1]), so möchte ich die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts als Anfang der betreffenden Siedelung, die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts als Ende derselben ansehen. Das Gebiet von Sîntana-de-Mureș muß also während der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts seine Einwohner durch Auswanderung verloren haben. Diese chronologischen Anhaltspunkte passen genau zur Geschichte der Goten in Dazien; das Gräberfeld ist mithin den Goten zuzuschreiben, wofür noch die Grabanlage, der Grabritus und die Grabbeigaben deutlich sprechen. An die stammverwandten Gepiden kann nicht gedacht werden, da diese damals nicht in Siebenbürgen wohnten. Das einstige Vorhandensein gotischer Ansiedelungen in Siebenbürgen ist somit archäologisch gesichert. Die entgegengesetzte Ansicht, die von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, die Goten hätten in Siebenbürgen selbst nicht gewohnt und dieses Land hätte ihnen nur gelegentlich als Zufluchtsort gedient[2]), ist damit erledigt.

Während der letzten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts befestigte sich die Herrschaft der Goten in Dazien immer mehr. Die Basternen am Siret, Prut

---

[1]) Über die Chronologie und Verbreitung dieser Fibeln vgl. O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Stockholm 1897, I. Bd., S. 77—78, 190—192; dazu G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte², Würzburg 1914, S. 156.

[2]) Diese Ansicht wird besonders von J. Jung, Zur Geschichte der Pässe Siebenbürgens in: Mitt. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, IV. Ergänzungsband 1893, S. 13 f., vertreten; ihr huldigen auch rumänische Historiker z. B. V. Pârvan, Contribuții epigrafice, București 1911, S. 151.

Digitized by Google

und im Donaudelta wurden von ihnen besiegt und aus dem Lande vertrieben. Etwa 100000 flüchtige Basternen wurden im Jahre 278 von Kaiser Probus in Thrazien angesiedelt [1]). Seitdem verschwindet dieses Volk für immer aus der Geschichte. Um 290 schlugen die Goten mit taifalischer Hilfe einen gepidisch-wandalischen Angriff auf Siebenbürgen ab [2]). Noch saß indessen den Goten in der Moldau der mächtige dakische Stamm der Karpen hemmend in der Seite. Es gelang den Goten doch, bald auch diesem Volke eine solche Niederlage beizubringen, daß es seine Sitze verlassen mußte. Es fand 295 Aufnahme bei den Römern und wurde teils in Pannonien um Sopianae-Fünfkirchen, teils in Untermösien angesiedelt [3]).

II.

Ich komme nun auf die Einfälle der Goten ins römische Reich während der Regierung Konstantins zu sprechen.

Im Jahre 314 tobte der Bürgerkrieg um die Alleinherrschaft zwischen Konstantin und Licinius. Die dadurch entstandene Entblößung der Donaugrenze benutzten die Goten und brachen in die Dobrudscha und Mösien ein. Der im Dezember desselben Jahres geschlossene Friede zwischen den beiden Gegnern brachte einen Teil der Donauprovinzen in die Hand Konstantins. Im Frühjahr 315 schlugen nun die vereinigten Truppen beider Kaiser die Goten aus dem Lande hinaus. Die Stadt Tropaeum (bei Adamklissi) wurde damals „behufs dauernder Sicherung des Grenzgebietes" wieder aufgebaut und Konstantin nahm infolge des Sieges den Triumphaltitel Goticus Maximus an [4]).

---

[1]) Vopiscus, Vita Probi 18, 2: Facta igitur pace cum Persis ad Thracias redit et centum milia Basternarum in solo Romano constituit, qui omnes fidem servarunt.

[2]) Mamertinus, Genethliacus Maximiani § 17: — itemque Tervingi, pars alia Gothorum, adjuncta manu Taifalorum, adversum Vandalos Gipedesque concurrunt. Näheres darüber in meiner Schrift über die Gepiden I, S. 41—42.

[3]) Aurelius Victor, Caes. 39, 43: Carporum natio translata omnis in nostrum solum, cujus fere pars jam tunc ab Aureliano erat; Ammianus Marcellinus XXVIII, 1, 5: Maximinus (Staatsmann unter Valentinian II) — apud Sopianas Valeriae ..... orto a posteritate Carporum, quos antiquis excitos sedibus Diocletianus transtulit in Pannoniam. Einen vicus Carporum erwähnt Ammian an der unteren Donau, vielleicht in der Gegend bei Silistria; vgl. weiter unten.

[4]) Corpus Inscr. Lat. III, Suppl. 11, 13734 (= H. Dessau, Inscr. Lat. selectae 8938): Romanae securitatis libertatisq. vindicibus dd. nn. Fl. Val. Constantino et V<al. Liciniano Licinio>Piis Felicibus aeternis Augg. quorum virtute et providentia edomitis ubique barbararum gentium populos ad confirmanda limitis tutelam etiam Tropeensium civitas auspicato a fundamentis feliciter opere constructa est. Vgl. dazu Gr. Tocilescu in: Arch. epigr. Mitteil. 17, S. 190. Der Titel Goticus Maximus des Konstantin kommt auf Inschriften aus den Jahren 315 und 319 vor.

Digitized by Google

Acht Jahre ſpäter, als die Beziehungen der beiden Kaiſer wieder getrübt wurden, und ein neuer Bürgerkrieg bevorſtand, überſchritten die Goten wieder die Donau und drangen plündernd durch Möſien bis nach Thrazien vor. Sie waren jetzt von einem ſarmatiſchen Volke begleitet, das nicht lange vorher, neue Wohnſitze ſuchend, von der Gegend des Azowſchen Meeres gekommen war und bei dieſer Unternehmung ſelbſt das Hauptkontingent bildete. Konſtantin zog von Theſſalonike aus gegen die Barbaren zu Felde und trieb ſie über den Strom zurück. Ja, um einem neuen Einfall der Feinde vorzubeugen, überſchritt auch er mit ſeinen Truppen die Donau und nahm die Verfolgung der Barbaren auf dem Gebiet Munteniens (Walachei) auf. Bei einem dicht bewaldeten Hügel wurde eine verirrte Schar Sarmaten von den Römern eingeholt und teils niedergemacht, teils in Gefangenſchaft geſchleppt. Der Sarmatenkönig Rauſimod kam dabei ums Leben. Mit der abgenommenen Beute und mit zahlreichen Gefangenen kehrten nun die Römer über die Donau zurück[1]). Das geſchah im Jahre 323.

Von den vorhandenen Quellen, die über dieſen Barbareneinfall berichten, ſpricht Zoſimos nur von den Sarmaten, der Anonymus Valeſianus nur von den Goten. Der üblichen Annahme (ſo F. Dahn, Urgeſch. I, S. 229; B. Rappaport, Die Einfälle der Goten 110, Anm. 1; Ludw. Schmidt, Geſch. d. deutſchen Stämme I, 1, S. 81, Anm. 2 uſw.), Zoſimos habe den ſarmatiſchen Einfall in Pannonien vom Jahre 321 mit dem gotiſchen von 323 irrtümlich zuſammengeworfen, kann ich nicht beipflichten. Denn Zoſimos ſpricht ausdrücklich von Sarmaten, die vom Azowſchen Meere kamen, d. h. nicht von den längſt bekannten Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau, die er ebenfalls kennt, und zwar als Nachbarn der Quaden und als Bewohner des Landes jenſeits der Donau, Pannonien gegenüber[2]). Wie aus dem

[1]) Anonymus Valerianus 21: Item cum Constantinus Tessalonicae esset Gothi per neglectos limites eruperunt et vastata Thracia et Moesia praedas agere ceperunt, tunc Constantini terrore et impetu repressi captivos illi impetrator pace rediderunt; Zosimus II, 21: *Κωνσταντῖνος δὲ πυθόμενος Σαυρομάτας τῇ Μαιώτιδι προσοικοῦντας λίμνῃ ναυσὶ διαβάντας τὸν ἦστρον ὑπ' αὐτῷ ληΐζεσθαι χώραν ἦγεν ἐπ' αὐτοῦς τὰ στρατόπεδα συναντησάντως δὲ καὶ τῶν βαρβάρων αὐτῷ μετὰ Ῥαυσίμοδον τοῦ σφῶν βασιλεύοντος τὴν ἀρχὴν σὶ Σαυρομάται προσέβαλλον πόλει φρουρὰν ἀρκοῦσαν ἐχούσῃ, ἧς τὸ μὲν ἀπὸ γῆς ἀνατρέχων εἰς ὕψος τοῦ τείχους ἐκ λίθων ᾠκοδόμητο, τὸ δε ἀνοτέρω ξύλινον ἦν . . . ἀπαντήσας Κονσταντῖνος καὶ κατὰ νώτου τοῖς βαρβάροις ἐπιπεσῶν πολλοὺς μὲν ἀπέκτεινε τοὺς δε πλείους ἐζώγρησεν, ὥστε τοὺς λειπομένους φυγεῖν. Ῥαυσίμοδος δὲ τὸ πολὺ μέρος ἀποβαλὼν τῆς δυνάμεως, ἐς τὰς ναῦς ἐμβὰς ἐπεραιοῦτο τὸν Ἴστρον, διανοούμενος καὶ αὖθις τὴν Ῥωμαίων ληΐζεσθαι χώραν. ὅπερ, ἀκούσας ὁ Κονσταντῖνος ἐπηκολούθει, τὸν Ἴστρον καὶ αὐτὸς διαβάς, καὶ συμφυγοῦσι πρός τινα λόφον ὕλας ἔχοντα πυκνὰς ἐπιτίθεται καὶ πολλοὺς μὲν ἀνεῖλεν ἐν οἷς καὶ Ῥαυσίμοδον αὐτόν πολλοὺς δὲ ζωγρίας ἑλὼν τὸ περιλειφθὲν πλῆθους χεῖρας ἀνατεῖναν ἐδέξατο, καὶ μετὰ πλήθους αἰχμαλώτων ἐπανῄει πρὸς τὰ βασίλεια.*

[2]) Vgl. III, 1, 8: *Κουάδους δὲ καὶ Σαυρομάτας ἐπὶ πολλῆς ἀδείας Παιονίαν κατατρέχοντας . . .*; IV, 16, 18: *Σαυρομάται καὶ Κουάδοι . . .*

Digitized by Google

Berichte deutlich hervorgeht, überſchritt damals Konſtantin mit ſeinen Truppen zur Verfolgung der Sarmaten die Donau wohl nach dem heutigen Muntenien und nicht nach dem Lande zwiſchen Teiß und Donau. Der „dicht bewaldete Hügel" läßt ſich keineswegs in der ungariſchen Pußta zwiſchen Teiß und Donau, wohl aber im ſüdweſtlichen Muntenien denken, wo Ortsnamen wie Măgura „Hügel" häufig vorkommen, und wo ein ganzer Diſtrikt mit einem kumaniſchen Ausdruck für Urwald (Teleorman) benannt iſt. Auch wird Konſtantin damals auf den Gedanken gekommen ſein, das Gebiet Altdaziens durch eine Donaubrücke dauernd mit dem Reiche zu verbinden, was er nicht lange darauf auch verwirklichte (ſ. weiter). Übrigens daß während des 4. Jahrhunderts im rumäniſchen Tiefland ein ſarmatiſches Volk wohnte, wird noch, wie wir bald ſehen werden, durch andere zeitgenöſſiſche Quellen überliefert, die bis jetzt leider ebenfalls mißdeutet wurden. Aus der Tatſache, daß der Name Rauſimod germaniſch iſt, den Schluß zu ziehen, dieſer Barbarenkönig ſei ein Gotenführer geweſen, was von den genannten Darſtellern für zweifellos gehalten wird, geht in der Tat nicht an. Bei den Hunnen griff bekanntlich während der größten Entfaltung ihrer Macht gotiſche Namengebung Platz. Daß auch die Sarmaten ſich gotiſche Namen aneigneten, iſt ausdrücklich überliefert [1]). Schließlich daß der in Frage ſtehende Einfall wirklich von den Goten in Verbindung mit den Sarmaten unternommen wurde, ergibt ſich auch noch aus einer Stelle bei dem Kirchenhiſtoriker Sokrates, der von einem gemeinſamen Streifzug der Goten und Sarmaten ſowie von dem Siege Konſtantins über ſie ſpricht [2]). Die Vermutung L. Schmidts a. a. O., jene Sarmaten ſeien Heruler vom Aſowſchen Meere geweſen, iſt haltlos.

In dem Bericht des Zoſimus wird ferner angedeutet, daß damals die Sarmaten mit den Römern Frieden ſchloſſen und in ein gewiſſes Freundſchaftsverhältnis zum Reiche eintraten. Dies muß ebenfalls auf Wahrheit beruhen, da wir in der Folgezeit nicht mehr von Feindſeligkeit zwiſchen ihnen und den Römern hören; und einmal riefen ſie ſogar den Beiſtand Konſtantins gegen die Goten an, der ihnen auch gewährt wurde (ſ. weiter).

Nachdem der Krieg gegen Licinius glücklich zu Ende geführt und Konſtantin in den Beſitz der Alleinherrſchaft gelangt war, richtete er ſein Augenmerk auf die Sicherung der Donaugrenze. Etwas unterhalb der Einmündung des Iſker (rum. Iscor) in die Donau ließ er zwecks Erleichterung der

[1]) Jordanes, Get. IX, 58: — nemo qui nesciat animadvertat usu plerasque nomina gentes amplecti, ut Romani Macedonum, Greci Romanorum, Sarmatae Germanorum, Gothi plerumque mutuantur Hunnorum.

[2]) Sokrates I, 18: *Ὑπὸ δὲ τοὺς αὐτοὺς χρόνους καὶ βαρβάρων Σαρματῶν καὶ Γότθων κατατρεχόντων τὴν Ῥωμαίων γῆν, οὐδαμῶς ἡ περὶ τὰς ἐκκλησίας τοῦ βασιλέως πρόθεσις ἐνεκόπτετό ἀλλ' ἀμφοτέρων τὴν ἁρμόζουσαν ἐποίησατο πρόνοιαν· τοὺς μὲν γὰρ τῷ χρισιανικῷ τροπαίῳ πεπιστευκὼς κατὰ κράτος ἐνίκα ὡς καὶ τὸ εἰωθὸς παρὰ τῶν πάλαι βασιλέων δίδοσθαι χρυσίον τοῖς βαρβαροις περιελεῖν . . . .*

Digitized by Google

Operationen gegen die Goten und Taifalen eine von Gigen (rum. Ghighiu, wo das alte Oescus lag) nach Celei führende steinerne Brücke erbauen, die 328 vollendet wurde [1]). Konstantin selbst hielt sich im Sommer dieses Jahres in Oescus auf [2]), um die Bauten zu überwachen. An der ganzen Linie wurden Kastelle und befestigte Lager angelegt. Auf dem nördlichen Donauufer, bei dem heutigen Dorfe Spantov, zehn Kilometer östlich von Oltenita, gegenüber Turtucaia (Transmarisca), wurde das Kastell Daphne erbaut [3]). Die hierauf geprägten Münzen mit Constantiana-Daphne [4]) scheinen auf siegreiche Kämpfe mit den Goten hinzuweisen. Auch der durch eine Mauer verstärkte Wall zwischen Cernavoda und Konstanza, der in Entfernungen von etwa 2½ Kilometer durch große Kastelle geschützt war, scheint, nach den gefundenen Münzen zu urteilen, wenigstens teilweise ein Werk Konstantins zu sein [5]).

Im Jahre 331 suchten die Wisigoten und Taifalen die oben erwähnten Sarmaten aus ihren Sitzen in Muntenien zu vertreiben. Diese wandten sich an Konstantin um Hilfe, der sogleich seinen Sohn Konstantin II. mit einem Heer über die Donau schickte. Anfänglich erlitten die Römer eine Schlappe durch einen Überfall der taifalischen Reiterei; in der Entscheidungsschlacht aber, die am 20. April 322 erfolgte, errangen sie einen vollständigen Sieg über die Germanen [6]). — Da die Römer in diesem Krieg den Sarmaten zu Hilfe geeilt waren, und die Schlacht nach den übereinstimmenden Angaben der Quellen jenseits der Donau im Sarmatenlande stattfand, so nehmen alle Forscher ohne weiteres an, daß damit das bekannte Sarmatenland zwischen Teiß und Donau gemeint wäre. Das ist aber ein Irrtum. An eine Verdrängung

[1]) Aurelius Victor, Epit. 17: Hic pontem in Danubio struxit; Chronicon paschale I, a. 328: *Τὸν Δάνουβιν πλειστάκις ἐπέρασεν καὶ γέφυραν αὐτῷ λιθίνην ἐποίησεν.* Über die Lage der Brücke vgl. C. Schuchhardt in: Arch. ep. Mitteil. IX (1885), S. 229 f.; Kanitz, Donaubulgarien und der Balkan II, S. 261 f. Leipzig 1877.

[2]) Von hier ist nämlich ein Erlaß datiert: Cod. Theod. IV, 35, 5.

[3]) Procopius, De aedificiis IV, 7. Vgl. Gr. Tocilescu, Monumentele epigrafice si sculpturale ale muzăului din Bucuresti I, S. 180—184.

[4]) Bei H. Cohen, Description hist. de monnaies frappées sous l'empire romain VII, 237, 89 f.

[5]) Vgl. C. Schuchhardt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum V (1900), S. 100 f.; Gr. Tocilescu, Fouilles et recherches archéol. en Roumanie (1900), S. 143 f., 182.

[6]) Consularia Constantinopolitana a. 332: Pacatiano et Hilariano. His conss. victi Gothi ab exercitu Romano in terris Sarmatarum die XII k. Mai; Excerpta Valesiana VI, 31: Deinde adversus Gothos bellum suscepit et implorantibus Sarmatis auxilium tulit. Ita per Constantinum caesarem centum prope milia fame et frigore exstincta sunt; Orosius VII, 29: Mox Gothorum fortissimas et copiosissimas gentes in ipso barbarici soli sinu, hoc est in Sarmatarum regione, delevit; Eutropius IX, 7; Aurelius Victor, Caes. 41, 12 usw. — Hinsichtlich des Schlachtortes hat das Richtige, ohne darauf näher einzugehen, A. D. Xenopol, Istoria Romînilor, Jasi 1888, S. 314, erkannt.

Digitized by Google

der Sarmaten aus dem Lande zwiſchen Teiß und Donau haben die Wiſigoten Daziens tatſächlich nie gedacht; ein Anlaß dazu lag auch nicht vor. Und dies wäre auch ein Ding der Unmöglichkeit geweſen, ſofern zwiſchen den Goten- und Sarmatenſitzen die Wandalen wohnten. Es handelt ſich alſo hier keineswegs um die Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau, ſondern um jenen ſarmatiſchen Stamm, der in Muntenien ſeine Sitze hatte und der zuerſt im Jahre 323 anläßlich des beſprochenen Streifzugs in Möſien und Thrazien in den Geſichtskreis der Römer getreten war. Dieſe Sarmaten ſind, wie wir bald ſehen werden, auch unter dem Namen Serren bekannt. Zur Lokaliſierung des Schlachtortes iſt ſchließlich noch die Tatſache wichtig, daß Konſtantin ſich ſelbſt zum Kriegsſchauplatz begeben hat und daß er auf dem Wege dahin ſich acht Tage vor der Entſcheidungsſchlacht in Marcianopolis, der Hauptſtadt Untermöſiens, befand [1]). Als Übergangsſtelle über die Donau kommt mithin nur das nördlich davon gelegene Siliſtria (Durostorum) oder Turtucaia in Frage, woraus ſich ergibt, daß die gotiſch-römiſche Schlacht auf der rumäniſchen Ebene im Diſtrikt Jalomita ſtattfand.

Die Friedensbedingungen fielen nicht unvorteilhaft für die Goten aus [2]). Die zuvor eingeſtellten Jahrgelder wurden ihnen wieder bewilligt. Dafür verpflichteten ſich die Goten die Grenze zu bewachen und an den vom Kaiſer zu führenden Kriegen mit einem beſtimmten Kontingent zu beteiligen. Anders ausgedrückt, traten die Goten zum Reiche in das Verhältnis von Föderaten ein [3]). Sie erkannten dadurch die römiſche Oberhoheit an. Das Land nördlich der Donau wurde mithin als zum Reiche gehörig angeſehen. Wenn nun Kaiſer Konſtantin ſich rühmt, das Trajaniſche Dazien wiedererobert zu haben [4]), ſo iſt dies wohl keineswegs für eine bloße Prahlerei zu halten. Auch Euſebius ſagt von ihm, daß er das ganze im Norden gelegene Land der „Skythen" unterworfen habe [5]). Die Brücke über die Donau bei Celei an dem

[1]) Codex Theod. III, 5, 4 und 5.

[2]) So urteilt wenigſtens Eutropius X, 4, der berichtet, daß Konſtantin durch dieſen Frieden ingentemque apud barbaras gentes memoriam gratiae collocavit. Vgl. dazu Sozomenos I, 8 und Johannes Antiochenus, S. 170.

[3]) Jordanes, Get. XXI, 112: — qui (= Gothi) foedus inito cum imperatore quadraginta suorum milia illi in solacio contra gentes varias obtulere; quorum et numerus et militia usque ad praesens in re publica nominatur; id est foederati. Auf die von Konſtantin den Goten gewährten Jahrgelder ſpielt Julianus (Caesares ed. Hertlein, S. 422, 13) an, wenn er ſagt, Konſtantin habe die in Dazien wohnenden Völker genötigt, die Oberhoheit der Römer gewiſſermaßen zu erkennen, aber dies alles mehr Geld als Blut gekoſtet.

[4]) Julianus, Caesares XXIV: *Τραϊανοῦ δὲ τοῖς μὲν κατὰ τῶν τυράννων ἀνδραγαθήμασιν εἰκότως ἂν προτιμηθείην· τῷ δὲ ἧν οὗτος προεκθήσατο, χώραν ἀναλαβεῖν, ἴσως οὐκ ἂν ἀπεικότως νομιζοί μην· εἰ μὴ καὶ μεῖζόν ἐστι τὸ ἀνακτήσασθαι τοῦ κτήσασθαι.*

[5]) Euſebius, Vita Constantini I, 8, 2: *τὸ τε Σκυθικὸν ὑπηγάγετο πᾶν, ὑπ' αὐτῇ μυρίοις βαρβάρων ἐξαλλάττουσι γένεσι τεμνόμενον.*

Digitized by Google

unteren Olt verband jetzt den Norden mit dem Süden; das Aufblühen der Handelsbeziehungen wird durch die Münzfunde bezeugt und das neue dem Reiche wieder angegliederte Land diente ebenso wie Ägypten, Illyrikum und andere entfernte Reichsprovinzen als Verbannungsort für Ketzer und Störenfriede [1]). An eine Wiederkehr der alten römischen Zustände für die Provinz kann indes nicht gedacht werden. Zur Bekräftigung des Friedens stellten die Goten auf Verlangen des Kaisers vornehme Geiseln, darunter den Sohn des Königs Ariarik [2]).

Inzwischen war bei den Sarmaten zwischen Teiß und Donau eine Revolution ausgebrochen. Die sarmatische Sklavenbevölkerung, die als Sarmates Limigantes bezeichnet ist, überwältigte ihre Herren — die Sarmates Ardaragantes — und vertrieb sie aus dem Lande. Diese flohen teils zu den Quaden, teils zu den Wandalen in Dazien, während ein anderer Teil bei Konstantin Aufnahme fand, Sommer 334. Es ist hier besonders zu betonen, daß Konstantin bei der Erledigung dieses Zwischenfalles sich in Singidunum aufhielt — vgl. Cod. Theod. X, 15, 2 — also an der Grenze des eigentlichen Sarmatenlandes und nicht in einer Stadt Untermösiens, wie zwei Jahre zuvor anläßlich der Erledigung einer Angelegenheit der östlichen Sarmaten der Fall war [3]).

Während die Taifalen in Dazien stets als Verbündete der Goten erscheinen, nahmen ihre Stammverwandten, die hasdingischen Wandalen, zusammen mit den Gepiden eine den Goten feindselige Haltung ein. Zu einem ernsteren Konflikt kam es zwischen den Wandalen und Goten kurz nach dem gotisch-römischen Friedensschluß vom Jahre 332. Näheres darüber ist nicht überliefert. Jordanes berichtet nur, daß in der Entscheidungsschlacht an den Ufern des Mureş die Goten unter Geberik den Wandalen, deren König

---

[1]) Der Ketzer Audius wurde, wie Epiphanius (Adversus haereses LXX, 14) berichtet, von Konstantius nach „Skythien" nördlich der Donau verbannt; vgl. A. Harnack, Mission [2], II, S. 204. Über den Handelsverkehr Daziens mit dem Reiche im Spiegel der Münzen vgl. J. Jung, Zur Geschichte der Pässe Siebenbürgens (in Mitteil. des Instituts f. österreich. Geschichtsforschung IV, Ergänz.-Bd., 1893), S. 1 ff.

[2]) Excerpta Valesiana VI, 30 f.: Tunc <Constantinus> et obsides accepit inter quos Ariarici regis filium.

[3]) Consularia Constantinop. a. 334: Optato et Paulino. His cons. Sarmatare sevi universa gens dominos suos in Romaniam expulerunt; Ammian XVII, 12, 13, 17—19; Anonymus Valesianus 6, 32; Eusebius, Vita Constantini IV, 6. Aus der Art, wie Anonymus Valesianus und Eusebius den sarmatischen Zwischenfall darstellen, sieht man leicht, daß schon diese Geschichtsschreiber die Sarmaten zwischen Teiß und Donau für identisch mit denjenigen in Muntenien hielten, denen Konstantin kurz zuvor (Jahr 322) Hilfe gegen die Goten gewährt hatte. So hätten z. B. nach Eusebius die Sarmaten, um sich gegen die Goten zu erwehren, ihre Untertanen bewaffnet, und diese, als sie ihre Kräfte kennen lernten, die Waffen gegen ihre Herren richteten. Der zuverlässige Ammian sagt aber darüber, daß eine „conjuratio claudestina servos armavit in facinus".

Digitized by Google

Wisimar im Kampfe fiel, eine vernichtende Niederlage beibrachten [1]). Die Wandalen verließen darauf ihre Sitze in Westdazien und ließen sich im Einvernehmen mit Kaiser Konstantin als Reichsföderaten in Pannonien nieder [2]).

Diese Ereignisse fallen in die Zeit zwischen 334 und 337: ins letzte Jahr fällt der Tod Konstantins und 334 wohnten die Wandalen noch in Dazien, denn zu ihnen flüchtete sich damals ein Teil der Sarmaten, welche von ihren bisherigen Sklaven aus dem Lande zwischen Teiß und Donau vertrieben worden waren. Danach fand der gotisch-wandalische Krieg etwa 335, der wandalische Abzug aus Dazien etwa 336 oder 337 statt. Ferner berichtet Jordanes a. a. O. über die Wandalen, daß sie in ihren neuen Sitzen, in Pannonien, 60 — etwas mehr oder weniger — Jahre lang als treue Reichsföderaten gewohnt haben. Es liegt kein Grund vor, diese positiven Angaben zu bezweifeln. Der Auffassung L. Schmidts (Gesch. d. Wandalen 15 ff. usw.), hier liege ein unhistorisches Faktum vor: die Wandalen hätten bis zum Jahre 400 ununterbrochen in Dazien gewohnt, von wo sie, ohne sich in Pannonien aufzuhalten, unmittelbar nach Norikum und Rätien gezogen seien, kann ich nicht beipflichten und seinen Gründen keine Beweiskraft zuerkennen. Daß keine andere Quelle der Übersiedelung der Wandalen in Pannonien gedenken, läßt sich wohl dadurch erklären, daß gerade die Quellen, aus denen Jordanes-Cassiodor schöpft — wie z. B. der hier besonders in Frage kommende erste Teil des Ammianischen Werkes [3]) usw. — verloren sind. Auch die Tatsache, daß während der von Jordanes angegebenen Zeit, zwischen 336—400, also sechs Jahrzehnte hindurch, überhaupt nicht erwähnt werden, spricht durchaus nicht dagegen, daß sie damals in Pannonien wohnten. Die Jahrbücher der Weltgeschichte nehmen bekanntlich keine Notiz von Völkern, solange diese sich ruhig verhalten, keine Lust für außerordentliche Unternehmungen zeigen, keine Friedensstörer sind und keine Kriege oder sonstige Umwälzungen veranlassen. Und die Wandalen waren während dieser Zeit eben ein solches Volk: „Sie gehorchten den Befehlen des Kaisers als treue Föderaten." Gegen die Richtigkeit der Angabe des Jordanes spräche nach Schmidt ferner der Umstand, daß der Lobredner Pacatus an der Stelle, wo er die Kriegsvorbereitungen des Theodosius d. Gr. gegen Clemens Maximus im Jahre 388 bespricht und die in Pannonien zu ihm gestoßenen fremden Hilfstruppen erwähnt, der Wandalen nicht gedenkt, sondern nur die Goten (= die Ostgoten unter Alatheus und

[1]) Jordanes XXII, 114: hic ergo Vandalis commorantibus bellum indictum est a Geberich rege Gothorum ad litus praedicti amnis Marisiae, ubi nec diu certatum est ex aequali, sed mox ipse rex Vandalorum Visimar magna parte cum gentis suae prosternitur.

[2]) Jordanes XXII, 115: Tunc perpauci Vandali, qui evasissent, collecta inbellium suorum manu, infortunata patria relinquentes Pannoniam sibi a Constantino principe petierunt ibique per LX annos plus minus sedibus locatis imperatorum decretis ut incolae famularunt.

[3]) Vgl. darüber meine Schrift: Die Gepiden I, S. 42, Anm. 52.

Digitized by Google

Saphrak) mit ihren alanischen und hunnischen Begleitern nennt [1]). Es ist dagegen einzuwenden, daß, während bei diesen erst acht Jahre zuvor (380) in Pannonien angesiedelten Volkssplittern der kämpfenden Mannschaft das ganze Völkchen mit Weibern, Greisen und Kindern folgte, die von den Wandalen gestellten Truppen in entfernten Reichsprovinzen dienten. So stand z. B. nach Notitia dignitatum Or. XXVIII, 25 (geschrieben zwischen 411 und 413) die ala octava Vandilorum in Ägypten. Nun macht Schmidt noch geltend, daß Jordanes „kein sehr zuverlässiger Berichterstatter über die Wandalen" sei, denn der Haß, den er überall gegen dieses Volk zur Schau trägt, habe ihn zu falschen Mitteilungen veranlaßt. Es ist aber nicht einzusehen, wie Jordanes durch die Erfindung einer solchen Nachricht, wenn sie wirklich eine Erfindung wäre, den Ruf der Wandalen hätte herabsetzen können, denn der Aufenthalt in der besagten römischen Provinz, wo später auch die Ostgoten gewohnt haben, enthält wahrhaftig für dieselben nichts Erniedrigendes. Für die Richtigkeit der Jordanesschen Angabe spricht dagegen die Tatsache, daß die Wandalen im Jahre 401 mit einem Male in Norikum und Rätien auftauchten, und zwar als plündernde Barbaren, die das Bündnis mit dem Reich gebrochen und Vindelicos saltus et Norica rura tenebant. Wenn sie damals aus Dazien aufgebrochen wären, so hätten sie sich durch ihre Plünderungen nicht erst in Norikum bemerkbar gemacht, sondern schon in Pannonien. In Norikum sind sie aus dem unmittelbar benachbarten Pannonien eingefallen, wo sie bis dahin das Bündnis in Ehre hielten. Nun bestätigt hier die Archäologie in ganz überraschender Weise nicht nur die Angabe des Jordanes über die Wandalen im allgemeinen, sondern sie hilft uns sogar auch das Gebiet in Pannonien genau zu bestimmen, wo dieses Volk zwischen 336 und 400 gewohnt hat. Auf den großen Grabfeldern von Keszthely, Dobogó, Fenek und Pahok am Plattensee im Komitat Zala sind nämlich zahlreiche Gräber mit altgermanischen Kulturresten aufgedeckt worden [2]). Ein Teil der zutage geförderten Schmuckgegenstände weisen Typen auf, die im 4. und 5. Jahrhundert üblich waren. Die in Keszthely und am Dobogó gefundenen Münzen sind außer einem Silberdenar des Tiberius und einem Mark Aurels — beide abgenutzt — lauter Bronzemünzen des 4. Jahrhunderts. Es sind die folgenden Kaisernamen vertreten: Konstantinus I (306—337), Konstantinus II (317—340), Konstans (333—350), Konstantius (323—361), Julianus (361—363), Valentinianus I (364—375),

[1]) Pacati Panegyricus Theodosio dictus 32, 4 (Panegyrici Lat.[2] ed. Behrens S. 117): ibat sub ducibus vexillisque Romanis hostis aliquando Romanus et signa, contra quae steterat, sequabatur urbesque Pannoniae, quas inimica populatione vacuaverat, miles impleverat Gothus ille et Chunnus et Halanus respondebat ad nomen .....

[2]) Vgl. W. Lipp, Die Gräberfelder von Keszthely, Budapest 1885; J. Hampel, Altertümer I, S. 17 f., 805—806 (chronologische Übersicht nach ihm), II, S. 166—228, 705—708; III, Tafel 139—181. Bei Hampel auch die übrige Literatur.

Digitized by Google

Valens (364—378), Gratianus (375—383) und Valentinianus II (375—392). Da die erſte Reihe der Fundſtücke ſich nicht älter erweiſt als das 4. Jahrhundert, und da die beigelegten Münzen chronologiſch in ſtrengſt geſchloſſener Reihe auftreten — plötzlich mit Konſtantin I beginnend und mit Valentinian II abbrechend — ſo weiſt dies entſchieden darauf hin, daß das germaniſche Volk, dem dieſe Kulturgruppe zuzuſchreiben iſt, ſich hier in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts angeſiedelt und ſchon am Anfang des 5. dieſes Land verlaſſen hat. Dieſes Volk waren nun die Wandalen, denn kein anderer germaniſcher Stamm iſt während der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts in Pannonien angeſiedelt worden. Gegen die Annahme einiger Forſcher, dieſe Gräber ſeien oſtrogotiſch, ſprechen außer der Chronologie noch die Grabanlage (Steinſetzung), der Grabritus (Waffen in Männergräbern, Meſſer und Münzen als Beilagen in Männer- und Frauengräbern), ſowie die gleichzeitig geübte Beſtattungsart in beiderlei Formen. Es kamen nämlich auf dem Keßthelyer Gräberfeld neben den üblichen Skelettgräbern auch neun mit teilweiſer Leichenverbrennung ſowie elf eigentliche Urnengräber zutage. Daß die Urnengräber hier nicht älter ſind als die Reihengräber, beweiſt der Umſtand, daß an zwei Stellen die Urnen über den Gräbern ſtanden. Daß ſie aber aus derſelben Zeit von demſelben Volk herrühren, das ſtellen die Beigaben wie auch die Gleichartigkeit der in Gräbern und Urnen gefundenen Gefäße ſowohl der Form als auch dem Machwerk nach außer allen Zweifel. Die Keßthelyer Gräber unterſcheiden ſich alſo erheblich von den gotiſchen und gepidiſchen Gräbern; ſie decken ſich vielmehr in allen Stücken mit den wandaliſchen an der Teiß und in Schleſien (vgl. oben S. 3—4). Die auf dem Grabfelde von Senek gefundenen Münzen reichen hingegen bis Valentinian III (425—455). Dies läßt darauf ſchließen, daß nach der Abwanderung der Hauptmaſſe des Wandalenvolkes ein Teil davon hier zurückgeblieben war. Jetzt, wo das wandaliſche Reich in Afrika befeſtigt war, zog auch dieſer Volksteil zu den Brüdern dahin. Die Keßthelyer Kultur iſt aber keineswegs einheitlich, denn in ſämtlichen Grabfeldern wurden auch Gräber mit abweichendem Inventar angetroffen, was eine ethniſche und teilweiſe auch chronologiſche Verſchiedenheit vorausſetzt. Ungermaniſch ſind nämlich die Gräber mit Pferdebeſtattung [1]) ſowie die eigenartigen Pflanzen- und Tierornamente der dabei gefundenen Schmuckgegenſtände [2]). Solche Gräber und Ornamente, welch letztere ſtark an die antike Kultur erinnern, waren den Sarmaten zwiſchen Teiß und Donau eigen. Dieſe Gräber mit ungermaniſchen Kulturreſten ſtammen meiner Anſicht nach von jenem ſarmatiſchen Volksſplitter, welcher im Jahre 334 ſich den Wandalen in Weſtdazien angeſchloſſen hat (vgl. S. 18). Beide Stämme müſſen mithin zwei Jahre darauf zuſammen nach Pannonien gezogen ſein. Die Keßthelyer Kulturgruppe beginnt zwar, wie erwähnt, um

[1]) Vgl. den Fundbericht bei W. Lipp a. a. O. S. 24—25.

[2]) Vgl. B. Salin, Die altgermaniſche Tierornamentik, Stockholm 1904. S. 149.

Digitized by Google

die Mitte des 4. Jahrhunderts, endet aber nicht mit dem Abzug der Wandalen aus Pannonien, sondern sie erstreckt sich, wie Hampel in Anlehnung an Lindenschmit bemerkt hat, auf etwa vier Jahrhunderte. Aus diesem Grunde müssen die sarmatischen Gräber viel zahlreicher sein als die wandalischen und das ist in der Tat auch der Fall. Nach den Fundberichten W. Lipps (a. a. O. S. 20—21) zeigen nämlich die Skelette zwei voneinander wesentlich verschiedene Menschenrassen[1]). Die erste, deren Gräber die reichsten sind, ist die am wenigsten zahlreiche. Die Länge des Skeletts ist bei Frauen 167 bis 170, bei den Männern 180—192 cm. Arm- und Beinknochen groß. Die Schädelbildung ist proporzioniert, die Stirn breit und hoch, die Jochbeine nicht vorspringend. Solche Skelette sind meiner Ansicht nach als germanisch bzw. wandalisch anzusprechen. Die zweite Menschenrasse, die auf dem städischen Gräberfelde die Mehrheit bildet, auf dem Dobogó aber fast ausschließlich, ist von mittelgroßer, gedrungener Gestalt. Der Schädeltypus ist dolychokephal, länglich, die Stirn schmal und niedrig, das Hinterhaupt ungemein breit, die Jochbeine vorspringend. Die Männer haben Säbelbeine, was auf ein Reitervolk schließen läßt. Die Angehörigen dieser Rasse können hier keine anderen sein als Sarmaten. Der Anthropologe Aurel Török (bei Lipp a. a. O.) sah in den aufgezählten Merkmalen den Mischtypus der kaukasischen und mongolischen Rasse.

Da nun die Gräberfelder von Keßthely, Dobogó, Pahok und Fenek nach Ausweis der in streng geschlossener Reihe vorkommenden Münzen, der Beigaben, des Grabritus und der Grabanlage seit Ende der ersten und im Laufe der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts von den Wandalen benutzt wurden, so bedeutet dies, daß dem Bericht bei Jordanes über den ungefähr 60jährigen Aufenthalt der Wandalen in Pannonien eine historische Tatsache zugrunde liegt, wiewohl uns dafür keine andere Schriftquelle zur Verfügung steht.

Das im Zusammenhang mit den erwähnten Gräberfeldern Gesagte wirft einiges Licht auch auf die nicht näher bekannten Umstände, unter welchen die Wandalen ihre Wohnsitze in Dazien verlassen haben. Sie sind, wie dargetan, von dort zusammen mit einer sarmatischen Volksabteilung nach Pannonien gezogen. Da nun der gotisch-wandalische Krieg, dessen Hauptschlacht am Mures geschlagen wurde, schon im ersten Jahre nach dem Anschluß jener Sarmaten an die Wandalen erfolgte, so muß er seine unmittelbare Ursache eben darin gehabt haben. Der schon früher bestehende Mangel an Land

[1]) Ich sehe hier von den wenigen Exemplaren auf dem städtischen Gräberfeld ab, die einer dritten Menschenrasse gehören: Der Schädel ungemein lang und durchaus schmal, die Jochbeine sehr stark entwickelt, die Extremitäten verkümmert, die Skelette nur in sehr wenigen Fällen bis 145 cm lang. Nach der Armut der Grabbeigaben zu urteilen — außer einem hier und da vorkommenden verrosteten Eisenring war keine andere Beigabe da — stammen meines Erachtens diese Gräber von den Sklaven, die einer anderen Rasse gehörten als ihre Herren.

Digitized by Google

machte sich nämlich für die Wandalen durch die Aufnahme des fremden Volkssplitters noch mehr fühlbar. Wie nun die Wandalen schon früher im Bündnis mit den Gepiden gegen die Goten kämpften, so versuchten sie auch jetzt mit Hilfe der ihnen angeschlossenen Sarmaten einen Gebietszuwachs auf Kosten der Goten zu erzwingen. So muß der gotisch-wandalische Krieg entstanden sein: die Wandalen und Sarmaten waren dabei die Angreifer. Damals fiel allem Anschein nach, von sarmatischer Hand getroffen, der tapfere Gotenfürst Widigoja, dessen Andenken in gotischen Heldenliedern gefeiert wurde und der mit Witege der späteren Heldensage identisch ist [1]). Der so begonnene Krieg endete, wie erzählt, unglücklich für die Wandalen. Die Goten bemächtigten sich nicht infolge ihres Sieges des wandalischen Landes. In dem Bericht bei Jordanes wird nur gesagt, daß „der Gotenkönig Geberik, nachdem er die Wandalen besetzt und ausgeplündert, nach Hause zurückkehrte, von wo er gekommen war". An eine Ausdehnung ihres Landgebietes westwärts über das siebenbürgische Erzgebirge nach der Teiß zu haben die Goten nach dem Stand unserer Überlieferung nie gedacht, und dies ist auch an sich ganz unwahrscheinlich. Die Goten haben also damals die Wandalen aus Dazien nicht vertrieben, sondern vielmehr diese selbst haben aus freien Stücken im Jahre darauf ihre dakischen Wohnsitze verlassen, und zwar aus dem Grunde, daß sie eingeengt zwischen Teiß und siebenbürgischen Karpathen waren und keine Aussicht mehr auf eine Vergrößerung ihres Landgebietes hatten. Daß daraufhin das wandalische Land in Dazien in Besitz der Gepiden überging, glaube ich an anderer Stelle (Gesch. der Gepiden I, S. 43 f.) auf Grund der archäologischen Funde nachgewiesen zu haben.

Der Abzug der Wandalen aus Pannonien erfolgte, wie erwähnt, im Jahre 401. Damit endet ihre Geschichte auf dem ungarischen Gebiet. Wir nehmen nun den Faden der gotischen Geschichte in Dazien wieder auf.

III.

Der im Jahre 322 mit Konstantin geschlossene Frieden hat 30 Jahre gedauert. In dieser Zeit wandten sich die Goten einer seßhaftigen Lebens-

[1]) Vgl. Jordanes, Get. XXXIV, 178: — ingentia si quidem flumina, id est Tisiam, Tibisiamque et Driccam transeuntes venimus in locum illum ubi dudum Vidigoja Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit. Sämtliche Darsteller nehmen an, daß diese von Jordanes mitgeteilte Episode während des Krieges von 332 stattgefunden hat. Damals handelte es sich aber um die Sarmaten in Muntenien (vgl. oben S. 16—17), während hier berichtet wird, daß Attilas Palast nicht weit von der Stelle lag, wo der gotische Held Widigoja „durch die Tücke" der Sarmaten getötet worden ist, was auf die Teißgegend und auf die Sarmaten zwischen Teiß und Donau hinweist. Indessen ist die ganze Stelle bei Jordanes durchaus verdächtig. In dem entsprechenden erhaltenen Fragment des Priscus befindet sie sich nicht, und auch mutet seltsam an, daß Priscus in seinem Bericht mit einem Male solche Anteilnahme für die nationale Vergangenheit der Goten zeigt. Aus diesem Grunde hat Müllenhoff (in Zeitschr. f. deutsches Altertum XXII, 1865, S. 255 f.) vielleicht recht, wenn er behauptet: „Diese Notiz über Widigoja wird erst von Cassiodor eingeschaltet sein, von dem sie an Jordanes gelangte."

Digitized by Google

weise zu. Sie lernten den Frieden schätzen und widmeten sich dem Ackerbau [1]). In diese Zeit fallen auch die nennenswerten Anfänge des wisigotischen Christentums, das hier zugleich in katholischer (orthodoxer) und arianischer Form verbreitet wurde. Haupt der arianischen Partei war der Bischof Ulfila, der die Bibel in der Sprache seines Volkes übersetzt hat. In Dazien wirkte Ulfila als Bischof sieben Jahre lang. In der letzten Zeit hatte aber ein Gotenfürst, höchstwahrscheinlich Athanarik, eine Verfolgung der Christengemeinde verhängt, wobei viele den Märtyrertod fanden [2]). Mit dem Rest suchte Ulfila Zuflucht auf römischem Gebiet. Kaiser Konstantius wies ihnen um 347 [3]) einen Distrikt in Untermösien bei Nikopolis zur Niederlassung; dieses Ländchen wurde ihre endgültige Heimat [4]). Das Christentum konnte jedoch bei den Goten in Dazien nicht ausgerottet werden; viele Christen blieben heimlich im Lande zurück und die neue Lehre verbreitete sich durch Zuzug von südlich der Donau weiter.

Die guten Beziehungen zum römischen Reiche erfuhren inzwischen eine Trübung, die zum Krieg führte. In der Osthälfte des Reiches war nämlich schon im zweiten Regierungsjahr des Valens (365) ein unmittelbar gegen die neue Dynastie gerichteter Aufstand ausgebrochen. Der General Prokopius, ein Sprosse des alten Herrscherhauses, hatte sich der Hauptstadt bemächtigt und sich auf den Thron geschwungen. Der plötzlich entbrannte Bürgerkrieg verlief vorläufig zugunsten des Prokop, der dabei von Athanarik mit einem Hilfstrupp von 3000 Mann unterstützt wurde. Nach dem Untergang des Usurpators aber mußten die gotischen Hilfstruppen sich ergeben, worauf sie hier und da im Lande zerstreut wurden. Athanarik forderte nun beim Kaiser Valens die Gefangenen zurück und führte zur Entschuldigung an, daß die Goten solche Hilfe einer Person von dem Konstantinischen Hause vermöge der Bündnisse mit den vorigen Kaisern nicht hätten versagen können; versprach aber, da das Glück nunmehr den Streit entschieden hat, mit dem Überwinder in ebenso guten Beziehungen als mit seinen Vorfahren zu leben.

[1]) Eusebius, Vita Constantini IV, 5; Libanius or. XII, 84 und LIX, 89.

[2]) Cyrillos, Catech. X, 19 (Migne G. XXXIII, 688) im Jahre 350: *Πέρσαι καὶ Γότθοι καὶ πάντες οἱ ἐξ ἐθνῶν μαρτυροῦσιν, ὑπεραποθνήσκοντες τούτου, ὃν σαρκὸς ὀφθαλμᾶς οὐκ ἐθεώρησαν.*

[3]) Über das Datum vgl. L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 1 S. 92, Anm. 2.

[4]) Auxentius ed. Kaufmann, Texte usw. I S. 20: ubi et post multorum servorum et ancillarum Cristi gloriosum martyrium, imminente vehementer ipsa persecutione, conpletis septem annis tantummodo in episkopatum, supradictus sanctissimus vir beatus Ulfila cum grandi populo confessorum de varbarico pulsus, in solo Romanie a tunc beate memorie Constantio principe honorifice est susceptus, ut sicut Deus .... ita Deus confessores sancti filii sui unigeniti de varbarico liberavit et per Danubium transire fecit et in montibus secundum sanctorum imitatione sibi servire de (crevit) ..... Dazu Philostorgius II, 5 und Jordanes, Get. LI, 267.

Digitized by Google

Valens gab ſich mit dieſer Erklärung nicht zufrieden und wollte keineswegs von der Auslieferung der gefangenen Goten wiſſen; er forderte vielmehr Athanarik zur Genugtuung auf, und da dieſer Aufforderung nicht Folge geleiſtet wurde [1]), eröffnete er den Krieg gegen die Goten. Mit einer anſehnlichen Truppenmacht überſchritt er Frühjahr 367 die Donau auf einer Schiffsbrücke bei dem heutigen Donauhafen Turtucaia, und unter Deckung der von Konſtantin auf dem Nordufer des Stromes angelegten Feſtung Daphne drang er weit in die rumäniſche Ebene vor. Die Römer trafen aber hier keine Goten, denn dieſe hatten ſich vor der römiſchen Übermacht rechtzeitig zurückgezogen [2]). Die Gegend, wo die Goten damals vor den Römern ſich zurückzogen, iſt nicht etwa in dem benachbarten Gebirge Oſtmunteniens, ſondern eher in der Moldau zu ſuchen. In Muntenien wohnte damals, wie oben dargetan, ein ſarmatiſches Volk, und dieſes pflegte ſich mit ſeinen Herden in das benachbarte Gebirge zurückzuziehen, wenn die Ebene zum Kriegsſchauplatz anderer wurde. In der Tat erfuhren die Römer anläßlich eben dieſes Feldzuges des Valens, daß jenes Gebirge montes Serrorum (= Sarmatengebirge) heißt. „Serri" iſt nämlich der Volksname jenes Sarmatenſtammes, der, wie erzählt, in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts aus der Gegend öſtlich des Azowſchen Meeres nach Muntenien gezogen iſt. Die Nachricht bei Ammian, Athanarik habe ſich damals mit ſeinen Goten in das Sarmatengebirge zurückgezogen, muß mithin eine falſche Nachricht ſein, welche die Goten ſelbſt verbreiteten, um die Römer irrezuführen. So erklärt ſich auch, warum Valens bei einem ſpäteren Feldzug, um die Goten ſicher zu treffen, eine ganz andere Übergangsſtelle über die Donau ſuchte. Jetzt mußten die Römer den Rückzug über die Donau antreten, ohne etwas gegen die Goten ausgerichtet zu haben. Von Siliſtria (Durostorum), wo er am 25. September 367 weilte, führte Valens die Truppen nach Marcianopel in die Winterquartiere. Den Sommer 368 brachte er, durch Überſchwemmungen an dem Überſchreiten der Donau gehindert, untätig bei dem vicus Carporum, wahrſcheinlich in der Gegend von Siliſtria, zu [3]). Bereits am 1. Auguſt desſelben Jahres war er wieder in Marcianopel, wo er auch den ganzen Winter bis Anfang Mai 369 verblieb [4]). Erſt im Sommer 369 gingen die Römer zum zweitenmal über den Fluß,

[1]) Ammianus XXVI, 10, 3 und XXVII, 5, 1; Eunapius, Fragm. 37; Zosimus VI, 7 und IV, 10. Zoſimus veranſchlagt die Stärke des gotiſchen Hilfstrupps übertreibend auf 10000 Mann.

[2]) Ammianus XXVII, 5, 2: Valens ..... prope Daphnen nomine munimentum est castra metatus, ponteque contabulato supra navium foros flumen transgressus est Histrum resistentibus nullis .... Omnes (Gothi) ..... montes petivere Serrorum arduos et inaccessos nisi perquam gnaris.

[3]) Ammianus XXVII, 5, 4—5: (Valens) redit cum suis innoxius ..... Anno secuto (368) ingredi terras hostiles pari alacritate conatus fusius Danubii gurgitibus vagatis impeditus mansit immobilis prope Carporum vicum stativis castris ad usque autumnum locatis emensum.

[4]) Über die Daten vgl. Mommſen im Hermes XVII (1882), S. 525, Nr. 1.

Digitized by Google

und zwar wieder auf einer Schiffsbrücke, welche diesmal bei Isaccea (Noviodunum) in der Norddobrudscha geschlagen wurde. Nachdem die Römer einige Tage in das Innere Bessarabiens vorgerückt waren, stellten sich die Goten ihnen entgegen, wurden aber in die Flucht geschlagen [1]). Valens war nunmehr drei Jahre hintereinander gegen die Goten zu Felde gezogen, und aus diesem Grunde dachten sich die Goten, die viel durch den gesperrten Grenzhandel gelitten hatten, er würde den Krieg mit derselben Ausdauer weiter fortsetzen. Daher baten sie jetzt Valens um Frieden. Die Verhandlungen wurden bei einer Zusammenkunft geführt, bei welcher Valens und Athanarik in der Art begegneten, daß jeder dieser Machthaber mit seinem Schiffe sich dem des anderen auf der Donau näherte. Athanarik hatte sich nämlich geweigert, über die Donau persönlich zum Kaiser zu gehen und sich damit entschuldigt, er habe einst seinem Vater schwören müssen, er werde niemals seinen Fuß auf römisches Gebiet setzen (Ammian a. a. O.). Daß dies in einem gewissen Sinne keine Ausrede war, wiewohl später Athanarik selbst davon absehen mußte, ergibt sich aus der Tatsache, daß jener Königssohn, der von den Goten beim Friedensschluß vom Jahre 332 Konstantin als Geisel gestellt wurde und dem der Kaiser, um ihn zu „besänftigen", eine Bildsäule in einem Zimmer seines Palastes hatte aufstellen lassen, Athanariks Vater war [2]).

Über die Friedensbedingungen sind wir wenig unterrichtet. Kaiser Valens versprach Athanarik, ihn auch künftig durch Jahrgelder unterstützen zu wollen; dagegen hörten die Zahlungen an die übrigen wisigotischen Fürsten fortan auf. Alles in allem wurde das bisherige Föderatenverhältnis aufgehoben und Dazien galt von nun an nicht mehr als Reichsgebiet. Die Goten mußten sich auch gefallen lassen, daß ihr Handelsverkehr mit den Römern nicht wie früher auf der ganzen Grenze, sondern nur noch in zwei Städten am Ufer der Donau betrieben werden durfte [3]). „Es war etwas ganz Neues"

[1]) Ammianus, Fortsetzung: Simili pertinacia tertio anno per Noviodunum ad transmittendum amnem conexis, perrupto barbarico, continuatis itineribus longius agentes Greuthungos bellicosam gentem adgressus est, postque leviora certamina Athanaricum ea tempestate judicem potentissimum ausum resistere cum manu, quam sibi crediderit abundare, extremorum metu coegit in fugam, ipseque cum omnibus suis Marcianopolim redivit. „Greuthungos" steht hier aus Verwechslung statt „Thervingos", vgl. Zeuß 411; v. Sybel, Entstehung des deutschen Königtums, 177.

[2]) Vgl. Themistius, zu dessen Zeit die Bildsäule noch bestand, Oratio V: Cujus (scl. Athanarici) ad placandum parentem maximus ille Constantinus statuam olim erexerat, quae post curiam adhuc collocata cernitur (nach der lateinischen Übersetzung; der griechische Text steht mir augenblicklich nicht zur Verfügung). Eine gleiche Ehre erwies anderthalb Jahrhunderte später der Kaiser Zeno dem ostgotischen Fürsten Theuderik; Jordanes, Get. LVII, 289: — Equestrem statuam ad famam tanti viri ante regiam palatii collocavit.

[3]) Themistius ed. Reiske S. 161, 32: *δύο μόνας πόλεις τῶν ποταμῷ προσφκισμένον ἐμπόρια κατεσκενάσατο.*

Digitized by Google

— ſagt Themiſtius (Orat. X), der bei den Verhandlungen mit Athanarik ſelbſt zugegen war — „daß die Römer ihren Feinden wieder einmal Frieden gewährten, anſtatt ihn zu erkaufen". Nach dem Friedensſchluß wurde der Ausbau der Grenzfeſtungen an der unteren Donau ſeitens der Römer mit großer Ausdauer betrieben. Das wird uns durch den Lobredner Themiſtius (Oratio X) berichtet. Eine Inſchrift von Hiſſarlik, wo das römiſche Kaſtell Cius lag [1]) — zwiſchen Troesmis (Iglița) und Axiopolis (Cernavoda) in der Dobrudſcha — beſtätigt dies völlig.

Die Urſache, warum die Weſtgoten in dieſem Kriege den Römern keinen nennenswerten Widerſtand leiſten konnten, iſt darin zu ſuchen, daß damals das Volk religiös arg zerſplittert war. Gegenüber der heidniſchen Partei ſtanden die Chriſten, die wiederum in Katholiken, Arianern und Audianern geſpalten waren. Die dritte Sekte hieß ſo nach ihrem Haupte, dem Syrer Audius. Dieſer war um 350 aus ſeiner Heimat nach dem dakiſchen Gotien verbannt, wo er eine eifrige Miſſionstätigkeit entfaltete, die zu zahlreichen Kloſtergründungen führte. Als audianiſcher Biſchof unter den Goten wird Silvanus genannt [2]). Daß die Anhänger der katholiſchen und der arianiſchen Konfeſſion römiſch geſinnt waren, iſt ſo gut wie ſicher. Auch wird der über den Ausgang des Krieges mißgeſtimmte Athanarik in der von den Römern der chriſtlichen Miſſion verliehenen Hilfe eine zielbewußte Politik geſehen haben, die eine römiſche Geſinnung bei ſeinem Volke erwecken ſollte. Aus dieſem Grunde verhängte er gleich nach dem Rückzug der Römer aus Beſſarabien eine harte Verfolgung gegen die Chriſten gleichviel welcher Konfeſſion [3]). Die Chriſten lebten zerſtreut in den Dörfern unter ihren Sippegenoſſen, die ſie beim Ausbruch der Verfolgung auf jede Weiſe zu ſchützen verſuchten. Die Dorfgemeinden verſammelten ſich zu gemeinſamen Opfern; die Bekenner des Chriſtentums waren gezwungen, an demſelben

[1]) H. Deſſau, Inscr. Lat. selectae 770 (Vol. I S. 171): (d. n. invictissimus princeps Fl. V) alens victor maximus triumfator (semper Aug., in fidem recepto rege Athana) rico, victis superatisque Gothis, ingruente item in victorias illas) tempore feliciter quinquennaliorum ..... (hunc burgum) ob defensionem rei publicae extruxit etc. Vgl. Mommſen im Hermes XVII (1882), S. 523 f.

[2]) Epiphanius, Contra haeres. III 1, 14, 15. *Ὑπέστη δὲ καὶ ἐξορία αὐτὸς ὁ γέρων Αὔδιος, εἰσ τὰ μέρη τῆς Σκυθίας ὑπὸ τοῦ βασιλέως ἐξορισθεὶς . . . Ἐκεῖ δὲ μάλιστα διατρίβων χρόνον ἐτῶν, οὐκ ἔχω λέγειν, καὶ εἰς τὰ πρόσω βαίνων, καὶ εἰς τὰ ἐσώτατα τῇ Γοτθίας, πολλοὺς τῶν Γότθων κατήχησεν· ἀφ' οὗπερ καὶ μοναστήρια ἐν τῇ αὐτῇ Γοτθίᾳ ἐγένετο . . . καὶ ἀπὸ τῆς Γοτθίας δὲ ἔσχε τινὰς, καὶ κατέστησεν αὐτοὺς ἐπισκόπους· ἀλλὰ καὶ Σιλουανός τις, καὶ ἄλλοι τινὲς . . .*

[3]) Hieronymus, Chronica a. 369: A(i)thanaricus rex Gothorum in Christianos persecutione commota plurimos interficit et de propriis sedibus in Romanum solum expellit; Epiphanius, Haer. 70 (III, 1, 15): *ἀπὸ τῆς Γοτθίας ἐδιώχθησαν οἱ πλείους* (scil. *Αὐδιανοί*), *οὐ μόνον, ἀλλὰ καὶ οἱ ἡμέτεροι ἐκεῖ Χριστιανοί.*

Digitized by Google

teilzunehmen. Wer sich weigerte, ward vertrieben oder gemartert und getötet. Am 12. April 372 fiel der heilige Saba als Schlachtopfer. Er bestand ein grausames Martyrium mit großer Standhaftigkeit. Nach Erduldung vieler schwerer Mißhandlungen ist er zuletzt von seinen Peinigern in den Buzău gestürzt und ertränkt worden [1]). Als Vorsteher des Gaues, in dem Saba lebte und predigte, wird der Sohn des Rotestheus, Atharid, genannt. Ein anderer Märtyrer der Verfolgung Athanarichs ist der heilige Niketas, der zum Unterschied von einem anderen desselben Namens, der Gote, genannt wird, obschon er freilich der Nationalität nach kein Gote war [2]). Zwischen 367 und 378 wurden auf Befehl des Gaufürsten Wingurik 26 Märtyrer, unter welchen Wereka und Batwins, in ihrer Kirche verbrannt. Ihrer gedenken die griechischen Menologien zum 26. März, der gotische Kalender zum 29. Oktober. Einige Forscher rechnen diese Märtyrer irrig zu den Arianern. Wie aber die Goten dazu gekommen sind, in ihrem arianischen Kalender diese katholisch-orthodoxen Märtyrer aufzunehmen, ist nicht ganz klar. Vielleicht ist dies teilweise darauf zurückzuführen, daß für die Goten selber der theologische Unterschied zwischen dem arianischen und dem katholischen Glauben keine wichtige Sache war. Dies ergibt sich wenigstens aus den bei einer Gelegenheit gefallenen Worten Ulfilas, es sei zwischen beiden Parteien, der arianischen und der katholischen, in der Sache selbst kein Unterschied, sondern ein bloßer Wortstreit [3]). Ist dies der Fall, so möchte ich „die vielen Märtyrer für das Gotenvolk", über deren Martyrium sonst nichts Näheres bekannt ist, als Märtyrer fremder Nationalität gleichviel welcher

[1]) Acta Sanctorum April vol. II, pag. 962: .. *παρέλαβον τὸν Σάβαν, καὶ ἀπήγαγον ἀνῆξαι παρὰ τὸν ποταμὸν τὸν καλούμενον Μουσέον*.... Nach einem auf das Jahr 3711 datierten Schreiben des Basilius d. Gr. an Julius Soranus, den römischen Statthalter von Skythia Minor ergibt sich, daß der heilige Saba bei den „Barbaren" in der Gegend links der Donau, der Dobrudscha gegenüber (*μάρτυς ἡμῖν ἐπεδήμησεν ἐκ τῶν ἐπέκεινα ἱστρου βαρβάρων* .... bei Migne, Patr. Gr.-Lat. XXXII, 254) gelebt, gepredigt und den Märtyrertod erlitten hat. Hier also, in dem östlichen Muntenien und in der südlichen Moldau, ist der Fluß *Μουσέος* zu suchen. Daß er identisch mit dem heutigen Buzau ist, hat man seit langem erkannt. Für die auffällige Wiedergabe von b durch *μ* liefert das Griechische zahlreiche Seitenstücke, wenn es sich um fremde Namen handelt. So heißt die thrakische Göttin *Βενδῖς* — um auf dem Gebiet des dem Dakischen verwandten Thrakisch zu bleiben — bei Herodian *Μενδῖς*, eine odrysische Burg *Βάστειρα* begegnet uns auch in der Lautform *Μαστειρα*, der thrakisch-perionische Ausdruck für Wisent ist *βόνασσος* oder *μονασσος* usw. Auch das s statt z (*Μουσέος* gegenüber rum. Buzau) hat seine Erklärung; darauf einzugehen fehlt es hier aber an Raum.

[2]) Die Acta S. Nicetae (Acta Sanctorum Sept. Vol. V, p. 110 seqq.) sind eine spätere Bearbeitung der Angaben des Sokrates, daher wertlos. Das Martyrium dieses Heiligen während der Verfolgung Athanarichs ist dagegen historisch; vgl. G. Waitz, Leben und Lehre des Ulfila. Hannover 1840. S. 43.

[3]) Vgl. Theodoretus, Hist. eccl. IV, 38: *Ἔπεισε δε φήσας ἐκ φιλοτιμίας γεγενῆσθαι τὴν ἔριν δογμάτων μηδεμίαν εἶναι διαφοράν.*

Digitized by Google

Konfeſſion im dakiſchen Gotenlande verſtehen. Der 23. Oktober war in der gotiſch-arianiſchen Kirche, dem gotiſchen Kalender zufolge, ihr gemeinſamer Gedenktag. Die Überreſte der oben erwähnten 26 Heiligen hat die Gattin eines anderen Gotenfürſten, Gaatha, geſammelt und ſich mit ihrer kleinen Gemeinde, nachdem ſie die Regentſchaft ihrem Sohne Arimerius übertragen, auf römiſches Gebiet begeben. Später kehrte ſie wieder in die Heimat zurück, während ihre Tochter Dulcilla die Reliquien unter der Herrſchaft Valentinians und Theodoſius I, alſo zwiſchen 383—391, nach Cyzicus brachte. Ein Begleiter der Gaatha, Wella, iſt nach der Rückkehr von den Goten geſteinigt worden [1]). Eine zu Anfang der Verfolgung vertriebene katholiſche Gothengemeinde waren die Gothi confessores in Thrazien, mit denen die Scharen Fritigerns im Jahre 378 in Streit gerieten [2]). Die gotiſchen Audianer ließen ſich nach ihrer Vertreibung aus Dazien in Chalcis bei Antiochia und am Euphrat nieder. Dies wird von Epiphanius an der bereits erwähnten Stelle berichtet. — Hinſichtlich der im Zuſammenhang mit dieſer gotiſchen Chriſtenverfolgung erwähnten Perſonennamen mögen hier einige Bemerkungen Platz finden. Der Namensform Wingurik ſteht eine offenbar richtigere zur Seite: Jungerik zu got. juggs „jung" und reiks „Herrſcher, Oberſter". Die erſte Lautform iſt aus der zweiten wohl durch graphiſche Umſtellung der Anfangsvokale entſtanden: Iungerik > Uingurik. Der Name der Gotenfürſtin Gaatha iſt meines Erachtens ſicher verderbt und dazu kein gotiſcher. Die Tochter der Gaatha hieß, wie erwähnt, Dulcilla. Da nun der Name der Dulcilla römiſch-chriſtlich iſt, ſo wird auch derjenige ihrer Mutter aus derſelben Quelle ſtammen. Ich halte nämlich die überlieferte Namensform Gaatha für umgeſtellt aus Agatha: anders iſt der Doppelvokal aa nicht zu rechtfertigen. Bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte war der Name Agatha recht beliebt. Dieſen Namen trug beiſpielsweiſe eine jugendliche, tugendhafte und reiche Römerin, die den Märtyrertod während der Verfolgung des Decius erlitten hat. Richtig überliefert iſt hingegen der Name Atharid, den manche Darſteller fälſchlich für entſtellt aus Athanarik halten. Über Atharid-Aderith ſiehe Wrede. Die Sprache der Oſtgoten S. 151. Der Gaufürſt Atharid, Sohn des Roteſtheus, iſt alſo nicht etwa mit dem großen Athanarik zu identifizieren.

[1]) Der Bericht über das Martyrium der 26 Märtyrer iſt in drei Redaktionen erhalten; vgl. Achelis in: Zeitſchr. f. neuteſtamentl. Wiſſenſch. I (1900), S. 318 f.

[2]) Iſidor, Hist. Goth. 10: Inveniunt autem proelio Gothi confessores priores Gothos, quos dudum propter fidem a terra sua expulerant et voluerunt eos sibi ad praedae societatem conjungere. Qui cum non adquievissent, aliquanti interfecti sunt, alii montuosa loca tenentes et refugia sibi qualicumque construentes non solum perseveraverunt Christiani catholici, sed etiam in concordia Romanorum, a quibus dudum excepti fuerant, permanserunt.

Digitized by Google

Aus unbekannten politischen Gründen entstand schon während der Christenverfolgung noch ein Streit zwischen Athanarik und dem Gaufürsten Frithigern. Dieser gewann einen Teil des Volkes für sich, vermochte aber gegen seinen mächtigeren Gegner nichts auszurichten. Er flüchtete daher auf römisches Gebiet und rief die Hilfe des Kaisers an, die ihm auch gewährt wurde. Unterstützt durch römische Truppen aus Thrazien gelang es schließlich Frithigern, Athanarik zu besiegen. Er trat nun, wohl um sich der weiteren Unterstützung der Römer zu versichern, zum arianischen Christentum, dem Bekenntnis des Valens, über. Bald darauf fand eine leidliche Versöhnung der beiden Gegner statt [1]).

Während die Christenverfolgung in allen gotischen Gauen in Dazien wütete und der Bürgerkrieg die inneren Wirren noch vermehrte, brach über das vielgeprüfte Volk mit einem Male noch die hunnische Gefahr herein. Nach der Überwältigung der Alanen (um 375), von denen sie große Scharen mit sich rissen, hatten die Hunnen die Ostgoten besiegt und abhängig gemacht; sie drangen dann unaufhaltsam weiter westwärts vor. Athanarik suchte die Feinde am Dnjestr aufzuhalten. Als aber die hunnischen Reiter eines Nachts diesen Strom an anderer Stelle überschritten und nun die Wisigoten auch im Rücken bedrohten, mußten diese, nicht ohne Verluste, rasch auf das Gebirge weichen [2]). Hatten sich die Wisigoten bei dem Einfall der Hunnen anfangs unter Athanarik geschart, so trennte sich ein großer Teil schon vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde aus Mangel an Nahrungsmitteln. Tief entmutigt faßte dieser Volksteil unter Frithigerns und Alawiws Führung den Beschluß, eine Zuflucht bei den Römern zu suchen. Kaiser Valens wies ihnen nach langen Unterhandlungen Wohnsitze in Untermösien an [3]). Mit ihren weiteren Schicksalen haben wir uns hier nicht mehr zu beschäftigen.

Die andere Volkshälfte unter der Führung Athanariks zog vor, im Lande zu bleiben und den Hunnen weiter Widerstand zu leisten. Die Schnelligkeit der Feinde ließ Athanarik besorgt in die Zukunft blicken; er nahm daher eine neue feste Stellung, und hinter einer Schutzmauer, die er in aller Eile aufführen

[1]) Sokrates IV, 33. Der teilweise aus Sokrates schöpfende Kirchenhistoriker Sozomenus VI, 37 setzt den Streit Athanariks mit Frithigern irrig nach dem Hunneneinfall, während Zosimus IV, 34 diese Episode, ohne sich des Zeitunterschiedes auch nur bewußt zu sein, fälschlich mit der Flucht Athanariks nach Konstantinopel im Jahre 380 zusammenbringt.

[2]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 4—7: Athanaricus Thervingorum judex — Castris clenique prope Danasti margines ac Greuthungorum vallem longius opportune metatis — Hunni enim (ut sunt in conjectura sagaces) multitudivem esse longius aliquam suspicati, praetermissis quos viderant, in quietem tanquam nullo obstante compositis, rumpente noctis tenebras luna, vado fluminis penetrato, id quod erat potissimum elegerunt: et veriti, ne praecursorius indesx procul agentes absterear, Athanaricum ipsum ictu petivere veloci. Eumque stupentem ad impetum primum, amissis quibusdam suorum coegerunt ad effugia properare montium praeruptorum.

[3]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 8: populi pars major, quae Athanaricum attenuata necessariorum penuria desseruerat .....; Sozomenus VI, 37.

Digitized by Google

ließ, glaubte er hinlänglich gesichert zu sein [1]). Die Meinungen der Forscher über die Stelle, wo Athanarik die Verschanzungen gegen die Hunnen aufführen ließ, gehen weit auseinander. Kaindl [2]) meint, daß Athanariks Schutzmauer sich von der Siretquelle in der Bukowina bis zur Donau hinabzog. Diese Auffassung scheitert aber daran, daß ein solches Werk nicht in so kurzer Zeit hätte zustande kommen können. Ein solches Befestigungswerk wäre dazu auch noch durchaus zwecklos gewesen, denn bei der Annahme, daß Athanarik mit seinen Goten sich nach Siebenbürgen zurückgezogen hat, hätte ihnen wohl das Gebirge den besten Schutz geboten; das schmale Land zwischen Siret und Karpaten auf die Dauer zu verteidigen und zu halten wäre schwer, ja unmöglich und nicht einmal der Mühe wert gewesen. Die Annahme Kaindls ist daher zurückzuweisen. Man hat nun die Lösung der Frage nach anderer Richtung versucht. Es sind nämlich noch heute die Spuren eines Walles erkennbar, der durch das mittlere Muntenien und Oltenien (Groß- und Kleinwalachei) hindurch von Turnu-Severin über Craiova, Ploești und Buzău bis an den unteren Siret und Prut lief. Mit diesem will man die Schutzmauer Athanariks identifizieren [3]). Aber dieselben Gründe, die gegen die erste Annahme geltend gemacht wurden, sprechen gegen diese noch entschiedener. Denn es ist wohl nicht anzunehmen, daß die Goten mit den topographischen Verhältnissen des von ihnen bewohnten Landes so wenig vertraut waren, daß sie nicht einmal wußten, wo sie Verschanzungen anzulegen hätten, um dasselbe gegen die von Osten herkommenden Hunnen zu verteidigen. Die Befestigungslinie war in der [illegible] viel kürzer; und da die Goten bei den Arbeiten von den in Bessarabien und in die Moldau schon eingedrungenen Hunnen häufig gestört wurden [4]), so kann dieselbe nur an der Grenze Munteniens zur Moldau gelegen haben. Dies ergibt sich deutlich aus den Angaben Athanariks selbst: a superciliis Gerasi fluminis ad usque Danubium Taifalorum terras praestringens. Von der Quelle des Siret in der Bukowina kann keine Rede sein; es handelt sich hier vielmehr um die Quelle eines Nebenflusses des Siret, der vom gotischen Gewährsmann Athanariks für den Oberlauf des letzteren gehalten wurde. Da der Lauf dieses Nebenflusses zusammen mit dem Unterlauf des Siret nach Ammian die östliche Grenze

[1]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3, 7: Qua rei novitate, majoreque venturi pavore constrictus, a superciliis Gerasi fluminis, ad usque Danubium Taifalorum terras praestringens, muros altius erigebat: hac lorica diligentia celeri consummata in tuto locandam securitatem suam existimans et salutem.

[2]) Zitiert von J. Jung in: Mitteil. des Instituts für österreich. Geschichtsforsch. Ergänz.-Bd. IV, 16, Anm. 2.

[3]) So C. Schuchhardt in den Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich IX, 223; L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I, 2, S. 164, Anm. 2 und 3, u. a.

[4]) Ammianus Marcellinus XXXI, 3: Dumque efficax opera suscitatur, Hunni passibus eum citis urgebant: et jam oppresserant adventantes, ni gravati praedarum onere destitissent.

Digitized by Google

des Taifalenlandes bildete, so kann er kein anderer sein als die Putna. Anlage von Befestigungen gegen Einfälle vom Osten her sind in der Tat nur hier an der Grenze Munteniens zur Moldau zweckmäßig. Die Schutzmauer Athanarichs lag mithin auf der Linie Focșani-Nămăloasa-Galați, d. h. an derselben Stelle, wo auch die modernen rumänischen Befestigungen liegen. Diese Erkenntnis bestätigt sich ferner dadurch, daß das Gebiet, wohin Athanarich sich vor den Hunnen zurückzog, nicht in Siebenbürgen, sondern in Ostmuntenien, unmittelbar hinter dieser Linie, liegt. Ich komme damit auf die Lokalisierung von Kaukaland bei Ammian zu sprechen.

Man hält Kaukaland für einen alten Namen Siebenbürgens oder einer Landschaft desselben, und dieser Irrtum zieht sich seit Schafarik (Slaw. Altert. I, S. 395) durch alle historischen Darstellungen hindurch. Die Ansicht eines rumänischen Archäologen, der hier das Richtige erkannt hat [1]), blieb so gut wie unbeachtet. Es mag hier daher eine kleine Auseinandersetzung Platz finden. Man will zwar den alten Namen Kauka in ung. Kükülö, deutsch Kokel, dem ungarisch-deutschen Namen eines Nebenflusses des Mureș, in Siebenbürgen finden [2]), aber diese etymologische Auffassung ist völlig verfehlt. Kein Zusammenhang besteht zwischen dem alten Kauka und diesem ungarischen Flußnamen. Den Rumänen ist Kükülö gänzlich unbekannt; sie nennen den betreffenden Fluß Tîrnava, d. h. mit einem Namen slawischen Ursprungs: zu slaw. trŭnŭ „Dorn". Der ungarische Name ist viel neuer — der deutsche Kokel ist diesem entlehnt — und entpuppt sich als eine Übersetzung des slawisch-rumänischen, vgl. ung. kökeny „Wegdorn", kuman. kukul „Dorn" [3]). Damit verliert die Annahme der Identifizierung von Kaukaland mit Siebenbürgen ihre sprachliche Stütze. Aber auch die Schriftquelle, wo Kaukaland als Caucalandensis locus vorkommt, spricht gegen eine solche Identifizierung. Prüfen wir nun näher die Stelle, wo Ammian es erwähnt. Die Goten Athanarichs zogen sich vor den Hunnen ins Kaukaland zurück. Hier aber war kein gotisches Land, denn Athanarich mußte es mit Gewalt von den Sarmaten, die er daraus vertrieb, erobern [4]). Wäre Kaukaland mit Siebenbürgen identisch gewesen, so hätte sich Athanarich mit seinen Goten zu Hause gefühlt, denn Siebenbürgen gehörte ja seit langem (260) zum Machtbereich der Goten. Er hätte übrigens dort keine Sarmaten treffen können. Die

[1]) A. Odobescu, Notice sur les antiquités de la Roumanie, Paris 1868, S. 50; Le trésor de Pietroasa, Paris 1896, III, 18.

[2]) So zuerst Schafarik a. a. O.; J. Wolf, Zur Etym. siebenbürgischer Fluß- und Bachnamen in: Archiv f. siebenbürg. Landeskunde XVII, 500 f.; Derselbe: Über die Landesnamen Siebenbürgens im Mühlbacher Programm für 1885—86.

[3]) Vgl. P. Hunfalvy, Ethnographie von Ungarn, übersetzt von J. H. Schwicker, S. 229 f.

[4]) Ammianus Marcellinus XXXI, 4, 13: quam simultatem veritus ut adhuc durantem ad Caucalandensem locum altitudine silvarum inaccessum et montium cum suis omnibus declinavit, Sarmatis inde extrusis.

Digitized by Google

Geſchichte kennt Sarmaten entweder in den Niederungen der Teiß bis zur Donau oder in Muntenien — hier die Roxolanen und früher die ſtammverwandten Skythen — oder ſonſt weiter öſtlich, aber nie in Siebenbürgen. Wir erſehen ſonſt aus dem Berichte Ammians, daß Athanarik mit ſeinen Goten nach Kaukaland kam, nachdem eine von ihm getrennte Volkshälfte unter Fritigern und Alawiw Wohnſitze in Niedermöſien vom Kaiſer Valens erbat und erhielt. Der Übergang dieſer Goten über die Donau fand im Frühjahr 376 bei Duroſtorum (Siliſtria) ſtatt. Es ergibt ſich daraus, daß die endgültige Trennung der Goten und ihre hierauf bezüglichen Beratungen auf der rumäniſchen Ebene ſtattgefunden haben. Kaukaland iſt mithin in einer Gegend zu ſuchen, die ſich von dieſer Ebene — Câmpia Bărăgan — aus nach Norden hin erſtreckt. Dieſe Gegend, von wo Athanarik die Sarmaten vertrieben hat, deckt ſich aber mit dem Diſtrikt Buzău völlig. Damit ſtimmt noch eine andere Nachricht Ammians überein, aus welcher wir zugleich erfahren, um welchen ſarmatiſchen Stamm es ſich eigentlich handelt: Als Kaiſer Valens dem Ammianiſchen Bericht (XXVII, 5, 2—5) zufolge im Jahre 367 vom Donaukaſtell Konſtantia-Daphne bei Oltenita — aus tief in die rumäniſche Ebene eindrang, erfuhr man, daß in der benachbarten Gegend nach Norden hin am Fuße der Karpaten — d. i. genau das Gebiet des Diſtriktes Buzău — die nomadiſchen Serren wohnten, nach denen man auch den an der Grenze Munteniens gegen Siebenbürgen hinſtreichenden Zweig der Karpaten Serrengebirge — montes Serrorum — nannte [1]). Für die Identifizierung von Kaukaland mit dem Diſtrikt Buzău kommen beſtätigend noch die folgenden Tatſachen hinzu: Hier beim Dorfe Pietroaſa iſt der gotiſche Schatz Athanariks — ſ. unten — entdeckt worden. Auf dem Gebiete Munteniens ſind nur hier Ortsnamen gotiſcher Herkunft in Fülle zu finden. So erinnern der Berg und die Quelle Gotes ſowie der Berg Gotanul deutlich an die Goten. Der Bachname Golta iſt gotiſch, denn er beruht auf dem Appellativum got. gulp „Gold", anord. goll (für golþa), ahd. angls. gold uſw. und läßt ſich ſomit den deutſchen Flußnamen ahd. Goldaha, Golda, nhd. Goldbach an die Seite ſtellen. Die Golta führt ihr Waſſer, nachdem ſie ſich mit dem Hales vereinigt hat, dem Buzău zu, deſſen Sand Goldſtaub und Goldkörner enthält [2]). Ein großer

[1]) Nach Zoſimus ſind die Sarmaten Munteniens vom Azowſchen Meer gekommen; vgl. oben Anm. .... In derſelben Gegend zwiſchen Azowſchem und Kaſpiſchem Meere lagen aber laut einer alten, bei Jordanes, Get. V, 31 erhaltenen Notiz auch die früheren Sitze der Serren. Die Sarmaten Munteniens ſind alſo die Serren, wie die des Landes zwiſchen Teiß und Donau die Jazygen.

[2]) Marele, Dicţionar geogr. al României II, 105, wonach auch das Sandufer von Bîsca-Chiojdului, einem anderen Zufluß des Buzău, ſowie der Berg Biſoca (La gropile de aur) in demſelben Diſtrikt Goldſtaub oder Goldkörner enthalten. Über die antiken Goldwäſchereien an den ſchweizeriſchen Bächen, welche ahd. Goldaha, Golda, nhd. Goldbach heißen, vgl. E. Norden, Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus Germ., Leipzig-Berlin 1920, S. 230 f.

Digitized by Google

Teil der hiesigen Berggegend trägt merkwürdigerweise den Namen Coca, d. i. Kauka. Von dem Bache Slănic und dem Dorfe Vintilă-Vodă bis an den Berg Istrița hin, wo der Schatz Athanarichs vergraben lag, begegnen uns nämlich die Ortsbenennungen: Muntele Coca, Valea Coca, dann die Weiler, Besitzgüter oder Bäche: Coca Plină, Coca Seacă, Coca Schei, Coca Antemirească, Coca Niculești, Coca Mereiasca, Coca Dara, Muscelul Coci, Coca Șarînga usw. Kauka hätte im Rumänischen allerdings Cauca ergeben — vgl. lat. laudat > rum. laudă „er lobt" — aber der Diphthong au ward schon im Gotischen (ostrogotisch und gepidisch) zu ō [1]). — Es steht nun nach alledem fest, daß Kaukaland nicht mit Siebenbürgen, sondern mit dem Gebiet des Distriktes Buzău in Ostmuntenien identisch ist, ein Zweifel darüber ist ausgeschlossen.

Der Umstand, daß Athanarik außer den Sarmaten auch die Taifalen aus ihren Wohnsitzen vertrieb [2]), weist wohl darauf hin, daß das neue Land, nach dem Verlust Bessarabiens und der Moldau an die Hunnen, nicht nur die Berglandschaft nebst der anliegenden Ebene in Ostmuntenien, sondern auch das Taifalenland, d. h. das übrige Muntenien und ganz Oltenien umfaßte. Er legte also Wert darauf, die gemeinsame Grenze mit dem römischen Reich aufrechtzuerhalten. An Siebenbürgen dachte er dabei nicht, da dieses Land inzwischen von den Gepiden eingenommen worden war [3]). Den Taifalen blieb nichts übrig, als das Land zu verlassen; 377 überschritten sie die Donau ins römische Reich [4]). In ihrer Gesellschaft befanden sich höchstwahrscheinlich auch die ebenfalls von Athanarik vertriebenen Sarmaten. Nach dem Zusammenhang des Ammianischen Berichtes waren nämlich die damals in Muntenien wohnenden Sarmaten Bundesgenossen der Taifalen. Sie lebten im Anschluß an diese, wie etwa die sarmatischen Alanen an die Wandalen. In der Tat trifft man beide Stämme nach ihrem Abzug aus Rumänien zuletzt ebenfalls zusammen, und zwar in Gallien in dem Gebiet von Poitiers (Pictavium), wo die Notitia dignitatum Occ. XLII, 65 einen praefectus Sarmatarum et Taifalorum erwähnt, und wo noch im 6. Jahrhundert Gregor von Tours (Hist. Franc. 4, 18; 5, 7 und Vit. patr. 15) eines Beatus Senoch, gente Theifalus, pictavi pagi, quem Theifaliam vocant, oriundus gedenkt.

Nach der Aufnahme der christianisierten Wisigoten unter Fritigern und Alawiw durch Kaiser Valens in das römische Reich im Jahre 376 blieb,

[1]) Vgl. F. Wrede, Über die Sprache der Ostgoten. Straßburg 1891, S. 165; C. Diculescu, Die Gepiden I, S. 6.

[2]) Ambrosius in Lucam X, 10: Gothi in Taifalos et Sarmatas insurrexerunt.

[3]) Vgl. meine eben erwähnte Schrift S. 47 f.

[4]) Aurelius Victor, Epitome de Caesaribus 47, 3: Hic (= Gratianus) cum animadvertisset Thraciam, Daciamque tamquam genitales terras possidentibus Gothis, Taifalisque atque omni pernicie atrocioribus Hunnis et Alani, extremum periculum instare nomini Romano, accito ab Hispania Theodosio .... imperium committit.

Digitized by Google

wie erzählt, die andere Volkshälfte unter Athanarik nördlich der Donau zurück und ſchlug ihre neuen Wohnſitze in Muntenien und Oltenien auf. Vier Jahre ſpäter wurde Athanarik durch Zwiſtigkeiten in ſeiner Verwandtſchaft verdrängt. Er bat nun den Kaiſer Theodoſius I. um Schutz und flüchtete ſich mit ſeinem Gefolge nach Byzanz, wo er fürſtlich aufgenommen wurde. Vor ſeiner Flucht wird er — von einem anderen Gotenführer kann keine Rede ſein — den königlichen Schatz in der Nähe des heutigen Dorfes Pietroaſa im Diſtrikt Buzău vergraben haben, wohl in der Hoffnung, ſpäter mit fremder Hilfe zurückzukehren und ſeine Rechte wieder zu erlangen. Allein er hat weder das Land noch den Schatz jemals wiederſehen können, denn der Tod ereilte ihn in Konſtantinopel bald darauf, am 25. Januar 381 [1]).

Der Schatz, der erſt 1837 bei Pietroaſa gefunden und ausgegraben wurde, iſt der anerkannt größte und koſtbarſte Fund der Völkerwanderungszeit. Von den urſprünglich 22 Goldarbeiten ſind heute noch 12 Stück, Goldgefäße und goldene Schmuckgegenſtände, vorhanden, und zwar: 1. eine hohe ſpitzovale Kanne von graziöſer Form und ſchöner Zeichnung; 2. ein achteckiger Korb mit zwei Henkeln in Geſtalt von Leoparden; 3. ein zwölfeckiger Korb, ähnlich gearbeitet; 4. eine große Opferſchale, doppelwandig; innere Wandung mit einem Kranze mythologiſcher Gottheiten, die ſich um eine ſitzende Frau gruppieren — ein wahres Meiſterwerk alter Goldſchmiedekunſt; 5. eine große goldene Platte mit ſchraffierten Dreiecken, die Mitte mit Schleifornament verziert; 6. eine übergroße Adlerfibel, 27 cm lang ohne die Bommeln; 7. und 8. zwei kleinere Fibeln ähnlicher Art, auch noch ungewöhnlich groß; 9. eine Broſche in Vogelgeſtalt mit farbigen Glasflüſſen und orientaliſchen Granaten, Bergkriſtall und Perlen verſehen; 10. Halsſchmuck aus Gold in Geſtalt eines Ringkragens mit Granaten und Glasflüſſen; 11. goldener Halsring mit

[1]) Ammianus Marcellinus XXVII, 5, 10: Valens Constantinopolim redit, ubi postea Athanaricus, proximorum factione genitalibus terris expulsus fatali sorte decessit et ambitiosis obsequiis ritu sepultus est nostro; Consularia Constantinop. a. 381: Syagrio et Eucherio conss. His consulibus ingressus est Athanaricus rex Gothorum Constantinopolim die III idus Januar. Eodem mense diem functus idem Athanaricus VIII kal. Febr.; Marcellinus Comes a. 381: Athanaricus rex Gothorum, cum quo Theodosius imperator foedus pepigerat, Constantinopolim mense Januario venit, eodemque mense morbo periit. Jordanes XXVIII: — <Athanaricus> in tali ergo admiratione, majoreque a principe honore suffultus, paucis mensibus interjectis, ab hac luce migravit. Quem princeps affectionis gratia paene plus mortuum, quam vivum honorans, digne tradidit sepulturae; ipse quoque in exequiis feretro ejus praeiens.; Orosius VII, 34, 7; Zosimus IV, 34, etwas abweichend. Nach Prosper a. 382 ſoll Athanarik 15 Tage nach ſeiner Ankunft in Konſtantinopel getötet worden ſein. Der Rhetor Themistius orat. XV hält den Beſuch Athanariks in Konſtantinopel für eine der rühmlichen Begebenheiten unter Theodoſius' Regierung und der Mailänder Biſchof Ambroſius (De spiritu sancto I) preiſt ihn als ein Zeichen des verſöhnten Gottes.

Digitized by Google

hakenschloß; 12. Armband mit der gotischen Runeninschrift: gutaniowihailag.

Was nun diese Inschrift betrifft, so liest sie Richard Loewe (in: Indogermanische Forsch. 26, S. 203—208) als Gutan(ē) Jowi hailag, d. i. „dem Juppiter der Goten (d. i. Donar) heilig". Den früheren verfehlten Deutungen gegenüber scheint diese der Wahrheit am nächsten zu kommen. Da auch bei Ulfila fremde Namen ihre fremde Flexion durchgehends beibehalten, — wie hier Jowi lateinischer Dativ ist — so läßt sich gegen diese Deutung hinsichtlich des Sprachlichen nichts einwenden. Zum Kulturgeschichtlichen, das bei Loewe schwach begründet ist, möchte ich hier einiges bemerken. Loewe behauptet, daß der Ring von Pietroasa „ein untrüglicher Zeuge" für die Verehrung Donars auch bei dem Gotenvolke ist. Das müßte aber erst durch andere Belege bewiesen werden, wenn dadurch die Richtigkeit der Deutung der Inschrift in diesem Sinne bestätigt werden soll. Einen solchen Beleg finde ich bei Augustin, der berichtet, daß Radagais bei seinem Feldzug in Italien täglich dem Jupiter Opfer darbrachte [2]). Das ist hier um so wichtiger, als Radagais ein Wisigote und sogar ein Nachfolger Athanarichs war. Augustin spricht als Zeitgenosse und er hat sich mit Radagais noch einmal in einer anderen Schrift befaßt [1]), so daß sein Zeugnis volles Vertrauen besitzt. Auch in der Frage, ob die heidnische Gottheit, der Radagais opferte, wirklich Jupiter war und nicht etwa ein anderer Gott, hat sich Augustin sicherlich nicht geirrt, denn dieser Kirchenvater war ein guter und genauer Kenner der heidnischen Religion. So spricht er in seinem Werke De civitate Dei über fast alle heidnischen Gottheiten, über deren Befugnisse und Eigenschaften, und berücksichtigt nicht nur die höheren, wie Jupiter, Neptunus, Saturnus, Juno, Victoria usw., sondern auch die kleineren Gottheiten wie Priapus, Lucina, Educa, Potina, Pomona, Segetia usw. [3]). Die Verehrung Jupiter-Donars durch die Goten ist somit außer Zweifel gestellt. Als Seitenstücke der Benennung eines germanischen Gottes durch den entsprechenden lateinischen Ausdruck bringt Loewe die Inschriften des Odenwaldes vor, die den Wodan den kimbrischen Merkur (Mercurio cimbrio) nennen. Ansprechend, obgleich wir hier freilich mit lateinischen Inschriften zu tun haben. Loewes Behauptung aber, daß die gotische Inschrift auf dem erwähnten Ring ein gewichtiges Zeugnis für den Einfluß der heidnischen Religion des lateinisch sprechenden Teiles der Balkanbevölkerung auf das Heidentum der benachbarten Goten ist, ist, wie schon die Beibehaltung des lateinischen Dativs zeugt, gänzlich verfehlt. Der Gebrauch eines lateinischen Götternamens

[1]) Augustinus, Sermo CV, 10: Paganus Romae erat Radagaisus, Jovi sacrificabat quotidie, nuntiabatur ubique, quod a sacrificiis non desisteret Radagaisus.

[2]) De civitate Dei, V, 23: De bello in quo Radagaisus, rex Gothorum etc.

[3]) Vgl. De civitate Dei hier und da von Lib. I bis etwa Lib. VII.

Digitized by Google

in ſeiner lateiniſchen Kaſusform deutet meines Erachtens nur auf die römiſche Bildung desjenigen, dem der Ring zuerſt gehörte und der die Inſchrift anbringen ließ. Dieſer kann aber kein anderer geweſen ſein als Athanarichs Vater, der, wie erzählt, ſeine Jugendjahre als Geiſel am kaiſerlichen Hofe Konſtantins verbrachte, dort römiſche Bildung genoß und dem zu Ehren Konſtantin ſogar eine Bildſäule aufſtellen ließ. Wir haben daher die angegebene Deutung der Runeninſchrift von Pietroaſa für die allein richtige zu halten.

Der Goldſchatz von Pietroaſa iſt die Hauptzierde des Bukareſter Antikenmuſeums, doch befindet er ſich heute noch immer in Moskau, wohin er im Kriegsjahr 1916/17 infolge des rumäniſchen Rückzuges übergeführt wurde. Das Mißgeſchick, das über dieſen Schatz ſeit ſeiner Ausgrabung faſt ununterbrochen geſchwebt hat, läßt ihn alſo noch immer nicht los, denn in Moskau droht ihm wieder die Gefahr, im Schmelztiegel ein unrühmliches Ende zu finden. An Stelle des wertvollen Beſitzes verfügt das Bukareſter Muſeum z. Z. nur über eine Nachbildung [1]), wie Berlin und Nürnberg.

Von den in Dazien zurückgebliebenen Weſtgoten wiſſen wir nach der Flucht Athanarichs nur ſo viel, daß im Jahre 400 ihr Stammgenoſſe Gaina, der im oſtrömiſchen Reiche durch kriegeriſche Verdienſte ſich eine anſehnliche Stellung erworben hatte, aber ſpäter verdächtig und als Empörer bekämpft worden war, mit einer Schar von Getreuen aus Byzanz zu ihnen zurückzukehren beſchloß, um dort in ſeiner Heimat an dem Fuß der Karpaten den Reſt ſeines Lebens zu verbringen. Inzwiſchen waren aber die Goten in Muntenien von einer hunniſchen Horde unter Uldin, auf deſſen Seite auch Oſtgoten unter Sarus kämpften, verdrängt und ſie zogen ſich allmählich in die weſtlichen Teile des Landes. Gaina hatte nun ſchon die Donau überſchritten, als er in das neue Gebiet Uldins geriet, welcher ihm den Weg verlegte und mehrere Gefechte mit ihm lieferte, in deren letztem der verwegene gotiſche Abenteurer tapfer kämpfend das Leben verlor, am 23. Dezember 400 [2]). Da nun die Befeſtigung ihres Staates in Dazien nach dem erlittenen Gebietsverluſte fürderhin ausſichtslos ſchien, beſchloſſen jetzt auch die hier zurückgebliebenen heidniſchen Weſtgoten, das Land zu verlaſſen. Sie brachen dann unter Radagais, Führung nach Italien auf. Es war ein gewaltiges Volksheer [3]); es brauſte im wilden Anſturm über die Alpen, belagerte Florenz und machte einen tiefen Eindruck auf die römiſchen Gemüter. Stiliko, dem Hunnen unter

[1]) Hergeſtellt von Al. Tzigara-Samurcaş.

[2]) Über Aufſtieg und Ende Gainas vgl. Seeck in Pauly-Wiſſowa, Realenzykl. 7, 1, S. 486/87 und Cohn, ebenda 2,1, S. 1147—1150; daſelbſt auch die Zuſammenſtellung ſämtlicher Quellen.

[3]) Die überlieferten Zahlen: 200000 Mann nach Orosius VII, 37 und Marcellinus Comes a. 406; 100000 nach Augustin, De civitate Dei V, 23 ſind jedoch übertrieben. Zoſimus, der dieſen Zug des Radagais mit dem rätiſchen Kriege Stilikos um 400 f. vermengt hat und neben transdanuviſchen auch transrhenaniſche Völker als Teilnehmer an dem Zuge des Radagais erwähnt, gibt ſogar die Zahl von 400000 Streitern an.

Digitized by Google

Uldin und Ostgoten unter Sarus zu Hilfe geeilt waren, kam ihnen schließlich entgegen und schlug sie bei Säsulä (jetzt Fiesole bei Florenz) aufs Haupt. Radagais selbst wurde auf der Flucht ergriffen und bald darauf am 23. August 405 [1]) hingerichtet.

Meiner Ansicht, daß Radagais ein Wisigote war, steht diejenige sämtlicher Forscher gegenüber, daß er ein Ostrogote war [2]). Zur Begründung der hier vertretenen Auffassung möchte ich folgendes hervorheben. Es ist zunächst ganz undenkbar, daß der ostrogotische Stamm nach der Trennung eines beträchtlichen Volksteiles unter Safrak und Alatheus im Jahre 375 und dann eines anderen unter Odotheus im Jahre 386 noch so viel Menschenmaterial besaß, daß er nicht nur als großes Volk in seinen früheren Sitzen unter den Hunnen hätte bleiben, sondern dabei noch ein starkes Heer unter Radagais aus seiner Mitte hätte entsenden können. Von den Wisigoten wissen wir hingegen nur soviel, daß eine Volkshälfte unter der Führung des Frithigern und des Alawiw 376 die Donau überschritt, während die andere Hälfte auch nach der Flucht Athanarichs nördlich der Donau zurückblieb. Was sollte nun mit dieser Volkshälfte geschehen sein, wenn sie nicht identisch mit den aus derselben Gegend nördlich der Donau ausgezogenen Scharen des Radagais wäre? Andererseits machen die zeitgenössischen Geschichtsschreiber zwischen den Goten des Radagais und denjenigen des Alarik in betreff ihrer Stammesangehörigkeit keinen Unterschied. Der Unterschied zwischen beiden Parteien war aber auch nur ein religiöser: Radagais und sein Volk waren Heiden, die Goten Alarichs aber Christen. So heißt Radagais bei Orosius (Hist. VII, 37) nicht nur ein Gotenkönig, sondern zugleich „ein Heide und Skythe" und nochmals im Gegensatz zu Alarik „ein Heide, Barbar und wahrer Skythe". Ebenso ist er für Marcellinus a. 406 „Heide und Skythe". Es liegt nun auf der Hand, daß es sich hier einerseits um die Nachkommen des heidnisch gebliebenen Volksteiles Athanarichs und andererseits um die Nachkommen des christianisierten Volksteiles Frithigerns handelt. Radagais war ferner zeitgenössischen Quellen zufolge ein König der Goten ebenso wie Alarik. Daß er aber kein Volkskönig der Ostrogoten war, ergibt sich deutlich aus der Stammtafel der Amaler bei Jordanes. Er war mithin ein König, der

---

[1]) Orosius VII, 37: Rhadagaisus omnium antiquorum praesentiumque hostium longe immanissimus, repentino impetu totam inundavit Italiam — Adsunt Huldin et Sarus, Hunnorum et Gothorum duces, praesidio Romanorum ....; Paulinus, Vita S. Ambrosii L; Prosper a. 405; Marcellinus Comes a. 406; Jordanes Romana 41.

[2]) So Pallmann, Gesch. d. Völkerw. I, 228 f., 248, der die Goten des Radagais mit den Ostrogoten Pannoniens für identisch hält; Wietersheim-Dahn, Gesch. d. Völkerw. II, 135: Radagais „möglicherweise ein Ostgote". L. Schmidt, Gesch. d. deutschen Stämme I, 2, S. 121, hält Radagais und dessen Scharen für Ostrogoten, weil „größere Massen von den Westgoten jenseits der Donau nicht mehr vorhanden waren".

Digitized by Google

in Dazien nach 376 zurückgebliebenen Wiſigoten und, wenn nicht ſelbſt der Nebenbuhler und Verdränger Athanarichs, jedenfalls ein Nachfolger desſelben.

Mit dem Abzug der zweiten wiſigotiſchen Volkshälfte unter Radagais aus Dazien im Jahre 400 geht die Gotengeſchichte auf dem Boden Rumäniens zu Ende. An ihrer Stelle trat in Muntenien und Oltenien ein Völkergemiſch, und zwar: ein hunniſcher Volksſtamm, die Sadagarier, und eine Abteilung der oſtgermaniſchen Skiren. Von hier aus unternahmen dieſe beiden Stämme im Jahre 409 unter der Führung Uldins einen Streifzug nach Möſien [1]). Nach dem Sturz des Hunnenreiches (454) erhielten ſie wieder zuſammen Wohnſitze in Untermöſien [2]).

Vereinzelte gotiſche Volksteile ſind jedoch in Muntenien und beſonders in der öſtlichen Gegend dieſes Landes für immer zurückgeblieben. Darauf iſt es wohl zurückzuführen, daß der bedeutendſte Fluß hier, die Jalomita, noch zu Anfang des 7. Jahrhunderts einen germaniſchen Namen trug: Helibakia. Es iſt von ihm in dem Bericht des Theophylakt Simokatta (VI, 8, 9; VIII, 5, 6) über den byzantiniſchen Feldzug des Jahres 593 gegen die damals in dieſem Gebiet wohnenden Slawen die Rede. Daß Helibakia identiſch mit der Jalomita iſt, was man anderweit ſeit langem erkannt hat, erhellt deutlich aus dem genannten Bericht bei Theophylakt. Allein die übliche Annahme, Helibakia ſei auch etymologiſch derſelbe Name mit Jalomita und ſomit ſlawiſcher Herkunft, iſt ſicher eine irrige. Helibakia hätte im Rumäniſchen keinesfalls Jalomita ergeben. In der Tat läßt ſich Helibakia aus dem Slawiſchen nicht erklären, und ebenſowenig aus dem Dakiſchen. Der einheimiſche Name dieſes Fluſſes war nach Herodot IV, 48: Naparis. Zieht man aber die germaniſchen Flußbenennungen in Betracht, ſo wird man das germaniſche Gepräge des Namens Helibakia leicht erkennen. Der Name iſt offenbar ein zuſammengeſetzter. Das zweite Glied -bakia iſt gerade das germaniſche Wort für Fluß oder Bach, und zwar die Grundform von anord. bekk-r, aſächſ. beki, angls. bece, ahd. bah, nhd. Bach. Im erſten Teil enthält Helibakia den Namen der gerade am Unterlauf der Jalomita gelegenen gotiſchen Hauptſtadt: Helis, wo Lyſimachos von dem gotiſchen König Dromihätes bewirtet wurde. Die Goten nannten alſo hier den Fluß nach dem heimiſchen Namen der Stadt, wie man vom Kantonfluſſe, vom Rio de Bogotá, von Rîul Bîrlad (dieſer in Rumänien) uſw. ſpricht. Im allgemeinen iſt der Vorgang ein umgekehrter: die Flußnamen ſind es, aus denen die Stadtnamen hervorwachſen.

Gotiſche Ortsnamen, die ſich hier bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ſind die oben erwähnten: Goteș, Gotanul, und Golta. Zu dieſen

[1]) Zuſammen mit ihnen werden auch einheimiſche Karpodaken erwähnt: Zoſimus 4, 34.

[2]) Jordanes, Get. L, 265, 266. — Vgl. meine „Gepiden“ I, S. 68.

Digitized by Google

gesellt sich noch Sabar, der Name eines Nebenflusses des Arges. Der Name Sabar setzt eine Grundform *Sabbariu, mit intervokalem Doppelkonsonant, voraus; *Sabariu mit einfachem intervokalen b hätte *Sar ergeben; vgl. lat. caballus > rum. cal „Pferd". Die vorauszusetzende Lautform *Sabbariu deckt sich nun genau mit mitteldeutsch und niederdeutsch sabber „schmutzige Flüssigkeit", henneberg. (mit hochdeutschem Lautstand) sapper „schmutzige Flüssigkeit", Weiterbildung zu schwed. dial. sabb „Schmutz, feuchte Unreinigkeit", niederdeutsch sabbe „Geifer", norw. dial. sabba „im Schlamm watten", norw. dial. sabba „beschmutzen". Niederdeutsch sabber würde im Altsächsischen, wenn es belegt wäre, *sabbari, got. *sabbareis lauten.

Wann die in Muntenien zurückgebliebenen Gotenreste ihre germanische Nationalität eingebüßt haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Sicher ist nur, daß die Rumänen die erwähnten gotischen Ortsnamen nicht etwa durch slawische Vermittlung, sondern unmittelbar von den Goten bekommen haben. Gegen die Annahme slawischer Vermittlung spricht nämlich der Lautstand, denn alsdann würde beispielsweise Sabar unbedingt *Sobar, Golta etwa *Gîlta, der Wortstamm Got in Got-eș und Got-an *Gît lauten[1]).

Das ist ein sicheres Zeugnis dafür, daß zur Zeit der allmählichen Besiedelung Munteniens während des 11., 12. und 13. Jahrhunderts durch siebenbürgische und olteniſche auswandernde Rumänen die gotische Sprache hier noch nicht verklungen war. Die Lautgestalt Gotan enthält nicht etwa das slawische Suffix an, wie man annehmen möchte, sondern sie geht unmittelbar auf die schwache Form des Gotennamens selbst zurück: bibelgot. Guta Akk. Gutan, Nom. Pl. Gutans, angls. Gotan. Der Selbstlaut a vor n blieb hier unverändert, da damals der rumänische Lautwandel an > în seit langen abgeschlossen war. Gutan beziehungsweise Gotan mußte also im rumänischen Gotan ergeben, wie der gleichzeitig aufgenommene komanische Volksname Coman ergeben hat. Der Annahme, daß die Goten in Muntenien ihre Sprache noch einige Zeit über das 12. und 13. Jahrhundert hinaus bewahrt haben, steht nichts im Wege. Daß dies aber auch im 17. Jahrhundert der Fall war, wie eine aus dem Jahre 1698 stammende Nachricht besagt[2]), ist völlig unglaubhaft. Nicht minder verdächtig ist eine andere Mitteilung, welche den Fortbestand der Goten in der Gegend um Silistria noch im 18. Jahrhundert

[1]) Vgl. über den letzten Namen meine Schrift: Die Gepiden I, S. 192.

[2]) Olof Rudbeck, Atlanticae seu Manheimii pars tertia, Upsalae 1698, S. 20: Quid quod in plurimis Valachiae locis, Gothica nostra lingua cum Runis Ulphilanis a majoribus nostris relicta adhuc superest. Cujus rei, tum a quodam de Valachia ad Regem nostrum Legato, quem ex Ulfila ipse recitantem audivi, tum a nonnullis Hungaris, Johanne cive Papense et Michaële Presburgense certior sum factus. Vgl. dazu R. Loewe, Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Halle 1896, S. 256.

Digitized by Google

behauptet [1]). Beſſer überliefert iſt nur die Tatſache, daß in der Gegend von Konſtanza (Tomi) am Schwarzen Meere noch im 9. Jahrhundert gotiſch gepredigt wurde [2]). Im Zuſammenhang damit halte ich die Perſonennamen Atala und Tziuk auf einer in Konſtanza aufgefundenen griechiſchen Inſchrift für gotiſch: *ἐντα κῖτε Ἀταλα υἱὸς Τζειουκ* . . . Ein Kreuz daneben zeugt dafür, daß wenigſtens Atala ein Chriſt war. Die Inſchrift iſt zuerſt von V. Pârvan [3]), der ſie auf das 6. Jahrhundert datiert, veröffentlicht worden. Atala iſt wohl identiſch mit dem gotiſchen Perſonennamen Athala, der ſonſt in Athalarik als erſter Beſtandteil vorkommt. Zahlreiche Beiſpiele für die Wiedergabe des gotiſchen þ durch lat. griech. t, τ wie Atalaricus *Ἀταλάριχος*, Atanagildus, *Φριτίγερνος* uſw. hat M. Schönfeld in ſeinem Wörterbuch der altgerm. Perſonen- und Völkernamen (Heidelberg 1911) S. XXII zuſammengeſtellt. Der zweite Name Tziuk iſt ein Kompoſitum wie burgund. Gundiuk und zeigt romaniſche Aſſibilierung des Dentals wie auch oſtgot. Batza ſtatt *Batia (Batja), Patza ſtatt *Patia uſw. Ähnlich kommt auf einer Inſchrift ebenfalls aus Konſtanza der lateiniſche Perſonenname Constantia als *Κωστανζία* vor. Tziuk ſteht alſo für Tiu-(u)ik, Tiuwik wie burgundiſch Gundiuk für Gundiuik; vgl. Gundi-vicus, Gundewic bei Forſtemann, Altdeutſches Namenbuch I, 711. Wegen der Unterdrückung des i nach u iſt unter anderen noch Amalasuntha: *Ἀμαλασοῦνθα* neben Amalasuintha zu vergleichen. Das erſte Glied in *Tiuwik gehört zu bibelgot. þius „Diener", oſtgot. -theus (vgl. Alatheus) uſw., und iſt auch ſonſt an erſter Stelle von Kompoſiten belegt, vgl. Theolarifus, Teucharius bei Schönfeld a. a. O. 227, 223. Dafür daß der Wortſtamm -wik im Gotiſchen als Namensglied geläufig war, zeugt Herdwik, der Name eines oſtgotiſchen Heerführers im 6. Jahrhundert (belegt bei Ennodius Paneg XII, 62). Eine genau datierte Inſchrift, die den gotiſchen Namen Okthibautes enthält, iſt in Tſcherven

[1]) Suhm, Historie af Danmark I, København 1782, S. 64: ja der boe endog Gother ved Silistria, i Bulgariet, hvilket sidste den afdøde Professor Thunmann i Halle har i et Brev forsikret mig. Vgl. R. Loewe, a. a. O.

[2]) Walafridus Strabo, De relus ecclesiasticis 7: — a Gothis qui et Getae, cum eo tempore, quo ad fidem Christi ..... perducti sunt, in Graecorum provinciis commorantes nostrum, id est Theotiscum sermonem habuerint. Et (ut historiae testantur) postmodum studiosi illius gentis divinos libros in suae locutionis proprietatem transtulerint, quorum adhuc monumenta apud nonulles habentur. Et fidelium fratrum relatione didicimus, apud quosdam Scytharum gentes, maxime Tomitanos locutione divina hactenus recitari officia. Die Nachricht fällt in die Zeit zwiſchen 826, in welchem Jahre Walafrid in das Kloſter Reichenau eingetreten war, und 849, ſeinem Todesjahr. Geboren war er etwa 808; vgl. Knöpfler in: Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 12. Bd., S. 1177/79.

[3]) Contributii epigrafice, S. 63.

Digitized by Google

in der Nähe von Rustschuk aufgefunden worden. Sie lautet: *ἀρχηδιάκονος ἐπισκόπου Νηκωλάου Ὠκθιουανύτους* . . . 6. Oktober 870. Über diesen Namen handelt E. Seemüller bei Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien (Wien 1906, 289 f.), wo die Inschrift veröffentlicht ist.

Nach dem Dargestellten umfaßt die tatsächliche Geschichte der Wandalen und der Wisigoten in Ungarn und Rumänien nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderte. Das Gebiet Bessarabiens, der Moldau und Munteniens wurde nach dem Abzug der Goten zum Aufmarschgebiet asiatischer Nomadenvölker. Die weiteren Schicksale des Landes zwischen Teiß, Olt und Karpaten gehören hingegen, soweit hier von einem germanischen Zeitalter gesprochen werden darf, zur Geschichte der Gepiden. Unsere Aufgabe endigt hier.

Digitized by Google

Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).

Von Emil Walter, Stettin.

Arkona ist uns allen in seiner Lage und Eigenart von jeher wohlvertraut, besonders aber in Pommern als landschaftliches und historisches Kleinod stets hochbewertet gewesen. So mußte denn die Kunde, daß gerade dort eine größere Ausgrabung stattfinden sollte, freudige Zustimmung und hochgespannte Erwartung erwecken. Und um eine durchaus planmäßige Ausgrabung im Sinne des neuen Ausgrabungsgesetzes handelte es sich in der Tat, als Schuchhardt mit den reichen Mitteln der Wentzel-Hackmann-Stiftung es unternahm, in die breit angelegte Untersuchung der norddeutschen Burgwälle auch Arkona einzubeziehen und dessen Erforschung geradezu als Endziel bezeichnete. Und schwerwiegende Gründe rechtfertigen diese Absicht. Zunächst hebt es sich aus der großen Fülle namenloser vorgeschichtlicher Bauwerke bedeutend dadurch heraus, daß der Name Arkona seit der ersten Erwähnung durch die Jahrhunderte unbezweifelt an derselben Stelle haften geblieben ist und die Lage nicht erst, wie z. B. bei Rethra, unter allerlei Widersprüchen festzustellen ist. Ferner bietet es den Vorteil völlig unberührten Bodens, da nachweislich kein nachslawisches Gebäude darauf errichtet ist und eine Grabung somit die denkbar klarsten Ergebnisse liefern muß. Sind dies schon anderswo selten so günstig liegende Bodenverhältnisse, so weiß man nicht nur, daß es sich hier um eine wichtige Tempelfeste und vielumstrittene Wehranlage handelt, während sonst die Bestimmung eines Walles oft erst zu ermitteln bleibt, sondern wir besitzen obendrein eine unvergleichlich genaue Beschreibung des Tempels und der Befestigungsart. Endlich bildet die gleichfalls von einem Augenzeugen herrührende Erzählung seiner Eroberung am 15. Juni 1168 zugleich die sicherste Gewähr zur Beurteilung der letzten slawischen wie der ältesten christlich-historischen Zustände: Arkonas Fall bedeutet das Ende der deutschen Vorgeschichte überhaupt. Dies alles dürfte genügen, um die Wichtigkeit einer Untersuchung auf Arkona gebührend zu beleuchten, und es wäre wunderbar, wenn die pommersche Altertumsforschung nicht auch schon hier tätig gewesen wäre. In Wirklichkeit liegen zahlreiche Beobachtungen

Digitized by Google

vor, auch ist dort schon wiederholt gegraben worden, besonders war die von einer Kgl. Kommission 1868 vorgenommene Untersuchung durch den Bericht im 24. Bande der „Baltischen Studien" berühmt geworden, aber alles entsprach doch den heutigen Anforderungen der Wissenschaft noch keineswegs, das letzte Wort sollte jetzt erst gesprochen werden.

Der Kenner Rügens weiß, daß unter den einzelnen Teilen der Insel die Halbinsel Wittow gegenüber den Halbinseln Jasmund und Mönchgut zurückstehen muß durch völligen Mangel an Wald und eine gewisse Einförmigkeit, doch aber macht das nördliche Kap Arkona auf jeden Besucher einen tiefen Eindruck, mag man sich von der See aus dem trutzigen Felsen nähern oder vom letzten Dörfchen Putgarten (wendisch = „vor der Burg") den Hohlweg emporsteigen. Von beiden Seiten gewahrt man bald, daß die von Natur günstigste Stelle künstlich in eine starke Feste umgewandelt ist, indem man das vorspringende Dreieck in der Weise ganz vom Festlande abschnürte, daß man im Westen einen gewaltigen Erdwall von Küste zu Küste zog, an den anderen Seiten aber durch steile Küstenabstürze hinlänglich gesichert zu sein glaubte. Die Länge des halbmondförmigen Walles beträgt heute noch gegen 200 Meter, die Höhe wechselt außen und innen zwischen 10 und 15 Metern, der Absturz der ungeschützten Seiten zur See beträgt über 40 Meter, und auf halber Höhe ist eine Quelle zu erreichen. Wäre nun auch der Name in der Überlieferung wie bei andern Burgwällen verschollen, an diesem örtlichen Befunde schon müßte sich erweisen, daß die erwähnte Beschreibung durchaus zutreffend ist. Außer allgemeinen Bemerkungen anderer Schriftsteller hat uns nämlich der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus einen unschätzbaren Dienst damit erwiesen, daß er die Erzählung von jener Belagerung mit einer ausführlichen Schilderung der Örtlichkeit beginnt und dabei ausführt, daß auf drei Seiten die natürlichen Steilhänge genügende Sicherheit boten, da kein Geschützpfeil die Höhe erreichte, während im Westen ein Wall von 50 Ellen Höhe die Burg deckte, die im Norden von einem Quell in halber Höhe des Absturzes mit Wasser versorgt wurde. Bisher war nichts zu untersuchen und festzustellen, was nicht auch jene Beschreibung enthalten hätte, nur der Erdwall bietet heute einen abweichenden Anblick. Er zeigt keine gerade, sondern eine wellenförmige Oberkante, über deren Entstehung schon verschiedene Vermutungen geäußert sind, doch dürfte Saxo hier Aufklärung bringen mit seiner Nachricht, daß der Erdwall oben mit Holzbauten besetzt war, die bei der Belagerung in Flammen aufgingen und somit Lücken zwischen den Erdaufwürfen verursachen mußten, die durch spätere Nachgrabungen vergrößert sind. Die Untersuchung soll hier noch fortgesetzt werden, vorläufig schien an der Oberkante schon eine Reihe von Fundamentsteinen für Pallisaden oder Turmpfosten erkennbar zu sein; nach dem Bericht der Kommission von 1868 hatte Sock schon Überbleibsel von Pfahl- und Plankenwerk, sie selbst an den Wallenden Holzteile und Kohlen gefunden.

Digitized by Google

Die Innenfläche mußte natürlich für die Untersuchung ungleich wichtiger sein, es ist ein idealer Ausgrabungsplatz: jeden Morgen lag er, wenn wir von der $^1/_4$ Stunde entfernten Häusergruppe des Leuchtturms herüberkamen, in hellster Augustsonne und frischer Seebrise verheißungsvoll vor uns ausgebreitet, die sanftgeneigte Fläche, teils Weideland mit kurzem Graswuchs, teils abgeerntetes Ackerfeld, barg bei ihrer Größe von über 1300 Quadratruten noch immer das auch 1868 nicht gelöste Rätsel, ob und wo wohl noch etwas von dem bei Saxo geschilderten Tempel zu finden sei: Die Kommission hatte damals nur auf einer viereckigen Ackerfläche in der Mitte die Tempelstätte annehmen zu können geglaubt, Hausreste oder besondere Altertümer nicht gefunden. Hier mußte also mit Geduld vorgegangen werden, und nicht in der Weise, in wenig Stunden hier und da bloß eine Grube auszuheben; vielmehr wurde die ganze Fläche noch einmal aufs genaueste eingemessen, wobei Schuchhardt durch die reiche Erfahrung Koldeweys aufs beste unterstützt wurde und einen Plan erhielt, der den von 1868 (Balt. Stud. 24, Taf. VII) in jeder Beziehung übertraf (Sitzungsber. d. preuß. Akad. 1921, 767). In diesen wurden alle Einzelheiten der Grabung eingetragen, bei der man sich zu einem System durchlaufender Versuchsgräben entschloß, und zwar der dreieckigen Grundform des Geländes entsprechend vom Fuß des Westwalles aus in mehr radialer Richtung zum Ostkap. Lange wollte sich aber gerade in der Mitte nichts als natürlicher Boden ohne Kulturschicht zeigen, dann färbte sich die Erde allmählich nach der Mulde an der Innenseite des Walles zu dunkler und enthielt Knochen, slawische Scherben und Eisenmesser, eine herdförmige Steinpackung und in Vierecken liegende flache Steine, die dicht beisammen stehenden Holzbauten als Fundamente gedient haben mochten. Gegen diesen Befund im dritten und namentlich im schmalern Nordgraben schien sich jedoch im 2 m breiten Mittelgraben, der genau westöstlich gezogen wurde, durchaus nichts Ähnliches ergeben zu sollen, statt dessen überraschte jedoch schließlich, als man sich schon etwas enttäuscht der höchsten Absturzstelle bedenklich näherte, eine völlig anders geartete Steinpackung, die rechtwinklig sich quer vorlagerte. Diese ließ sich nun genau 20 m lang genau südnördlich aufdecken und bog dann mit größeren Ecksteinen rechtwinklig nach Osten um, überall 2 m breit in mehreren Lagen aus Granit- und Flintsteinen hergestellt.

Ohne Zweifel war dies das Fundament eines wichtigen Gebäudes, aber wie erklärte sich der leere Raum zwischen ihm und den leichter gebauten Häusern tiefer nach dem Wall zu? Hatte Saxo nur in dem einen Punkte versagt, daß er die Lage des Tempels nur allgemein in die Mitte der Fläche versetzte, so half doch seine übrige Darstellung hier trefflich weiter; er schildert nicht nur den weitberühmten Tempel des rügischen Hauptgottes Swantewit, sondern auch seine Umgebung. Er war aus Holz aufgeführt, kunstvoll geschnitzt und erhob sich zu einer rotgefärbten Kuppel, hatte nur einen Eingang

Digitized by Google

und durfte nur vom Priester betreten werden; aber bei der Hauptfeier des Erntefestes lagerten die weither gekommenen Festteilnehmer schon vorher um das Heiligtum und ließen sich am Haupttage den Willen der Gottheit erklären, deren Fest mit Opfern und reichen Schmausereien begangen wurde. So war denn wieder klar, daß sich diese Szene des vorgeschichtlichen Lebens der Wendenzeit an dieser Stelle abgespielt haben mußte. Ausgezeichnet war sie gewählt: wenn am Festmorgen die Sonne hinter dem Tempel dem Meere entstieg und die rote Kuppel erglühen ließ, stand der Priester vor der Front und schaute, wie uns der Augenschein jetzt wieder an klaren Erntetagen bewies, weit hinaus über Wittow und Tromper Wiek, und das gläubige Volk lauschte dicht gedrängt seinen Worten. Es konnte nur das Fundament der Tempelfront sein, das wir gefunden hatten; die Holzkonstruktion selbst war ja in Flammen aufgegangen und der Tempelschatz davongeführt worden, so daß weiter nichts zu finden war. Aber gerade der leere Zwischenraum erklärte sich nun bestens, es war der weite Festplatz für die fremden Gäste, auf der Höhe um das Heiligtum waren offenbar keine Privatbauten gestattet, die sich nur unten am Wall zusammendrängten. Viele namenlose Burgwälle hatte man bisher bald als gelegentliche Refugien, bald als Festen an Stammesgrenzen ansehen wollen, hier bedarf es keiner bestreitbaren Hypothese mehr, hier ist zum erstenmal ein befestigtes Nationalheiligtum der Slawenzeit mit voller Sicherheit erschlossen und die Raumeinteilung der ganzen Burgfläche auf dem Plane S. 768 der Sitzungsberichte gegeben.

Ohne Zweifel wäre mit dieser Feststellung schon viel gewonnen, aber noch blieb eine weitere Angabe von ihm zu prüfen, und hier konnte es wohl zweifelhaft sein, ob ein Nachweis überhaupt noch möglich wäre. Saxo fährt nämlich fort, es wäre im Innern dieses wandumschlossenen Tempels noch ein Allerheiligstes durch ausgespannte Purpurvorhänge zwischen 4 Holzpfosten abgetrennt gewesen, und erst in diesem Raume hätte das riesige Holzbild des Swantewit mit 4 Köpfen und einem Trinkhorn in der Rechten gestanden. Alles also aus vergänglichen Stoffen hergestellte Einzelheiten, und von dem Eifer der christlichen Bekehrer sicherlich am gründlichsten zerstört; leider ist außerdem im Laufe der Jahrhunderte gerade die Nordostecke des Tempelraums bereits ins Meer abgestürzt — trotzdem wurde mit begreiflicher Spannung nun auch innerhalb der Fundamente weiter gesucht. Und genau $6\frac{1}{2}$ m von den äußeren Tempelwänden waren noch 3 isolierte Steinfundamente vorhanden, die sich leicht zu dem quadratischen, auf 4 Pfeilern ruhenden Innenraum ergänzen ließen, und so konnte vielleicht auch noch eine Spur von dem Götterbilde ermittelt werden. Fand sich nun auch nichts im Schnittpunkt der Diagonalen, so war dafür dicht an der errechneten Linie der Hinterwand zwischen besonders großen Findlingsblöcken der Raum für einen tief eingetriebenen starken Pfosten erkenntlich, es konnte nur die Stelle des Swantewitbildes sein, das nach Saxo so tief in der Erde steckte, daß die Eroberer es

Digitized by Google

nicht umzustürzen vermochten, sondern an den Knöcheln durchhauen mußten. Das wird heute durch diese gewaltige Steinpackung erklärlich, und wenn die Aufstellung nahe der Hinterwand aus ästhetischen Gründen nur Anerkennung verdient, so erläutert sie zugleich die Stelle des Berichts, nach der der umstürzende Koloß die Hinterwand durchschlug. Da wir nun die Maße der Entfernung kennen und erfahren, daß ein ähnliches Götterbild des siebenköpfigen Rugiäwit im Burgwall zu Garz so groß war, daß der streitbare Bischof Absalom sich auf die Fußspitzen stellen mußte, um mit der Streitaxt kaum das Kinn zu erreichen, so dürfte das Swantewitbild auf Arkona wohl 9 m hoch gewesen sein. Das alles sind doch gewiß bedeutsame Erweiterungen unserer Kenntnis der wendischen Zustände, und die jetzige Ausgrabung hat alle früheren durch planvollere Benutzung der vorhandenen Notizen und größere Ausdauer übertroffen; schließlich aber konnte doch niemand ahnen, daß die wichtigste Stelle der Feste gerade in diesem Jahre noch festgestellt werden konnte und die Vornahme der Ausgrabung bei diesem Zustande des Geländes als äußerster Glückszufall betrachtet werden mußte. Alljährlich stürzen regelmäßig gerade am Rande Teile der Oberfläche ab, und so ist die Möglichkeit schon unwiderbringlich verloren, die einstige Entfernung des Tempels vom Felsabhang zu bestimmen, schon sind auch Hinterwand und nordöstlicher Pfeiler versunken, und in Kürze werden auch die gewaltigen Stützblöcke des Swantewitbildes donnernd zum Strande abrollen. Aber es muß als ganz besonderes Glück angesehen werden, daß die Untersuchung gerade in letzter Stunde noch einmal zugriff und diese Messungen nicht ohne Gefahr für die Wissenschaft verewigte.

Hiermit wäre eigentlich die Hauptaufgabe gelöst gewesen, denn die Frage, woher die Slawen wohl diesen quadratischen Tempelgrundriß genommen, konnte an diesem einzelnen Beispiel nicht schon beantwortet werden, was aber am Ende der slawischen Zeit erreicht war in Großzügigkeit der Anlage, das war im Innern des Burgraums meßbar zutage getreten, so daß sich das Kulturbild von der weitreichenden Macht des Priesters, vom Ansehen und der Einträglichkeit seines Orakels und von der allgemeinen Beliebtheit des herbstlichen Opferfestes aus den Geschichtsbüchern hier treffend beleben konnte. Daß ihm ständig 300 berittene Tempeldiener zur Verfügung gestanden, läßt einen Schluß auf die Besatzung zu, die im Garzer Burgwall auf 6000 angegeben ist, und ebendaher können wir für Arkona die Privatgebäude am Wall ergänzen, die dort dreistockig, unsauber und feuergefährlich geschildert sind. Darum genügten kleinere Gräben hier und da, um die Kulturschicht mit ihren sattsam bekannten slawischen Einschlüssen zu zeigen, zeitlich jedoch waren die Scherben hier zumeist spätslawisch gerillt, während nach dem Tempel zu die früheren mit Wellenlinien überwogen. Natürlich aber waren gerade Scherben auch schon von allen früheren Besuchern gesammelt worden.

Digitized by Google

Schließlich lohnte es sich, das Kulturbild an der Grenzscheide der Vorgeschichte noch durch einen Blick auf den Schlußkampf des Heidentums und die Anfänge der Christianisierung zu vervollständigen. Noch heute hat der Wall wie damals nur einen Eingang im Nordosten, ja er zeigt sogar noch den rampenartigen Erdaufwurf, der nach Saxo einem beherzten Krieger des Dänenheeres Gelegenheit bot, den Torturm zuerst in Brand zu stecken. Damit war das Schicksal dieser wie aller Festen mit hölzernem Oberbau entschieden, aber der Endkampf bot ein der weltgeschichtlichen Bedeutung des Augenblicks entsprechendes vielgestaltiges Bild: König Waldemar betrachtete von einem Sessel vor seinem Lager aus, wie sich Dänen, Obotriten, Pommern und Hilfsvölker Heinrichs des Löwen wetteifernd im Angriff auszuzeichnen bemühten, während die wendischen Verteidiger nach zähe ertragener Belagerung todesmutig ausharrten und viele von ihnen lieber in den Flammen enden als den Untergang ihrer Religion und Freiheit überleben wollten. Schließlich kam eine Kapitulation zustande, die persönlich glimpfliche Bedingungen, aber die völlige Aufgabe des Heidentums forderte, und nun folgte die schon erwähnte Öffnung und Zerstörung des Tempels, Sturz und Herausschleppung des Götzenbildes, das bestaunt, verspottet und von den Troßbuben zu Brennholz zerschlagen wurde.

Die Annahme des Christentums vollzog sich still und ohne Gewaltmaßregeln, natürlich verlor Arkona nun seine Bedeutung ganz, in Altenkirchen wurde die erste christliche Kirche errichtet, in deren Vorraum ein rohes Steinbild in wendischer Tracht mit einem Trinkhorn liegend eingemauert ist (Balt. Stud. 31, 220). Landschaft, Lage und Umstände haben schon immer an einen Zusammenhang mit Swantewit auf Arkona denken lassen, und die neuerdings vorgeschlagene andere Erklärung (Pommersche Jahrb. XIX 30) scheint weniger begründet. Jedenfalls nahm man jetzt mit Recht einen Abklatsch des Altenkirchener Steins samt den Funden aus Arkona in das Berliner Museum mit.

Wie hier das Slawentum anfangs im Christentum noch nachwirkte, so weisen auch die Verkehrswege Rügens bis auf die wendischen Verhältnisse zurück. Südlich von Arkona bildete das Fischerdorf Vitte den Anlegeplatz für Fremde und die Hauptstelle für den herbstlichen Fischmarkt; es muß damit zusammenhängen, daß auch später noch zwei Hauptverkehrsstraßen von hier aus um ganz Rügen herumführten, um sich erst dicht vor Altefähr wieder zu vereinigen (Balt. Stud. N. F. 14, 48).

Nun liegt Arkona einsam und verlassen, nur die Volkssage weiß etwa noch von geheimnisvollen weißen Rossen und vom Wafeln einer im Meer versunkenen großen Stadt zu melden, aber mag auch, was Menschen dort einst gebaut, langsam und unrettbar vom ewigen Meer verschlungen werden, Geschichtsschreibung und Forschung werden es nimmer in Vergessenheit geraten lassen, das lichtumstrahlte trutzige Arkona.

Digitized by Google

Zum Begräbnis im Haus.

Von Dr. Jörg Lechler, Berlin.

Der spätmittelalterliche Schnitzaltar hat sich aus dem Heiligensarkophag entwickelt. Der Heiligenschrein hat die Gestalt eines Hauses, und zwar eines Gotteshauses, einer Kirche; oft sind deutlich deren Langhaus und Querschiff unterschieden. Diese typologische Entwicklung vom Heiligenschrein zum Schnitzaltar, bei der Anfangs- und Endglied nur noch so geringe Ähnlichkeit haben, ging folgendermaßen vor sich. In der frühchristlichen Zeit war der Altar Opfertisch (mensa) und Grabstätte zugleich. Es bestand der Wunsch, die unter dem Altar ruhenden Gebeine der Märtyrer oder Heiligen den Gläubigen zugänglich zu machen; so entstand die Krypta. So wurde dann der Heilige in einem freistehenden Sarg, dem „Heiligenschrein", an der Stelle unter dem Altar beigesetzt. Zu gewissen Gottesdiensten wurde späterhin der Schrein auf den Altar der Oberkirche gesetzt. Der Heiligenkult änderte sich im Verlaufe des 12. Jahrhunderts. Der anfangs vorübergehende Standort auf oder unmittelbar hinter dem Altar wurde zum dauernden, die Krypten verschwanden. Da der Schrein in den Prozessionen nicht mehr herumgetragen wurde, sondern dauernd an seinem Platze, vor einer Wand, feststand, war es auch nicht mehr nötig, den Schrein im ganzen auszuführen. Man machte, des kostbaren Materials wegen, nur noch dessen Schauseite. Diese Schauseiten wurden auch fernerhin auf den Altären beibehalten, nachdem man die Särge der Heiligen an anderer Stelle — wieder eine Folge des veränderten Kultes — aufgestellt hatte. Schließlich wurden die bis dahin nebensächlichen, dekorativen Füllfiguren in den Arkadenbögen der Schauseiten die Hauptsache; es kommt der spätmittelalterliche Schnitzaltar zustande, bei dem nur noch die architektonische Umrahmung mit gotischen Fialen und Maßwerk die letzten typologischen Überbleibsel der ursprünglichen Ausgangsform sind.

Diese Heiligenschreine nun führen sich auf antike, heidnische Sarkophagformen zurück, welche die Gestalt eines Hauses hatten, und zwar auch hier wieder eines Gotteshauses, eines Tempels. Die Sarkophage in Tempelform

Digitized by Google

lassen sich in Kleinasien weiter zurückverfolgen. Sie leiten sich typologisch aus den Felsgräbern ab, die etwas vor 1000 v. Chr. in Gebrauch gekommen sind. Diese Felsgräber ahmen sämtlich hölzerne Hausfassaden nach. Die Felsgräber, die naturgemäß nur eine Schauseite haben konnten, lösten sich in der Folge vom Felsen los, d. h. sie wurden kubisch aus vorspringenden Felsmassen allseitig herausgeschlagen und bildeten sozusagen dann ein Mausoleum in Hausform; später wurden sie einfach aus Quadern hausmäßig gebaut (z. B. Cyrusgrab). Der Giebel dieser Gräber zeigt, daß es sich auch hier um Tempel handelt, denn der Giebel hat im Mittelmeerkreis ausgesprochen sakrale Bedeutung, wie auch aus vielen antiken Schriftstellerstellen klar hervorgeht. Außerdem sind die Felsgräber in ihrer Form die unmittelbaren Vorstufen zu dem griechischen Antentempel, auch die Darstellung des Tempels von Musasir (erbaut um 850 v. Chr.) gleicht völlig der Fassade der Felsgräber. Die Etrusker bringen diese Felsgräberfassaden nach Italien mit, hier ist die Hausidee bei allen verschiedenen Grabformen besonders deutlich. Die meisten Sarkophage des Altertums waren aus Holz; wir müssen bei allen Begräbnissen hölzerne Särge voraussetzen. Wo sich die Spuren erhielten, hatten diese Giebeldächer. Die in der christlichen Zeit auftauchende Beziehung des Altars zum Grab findet sich auch schon in den Jahrhunderten v. Chr., wie die Gruppe der Sarkophage in Altarform deutlich zeigt.

Diese Gesichtspunkte lehren uns auch die Streitfragen verstehen, ob die Naweta Heiligtümer, Häuser oder Gräber sind, derselbe Streit, der auch hinsichtlich der Nuraghen besteht. In Kleinasien, Syrien sind die Türme Grabtürme, diese stehen mit den Nuraghen Sardiniens usw. in Zusammenhang. Dort läßt sich wiederum sicher nachweisen, daß die Nuraghen Heiligtümer waren (auch die Streitfrage bezüglich der Stonehenge erfährt durch diese Ausführung eine Beleuchtung). Andere Grabformen stellen sicher gleichfalls Häuser dar, so die Tholosbauten, deren bekannteste das Schatzhaus des Atreus ist. Diese Grabform findet sich auch im Norden, nämlich in Irland. Ferner sind die Megalithgräber Europas mehrfach in Zusammenhang mit Hausformen gebracht worden (Montelius). Wie aus dem Vorhergehenden sich zeigt, muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden. Daß hinsichtlich der in Frage stehenden Grabidee Norden und Süden völlig gleich eingestellt sind, lehren auch die Hausurnen. Die Hausurnen, die zu verschiedenen Zeiten auftauchen (Italien: Bronzezeit — Eisenzeit, Kreta: Frühe Bronzezeit, Thrakien: Steinzeit, Cypern: vor 1000 v. Chr., Kappadocien: 2. Jahrt., Böhmen, Mähren Ende der Steinzeit; Norddeutschland, Skandinavien: Bronzezeit — Eisenzeit) sprechen gleichfalls dafür, wie lebendig die Hausidee in den verschiedenen Gegenden stets gewesen ist. Bei allen Grabformen muß daher immer an die Beziehung zum Haus gedacht werden, was viel zu wenig beachtet wird. Die Formen, in denen die Hausidee zum Ausdruck gebracht wurde, lassen sich in eine typologische Reihe bringen:

Digitized by Google

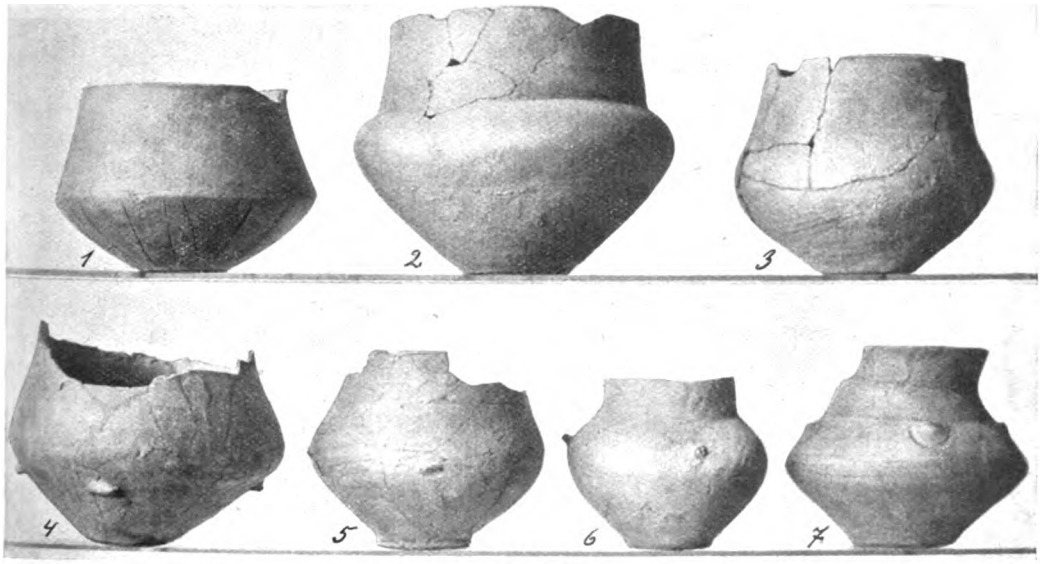
1. Unmittelbare Bestattung im Haus. So in der Steinzeit z. B. Michelsbergergruppe, spiralkeramische Kultur; in manchen Ländern geht dieser Brauch durch alle Zeiten, z. B. Mesopotamien.
2. Der Außenbau des Grabes bekommt Hausform (vgl. oben).
3. Der Außenbau des Grabes ist Schutzhülle eines darin liegenden Holzbaues, dessen Form die eines Hauses ist (z. B. Nienstedt, Leubingen, Helmsdorf, Willingen).
4. Der Sarg erhält die Hausform, nicht das Grab oder ein Teil des Grabbaues (vgl. oben).
5. Beim Übergang zum Leichenbrand erhält die Grabumhüllung Hausform. Sie ist auch oft aus Holz (z. B. Etrurien) oder das Gefäß selbst drückt die Hausidee aus.

Daß wir in die Gruppe 3. und 4. fast sämtliche Gräber rechnen müssen, ist klar, da die neueren Grabungen immer mehr ergeben, daß in den meisten Gräbern ursprünglich Holzumhüllungen vorhanden waren, neben der äußeren Steinhülle. Diese Holzhüllen werden wahrscheinlich in einfacher Weise (Giebeldach) die Hausidee symbolisiert haben. Daß auch bei Gräbern ohne Holzeinbauten, den einfachen Steinkisten, immer mit an das Haus gedacht worden ist, zeigt z. B. das Merseburger Grab der jüngeren Steinzeit, dessen Wandzeichnungen mit Teppichen behängte Hauswände darstellen. Eine zeitliche Folge besteht zwischen den einzelnen typologischen Gliedern nicht, mit Ausnahme von 1., das wohl die Ursprungsform ist. Die typologischen Glieder sind mehr von der sozialen Schichtung abhängig. Gruppe 2 ist ausgesprochen Fürsten vorbehalten, wie das ja auch heutzutage noch der Fall ist, ebenso 3.

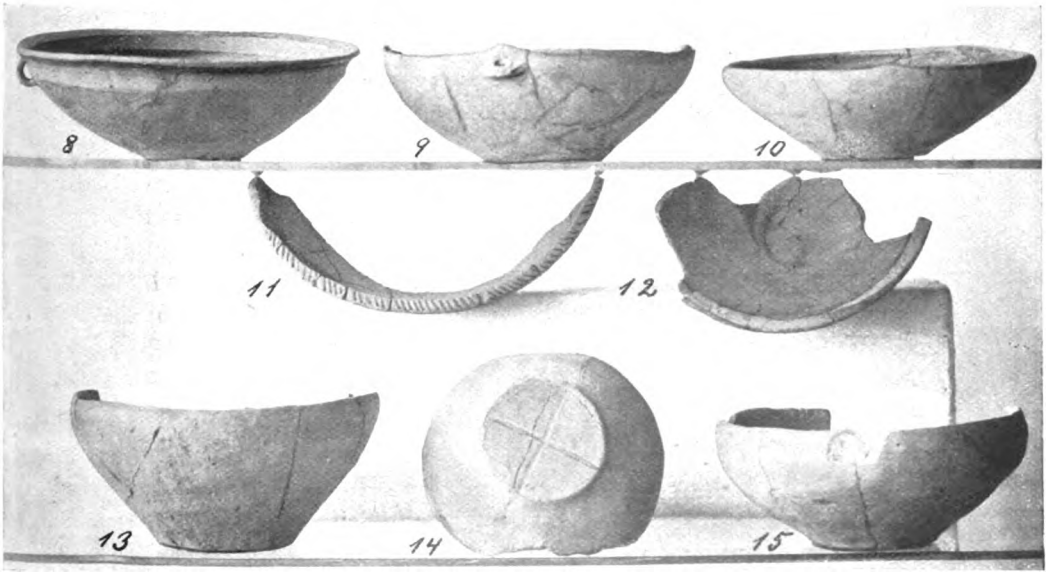
Die besprochene Frage erweist sich als eine kulturell höchst interessante, greifen doch die bekanntesten Mausoleen der Neuzeit auf antike Vorbilder zurück (z. B. Schinkels Mausoleum der Königin Luise in Form eines Antentempels) und bilden andererseits manche modernen Friedhöfe das Bild einer Stadt von unzähligen Häusern (z. B. Buenos Aires).

Nach dem oben Gesagten wird man die Tatsache, daß im Mittelalter viele Gräber innerhalb der Kirche liegen, mit anderen Augen ansehen. Es ist das noch sozusagen Fall 1. der typologischen Reihe. Auch die Anlage der Friedhöfe um die Kirche herum erscheint in anderem Lichte. Es ist dies gewissermaßen nur ein Notbehelf, von der sozialen Gliederung abhängig, denn der beschränkte Raum des Gottes-„Hauses" gestattete nur hochstehende dort beizusetzen, während der größte Teil der Bevölkerung sich mit der Nähe des Hauses begnügen mußte. Die Herleitung des Schnitzaltars zeigt, wie fruchtbringend die Hausidee kulturell gewesen ist, denn die reiche plastische Kunst sowohl wie die Malerei des späteren Mittelalters hat sich in erster Linie und hauptsächlich am Schnitzaltar entfaltet.

Digitized by Google



Graburnen. Etwa 1/8.

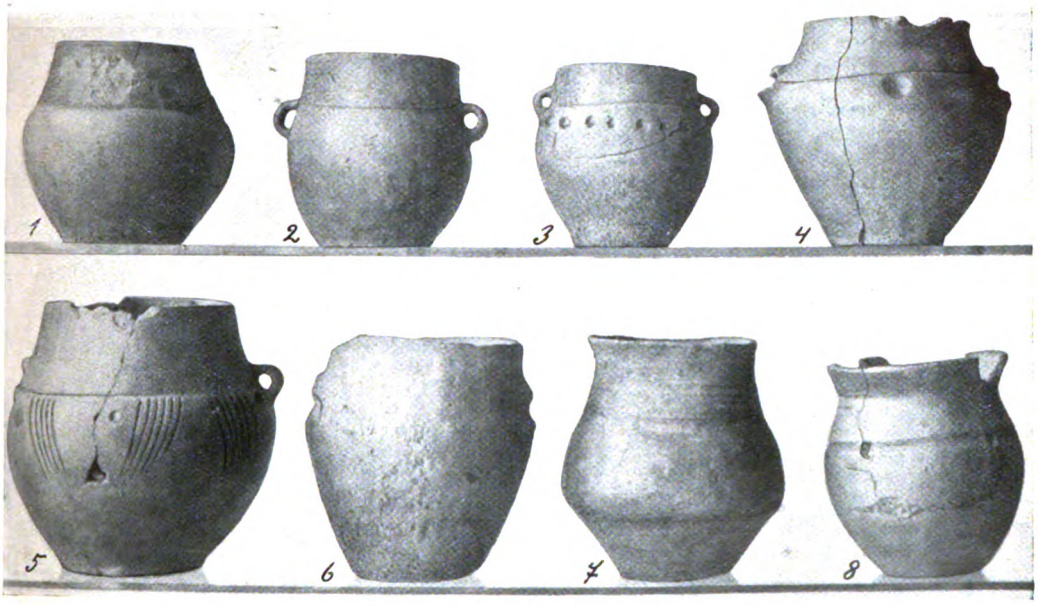


Schüsseln. 1/8.

Oswitz, Kr. Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google



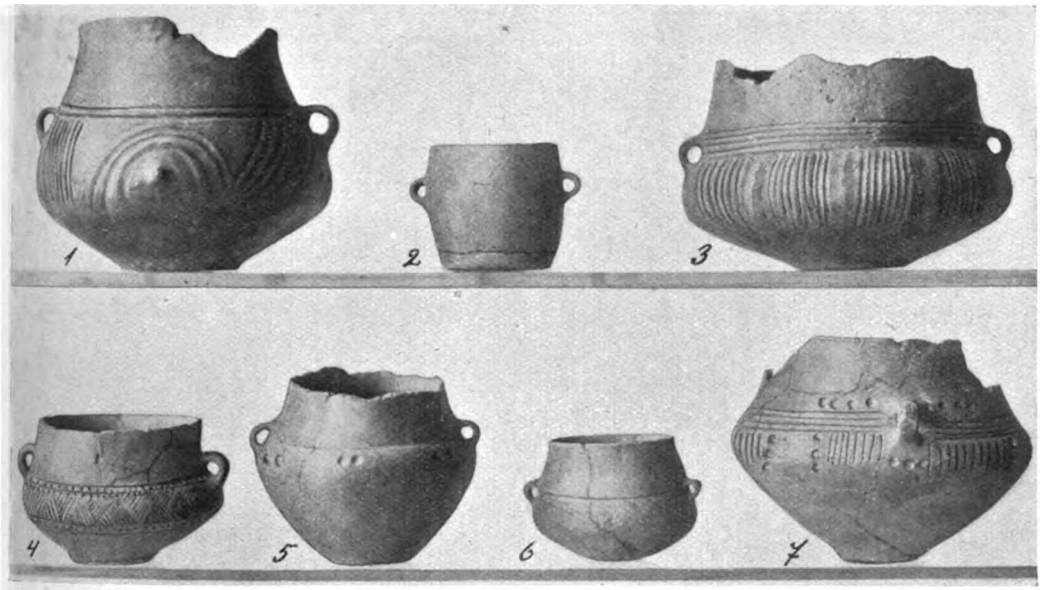
Glatte Töpfe. 1/6.

Rohe Töpfe. 1/6.

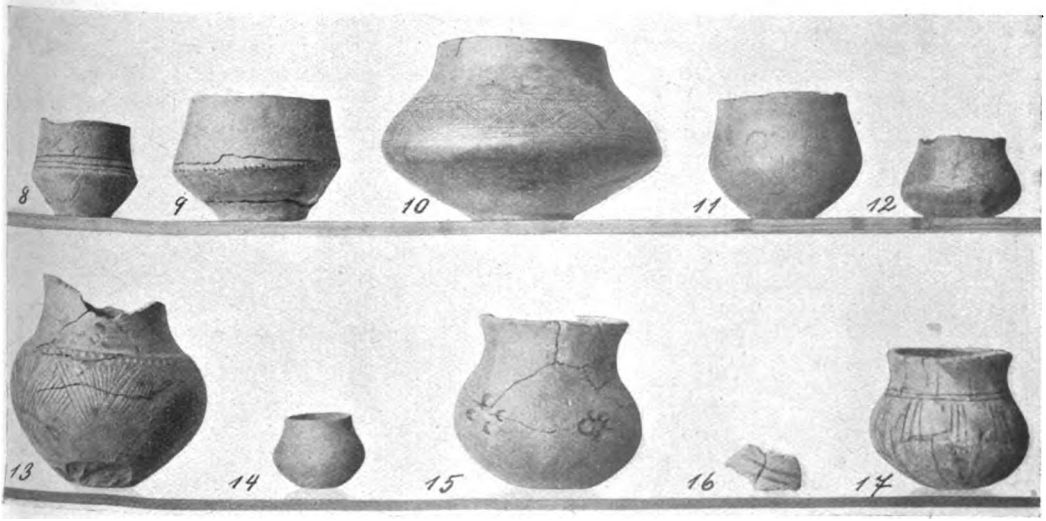
Oswitz, Kr. Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google



Zweihenklige Näpfe. 1/4.



Henkellose Näpfe. 1/5.

Oswitz, Kr. Breslau.

Digitized by Google

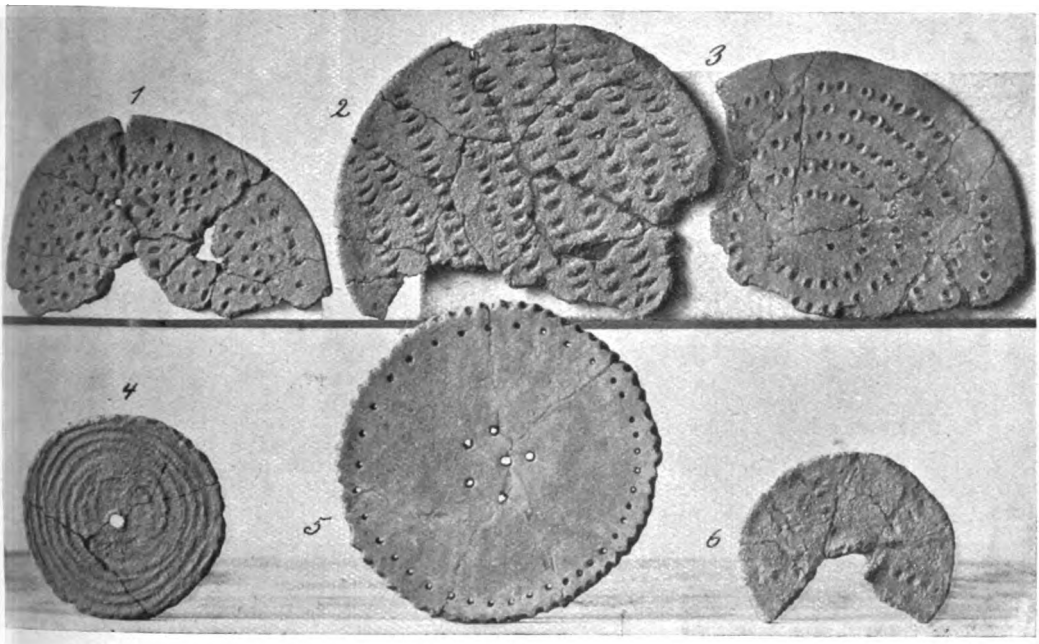
Digitized by Google

Einhenklige Näpfe. Etwa 1/5.

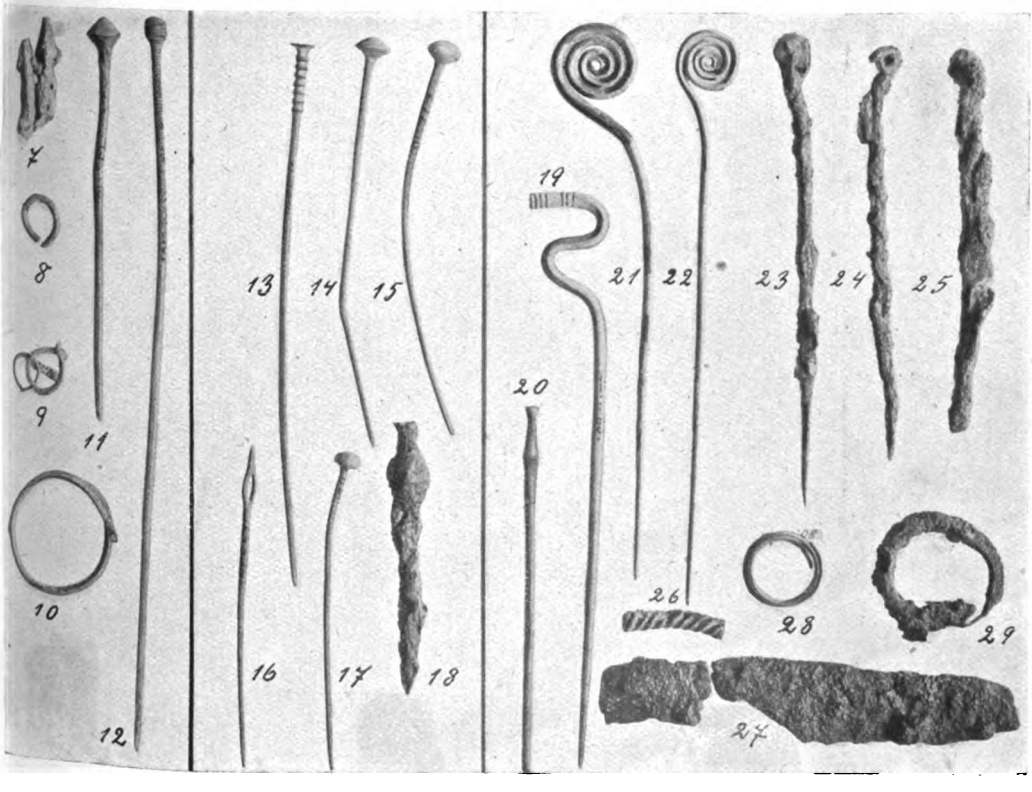
Henkeltassen und Henkelschalen. 1/6.
Oswitz, Kr. Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google



Teller. 1/6.



Beigaben. 1/2.
Oswitz, Kr. Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Schkopau, Kr. Merseburg. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 2. Schkopau, Kr. Merseburg. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 8. Jüdenberg, Kr. Bitterfeld. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 7. Weißenfels, Beudefeld. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 9. Bergwitz, Kr. Wittenberg. Mus. Halle. 1/4.

Abb. 11.

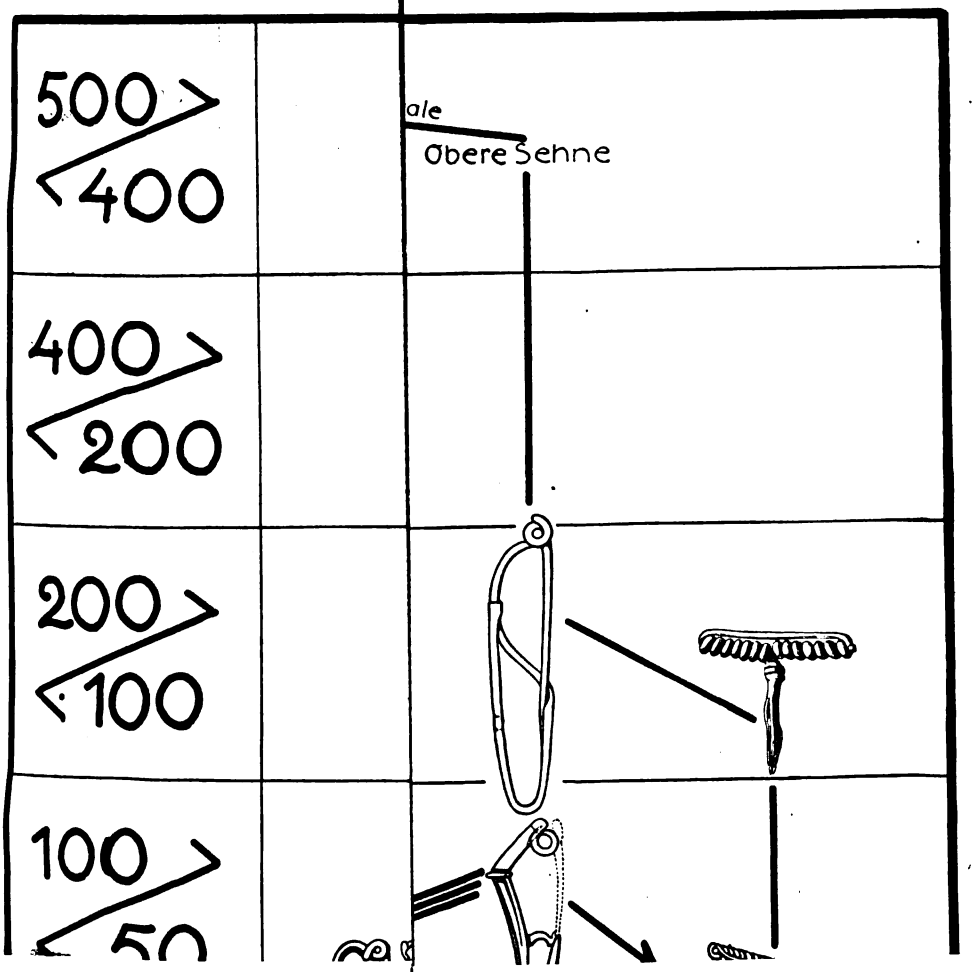
Abb. 10.

Abb. 10—11. Möritzsch, Kr. Merseburg. Mus. Halle. 1/4.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

IV. Ergänzungsband

Bericht über die achte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Cöthen 10.—14. Juni 1924

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1925

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Begrüßungsabend am 10. Juni 1924	1
Bericht des Schatzmeisters	11
Eröffnung der Tagung	9
Die übrigen Veranstaltungen	12
Die Autofahrt am 14. Juni 1924 durch die Kreise Cöthen und Bernburg. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte	13
Verzeichnis der Teilnehmer	26

Vorträge:

Kossinna, Gustaf: Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit. Mit 6 Abbildungen	28
Bethge: Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen. Mit 15 Abbildungen	35
Kossinna: Die Taschengefäße des Schortewitzer Kistengrabes und das Tüllenbeil aus Cöthen. Mit 12 Abbildungen	52
Hogrebe, Bernhard: Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat. Mit 1 Textabbildung	60
Schultz, Wolfgang: Vorgeschichte und Mythenforschung	76
Kühn, Herbert: Neues aus paläolithischer Kunst. Mit 23 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV	90
Rademacher, C.: Über einige Steingeräte aus älteren niederrheinischen Grabhügeln.	107
Rademacher, E.: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Hierzu Tafel V—XIII	112
Richthofen, B. von: Zur Entstehung der sogenannten lausitzischen Kultur. Mit 2 Textabbildungen und 10 Abbildungen auf Tafel XIV	140
Tackenberg, Kurt: Ethnologische Streitfragen in Ostdeutschland	144
Jahn, M: Schlesien zur Völkerwanderungszeit. Mit Tafel XV—XVII, 1 Karte sowie 1 Abbildung im Text	147
Schultz, Walther: Die Begräbnisstätte der Karolingerzeit an der Borhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg. Mit 15 Abbildungen	157
Hinze und König, M.: Einige bemerkenswerte Funde aus dem Zerbster Schloßmuseum. Mit 10 Abbildungen	170

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Begrüßungsabend am 10. Juni 1924

fand in dem ehemaligen Thronsaale des Schlosses in Cöthen statt. Seit dem Aussterben des Herzogshauses Anhalt-Cöthen im Jahre 1847 dient das Schloß hauptsächlich Verwaltungszwecken; in dem Südflügel ist seit einem halben Jahrhundert das Ludwigs-Gymnasium untergebracht, von dem der Thronsaal als Aula benutzt wird. Um der Vorgeschichtstagung eine besonders stimmungsvolle Einleitung zu geben, öffnete der architektonisch selten schöne Raum ausnahmsweise seine Pforten nach Jahrzehnten einmal wieder für eine heiter-ernste abendliche Veranstaltung. Weißgedeckte und mit Blumen geschmückte Tische luden die aus allen Teilen des Deutschen Reiches herbeigeströmten Teilnehmer, die Mitglieder des Cöthener Vereins Heimatmuseum und die zahlreichen Bürger der Stadt, die durch gastfreie Stellung von Quartieren das Gelingen der Tagung gefördert hatten, zum Niedersitzen ein. Eifrige Diener reichten namens eines ungenannten Gastgebers belegte Brote, Bier und Zigarren. Die gewaltigen venezianischen Kronleuchter spendeten ein Meer von Licht, das sich in den Spiegelwänden des Saales brach. Eingeleitet und beschlossen wurde der Abend durch Orchestervorträge des Vereins ehemaliger Militärmusiker; die Reihe der Begrüßungsreden unterbrachen — von den Gästen mit starkem Beifall aufgenommen — einige Lieder am Klavier: der Baritonsänger Lehrer Zachariß (Cöthen) sang „Der seltene Beter" und „Odins Meeresritt" von Karl Löwe, Frau Lotte Behr-Schlegel bot die Lieder „Rheinlegende" von Mahler und „Tanzabend" von Lassen, beide am Flügel begleitet von dem Cöthener Kreiskonservator für Vorgeschichte Kapellmeister Walther Götze.

Als erster betrat das Rednerpult Kreisdirektor von Brunn (Cöthen), Mitglied des zur Vorbereitung der Tagung gebildeten Ortsausschusses und des ständigen Arbeitsausschusses des Cöthener Heimatmuseums. Er führte aus, daß er mit Freuden davon Gebrauch mache, die Teilnehmer der 8. Tagung in Cöthen begrüßen zu dürfen. Staat, Stadt und Kreis hätten gewetteifert, um die Tagung auszugestalten. Nach herzlichem Willkomm an die Gäste ging Redner auf die Umstände ein, die Anlaß gaben, die Tagung in Cöthen abzuhalten. In erster Linie käme das Cöthener Heimatmuseum und seine gut ausgebaute Vorgeschichtssammlung dafür in Betracht. Mit innigem Dank gedachte er der Männer, die alles gehoben, gesammelt und geordnet haben. Ein Rückblick streifte die Geschichte des Cöthener Landes und seine Vorgeschichte. Mit der Bitte, die Gäste möchten mit Freude genießen, was Cöthen bietet, wünschte Redner der Tagung reichen Erfolg.

Digitized by Google

Darauf hielt der Vertreter der anhaltischen Staatsbehörden Oberregierungs- und Oberschulrat Dr. Arndt (Dessau) folgende Rede:

„Das Anhaltische Staatsministerium, die Schulregierung und auch die Finanzdirektion haben mich beauftragt, die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu ihrer 8. Tagung hier in Cöthen herzlich zu begrüßen. Ich würde Sie, verehrte Damen und Herren, in Ihrer gegenwärtigen angenehmen Beschäftigung (Imbiß) nicht stören, wenn ich nicht dieses meines amtlichen Auftrages mich entledigen müßte.

Die Pfingstwoche ist die Zeit der Kongresse und Versammlungen. So wollen Sie es verstehen, daß nicht ein Vertreter des Staatsministeriums selbst, wie ursprünglich beabsichtigt, hier erschienen ist, und wollen mit mir fürlieb nehmen.

Daß die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte ihren Weg hierher nach unserem Cöthen, in unser kleines Anhaltland gefunden hat, rechnen wir uns zu besonderer Ehre an.

Das Staatsministerium hat ein lebhaftes Interesse an Ihren Verhandlungen. Nach Art. 150 der Reichsverfassung genießen die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft den Schutz und die Pflege des Staates. Im Verfolg dieses Artikels hat die Staatsregierung einen Erlaß zum Schutz von Denkmälern der Kunst, Geschichte und Natur sowie der Landschaft herausgegeben, der sich auch auf vorgeschichtliche Funde erstreckt. Ferner darf ich an die Einrichtung des Landesmuseums in Zerbst und an die Wiederherstellung so mancher überlieferten Denkmäler durch die Staatsregierung erinnern.

Auch die Schulregierung bringt Ihren Verhandlungen die lebhafte Teilnahme entgegen. Es geht eine heimatgeschichtliche Welle durch die pädagogische Welt. Der 8. Ausschuß der Reichsschulkonferenz im Jahre 1920 beschäftigte sich eingehend mit dem Thema „Schule und Heimat". Als Grundzug der Heimatschule wurde Heimatverständnis und Heimattreue hingestellt; unter den heimatlichen Bildungsstoffen, die in den Lehrplan jeder Schule einzuordnen sind, wurde auch die Vorgeschichte genannt. Dementsprechend hat die Schulregierung in einer Verfügung vom November 1920 gefordert, daß auch der vorgeschichtlichen Funde der engeren Heimat in allen Schulen mehr als bisher gedacht wird. Ohne ruhmredig zu sein, darf ich als Schuldezernent mit Stolz darauf hinweisen, daß eine Anzahl anhaltischer Lehrer und Oberlehrer sich freudig und mit wissenschaftlichem Verständnis in den Dienst der Heimatgeschichte, der Volkskunde und der Prähistorie gestellt hat, und ganz besonders ist hier in Cöthen von den Schöpfern und Förderern des Heimatmuseums Vorbildliches geleistet. Auf das gesamte anhaltische Schulwesen gehen schon jetzt von diesem Heimatmuseum ähnlich wie vom Zerbster Landesmuseum reichliche Anregungen aus. — Auf der Reichsschulkonferenz wurde das schöne Wort geprägt: „Wer heimattüchtig gebildet und erzogen ist, trägt eine starke sittliche Macht in sich und ist tauglich für die größeren Organismen, Gesellschaft, Staat, Menschheit".

Möchte auch von Ihren Verhandlungen eine starke, sittliche Kraft ausgehen, zum Segen unserer heranwachsenden Jugend und unseres engeren und weiteren Vaterlandes!

Dies mein Wunsch.

Dazu noch eine Mitteilung: Das Staatsministerium wird dem Ortsausschuß zwar nicht die gesamte erbetene Summe, aber doch einen namhaften Beitrag zugehen lassen, der Ihnen hoffentlich gelegen kommt."

Digitized by Google

Als nächster Redner sprach Bürgermeister Dr. Damerow (Cöthen): „Es gereicht mir zur besonderen Ehre und Freude, die wärmsten Glückwünsche der Bürgerschaft und des Magistrats der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu ihrer 8. Tagung in Cöthen darzubringen. Zugleich begrüße ich namens der Stadt Cöthen die heute erschienenen auswärtigen Gäste aufs herzlichste. Der heutige Tag wird in der Geschichte unserer Stadt nicht unbemerkt bleiben. Wir sehen hier die Träger von hochgeachteten Namen auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung versammelt. Zum ersten Male hält die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte ihre Tagung in Anhalt ab. Bisher sind nur Großstädte Ort dieser Tagungen gewesen. Es ist deshalb für Cöthen als Mittelstadt eine besondere Auszeichnung, wenn die diesjährige Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hier bei uns stattfindet. Vor 2 Jahren im April 1922 tagte in unserer Stadt die Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen. Damals wurde aus berufenem Munde anerkannt, daß hier in Cöthen eine mustergültige Museumstätigkeit herrsche, welche volksbildnerisch wirke und welche einen immer größeren Kreis von Mitarbeitern erwerbe. Wir Cöthener freuen uns über dieses Lob und sehen in der heutigen Tagung eine Bestätigung dafür, daß unser Heimatmuseum und seine verdienstvollen Leiter, Förderer und Freunde in der Tat Mustergültiges auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung leisten. Der Gemeinderat und der Magistrat bringen den Bestrebungen des Heimatmuseums, der Stätte zur Erhaltung von Zivilisations- und Kultureinrichtungen längstvergangener Zeiten, allezeit lebhaftes Interesse entgegen und sind bemüht, unser Heimatmuseum nach besten Kräften zu fördern. Wir stehen hier — das ist heute schon gesagt worden — in dem ehemaligen Slawengrenzgau Serimunt auf altgeschichtlichem Boden, der uns insbesondere in den vielen Hügelgräbern um Cöthen herum reichen Aufschluß über das Leben, Wesen und die Gebräuche der Vorfahren gegeben hat und noch gibt. Die vorgeschichtliche Forschung schlägt gewissermaßen die Brücke zwischen der Vorzeit und den jetzt lebenden Geschlechtern und wirkt somit hervorragend volksbildnerisch. Sie zeigt nach Möglichkeit der Jetztzeit, wie und in welcher Weise ihre Vorfahren gelebt und gewirkt haben, damit diese daraus die Nutzanwendung ziehen kann. Diese Art der Forschung entspricht einem Wesenszuge des deutschen Charakters, der gar zu gern sich rückwärts wendet und dann naturgemäß in stark idealisierender Sehnsucht ins gegenwärtige Leben schaut. So wird er der Gegenwart nicht nur als ein Grollender, sondern oft als ein von vornherein Untüchtiger gegenüberstehen. Wir müssen vorwärts blicken und dürfen uns darum nicht immer bloß in jene Gegensätze von einst und jetzt hineingrübeln. Aber töricht wäre es, wenn einseitige Lobredner der neuen Zeit uns klarmachen wollten, wir hätten ein für allemal die Verbindungsfäden zu der Vergangenheit abzuschneiden oder völlig zu verleugnen. Das Wesen der Deutschen war niemals an eine einzelne Periode seiner Geschichte gebunden. Will man es nicht nach Tagesmeinungen und parteipolitischen Schlagworten bestimmen, dann muß man das Ganze im Auge behalten. Das Ganze mit all seinen politischen und kulturellen Zusammenhängen und Entwicklungen. Wir brauchen nicht den Ballast, wohl aber die Lehre der Geschichte. Ein geschichtsloses Denken, wie es heute von Vielen als höchste Weisheit gepriesen wird, überliefert uns der Willkür und dem Zufall und verwischt alle objektiven Maßstäbe. Es sei mir gestattet, ein treffendes Wort Fontanes anzuführen, welcher einmal schreibt: „Man soll das Vergangene lieben, aber in der Gegenwart leben."

Digitized by Google

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Es kann füglich nicht meine Aufgabe sein, die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung und unseres Heimatmuseums für die Bildung und Kultur unseres Volkes näher darzulegen, das muß aus berufenem Munde geschehen. Wie das Programm zeigt, hat die Festleitung neben der ernsten Forscherarbeit auch für die Unterhaltung und heitere Geselligkeit der Festteilnehmer Sorge getragen. Unsere Stadt ist nicht reich an Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten. Nehmen Sie dafür, ich bitte Sie, mit dem aufrichtigen Willkommen und mit der gern gewährten Aufnahme vorlieb. Zusammenfassend spreche ich die zuversichtliche Hoffnung aus, daß diese Tagung ein allseitiges befriedigendes Ergebnis zeitige und daß den Festteilnehmern von nah und fern frohe und genußreiche Stunden in unserer Stadt beschieden seien. Mögen Sie gern und oft an Cöthen und an die 8. Tagung für Vorgeschichte zurückdenken! Mit diesem Wunsche heiße ich Sie nochmals herzlichst willkommen!"

Nunmehr betrat der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna das Rednerpult und hielt folgende Ansprache:

„Seitdem die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte die Einladung zu ihrer 8. Tagung in Cöthen hat hinausgehen lassen, bin ich oft gefragt worden, warum diesmal Cöthen als Tagungsort gewählt worden ist. Eine solche Frage berührte mich oft nicht sonderlich angenehm, da hinter ihr ein gewisses Mißtrauen in die Berechtigung dieser Wahl zu stecken schien. Um so angenehmer kommt mir daher jetzt die Gelegenheit, es öffentlich auszusprechen, daß die Wahl Cöthens als Tagungsort allein dem Umstand zuzuschreiben ist, daß hier im letzten Jahrzehnt mit der Eröffnung und fortdauernd raschen Bereicherung des Heimatmuseums eine wissenschaftliche Tat vollbracht worden ist, wie sie in der Geschichte unseres Faches nahezu einzig dasteht. Ich kann ja wohl sagen, daß in den dreißig Jahren, wo ich unausgesetzt, sei es systematisch, sei es gelegentlich meine Museumstudienreisen mache, keine irgendwie nennenswerte Sammlung mir entgangen sein kann. Von einem Museum in Cöthen hatte ich aber bis zum Ende des Krieges noch nie gehört. Ich war daher, als ich 1921 die Museen des Saalegebiets wieder einmal besuchte, aufs höchste überrascht, von einem Museum in Cöthen sprechen zu hören, das bereits 1912 eröffnet worden sein sollte, aber in der bald folgenden Kriegszeit nur ganz wenigen Sachleuten bekannt geworden sei. Wir haben ja in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Eröffnung verschiedener Museen erlebt; ich erinnere nur an das Hallische Provinzialmuseum. Aber diese Museen bestanden schon vor dem Kriege und zeigten jetzt nur ihren bereicherten und wissenschaftlich vertieften Inhalt. Cöthen dagegen ist wie ein Komet aus dem Nichts plötzlich aufgegangen, doch ohne die üble Eigenschaft eines Kometen — bald wieder im Nichts zu verschwinden. Es ist erstaunlich, was uns hier im Heimatmuseum geboten wird. Dazu eine von idealer Begeisterung für ihre Aufgabe entflammte Verwaltung, wie ich sie in der Person des Herrn Kreisschulrats Bethge und in Herrn Kreiskonservator Kapellmeister Götze kennen lernte, der selbst durch wissenschaftliche Ausgrabungstätigkeit eine vorgeschichtliche Privatsammlung sich erworben hat, von einem Reichtum und einem Werte, wie sie in Deutschland anderwärts wohl schwerlich angetroffen werden dürfte.

Es war mir darum eine Freude und innere Genugtuung, als ich durch den von der Kreisverwaltung von Cöthen bei mir erbetenen Rat mit dazu beitragen konnte, daß der Kreis in Herrn Kapellmeister Götze den für diesen Beruf geborenen Kreiskonservator sich wählte.

Digitized by Google

Die großen Verdienste, die sich der Kreis in der Person des Herrn Kreisdirektors v. Brunn und ebenso die Stadt Cöthen um das Heimatmuseum und den wissenschaftlichen Betrieb der Vorgeschichte in Kreis und Stadt Cöthen erworben haben, sind zu offensichtlich, um noch näher ausgeführt werden zu müssen. Sie liegen vor allem in dem hohen Verständnis für den unermeßlichen Wert der Vorgeschichte für ein Land, in der Flüssigmachung von Geldern für die Pflege dieser Wissenschaft, in der richtigen Wahl der Männer, die mit dieser Pflege zu betrauen sind.

Ich bin hocherfreut über die Ehrung, die die hohe anhaltische Staatsregierung uns hat angedeihen lassen durch die in ihrem Auftrage erfolgte überaus freundliche Begrüßung seitens des Herrn Oberregierungsrats Dr. Arndt, für die ich den wärmsten Dank unserer Gesellschaft ausspreche. Wir tagen in einem Lande, das ebenso wie die benachbarte Provinz Sachsen an Reichtum der Bodenschätze auch auf vorgeschichtlichem Gebiete seines Gleichen sucht. Dennoch ließ die Pflege dieses Bodenreichtums durch die anhaltische Regierung in früheren Jahrzehnten manches zu wünschen übrig; es wurde so zu sagen alles der Tätigkeit freier Vereinigungen überlassen. Als ich vor 25—30 Jahren die Museen Anhalts studierte, fand ich in Bernburg eine kleine gute Sammlung — neuerdings habe ich allerdings davon gehört, daß sie einem Dornröschenschlafe anheimgefallen sei —, in Cöthen fand ich nichts, in Zerbst ein paar Schränke mit Urnenfunden im Rathause und in Dessau selbst wiederum nichts. Ich mußte mir hier um 20 Mk. eine Droschke für einen ganzen Tag mieten, um morgens von Dessau nach Schloß Groß Kühnau und abends wieder zurückzufahren, nachdem ich die dortige reiche Sammlung genügend studiert hatte, freilich ohne Gelegenheit Tags über irgendwo einen Imbiß zu mir zu nehmen. Die Sammlung war dem dortigen herzoglichen Fischmeister unterstellt. Da dieser aber an dem Tage meines Besuches gerade einen großen Fischzug vor hatte, so gab er mir in einem mich hoch ehrenden Vertrauen alle Schlüssel zu den Schränken und auf meinem Wunsch auch die übrigens wenig brauchbaren Kataloge und überließ mich und die Sammlung unserem Schicksal. Es ist ein Wunder und großes Glück, daß bei einer solchen Art des Verwaltungsbetriebes nicht allmählich die halbe Sammlung spurlos verschwunden ist.

Das ist nun alles anders geworden. In Dessau hat die Stadt eingegriffen und ein städtisches Museum gegründet. Die Groß Kühnauer Sammlung aber ist Dank des kräftigen Entschlusses der neuen Regierung nach Zerbst ins Schloß übergeführt, wo bis dahin nur die Ausbeute des Urnenfriedhofes von Sorge bei Lindau untergebracht worden war, und Herrn Dr. Hinze unterstellt worden. Und in Cöthen steht unsere Sache geradezu glänzend. Die Staatsregierung kann also mit der Entwicklung der Vorgeschichtspflege im Lande m. E. recht zufrieden sein. Und auch wir Vorgeschichtler haben allen Anlaß zufrieden zu sein, der anhaltischen Regierung und den anhaltischen Stadtverwaltungen für alles dies von Herzen zu danken und die Bitte daran zu knüpfen, sie mögen auch fernerhin unserem Sache ihr Wohlwollen erzeigen".

Hierauf nahm der Vorsitzende des „Vereins Heimatmuseum für Stadt und Kreis Cöthen" und Geschäftsführer des Ortsausschusses Kreisschulrat Bethge (Cöthen) das Wort:

Als letzter in der Reihe der Redner entbiete ich Ihnen meinen Gruß, er soll deshalb nicht minder herzlich sein! Im Namen des Vereins Heimatmuseum heiße ich Sie alle, die Sie von fern und nah zur Vorgeschichtstagung

Digitized by Google

herbeigeeilt sind, von Herzen willkommen! Als vor einigen Monaten unser verehrter Herr Geheimrat Kossinna anfragte, ob wir der 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte eine Stätte in Cöthen bereiten könnten, da haben wir sofort freudigen Sinnes Ja gesagt, waren wir uns doch dessen bewußt, welche Ehre und welche Anerkennung für unser junges, erst 1912 von uns begründetes Museum in dieser Anfrage lag. Heute freuen wir uns, Ihnen für Ihr Erscheinen danken zu können, ja wir sind Ihnen in einem viel höheren Maße zu Danke verpflichtet, als Sie vielleicht in diesem Augenblicke ahnen. Ich kann dankbar feststellen, daß die Tagung unserem Heimatmuseum in den letzten Wochen einen merklichen Ruck vorwärts geholfen hat. Es war selbstverständlich, daß wir unser Museum vor dem Erscheinen so vieler sachverständiger Gäste noch einmal einer kritischen Überprüfung unterzogen, aber wir haben daneben das Glück gehabt, daß uns das Städtische Friedrichs-Polytechnikum aus Anlaß der bevorstehenden Vorgeschichtstagung einen an das Museum grenzenden großen Zeichensaal überließ, den wir zu einer Raumerweiterung und insbesondere zur besseren Aufstellung der durch leihweise Hinzunahme der bedeutenden Götzeschen Privatsammlung wesentlich vergrößerten vorgeschichtlichen Abteilung benutzt haben. Bei dieser mit einigen baulichen Veränderungen und mit einer Umstellung fast aller Museumsabteilungen verbundenen Erweiterung sind wir wieder wie früher in hochherziger Weise vom Anhaltischen Staatsministerium, von der Anhaltischen Finanzdirektion, vom Kreise und von der Stadt Cöthen weitgehend unterstützt worden; ich benutze die Gelegenheit, allen genannten Instanzen auch von dieser Stelle aus den wärmsten Dank des Museums auszusprechen. Nicht vergessen will ich dabei meine Freunde vom Arbeitsausschuß des Museums, die in den letzten Wochen fast allabendlich nach Erledigung ihrer Berufspflichten stundenlang im Schweiße ihres Angesichts bei der Neuaufstellung der Abteilungen ihren ehrenamtlichen Museumsdienst verrichteten. Wir sind — das darf ich wohl verraten — gerade knapp eine Stunde vor Beginn dieses Begrüßungsabends im großen und ganzen mit den Arbeiten, die sich durch einige unvorhergesehene Dinge verzögert hatten, fertig geworden; wenn Sie daher morgen bei der Wiedereröffnung noch einige Mängel, z. B. unvollständige Beschriftung unserer Funde feststellen sollten, so bitte ich schon jetzt um freundliche Nachsicht! Meine Damen und Herren! Wir schätzen uns glücklich, daß — besonders durch die Tätigkeit unseres seit einigen Jahren nun auch amtlich bestellten Kreiskonservators, unseres Freundes Herrn Walther Götze — gerade unsere vorgeschichtliche Abteilung planvoll und nach den Grundsätzen der Wissenschaft hat ausgebaut werden können, so daß wir hoffen dürfen, Ihnen eine ganze Anzahl von Funden zeigen zu können, die für unsere Heimat, die im Laufe der Jahrtausende so oft Grenzgebiet gewesen ist, charakteristisch sind. Sie kennen das Wort: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch", ein Wort, das sich im engeren Sinne auf unsere schöne Vorgeschichtswissenschaft, der wir hier in dieser Gesellschaft dienen, anwenden läßt. Denn wir sammeln die uralten Geräte, Töpfe und Gefäßscherben usw. doch nicht um ihrer selbst willen, sondern wir suchen hinter all diesen Urnen, Stein- und Bronzesachen immer nur den Menschen, seine Art und Weise, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Seele, damit in die graue, dunkle Vorzeit mehr und mehr Licht falle. Wir wünschen der bevorstehenden 8. Tagung, daß von ihr aus recht viele helle Sonnenstrahlen in das Dunkel der Vorzeit hineinleuchten möchten, dies sei unser herzlicher Willkommensgruß!

Digitized by Google

Aus der Reihe der Gäste erhob sich jetzt Herr Professor Dr. Conrad Paape (Berlin-Schöneberg) zu folgendem Schlußwort:

„Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun. Aber ohne Karrenarbeit geht's nicht, sonst bleibt's ein Wolkenkuckucksheim, wirtschaftlich wie geistig. Und diejenigen Könige sind auch die größten Wohltäter der Menschheit gewesen, die das Kärrnertum im höchsten Maße ausgeübt haben. Friedrich der Große ließ sich morgens 4 Uhr die eingelaufenen Briefsachen vorlegen, ganze Wäschekörbe voll, jeden Brief las er selbst, diktierte die Antwort oder schrieb seinen Entscheid selbst an den Rand, die so berühmten Marginalien. Der große Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, würde niemals seine Theoreme haben aufstellen können, wenn er nicht durch die feinsten Einzeluntersuchungen schrittweise zu seinen großen Entdeckungen vorgedrungen wäre. Erst durch eingehendes Studium der germanischen Mythologie hat Richard Wagner seinen Ring der Nibelungen schaffen können.

So ist durch unsägliches Kärrnertum im Laufe von noch nicht 100 Jahren eine Wissenschaft groß geworden, die jetzt Anerkennung heischt, und die kein Historiker mehr ungestraft vernachlässigen darf, es ist die vorgeschichtliche Archäologie, bei uns deutsche Vorgeschichte genannt. Sie schafft Licht in dem Dunkel unserer Vorzeit, wohin kein geschriebener Buchstabe hineinleuchtet, gibt Aufschluß über Ab- und Zuwanderung, Beeinflussung durch andere Kulturen, über Götterverehrung, Unsterblichkeitsglauben, über Ackerbau, Handwerk und Kunst. So führt sie den Beweis, daß die Kunst um 1500 vor Chr., das ist die Blüte der Bronzezeit, in Germanien auf einer weit höheren Stufe stand, als die gleichzeitige Kunst in Italien und Griechenland. Ja sie ergänzt und berichtigt die schriftliche Überlieferung. Um 150 nach Chr. meldet der Geograph Ptolomäus, daß die Grenze zwischen West- und Ostgermanen durch die Oder bestimmt würde. Die Archäologie erklärt das für richtig, soweit die Zeit um 150 nach Chr. in Betracht kommt, sie zeigt aber, daß diese Grenze geschwankt hat. 750 v. Chr. haben die Westgermanen bis zur Weichselmündung gesessen, dann werden sie durch die Nordgermanen (Burgunder, Rugier, Goten, Gepiden) bis über die Oder hinaus zurückgedrängt. Nach der geschichtlichen Überlieferung siedeln Angeln und Sachsen 449 nach England über, die Archäologie beweist aber aus dem Auftreten der kreuzförmigen Tierkopffibel in England, daß diese Abwanderung bereits 100 Jahre vorher eingesetzt hat. Das sind Entdeckungen Kossinnas, die jeder in seiner deutschen Vorgeschichte nachlesen kann.

Aus welchen Gründen ist nun diesmal die Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Cöthen verlegt worden? Die Antwort liegt sehr einfach. Schon in der jüngeren Steinzeit hat der fruchtbare Lößboden Anhalts die indogermanische Bevölkerung herbeigelockt, und deshalb sind die Funde hier auch so zahlreich und wertvoll. Von 100 Hausurnen, die in ganz Deutschland ausgegraben sind, stammen 13 aus den Askanischen Landen. Die wunderbar erhaltenen Megalithgräber beweisen uns, daß schon im 4. Jahrtausend vor Chr. der Auferstehungsglaube bei den Indogermanen wirksam war. Aber auch Ihr bedeutendes, mit so viel Liebe und Kosten hergerichtetes Museum hat seine Anziehungskraft bewiesen.

Hier in Anhalt ruhen auch starke Wurzeln des Preußentums, und die Nordmark ist ja überhaupt die Urzelle des preußischen Staates. Markgraf Gero und Albrecht der Bär sind die Vorbereiter des Preußentums gewesen, Askanische Markgrafen haben um 1230 Berlin begründet und zur Hauptstadt ihrer Marken gemacht. Der alte Leopold von Dessau war ein Mitbegründer

Digitized by Google

der berühmten preußischen Infanterie, er schuf das Rückgrat der preußischen Disziplin in dem Gleichschritt, den berühmten preußischen Parademarsch, den weder Engländer noch Russen, weder Franzosen noch Italiener kennen. Wer jemals mit dabei gewesen ist, der weiß auch, welch ein unendlicher Aufwand von Kraft, Augenschärfe und Geschicklichkeit dazu gehört, in gerader Front vorbeizumarschieren. Es wird für mich ein denkwürdiger Tag bleiben, als ich in der Zeitschrift „Die Woche" vom 15. 3. ds. J. zu meiner Überraschung sah, wie die Chinesische Infanterie langsamen Schritt übt, bekanntlich die Vorübung zum preußischen Parademarsch. Das ist Kultur aus Anhalt, sie ist auf die andre Seite des Erdballs gewandert.

Anhaltische Regimenter waren es, die unter dem jüngeren Leopold von Dessau die Höhen von Sagschütz stürmten und dadurch den beherrschenden Punkt des Schlachtfeldes in Besitz der preußischen Armee brachten. Vor dem Weltkriege habe ich in Petersburg das Denkmal der großen Katharina gesehen, die, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, als Zarin Rußland erst zu einer europäischen Großmacht erhoben hat. Unter ihrem Feldherrn Patjómkin (Potemkin) ließ sie das Nordufer des Schwarzen Meeres, das unter Peter dem Großen wieder verloren gegangen war, durch russische Truppen erobern. Sie hat zuerst ein russisches Parlament nach Moskau berufen, darunter auch Vertreter des Bauernstandes, um durch Abgeordnete des ganzen Volkes den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch ausarbeiten zu lassen.

Mit Geheimrat Kossinna bin ich über Ballenstedt hierher gekommen. Wir haben uns über die kleine, schmucke Residenz sehr gefreut und besuchten auch das Hoftheater. Ein Singspiel über Fridericus Rex wurde gegeben; wir waren beide entzückt über die klangvollen, reinen Stimmen, über das wirkungsvolle Zusammenspiel der Schauspieler und über die erfolgreiche Tätigkeit des Regisseurs. Kurz vorher waren im staatlichen Schauspielhaus zu Berlin Hebbels Nibelungen zur Darstellung gekommen und die deutsche Hochschulzeitung (Studenten brauchen ja keine Rücksicht zu nehmen) hatten diese Darstellung kritisiert mit der Überschrift „Der Nibelungen Schande". Es sei eine Schmach, daß der blonde Siegfried und die blonde Kriemhild durch Fremdstämmige dargestellt würden. Um so beglückter waren wir in Ballenstedt, rein deutsche Kunst zum vollendeten Ausdruck gebracht zu sehen.

Sie erkennen also, wir sind unter guten Vorzeichen hierher gekommen, und auch hier haben die Worte Geltung: „Deutsche Art ruht auf eigner Kraft, und das Licht deutschen Geistes wird leuchten in alle Zeiten." Unsern Dank für den heutigen Abend wollen wir ausklingen lassen in einem Hoch auf den Maecenas der Stadt Cöthen, der die Kosten für den glänzenden Empfang zu tragen übernommen hat!" —

Inzwischen nahte die Mitternachtsstunde. Anstrengende Arbeitstage standen bevor und mahnten zum Aufbruch. Mit tiefer, innerer Befriedigung, die aus aller Teilnehmer Augen strahlte, verließen wir die festliche gastliche Stätte des Begrüßungsabends.

Bethge.

Digitized by Google

Mittwoch, den 11. Juni:

Um 9 Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna im Polytechnikum eine Vorstands- und Ausschußsitzung statt. Es waren erschienen die Herren Jahn-Breslau, Paape-Berlin, Rademacher-Köln, Schmidt-Görlitz, Schulz-Halle, Snethlage-Berlin, Wilke-Rochlitz. Es wurde beschlossen, der Tagung als Beitrag für die 2. Hälfte 1924 6 Goldmark, für die künftigen Jahre von 1925 ab 12 Goldmark vorzuschlagen. Der Verlag hatte im Falle der Annahme dieses Vorschlages eine Vergrößerung des Mannusumfanges von bisher 20 auf 23—24 Druckbogen für 1924 zugesagt. Ferner wurde angeregt, in der Satzung überall, wo das schwerfällige Wort hauptversammlung steht, Tagung und Vorsitzer statt Vorsitzender einzusetzen, sowie in § 9 die Ziffer c, in § 10 den letzten Absatz und in § 11 den letzten Satz zu streichen, weil diese Vorschriften unter den heutigen Verhältnissen bedeutungslos geworden sind.

Die eigentliche Eröffnung der Tagung geschah durch folgende Ansprache des Vorstandes Geheimrat Kossinna:

„Es ist mir eine Ehre und eine angenehme Pflicht, in diesem schönen Saale, der uns gleich den beiden Beratungszimmern für die Ausschuß- und die Geschäftssitzung unserer Gesellschaft durch den Herrn Rektor des Polytechnikums zu völlig freier Benutzung während der Tagung gütigst überlassen worden ist, wofür unser geziemender Dank hiermit gern ausgesprochen werden soll, — in diesem schönen Saale, sage ich, diese hochgeehrte Versammlung, Mitglieder wie Gäste, begrüßen zu dürfen und zugleich meiner Freude Ausdruck zu geben, daß Sie unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind und diese Versammlung eine so stattliche geworden ist.

Es ist das erste Mal seit 1913, daß wir wieder außerhalb Berlins unsere Tagung veranstalten. In der Kriegszeit waren ja Tagungen überhaupt unmöglich und nach Beendigung des Krieges waren die Verhältnisse nach allen Richtungen, besonders aber was den Reiseverkehr anlangte, derart traurig und schwierig, daß es unmöglich war, eine Tagung außerhalb Berlins zu wagen. Denn nur in Berlin hatten wir einen so starken Stamm von Mitgliedern unserer Gesellschaft, sind doch etwa ein Fünftel unserer Mitglieder dort zu Hause, daß wir vor einem Mißerfolg der Tagung unbedingt gesichert waren.

Wir Berliner atmen ja völlig auf und gewiß auch manche Nichtberliner in unserer „Gesellschaft", daß wir nun wieder die Möglichkeit und den Anlaß haben, dem Berliner Steinhaufen einmal den Rücken zuzukehren und andere Luft zu atmen, als nur mit Benzol geschwängerte. Am liebsten veranstalteten wir auch die Sitzungen unserer Berliner Zweiggesellschaft weit weg von Berlin, wenn das nicht zu große Schwierigkeiten hätte.

Durch die großen Tagungen will unsere Gesellschaft neue Anregungen in alle deutschen Lande bringen zu immer tieferem Betriebe unserer herrlichen völkischen und Heimatswissenschaft. Indes wir Berliner und viele Nichtberliner haben zugleich den gesunden Egoismus, auch uns von außen her neu anregen zu lassen, indem wir sehen, was außerhalb Berlins in unserem Fache geleistet wird. Und das ist nicht wenig, in mancher Richtung sogar mehr, als in Berlin geschieht, wenigstens von den dazu berufenen Anstalten.

Aber wir wollen bei den Tagungen nicht bloß wissenschaftliche Förderung erreichen, wir wollen auch mit unseren Fachgenossen und den Freunden unseres Faches einmal als Menschen mit Menschen verkehren und Stunden

Digitized by Google

fröhlicher, angeregter Gesellschaft verleben, um dann weiter mit frischer Kraft, gestärkt an Leib und Seele, uns der ernsten Sacharbeit zu widmen, sei es in einsamer Zelle, sei es draußen im Gelände.

Solch herzerquickende Geselligkeit ist aber nur in kleineren Städten möglich, am besten in einer Mittelstadt, wie Cöthen eine ist. Dann muß man aber auch wissen, daß man gern gesehen wird als Gast und mit offenen Armen willkommen geheißen wird. Und das ist ebenfalls in Cöthen der Fall, sogar in unübertrefflich reichem Maße. Ich selbst habe dies schon längst aus der zuvorkommenden Art erkannt, wie die geschäftlichen Verhandlungen mit dem vorbereitenden Ortsausschuß sich abspielten. Ihnen allen aber wird schon das gestrige köstliche Abendfest das gleiche bewiesen haben. Ein so großartig angelegter, genußreicher Begrüßungsabend ist unserer Gesellschaft und wohl auch anderen verwandten wissenschaftlichen Gesellschaften bisher noch nicht geboten worden. Wir können also, glaube ich, der Hoffnung leben, daß diese Tagung nicht bloß lehrreich, sondern auch genußreich werden wird.

Bevor wir zu unseren wissenschaftlichen Verhandlungen schreiten, mache ich noch einige kleinere Mitteilungen persönlicher Art. Herzliche Grüße und Glückwünsche haben unserer Tagung übersandt: unser Vorstandsmitglied Museumsdirektor Dr. Bayer in Wien, ebenso Museumsdirektor Prof. Dr. Mertens in Magdeburg, Geheimer Justizrat Kossinna in Nordhausen, Hochschulprofessor Dr. Franz Bock in Berlin, Bankdirektor Turobin in Schwiebus, Dr. Lechler in Hannover, Regierungsrat v. Strantz in Berlin, die alle durch ihre Berufspflichten an der Teilnahme bei unserer Tagung verhindert sind. Durch Krankheit am Erscheinen verhindert haben uns Grüße gesandt Museumsdirektor Prof. Dr. Hahne aus Halle, der bei der Leitung einer volkstümlichen Feier in dem berühmten Dorfe Questenberg erkrankte und dort festgehalten wurde, ferner Dr. Nils Niklasson vom Hallischen Provinzialmuseum und Dr. Christop Albrecht Berlin. Wir müssen also leider auch auf die angekündigten Vorträge der Herren Albrecht (Die Slawen in der Provinz Sachsen), Lechler (Eine Novelle aus mitteldeutscher Steinzeit), und Niklasson (Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland) verzichten, ebenso auf den in unsichere Aussicht gestellten Vortrag des Herrn Dr. Reinerth aus Tübingen, der von seiner großen Forschungsreise nach Griechenland noch nicht zurückgekehrt ist, sondern, wie er mir schrieb, gerade in Kreta weilt, und dann noch Thessalien besuchen will, übrigens überall zu Forschungsergebnissen gekommen sei, die genau in der Richtung meiner eigenen Gedanken lägen. Endlich hat sich noch Herr Mittelschullehrer R. Schulze entschlossen, auf seinen Vortrag über die Vorgeschichte und Geschichte der Stadt Cöthen zu verzichten, so daß also 5 Vorträge ausfallen werden, aber einschließlich meines Festvortrages immer noch ein volles Dutzend übrig bleiben, die zu bewältigen uns hoffentlich ohne Anwendung der Hetzpeitsche gelingen wird.

Und hiermit eröffne ich nun die 8. Tagung für Vorgeschichte."

Die Vorträge wurden nun in nachfolgender Reihe gehalten: 1. Bethge, 2. Hogrebe, 3. Wolfg. Schultz, 4. Tode: Prähistorische Geographie, ihre Methoden und ihre Ziele (ein Manuskript ist nicht eingelaufen); 5. Kühn; 6. C. Rademacher, 7. E. Rademacher, 8. Frh. v. Richthofen, 9. Tackenberg, 10. Jahn, 11. Walth. Schulz.

Digitized by Google

Donnerstag, den 12. Juni:

In der anberaumten Geschäftssitzung, in der 28 Mitglieder zugegen waren, erklärte der Vorstand, Geheimrat Kossinna, zunächst, daß alles, was etwa über die Entwicklung der Gesellschaft seit 1922 zu berichten wäre, im Mannus bereits gedruckt zu lesen wäre. Er wies dann besonders auf die erfreuliche Zunahme der Zahl der Mitglieder hin. „Wir blühen schöner als vor dem Kriege. Damals waren wir langsam auf etwa 450 Mitglieder gewachsen. Auf der zum ersten Mal nach dem Kriege im Jahre 1920 stattgefundenen Tagung betrug die Zahl der Mitglieder 420, zur Zeit der Tagung im Jahre 1922 waren 500 Mitglieder vorhanden, jetzt hat ihre Zahl bereits 650 erreicht."

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin, erstattete den Kassenbericht. Auf der vorigen Tagung waren die endgültigen Ergebnisse bis 1920 bekannt gegeben worden.

Einnahmen	Papiermark					
	1921		1922		1923	
Bestand vom Vorjahr . . .	7715,06		10050,61		52576,54	
Mitgliederbeiträge . . .	12573,70		75722,33		4 112 998 942 879,00	
Verschiedenes . .	2961,05	23249,81	1653,00	87425,94	131 654 760,00	4 113 130 650 215,54
Ausgaben						
Für den Mannus	10720,00		27750,00		3 701 952 717 802,00	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf, Tagung usw.) .	2479,20	13199,20	7099,40	34849,40	3 571 740,00	3 701 956 289 542,00
Bestand am Ende des Jahres . .		10050,61		52576,54		411 174 360 673,54

Dieser Papiermarkbetrag ist = 0,41 Goldmark.

Zur Erklärung dieser Zahlen führte der Schatzmeister aus:

In der Steigerung der Endbestände von 7 715 in 1920 auf 10 050 in 1921, und auf 52 576 Mark in 1922 kommt schon die allmählich einsetzende Entwertung der Mark zum Ausdruck. Ungeheuerlich wurde sie, wie allbekannt, im Laufe des Jahres 1923. Ursprünglich war der Jahresbeitrag für die 1. Hälfte 1923 auf 300 M. festgesetzt gewesen. Für die 2. Hälfte mußte er schon auf 6000, und für das ganze Jahr auf 9000 Mk. hinaufgesetzt werden. Dann überstürzten sich die Erhöhungen. Diejenigen Mitglieder, die mit dem Beitrage im Rückstande waren, zahlten, wie sie öfters selbst es bezeichneten, zur Sühne für die Verzögerung entsprechend der Entwertung immer größere Beträge. Als dann die Festigung der Währung eintrat, ergab sich ein Bestand von 41 Goldpfennigen am Ende 1923. Wenn gleichwohl der Jahrgang 1923 des Mannus einen gleichen Umfang wie sonst aufwies, so ist dies der Umsicht und Vorsorge des Herrn Geheimrat Kossinna zu verdanken, der durch frühzeitigen Druck der einzelnen Abhandlungen im Mannus die Gefahren späterer Herstellung bei zunehmender Geldentwertung abwehrte. Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Da vom Vorstand auf Grund der ihm in § 10 der Satzung erteilten Vollmacht wegen der Unübersichtlichkeit der damaligen Entwicklung der Geld-

Digitized by Google

verhältnisse zunächst nur für die 1. Hälfte 1924 der Beitrag auf 5 Mark festgesetzt worden war, so wurde der Vorschlag des Vorstandes, für die 2. Hälfte 1924 den Beitrag von 6 Mark zu fordern, genehmigt. Über die Höhe des Beitrags für die künftigen Jahre entspann sich eine längere Erörterung. Mit überwiegender Mehrheit einigte sich die Tagung auf 12 Goldmark von 1925 an, ließ aber den Zusatz bestehen, daß der Vorstand nach Anhörung des geschäftsführenden Ausschusses den Beitrag für die folgenden Jahre erhöhen kann, wenn es die allgemeinen Verhältnisse erfordern. Die Änderung des Wortes Hauptversammlung in Tagung und die in der Vorstands- und Ausschußsitzung vorgeschlagenen Streichungen in der Satzung fanden die Billigung der Tagung.

Die übrigen Veranstaltungen

der Tagung dienten der Erholung, dem freundschaftlichen Gedankenaustausche und der Besichtigung der Cöthener Sehenswürdigkeiten. So sah der zweite Abend die Teilnehmer im Gasthof zum Schwarzen Bär beim Glase Bier versammelt. Nach den Begrüßungsworten des Kreisschulrats Bethge verteilten und verlasen die Berliner Kossinna-Schüler unter Führung des Herrn Gütte eine von ihnen verfaßte, mit satyrischen Zeichnungen reich geschmückte Bierzeitung, deren Scherze und launige Anspielungen viel Heiterkeit auslösten. Einer der nächsten Abende wurde zu einem gemeinsamen Spaziergange durch die Fasanerie, vorüber am Buschteiche, nach dem kürzlich in Cöthen eingemeindeten Dörfchen Geuz benutzt. Die Nachmittage zwischen den Vorträgen wurden selbstverständlich zum Besuche des Cöthener Heimatmuseums benutzt, in dessen vorgeschichtlicher Abteilung Konservator Götze die Teilnehmer begrüßte und führte. Die Abteilung, die zusammen mit dem Museum 1912 gegründet wurde, ist kürzlich durch die Hinzunahme der Götzeschen Privatsammlung beträchtlich erweitert worden. Auf dem Wege vom Polytechnikum zum Museum lud die evangelische St. Agnus-Kirche (erbaut 1699) mit ihren bemerkenswerten Gemälden von Lucas Cranach dem Jüngeren und Antoine Pesne und ihrem schönen Altarschrein aus dem 15. Jahrhundert zur Besichtigung ein. Während hier Herr Pastor Naucke die Führung übernommen hatte, geschah dies in der um 1400 erbauten Stadt- und Kathedralkirche St. Jakob auf dem Markte durch die Herren Archidiakonus Schneider und Mittelschullehrer Schulze. In diesem ältesten der Häuser Cöthens fesselten die architektonischen Einzelheiten des spätgotischen Stils und die bei flackerndem Kerzenschein besuchte Fürstengruft unter dem Altarraume, in der die Cöthener Fürsten seit Ludwig, dem Begründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, (1579—1650) ruhen. Starke Teilnahme wurde auch dem im Schlosse befindlichen Naumann-Museum entgegengebracht, das das Lebenswerk des großen Ornithologen und Verfassers der „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" Johann Friedrich Naumann (1780—1857) enthält: eine große Sammlung von ihm selbst ausgestopfter Vögel (darunter der jetzt ausgestorbene Riesenalk), Naumanns Schriften, seine Zeichnungen, Kupfertafeln, Jagdgeräte, sein Briefwechsel mit großen Zeitgenossen, seine Bücherei usw. Herr Geheimrat Kossinna bekannte in seinem Abschiedswort, daß ihm durch dieses mit großer Hingabe von den Mitgliedern des Cöthener Ornithologischen Vereins (Vorsitzender Apotheker Paul Gottschalk) gepflegte und ergänzte Museum erst das Gesamtbild des vom einfachen Landmanne zum bedeutenden Gelehrten emporgewachsenen Johann Friedrich Naumann recht eingegangen sei.

Digitized by Google

Die Autofahrt am 14. Juni 1924 durch die Kreise Cöthen und Bernburg.

Bericht von Pfarrer G. Eichhorn in Osternienburg bei Cöthen.

Mit 13 Abbildungen und 1 Karte.

Eines wirkungsvollen Abschlusses erfreute sich die 8. Tagung für Vorgeschichte in der Rundfahrt durch die Kreise Cöthen und Bernburg am 14. Juni, zu welcher sich 68 Teilnehmer vor 8 Uhr vormittags auf dem äußeren Cöthener Schloßhofe versammelten. 16 Automobile, durch die Güte des um die Tagung hochverdienten Herrn Kreisdirektors von Brunn vermittelt, standen zur kostenlosen Beförderung bereit. Leise weinte der Himmel, als das Zeichen des „Zugführers" erfolgte; dasselbe zu tun war das Los eines Spätlings, der schmerzbewegt eben nur noch dem letzten Wagen nachschauen konnte. Zur Stadt hinaus ging die Fahrt über den Galgenberg, eine wahrscheinlich vorgeschichtliche Begräbnisstätte, die im Mittelalter die Richtstatt Cöthens bildete, über das Bahnhofsgelände hinweg, auf welchem bei dem Umbau des Bahnhofs 1914 ein früheisenzeitlicher Urnenfriedhof aufgedeckt ward, darunter 2 Steinkistengräber, in welche sich Berlin und Cöthen teilten. Nach rechts südlich ließ sich auf gleiche Fundstellen am sog. Bajonettwege hindeuten. In etwas weiterer Entfernung glitt links an der Fahrt Großbadegast mit seinem Urnenfelde der mittleren Kaiserzeit, Libehna mit Funden der frühen Eisenzeit, mehr seitwärts Cosa mit einem schönen Kugelflaschenfunde vorüber. Im Städtchen Radegast (schnurkeramische Gräber, Sandgrube mit eigenartigen, noch nicht gedeuteten Tonstützen) schwenkte die Reise aus der südlichen in die westliche Richtung zu dem

1. Haltepunkt Cösitz.

Hier fesselte die Teilnehmer vor allem die Wallburg, welche sich noch bis 1871 um das Frhr. v. d. Bussche-Lohesche Herrenhaus geschlossen herumzog und dann erst bei Anlage des Parkes nach Süden zu in einem kurzen Stück abgetragen wurde. Für Slawen ungewöhnlich groß, muß sie wohl als ursprünglich vorgermanisch gedeutet werden, später aber von Slawen benutzt worden sein. Früher auf der Oberfläche gemachte Funde gehen bis in die Kaiserzeit zurück. Die Wallburg selbst harrt noch ihrer gründlichen Durchforschung. Nördlich des Dorfes Cösitz sind Wohngruben der 3. Periode der Bronzezeit zu verzeichnen, ebenso Skelettgräber unbekannter Zeit, welche ausgewühlt worden sind, ohne Kennern zu Gesicht zu kommen, ferner slawische Wohngruben in der Sandgrube und auf dem Kirchhofe, sowie ein mittelalterlicher

Digitized by Google

Münzfund, welcher einen mittleren eisernen Topf füllte und beim Bau eines Stallgebäudes dem gastwirtlichen Besitzer zufiel.

Eine slawische oder mittelalterliche Wallanlage (vom Volke Schwedenschanze genannt, gleichfalls noch unerforscht) streckt sich im Osten des Dorfes, in der Richtung nach Priesdorf, an dessen Eingang 1870 beim Wegebau ein Hügelgrab, das im Wege lag, zerstört wurde, ohne daß von den Funden eine Kenntnis blieb. Ebensowenig konnten Gefäße ermittelt werden, welche gegenüber diesem Hügelgrabe bei Sandgewinnung dem Spaten und der Hacke verfielen. Seitwärts der Fahrt durch Priesdorf (Preberesdorp) war hinzuweisen auf Göttnitz mit einer Siedlung aus frührömischer Kaiserzeit. In wenigen Minuten war Zeundorf (Zuchliansdorp) erreicht, dessen Tongrube dem Heimatmuseum Haifischzähne, Koprolithen und Bernstein geliefert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein großer Teil des Bernsteins

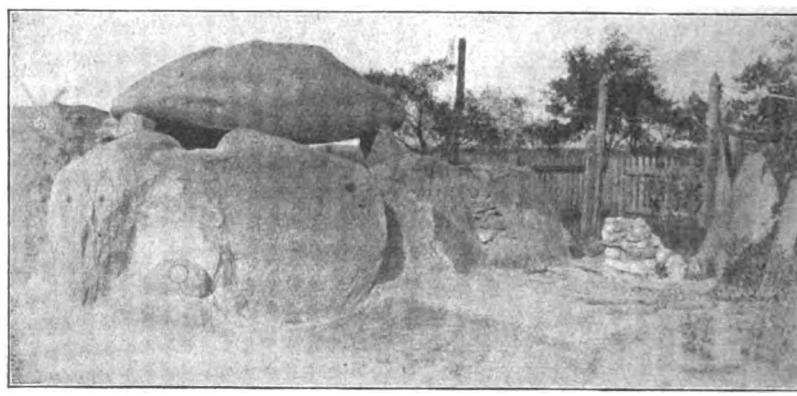


Abb. 1. Das Megalithgrab auf dem Heidenberge in Schortewitz, Kreis Cöthen, 13 km südlich von Cöthen, das südlichste Megalithgrab Deutschlands.

(Amulette) in unseren Gräbern nicht der Ostsee entstammt, sondern fossil in den hiesigen Tongruben gefunden worden ist. Die Tongrube zu Zeundorf ergab des weiteren bandkeramische Wohngruben.

2. Halt.

Ein freundlicheres Gesicht wandte St. Petrus dem wichtigen Aufenthalt in Schortewitz zu, um von da an gleichmäßig in Hulde zu verharren. Das bisher als das südlichste festgestellte Megalithgrab auf dem Heidenberge (Abb. 1)[1]) fesselte verdientermaßen die Aufmerksamkeit, ein aus mächtigen Blöcken aufgeführter Bau, von dem ein Deckstein leider bei einer Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgten Nachforschung (deren Ergebnisse verborgen blieben) entfernt und später zum Bau einer benachbarten Scheune verwandt wurde. 1912 wurde der Heidenberg von Herrn Konservator Götze und dem Berichterstatter im Auftrage des Cöthener Heimatmuseums gründlich durchforscht. Im Hauptgrabe fand sich noch ein Bernburger Täßchen, von den früheren „Forschern" gütigst übersehen; unter dem Pflaster des Grabes, von jenen

[1]) Fundbericht in W. Götze, Prähistorische Grabstätten im Kreise Cöthen. I. Der Heidenberg in Schortewitz. Verlag Schettlers Erben, Cöthen 1913. Das Grab ist 6,80 m lang, die Grabkammer hat eine Innenlänge von 5,70 m.

Digitized by Google

als das Ende aller Dinge angesehen, enthüllten sich nachträgliche Bestattungen mit vereinzelten unverzierten Scherben, Perlen (Gagat?), Bernsteinamuletten und einem Amulett aus Wohlbergkristall. In der gewaltigen Erdaufschüttung kamen 11 Nachbestattungen zum Vorschein, davon ein Kindergrab (mit Feldsteinen umstellt) mit kleinem schöngeformten Gefäß und einer Kette von durchbohrten Hundezähnen, die übrigen mit eichener Einfassung, eines dachförmig mit Schilf belegt. Des weiteren ergaben sich ein- und zweihenklige Kannen und Kännchen, zwei davon mit gegenständigen, bandförmigen, breiten Henkeln, eine mit hängenden Linienbündeln oder Fransenornament, eine mittlere mit gleicher Verzierung, mit damals abgebrochenem Henkel, welcher ersetzt wurde durch zwei gegenständige Löcher zur Aufnahme des Bindfadens. Außer dem Heidenberge wird in früherer Zeit der Katzenberg erwähnt, zweifellos auch ein Hügel derselben Periode mit nordischer Keramik.

Bei der Weiterfahrt nach Görzig konnte auf die Stelle des ehemaligen Mühlenberges verwiesen werden. Er barg die große Steinkiste, welche im unteren Saale des Cöthener Museums wieder Aufstellung gefunden hat, deren eine Seitenwand allein auf 80 Zentner zu schätzen ist.

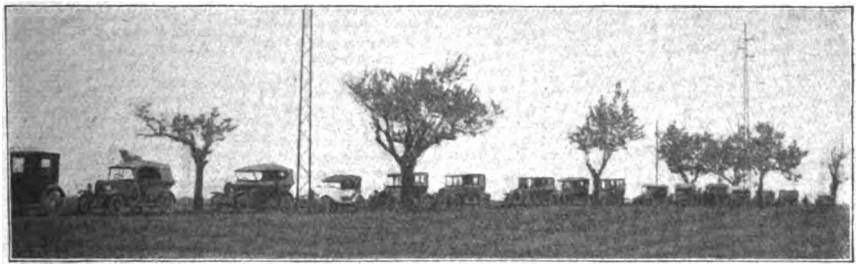


Abb. 2. Rast auf der Fahrt. Die 16 Kraftwagen, in denen die Teilnehmer der Cöthener Tagung die vorgeschichtlichen Fundstätten besuchten. (Alle auf der Fahrt aufgenommenen Lichtbilder verdanken wir der Güte der Frau Fabrikbesitzer Lotte Behr-Schlegel).

Die Fahrt durch das Dorf Görzig berührte früheisenzeitliche Gräberfelder, zwischen Görzig und Glauzig steinzeitliche Skelettgräber, bandkeramische Wohngruben, bronzezeitliche Steinkistengräber der 3. Periode, desgleichen Wohngruben der 3. und 4. Periode und Skelettgräber der späteren Kaiserzeit. Das Dorf Wieskau konnte berichten von einem Latène-Urnenfriedhofe und Skelettgräbern des 4. Jahrhunderts nach Chr.

3. Halt.

Ein hervorragend wichtiger Fundort bot sich in dem bald erreichten Werdershausen. Der Kreiskonservator Götze konnte die Teilnehmer an die Stelle führen, an welcher ihm in einer Kiesgrube die Entdeckung eines paläolithischen Faustkeils beschieden war, über welchen ein besonderer Bericht erfolgen wird. Steinzeitliche Wohngruben, Trichterbecher, ein bronzezeitliches Urnenfeld 4. Periode, (vielleicht keltische?) Skelettgräber, früheisenzeitliche Steinkisten, ein eigenartiger Spitzgraben, welcher sich um die Kuppe des frühzeitlichen Friedhofs herumzieht (V) und 100 m weit zu verfolgen ist, endlich kaiserzeitliche Skelettgräber (deren 6 im Museum befindlich) runden zu einer einzigartigen Vielseitigkeit ab. Wieder begaben sich die Teilnehmer in ihre Kraftwagen zurück, und weiter ging es in sausender Fahrt (Abb. 2).

Digitized by Google

Das Städtchen Gröbzig wies eine Anzahl Siedlungen auf, die bisher nicht bestimmt werden konnten, sodann im Nordwesten schnurkeramische Flachgräber und ein seit längerem zerstörtes frühbronzezeitliches Hügelgrab. Das Dorf Gerlebogk, das wir dann durchfuhren, hat unserem unermüdlichen Forscher steinzeitliche Wohngruben, eine schnurkeramische Steinkiste mit einem Hocker, zwei kurzhalsige und eine unverzierte zweihenklige Amphore, bronzezeitliche Wohngruben, einen früheisenzeitlichen und einen großen slawischen Friedhof geboten; das folgende Dorf Cörmigk wiederum steinzeitliche Siedlungen, drei Hügelgräber (von denen der Fuchsberg noch des Ausgrabens wartet) mit schnurkeramischen Bestattungen (Vorstufe); durch letztere zerstört fanden sich zwei Gräber mit einer nordischen Kanne mit ausgezogenem Henkel. Hinter Cörmigk nach Preußlitz zu sahen wir ein Hügelgrab von einem Durchmesser von etwa 30 m mit eigenartiger spätsteinzeitlicher Keramik; besonders bemerkenswert war darin eine vierhenklige Amphore mit hängender Schulter, die Leichenzerstückelungen barg. Im Grabe dieser vierhenkligen

Abb. 3. Rast der Teilnehmer in Preußlitz, Kr. Cöthen, an den sieben Steinen. Vorne: 1. Thode; 2. Gummel; 3. Stampfuß; 4. Asmus; 5. Wilke; 6. Kossinna; 7. Bethge; 8. Eichhorn; 9. Robert Schulze; 10. Walter Schultz. Hinten links: 11. Jahn; 12. Gütte.

Amphore lag ein Kupferschmuck aus zungenförmigen Anhängern, getrennt durch Kupferröllchen. Es fanden sich weiter Totenbäume; die Leichen waren zum Teil mit Holzbohlen umstellt; in einem Falle enthielt die Steinkiste Holzbohlen und einen Holzklotz, um das Strecken des Kinderhockers zu verhindern.

4. Halt.

Eine anregende Erörterung veranlaßten die sieben Steine in Preußlitz, in einer Reihe aufgestellt, an welche sich verschiedene Sagen knüpfen. Sie mögen als Erinnerungszeichen oder als Denksteine für Tote anzusprechen sein; für letzteres spricht der Fund eines Skeletts in nächster Nähe. Da nach Süden zu das Gelände abfällt, so ist wohl an einen früheren Hügel zu denken. Die meisten der sieben sagenhaften Steine sind Granit; der größte am weitesten nach rechts besteht aus Braunkohlenquarzit, er hat die charakteristischen Vertiefungen der sog. Nagelsteine. Die Vertiefungen sind auf natürlichem Wege

Digitized by Google

durch Verwitterung der bei der Entstehung des Quarzits im Tertiär eingepreßten Pflanzenteile entstanden; an diesen Stellen lassen sich leicht Nägel eintreiben, während der Stein an sich sonst äußerst hart ist. Unsere Abb. 3 zeigt uns die Teilnehmerschar in Preußlitz.

Am Ostausgange des Dorfes fuhren wir dann an einer umfangreichen bronzezeitlichen Siedlung der 3. Periode vorüber.

Das seitlich der Fahrt gelegene Plömnitz enthält einen Urnenfriedhof, dessen Bestimmung noch aussteht.

Der nun folgende weitere Teil der Reise, welcher zunächst in den Bernburger Kreis führte, kann als unter dem Zeichen der Megalithgräber stehend bezeichnet werden. Den Beginn machte Baalberge, wo wir von dem Raſtplatze auf der Landstraße (während einer unserer 16 Wagen ein Rad auswechseln mußte) den mächtigen Hügel des Schneiderberges betrachteten, dessen steinzeitliche Funde vom Bernburger (Anhalter) Stil und bronzezeitliche im Städt. Museum in Bernburg aufbewahrt werden.

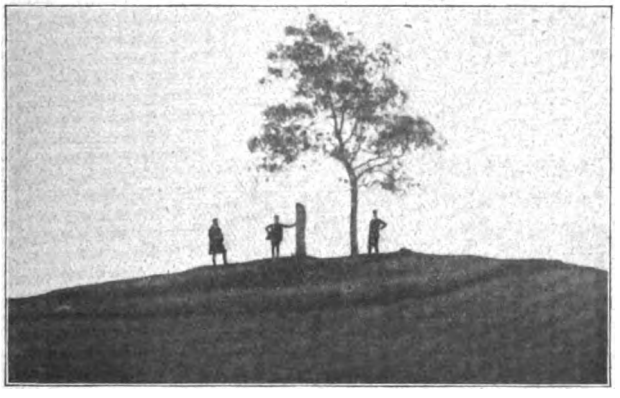


Abb. 4. Der Menhir auf dem Pfingstberge bei Dröbel, Kr. Bernburg.

5. Halt.

Nach einem umfassenden Blick auf die unweit sich darbietende Stadt Bernburg erwartete uns nach kurzer Fahrt der Pfingstberg bei Dröbel mit seinem Menhir auf noch unerforschtem Hügelgrabe (siehe die Abb. 4 und 5). Höhe des vierkantigen Menhirs 2 m, Umfang unten 40 + 35 + 40 + 35 cm. Das Rübenfeld ringsum gab manchem jüngeren Fahrtgenossen Gelegenheit, Scherben zu klauben (mit b bitte!), deren Charakter allerdings im Dunkeln blieb.

6. Halt.

Das nun sich anreihende Latdorf, allen Teilnehmern schon längst aus der Fachliteratur bekannt, führte seinen Pohlsberg vor, dessen großartige Grabanlage in Nachbildung im Cöthener Museum auf tragbares Maß verkleinert zu sehen ist. Steinzeitliche Gräber, bronzezeitliche Wohngruben, reiche Funde frischen das Andenken an die verdienstliche Tätigkeit des Professors Höfer (1904) auf.

Am rechten Saaleufer slawische und mittelalterliche Siedlungen, am linken eine Gruppe von bisher unerforschten Hügelgräbern.

Digitized by Google

7. Halt.

Ein kleiner Seitensprung vermittelte die Besichtigung einer Privatsammlung von meist bronzezeitlichen Gefäßen (4. Periode) im Gutshause

Abb. 5. Die Teilnehmer am Menhir auf dem Pfingstberge bei Dröbel, Kr. Bernburg. Untere Reihe: 1. Gütte; 2. Stampfuß; 3. Asmus; 4. Paape; 5. Tode; 6. v. Brunn jr.; 7. v. Brunn sen.; 8. Dibbelt; 9. Gummel; 10. Bethge; 11. Neumann. Obere Reihe: 12. v. Auerswald; 13. Jahn; 14. Mitusch; 15. Wilke; 16. Moschkau; 17. Kossinna; 18. Götze; 19. Eichhorn; 20. Lange; 21. Hinze.

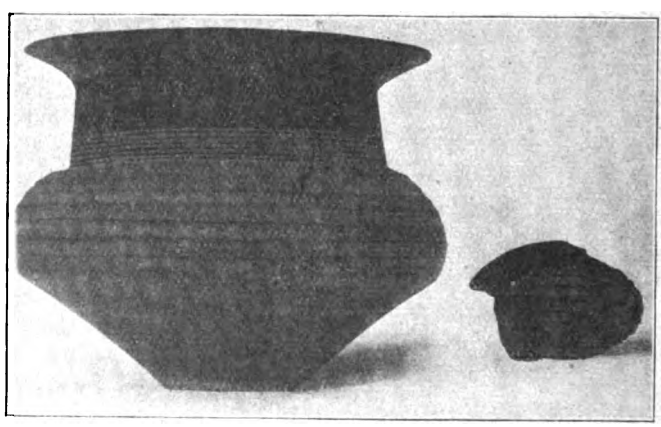


Abb. 6. Grimschleben, Kr. Bernburg bei Nienburg a. S.; gefunden auf dem Acker der Häringsbreite zusammen mit zwei einhenkligen niedrigen Schalen mit senkrechten Kannalürengruppen. Rand und Oberbauch kanneliert; Halsfurchen weiß ausgelegt; bereits ohne konzentrische Halbkreise, also jüngere „Großmutter".

der Domäne Grimschleben (Amtsrat Richter), von welchen eine schöne, große schwarze Terrine photographiert wurde. Die Gutsherrin, in einem Gespräch mit dem Berichterstatter begriffen, bemerkte das Fehlen des

Digitized by Google

Gefäßes, das zum Photographieren in den Garten getragen war, zunächst nicht und wurde rasch beruhigt: „Längst im Auto in Sicherheit!" (Abb. 6) [1]).

8. Halt.

In der Nähe des Ortes sammelte der Häringsberg, der übrigens noch vor hundert Jahren Iringsberg hieß, die Fahrtgenossen um seine große Steinkammer (Abb. 7). Maße: Länge 8,40 m, Breite 3,50 m, innere Weite 2,83 m, die innere Länge kann wegen der Erdfüllung nicht gemessen werden, größte Platte: 4,35 m × 3,75 m, Dicke 0,72 m; Grabrichtung SW—NO mit geringer Abweichung nach N. Die Steinkammer ist in unbekannter Zeit angewühlt worden; es ist aber zu hoffen, daß sie bei planmäßiger Grabung noch manche Ergebnisse bringen wird.

Abb. 7. Das Megalithgrab auf dem Häringsberge bei Grimschleben, rechtes Saalufer, Kr. Bernburg. Aufnahme von Osten.

9. Halt.

Der genannten gleich aus unbehauenen Kalksteinen errichtet zeigte sich in der Folge das Megalithgrab auf dem Bierberge bei Latdorf (Abb. 8, und 9). Maße: Länge 6,90 m, Breite 3,95 m, Höhe 2,20 m; Längsrichtung NNW—SSO. Der Grabbau ist 1918 vom Amtmann Öhlmann ausgebeutet worden, die Gefäße und etwaiger sonstiger Inhalt sind leider verloren gegangen.

10. Halt.

An den Bierberg schloß sich die Besichtigung des „Spitzen Hochs", eines riesenhaften 7—8 m hohen Grabhügels, welchen Prof. Klopfleisch untersucht hat (seinen Fundbericht hat Prof. Höfer kritisch besprochen in der Hallischen Jahresschrift für Vorgeschichte, Bd. 1, S. 39—45), ferner einer

[1]) Es wäre in der Tat sehr zu begrüßen, wenn diese schöne Urne den Zufälligkeiten und Gefährnissen der Aufbewahrung in einem Privathaushalt entrückt würde und wenigstens als Leihgabe in ein Museum wanderte, wo es außerdem der Wissenschaft so viel leichter zugänglich wäre. G. K.

Digitized by Google

namenlosen Steinkammer vor dem Spitzen Hoch, welche jetzt freisteht und aus Kalksteinen und einem Granitblock erbaut ist. Die Anonymität des Hügels gab die willkommene Veranlassung, ihm zur Erinnerung an Tagung und rühmenswerte Verdienste den Namen „Kossinna-Götze-Höhe" zu verleihen, was der Hügel dankend entgegennahm.

Abb. 8. Kreiskonservator Götze, Geheimrat Prof. Dr. G. Kossinna und Obergeneralarzt Dr. G. Wilke am Megalithgrabe auf dem Bierberge bei Latdorf, Kr. Bernburg.

Abb. 9. Das Megalithgrab auf dem Bierberge bei Latdorf, Kr. Bernburg.

11. Halt.

Bei Weddegast erwartete uns eine Steinkammer aus Kalksteinplatten, kleiner als die vorher besuchten und noch im Erdboden steckend. Der Bau wurde bei der Anlage der Cöthen-Bernburger Chaussee von Arbeitern angeschnitten; er enthielt frühschnurkeramische langhalsige Amphoren, einen „fazettierten" Schuhleistenkeil und eine Hacke, die sich im Bernburger Museum befinden.

Digitized by Google

Während der Fahrt hatte verwiesen werden können auf den Mühlenberg bei Crüchern (steinzeitliche Wohngruben, bronzezeitliche Steinkisten der 3.—4. Periode, kaiserzeitliches Urnenfeld mit Mäandergefäßen, Situlen und reichen Waffenfunden: Cöthener Museum).

12. Halt.

Wieder lenkte die Reise in großem, nordwestlichen Bogen zurück in den Cöthener Kreis, und zwar nach Drosa, wo das Hügelgrab auf dem Bruch-

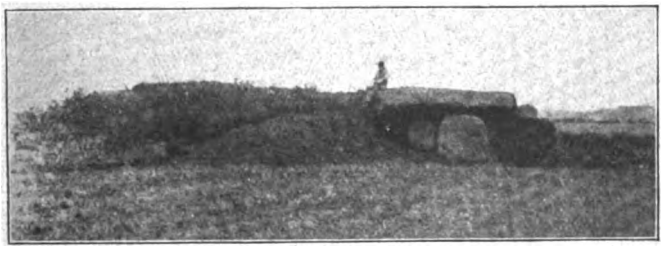


Abb. 10. Megalithgrab auf dem Bruchberge bei Drosa, Kr. Cöthen, vor der Zerstörung 1904. Heute stehen nur noch 6 große Tragsteine mit der gewaltigen Deckplatte, auf der der Mann sitzt.

berge verdientermaßen die Aufmerksamkeit fesselte. Vorhanden ist noch der Rest des riesigen Hauptgrabes (Fundbericht: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 4, S. 33ff.). Die gewaltige Grabkammer von 9 m Länge, welche sich noch 1904 anschloß (Abb. 10 und 11), ist durch

Abb. 11. Das Ganggrab auf dem Bruchberge bei Drosa im Jahre 1904 während der Zerstörung. Links ist der Zugang, „der Korridor", aufgedeckt.

einen unglaublichen ackerbauenden Böotier zerstört und entfernt worden. Sein Name verdiente, herostratisch weiterzuleben, aber bekanntlich krümmt sich der „Wurm", wenn er getreten wird. Der weiteren Zerstörung wurde, hauptsächlich durch ein Mitglied unseres Museumsausschusses, des Kantors i. R. Otto Schößling in Cöthen, Einhalt getan. Die Bergung des reichen Inhalts erfolgte durch die Herren Prof. Gorges und Dr. Seelmann. Die Funde sind im Heimatmuseum verwahrt (Abb. 12).

Westlich von Drosa befindet sich noch ein Urnenfriedhof umfangreicher Art der 3. bronzezeitlichen Periode.

Digitized by Google

Letzter Halt.

Den Abschluß der Fahrt, die erfreulicherweise ohne Unfall und Stockung verlief, machte Wulfen. Der erste Weg galt dem Megalithgrabe an der Lehmkiete am Südende des Dorfes (Abb. 13). In nicht zu bestimmender Zeit schon ausgebeutet, wurde es 1913 im Auftrage des Heimatmuseums vom Konservator Götze und dem Berichterstatter völlig freigelegt und ergab

Abb. 12. Einige Gefäße aus dem Ganggrabe auf dem Bruchberge bei Drosa (Heimatmuseum Cöthen). Anhalter (Bernburger) Stil, das hohe Gefäß in der Mitte Jüngerer Walternienburger Stil.

noch ein Bernburger Täßchen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat das Grab einem einsiedlerischen Strolch als Behausung dienen müssen. (Maße: Länge 5,80 m, Breite 3,45 m; Grabkammer innere Länge 4,90 m, Breite 1,80 m, Höhe 1,65 m. Das Grab war früher noch länger, einige Trag- und Decksteine am nordöstlichen Ende fehlen, sie sind vor langer Zeit den angrenzenden Abhang hinuntergefallen).

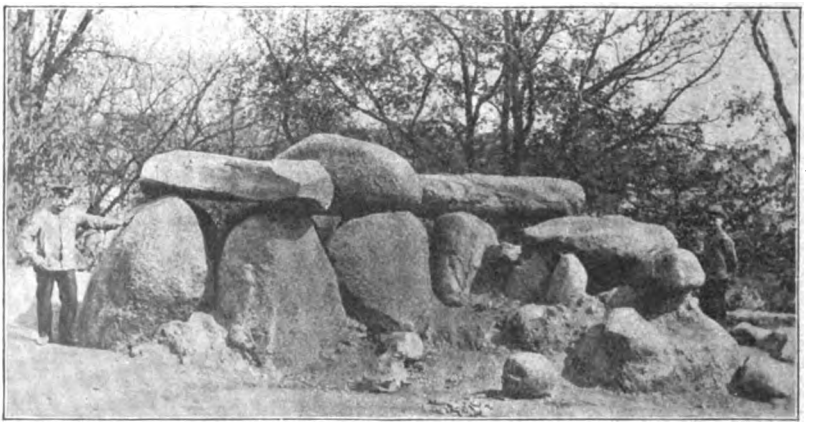
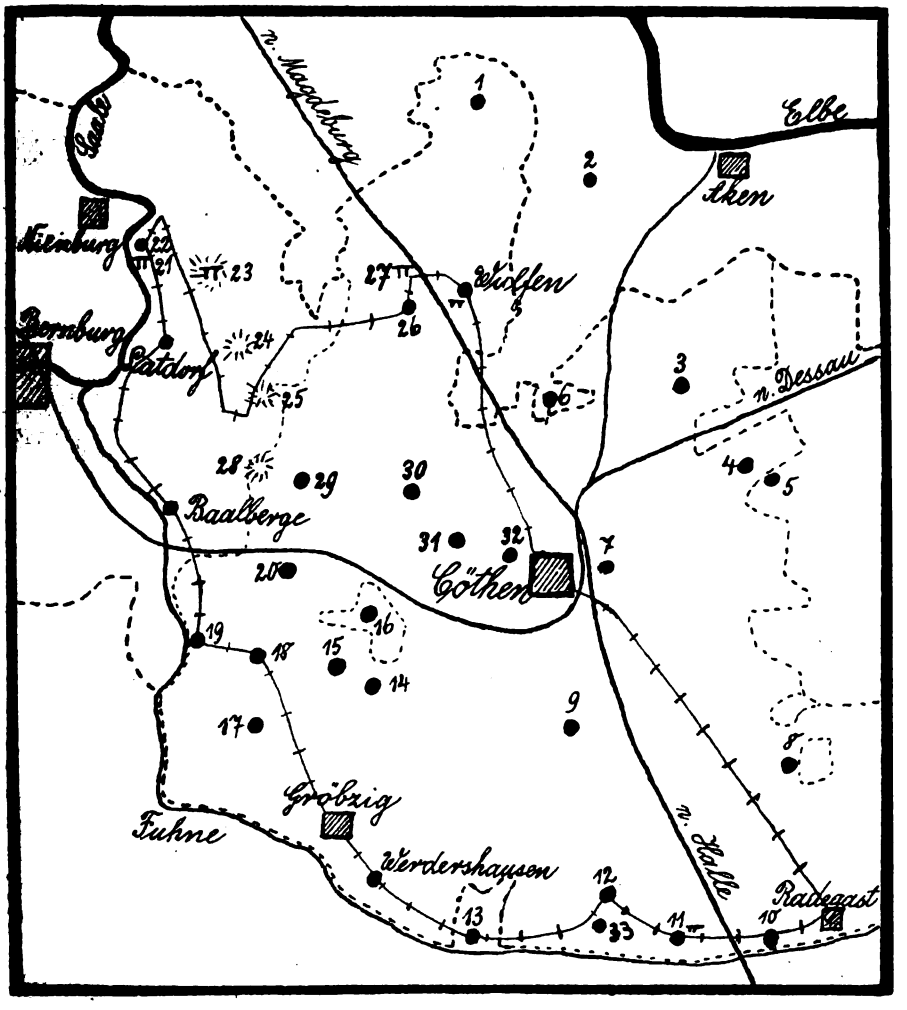


Abb. 13. Megalithgrab in Wulfen, Kr. Cöthen. Freigelegt 1913 vom Heimatmuseum Cöthen.

Desto umfangreicher und ergiebiger gestalteten sich die Grabungen bei Wulfen, welche schon 1650 und 1692 Vorgänger hatten (Weinberg mit reichen, aber verschollenen Funden, nur der von 1692 hat seinen Weg nach Berlin gefunden, wo er im staatlichen prähistorischen Museum aufbewahrt wird — vgl. den Vortrag über Funde im Kreise Cöthen, S. 44 dieses Bandes). Es fanden sich bandkeramische Siedlungen, Bernburger und Rössener Wohn-

Digitized by Google

gruben, Rössener Skelettgräber, schnurkeramische Flachgräber, Wohngruben und Gräberfelder der Bronzezeit (3. und 4. Periode), früheisenzeitliche Skelettgräber und ein desgl. Gräberfeld mit (bisher) 3 Hausurnen und Bruchstücken



Karte des Kreises Cöthen und des Ostteiles vom Kreise Bernburg im Freistaat Anhalt. Entworfen von K. Theuerkauf, Cöthen.

Erläuterung: ——— Eisenbahnen, - - - - - - - Grenzen, |—|—|—| Kraftwagenfahrt der Kongreßteilnehmer am 14. Juni 1924, ⊓ Megalithgräber.

Fundorte: (vergl. den Vortrag über Funde im Kreise Cöthen und den Bericht über die Kraftwagenfahrt):

1 Diebzig, 2 Mennewitz, 3 Osternienburg, 4 Würflau, 5 Scheuderscher Gasthof, 6 Kliekzen, 7 Cöthen-Klepzig, 8 Cosa, 9 Baasdorf, 10 Cösitz, 11 Schortewitz, 12 Görzig, 13 Wieskau, 14 Wörbzig, 15 Dohndorf, 16 Löbnitz an der Linde, 17 Gerlebogk, 18 Cörmigk, 19 Preußlitz, 20 Biendorf, 21 Megalithgrab auf dem Häringsberge, 22 Grimschleben, 23 Megalithgrab auf dem Bierberge, 24 Spitzes Hoch, 25 Höhe bei Weddegast, 26 Drosa, 27 Ganggrab bei Drosa, 28 Crüchernscher Mühlenberg, 29 Crüchern, 30 Trinum, 31 Großpaschleben, 32 Cöthen-Geuz, 33 Glauzig.

Digitized by Google

einer vierten, ein Latène-Gräberfeld, kaiserzeitliche Wohngruben (150 nach Chr.), Münzen römischer Herkunft (Antoninus Pius — auch in Edderitz gefunden — und Severus Alexander), sowie ein slawisches Gräberfeld.

Nicht weit entfernt von Wulfen hat Maxdorf an verschiedenen Stellen bronzezeitliche Steinkisten der 3. und 4. Periode und im Süden des Dorfes eine Siedlung noch unbestimmter Zeit geliefert; anschließend an Maxdorf Zabitz seinen Wartenberg mit steinzeitlichen Hockergräbern, Urnengräbern der 3. und Wohngruben der 4. Periode der Bronzezeit.

In Rusts Gasthof zu Wulfen sahen sich die Teilnehmer der Fahrt mit Speis' und Trank wohl versorgt, und die gewürzten Reden des Herrn Geheimrats Dr. Kossinna, der die Höhepunkte der wundervollen Tagung nochmals in raschem Fluge an dem geistigen Auge der Teilnehmer vorüberziehen ließ und allen den vielen, die sich zum Teil mit großer Aufopferung um das schöne Gelingen der Tagung verdient gemacht hatten, in herzlichen Dankesworten nach Möglichkeit gerecht zu werden suchte, weiter des Herrn Professors Dr. Paape, der das unvergleichlich gastfreundliche Cöthen feierte, des Herrn Gütte, dessen Trinkspruch nochmals besonders dem Herrn Kreisdirektor v. Brunn galt, und das Abschiedswort des Herrn Pfarrers Eichhorn gaben dem prächtigen Ausfluge und damit der 8. Tagung den Ausklang.

Das Schlußwort des Herrn Pfarrers Eichhorn sei hier noch festgehalten:

Bei der Eröffnung unseres Cöthener Heimatmuseums im Jahre 1912 war es mir vergönnt gewesen, die weihenden Worte zu sprechen. Heute, da wir am Schlusse der inhaltsvollen 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte stehen, ist mir von unserem Museum der Auftrag geworden, Ihnen ein Wort des Abschieds zu sagen. Unsere heutige herrliche Rundfahrt durch Kreis Cöthen und Bernburg hat hier in Wulfen an rechter Stelle geendet. Nicht nur, daß das alte Dulva, zuerst 995 als Castellum in der Geschichte erwähnt, durch sein ehrwürdiges Alter ein Anrecht darauf hat; — in seiner Nähe das gleichfalls bejahrte Drosa, welches der Volksmund mit Drusus zusammenbringt —, hier stehen wir vor allem auf dem Fleck anhaltischen Landes, wo die ersten Grabungen stattfanden, die der Amtmann Andr. Müller zu Warmsdorf und Wulfen im Jahre 1692 mit reichem Erfolge vornahm. Der hiesige Boden hat dann viele vorgeschichtliche Schätze geliefert, die aber mangels eines Sammelmittelpunktes, wie wir ihn nun besitzen, in manches fremde Museum zerstreut sind. Heute weiß jeder Topf, wo er hingehört; und heute drängeln sich geradezu die Wulfener Hausurnen, durch unseren verdienstvollen Herrn Götze gesichert und einem studierenden Publiko vorgeführt zu werden.

Unser hochverehrter Führer, Herr Geheimrat Kossinna hatte vorhin die Güte, unserer buddelnden und sammelnden Tätigkeit so herzlich berührende und anerkennende Worte zu spenden. Wir nehmen das dankbarst, aber auch bescheiden entgegen. Es soll uns ein währender Antrieb sein zu weiterem Dienst, den wir in unserem kleinen Maße der Wissenschaft zu leisten vermögen. Wir wissen uns zu besonderem Danke verbunden, daß wir die diesmalige Tagung bei uns aufnehmen durften; haben wir doch aus nächster Nähe den Schritt messen können, den die vorgeschichtliche Wissenschaft vorwärts ging, und unser braves Museum hat hierbei nicht nur einige Stufen, sondern ein paar Stockwerke sich emporgeschwungen. Das verpflichtet uns Ihnen in reichstem Maße, und falls eine materielle Äußerung unseres Dankes gestattet ist, so gewähren Sie unserem Museum, Sie zu dem vor Ihnen stehenden neuzeitlichen Abschiedsmahl und -Trunk als seine Gäste zu betrachten.

Digitized by Google

Dem verehrten Herrn Geheimrat Kossinna aber gebührt noch ein besonderes Wort. Die Cöthensche Zeitung oder ihr Spezialdruckfehlerteufel hatte den richtigen Ton gefunden; in ihrer Begrüßung am 10. Juni schrieb sie: „....Ihr Vorsitzender, Geheimrat Prof. Nr. Kossinna zählt zu den bekanntesten Vertretern der schnell emporgeblühten Wissenschaft der Vorgeschichte" usw. Besser konnte keine Promotion ausfallen, denn Geheimrat Kossinna ist eine Nummer, eine Bombennummer, eine Generalnummer. Wir sind stolz darauf — nicht bloß auf unser Cöthensches Intelligenzblatt — sondern darauf, daß wir mit unserem Museum und unseren heimatlichen strebenden Kräften uns unter seinen Augen wachsen fühlten und unser Existenzrecht von ihm bescheinigen lassen konnten. Damit auch der ideelle Dank nicht fehle, ist heute bei der Rundfahrt, die wir unserem unermüdlich sorgenden und helfenden Herrn Kreisdirektor von Brunn verdanken, auf welcher festgestellt wurde, daß eine prähistorische Kuppe noch namenlos im Gelände umherirrt, beschlossen worden, ihr den Namen „Kossinna-Götze-Höhe" zu verleihen. Widerspruch erfolgte nicht.

Sehr geehrte Damen und Herren! Aus manchem deutschen Lande hatte Sie die Tagung in unseren Gau Serimunt geführt. Wir müssen Sie nun wieder scheiden sehen, tun es aber in der Hoffnung, daß Sie sich bei uns wohl und heimisch gefühlt haben. Wenn auch die Erwartung zu hoch gespannt sein dürfte, daß die nächste Tagung Sie wieder nach Cöthen führe, so wollen Sie sich doch versichert halten, daß wir uns einer jeden, auch einzelnen Wiederkehr herzlich freuen werden, und daß wir hoffen, Ihnen bei jedem Wiederbegrüßen mit neuem Zuwachs aufzuwarten.

Unseren aufrichtigen Dank für das Schöne, das uns die 8. Tagung gab, bitte ich ausklingen lassen zu dürfen: unser hochverehrter Herr Geheimrat Kossinna lebe hoch!.....

Digitized by Google

Verzeichnis der Teilnehmer.

1. Dr. Arndt, Ludwig, Oberregierungs- und Oberschulrat, Dessau.
2. Dr. Asmus, Rudolf, Arzt, Teterow.
3. von Auerswald, Annemarie, Stiftsdame, Heiligengrabe bei Techow, Ostprignitz.
4. Augustin, Wilhelm, Lehrer, Cöthen.
5. Bathge, Walter, Studienassessor, Zerbst.
6. Becker, Adolf, Gymnasiallehrer, Staßfurt.
7. Behr, Helmut, Kaufmann, Cöthen.
8. Behr, Frau Lotte, Cöthen.
9. Behrendt, Albrecht, Rechtsanwalt, Cöthen.
10. Beier, Karl, Lehrer, Wohlsdorf, Kreis Cöthen.
11. Belitz, Ernst, stud. forest., Dessau.
12. Berger, Paul, Med.-Drog., Halle a. d. Saale.
13. Berger, Ernst, Lehrer, Jeßnigk.
14. Bethge, Wilhelm, Kreisschulrat, Cöthen.
15. Bethge, Frau Frieda, Cöthen.
16. Bethge, Otto, Oberprimaner, Cöthen.
17. Beutmann, Paul, Mittelschullehrer, Cöthen.
18. Bock, Heinrich, Lehrer, Groß-Salze.
19. von Brunn, Julius, Kreisdirektor, Cöthen.
20. von Brunn, Wilbert, Untertertianer, Cöthen.
21. Dr. Caemmerer, Erich, Studienrat, Sondershausen.
22. Dr. Damerow, Erich, Bürgermeister, Cöthen.
23. Dr. Dibbelt, Otto, Studienrat, Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde, Kolberg.
24. Dieckmann, Hermann, Pastor, Cöthen.
25. Dietrich, Otto, Lehrer, Osternienburg.
26. Ehle, Paul, Studienassessor, Ballenstedt a. Harz.
27. Eichhorn, Günther, Pfarrer, Osternienburg.
28. Feist, Max, Lyzeallehrer, Cöthen.
29. Dr. Fiddicke, Eberhard, Sanitätsrat, Freienwalde.
30. Dr. Frohn, Erich, Studienrat, Cöthen.
31. Fügemann, Karl, Lehrer, Alberstedt.
32. Gandert, Otto, Friedrich, cand. phil., Berlin NW.
33. Garternicht, Eberhard, Oberprimaner, Cöthen.
34. Dr. Gorges, Otto, Studienrat, Professor, Cöthen.
35. Gottschalk, Paul, Apotheker, Cöthen.
36. Götze, Walther, Kreiskonservator für Vorgeschichte, Cöthen-Geuz.
37. Große, Fritz, Studienrat, Cöthen.
38. Dr. Gummel, Hans, Direktorialassistent am Provinzialmuseum, Hannover.
39. Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW.
40. Haase, Hermann, Lehrer, Wittenberg.
41. Hänisch, Toni, Lehrerin, Cöthen.
42. Herber, Richard, Zeichenlehrer, Cöthen.
43. Hennig, Paul, Prokurist, Cöthen.
44. Herrmann, Karl, Mittelschullehrer i. R., Naumburg.
45. Heyms, Kurt, Lehrer, Söllingen.
46. Dr. Hinze, Gustav, Studienrat, Zerbst (Anhaltisches Landesmuseum).
47. Hoffmann, Gerhard, Pfarrer, Edderitz.
48. Hogrebe, Bernard, Mittelschullehrer, Osnabrück.
49. Dr. Jahn, Martin, Museumskustos, Breslau.
50. Jänicke, Wilhelm, Superintendent i. R., Cöthen.
51. Kahleis, Karl, Buchhändler, Cöthen.

Digitized by Google

52. Klauß, Friedrich, Mittelschullehrer, Cöthen.
53. Klinger, Friedrich Wilhelm, cand. ing., Cöthen.
54. König, Max, Lehrer, Zerbst.
55. Körner, Ida, Lehrerin, Cöthen.
56. Dr. Kossinna, Gustaf, Universitätsprofessor, Geh. Reg.-Rat, Berlin-Lichterfelde.
57. Dr. Kühn, Herbert, Privatdozent, Köln.
58. Dr. Kunkel, Otto, Stettin (Provinzialmuseum).
59. Lampe, Wilhelm, Lehrer, Harriehausen.
60. Lange, Hans, stud. phil., Berlin.
61. Langer, Franz, Oberpostsekretär, Waidmannslust.
62. Leinweber, Felix, Oberbürgermeister a. D., Geh. Reg.-Rat, Goslar a. Harz.
63. Lohmann, Willy, Studiendirektor, Cöthen.
64. Marx, Albert, Oberpostsekretär, Cöthen.
65. Matthes, Walter, stud. phil., Berlin N 54.
66. Meiner, Wolfgang, Verlagsbuchhändler, Leipzig.
67. Melzer, August, Prokurist, Leipzig.
68. Dr. Mitusch, Gerhard, Studienrat, Magdeburg.
69. Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
70. Naucke, Karl, Pastor, Cöthen.
71. Neumann, Gotthard, cand. arch. praehist., Marburg.
72. Dr. Paape, Conrad, Professor a. D., Berlin-Schöneberg.
73. Püschel, Otto, Lehrer, Großmühlingen.
74. Rademacher, Karl, Museumsdirektor, Köln.
75. Rademacher, Erich, Regierungsbaurat, Köln.
76. Dr. Rammelt, Johannes, Oberregierungsrat, Dessau.
77. Reuter, Otto Sigfrid, Telegr.-Direktor, Bremen.
78. Dr. von Richthofen, Bolko, Breslau.
79. Roth, Otto, Lehrer, Delitzsch.
80. Satzinger, Wilhelm, Garteninspektor, Dessau.
81. Schemmel, Fräulein Hertha, Berlin-Tempelhof.
82. Schirwitz, Karl, Lehrer, Quedlinburg.
83. Schmidt, Hermann, Oberlehrer i. R., Görlitz.
84. Schneider, Artur, Archidiakonus, Cöthen.
85. Schößling, Otto, Kantor i. R., Cöthen.
86. Dr. Schultz, Wolfgang, Privatgelehrter, Görlitz.
87. Dr. Schulz, Walther, Direktorialassistent an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. Saale.
88. Schulze, Robert, Mittelschullehrer, Cöthen.
89. Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold.
90. Snethlage, Ernst, Regierungs-Inspektor, Berlin NW 5.
91. Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe.
92. Stampfuß, Rudolf, stud. praehist. arch., Berlin.
93. Stephan, Paul, Regierungslandmesser, Merseburg.
94. Dr. Stoye, Karl, Studienrat, Quedlinburg.
95. Strube, Richard, Gartenoberinspektor, Cöthen.
96. Dr. praehist. arch. Tackenberg, Kurt, Breslau.
97. Theuerkauf, Karl, Lehrer, Cöthen.
98. Thinius, Otto, Lehrer, Groß-Salze-Elmen.
99. Dr. Thümmel, Konsistorialrat, Groß-Salze.
100. Dr. Tode, Alfred, Kiel.
101. Trautmann, Hermann, Fabrikbesitzer, Cöthen.
102. Ulrich, Paul, Lehrer, Wimmelburg.
103. Vierthaler, Fräulein, Cöthen.
104. Dr. Wahn, Oscar, Arzt, Cöthen.
105. Wankel, Wolfgang, Direktor, Schönebeck a. d. Elbe.
106. Westphal, Max, Fabrikant, Cöthen.
107. Wiele, Bernhard, Lehrer, Bernsdorf.
108. Dr. Wilke, Georg, Obergeneralarzt a. D., Rochlitz i. Sachsen.
109. Windt, Max, Mittelschullehrer, Cöthen.
110. Zipp, Hermann, Professor am Polytechnikum, Cöthen.

Digitized by Google

Vorträge.

Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit.

(Kurzer Auszug des Festvortrags.)

Von Gustaf Kossinna.

Mit 6 Abbildungen.

Die Vorgeschichtswissenschaft ist eine Kulturwissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Denn sie hat die Aufgabe, aus der trümmerhaften Hinterlassenschaft des Vorzeitmenschen seine körperliche Gestalt, seine stoffliche Zivilisation und wo irgend möglich auch seine geistige Kultur wieder aufzubauen. Zeugnisse der Kunst, und zwar ausschließlich der Kleinkunst, bilden indes nur einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheuren Stoffe der Vorgeschichtsforschung. Während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nordeuropas kommt Kunst besonders innerhalb der Tongefäßbildnerei und der Waffen zum Ausdruck, während der Bronzezeit der Germanen bei Waffen und Schmuck. Der Gotenstil, eine Umbildung des spätkaiserzeitlichen ostgermanischen Stils seit etwa 300 nach Chr., zeigt sich in seiner Eigenart fast ausschließlich bei weiblichem Schmuck, am häufigsten bei Fibeln und Schnallen.

Die Goten kamen um Christi Geburt aus dem mittelschwedischen Götalande nach den Inseln des Weichseldeltas und kolonisierten seit 100 nach Chr. auch das benachbarte nordwestliche Ostpreußen am Frischen Haff, insonderheit das Samland. Dem Stamme dieses Neulandes haftete von nun an ausschließlich der Gotenname an, während der Hauptstamm im Weichsellande den Namen Gepiden annahm.

Die ostpreußischen Goten wanderten schon seit 170 nach Chr. teilweise weiter und zogen durch Westrußland bis nach der Ukraine, wo sie sich im Dnieprgebiet und im Norden des Schwarzen Meeres ansiedelten.

Es setzt alsbald ein rückströmender gotischer Kultureinfluß ein, der zunächst Ostpreußen, sehr bald aber das ganze Gebiet der Ostgermanen, d. h. der Stämme östlich der Oder, zum Ziele hat. Dort erscheinen zuerst zahlreiche Schätze römischer Silbermünzen, wie sie in Südosteuropa an der römischen Nordgrenze in die Hände der Germanen gelangten; dann bald auch südrussisch-gotische Silber- und Goldhalsringe mit eigentümlicher Rückwicklung ihrer offenen Enden und außerordentlich zahlreich die in Südrußland entstandene Form der Fibel „mit umgeschlagenem Fuß". Es war das

Digitized by Google

eine besonders zweckmäßig gestaltete Armbrustfibel, die alle anderen germanischen Fibelarten zum Aussterben brachte und die Mutter aller fernerhin von den Germanen geschaffenen Fibeln wurde (Abb. 1). Selbst war sie aber eine nur wenig veränderte Form einer germanischen Drahtfibel des 1. Jahrhunderts vor Chr., also einer Form der späten Latènezeit, die von den um jene Zeit nach Westrußland ausgewanderten germanischen Basternen treu festgehalten und den später gekommenen Goten mitgeteilt wurde.

In ähnlicher Weise sind auch die schönen Formen germanischer Latène-Waffen, der Lanzenspitzen und Schwerter wie der Schildbuckel, von den konservativ sie bewahrenden Basternen zu den Goten und durch den gotischen Kulturstrom wieder nach Ostdeutschland zurückgelangt. Besonders auffällig zeigt sich dies an dem Wiederaufleben der Verzierung des Lanzenblattes, wie sie in Ostdeutschland nach zweihundertjähriger Unterbrechung dieses Brauches, wenn auch mit veränderten Mustern, plötzlich wieder einsetzt. Neu und ausschließlich erst dem Goteneinfluß zu verdanken ist dabei die Einlage von Gold und Silber als Verzierung und zugleich als Weihung der Lanzenspitzen. Denn diese Einlagen hatten die Form heiliger Zeichen, wie

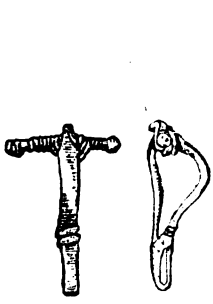


Abb. 1a, b.

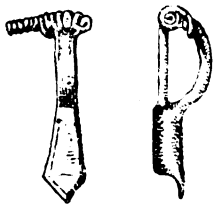


Abb. 2a, b.

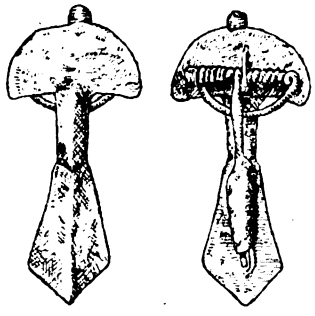


Abb. 3a, b.

Entwicklung der Fibel mit umgeschlagenen Fuß bei den Goten.

Dreiwirbel, Hakenkreuz, Sonnenkreis, Mondsichel und Blitzzeichen, die alle auch an den Wänden der Katakombengräber der alteingesessenen bosporanischen Bevölkerung am Schwarzen Meere, wie der sie beherrschenden Goten erscheinen. Den wirksamsten Schutz der Waffe wie ihres Trägers gegen feindlichen Zauber bildete aber die Eingrabung von Runenworten. Odhin galt ja im Norden als der Erfinder der Runen und eine neue Art der Wodanverehrung, in der der alte Herrscher im Totenreich zum höchsten Gotte emporstieg, und zumal zum Gotte des Adels und der vornehmen Helden, die den Kriegstod starben, scheint von den südrussischen Goten ihren Ausgang genommen zu haben. Das war die „Speerreligion". Und daher die so zahlreichen verzierten Lanzen und Speere in den Gräbern der Ostgermanen und Nordgermanen.

Seit etwa 300 nach Chr. verbreitet sich der gotische Kultureinfluß, der bisher nur die Ost- und Nordgermanen getroffen hatte, auch über die Westgermanen, indem er einerseits sich über Norddeutschland westwärts ausbreitet, anderseits von Schlesien über Böhmen, Thüringen bis zur Römergrenze am Mittelrhein vordringt. Seine Kennzeichen sind wiederum die Fibeln mit umgeschlagenen Fuß, die geschilderten Silberhalsringe und manches andere, auf das wir gleich zurückkommen.

Digitized by Google

Ebenfalls ſeit dieſer Zeit können wir bereits große einſchlägige Gräberfelder nachweiſen, in Südrußland für die Oſtgoten, in Siebenbürgen für die Weſtgoten, in der Dnieprgegend bei Kijew für die Gepiden, von denen ein Teil um 275 nach Südrußland gewandert war, nachdem ein anderer Teil des Stammes bereits um 250 das nordöſtliche Dakien nördlich von Siebenbürgen beſetzt hatte.

Abb. 4.

Beſonders kennzeichnend für dieſe Ziviliſation ſind jüngere Formen der Armbruſtfibel mit umgeſchlagenen Fuß (Abb. 2, 3), Schnallen mit hinten verdicktem, gerade abgeſchnittenen Dorn, Dreilagenkämme, die aus 3 übereinandergenieteten Knochenplatten beſtehen und flachbogigen oder glockenförmig geſchweiften Griff haben, oktaedriſche Glas- oder Karneolperlen, Glasbecher mit eingeſchliffenen Ovalen, Muſchelanhänger, die von Bronzebändern umſchloſſen ſind, endlich kleine eimerförmige Berlocks aus Edelmetall, letztere beide Schmuckarten ebenfalls ſüdruſſiſch-gotiſcher Herkunft. Und all dieſes Kulturgut findet ſich genau ſo in den Gräbern des Heimatſtammes der Gepiden in Weſtpreußen aus derſelben Zeit.

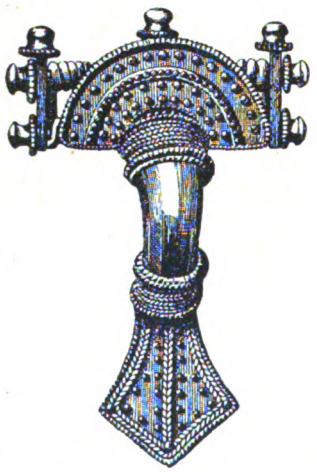


Abb. 5. 1/1. Sacrau, Kr. Oels.

Zwei weitere Erſcheinungen ſüdgotiſchen Kultureinfluſſes des 4. Jahrhunderts ſind von ganz beſonderer Bedeutung. Einmal die Verwendung gepreßten, oft vergoldeten Silberblechs zur Bekleidung von Schmuck oder von Prunkwaffen. Und zweitens die Verzierung von Gold- und Silberſchmuck durch Einſatz mugeliger Edelſteine oder gewölbter farbiger Glasſtücke.

Schon im erſten Jahrhundert nach Chriſti kannten die Germanen Mitteleuropas Beſatz von Bronze- oder Silberſchmuckſachen mit geperltem Silberdraht; ſeit dem zweiten Jahrhundert kamen Silberſchnüre und Silberflechten auf, alſo Filigran. Und für dies ſo mühſam herzuſtellende Filigran wurde ſeit etwa 150 nach Chr. vielfach eine Vereinfachung der Verzierung angewandt, bei der dünnes Silberblech aufgelegt wurde, in das von rückwärts her

Digitized by Google

einfache Muster reliefartig eingestanzt waren. Das Neue des gotischen Einflusses bestand nun darin, daß diese Muster größere Abwechselung und namentlich auch figürliche Darstellungen aufwiesen (Abb. 4).

Daneben ging aber die Verwendung der alten Filigranzier ihren Weg fort, wie es am schönsten die herrlichen Schmuckstücke der berühmten drei Fürstengräber von Sacrau bei Breslau erkennen lassen. Denn die Sacrauer Goldfibeln, die meist von der besonderen wandalischen Art des Dreirollentyps sind, stellen geradezu den Gipfelpunkt feinsten Geschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit und Reichtum der Verzierung dar, der an vorgeschichtlichen Kunstwerken in Mitteleuropa überhaupt erreicht worden ist (Abb. 5).

Die andere Seite südrussisch-gotischer Goldschmiedekunst, die Verwendung geschliffener Edel- oder Halbedelsteine, die aus Persien und Indien bezogen wurden, oder farbigen Glases als Ersatz der Steine war dagegen keine einheimisch germanische Kunst, sondern in Ägypten und im Orient bereits seit Jahrtausenden geübt worden. Von Ägypten kam sie zu den Iraniern nach Persien und zu den den Persern nahe verwandten Skythen und Sarmaten. Sarmatische Rhoxolanen waren aber der Hauptbestandteil der bosporanischen Grundbevölkerung, über welche die Goten herrschten. Ihre Hauptstadt war Panticapäum auf der Krim, das heutige Kertsch.

Dieser bosporanische Kunststil kam dem germanischen Geschmack besonders entgegen, denn beide waren gleichermaßen auf malerische Züge, auf Farbenwirkung und Flächenbedeckung eingestellt. Die roten Almandine, die zunächst gewölbt, bald auch in flachen Plättchen geschliffen wurden, sollten durch ihren Gegensatz zum schimmernden Golde, in das sie eingebettet waren, eine reizvolle Farbenwirkung hervorbringen. Bald wurde es üblich, die Stein- oder Glasplättchen mit Goldblechwänden zu umschließen, die auf dem Grunde senkrecht aufgelötet wurden, die sogenannten Zellen. Das ist die Technik der Zellenverglasung.

Bereits im 3. Jahrhundert setzte auf germanischer Seite diese Einlage gefaßter mugeliger Steine ein, wie Beispiele aus Südrußland und Ungarn beweisen, und zu Beginn des 4. Jahrhunderts erscheint diese Technik auch in Deutschland, so in einem der genannten Fürstengräber von Sacrau.

Einer der Wege nach Westen für diese Zierweise, wie für das gepreßte Silberblech und die anderen ostgermanisch-gotischen Motive geht wiederum über Böhmen-Thüringen nach dem Mittelrhein; nun aber noch weiter den Rhein aufwärts bis nach Basel, um dort abzubrechen.

Einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung des gotischen Schmucks kennzeichnet der Hunneneinfall des Jahres 375, oder besser der anschließende Zeitabschnitt von 375—400. In diesen Abschnitt fallen einige der größten Horte oder Goldschätze der Völkerwanderungszeit, so der berühmte Hort des Westgotenkönigs Athanarik, den dieser im Jahre 380 bei seiner Flucht nach Byzanz im Kaukaland, d. h. im rumänischen Bezirk Buzau, der Erde übergab, in der Hoffnung, nochmals als Herrscher zu seinem Volke zurückkehren zu können. Doch starb er bereits 381. Dieser Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, wurde zu Pietroassa entdeckt und von den Rumänen im Weltkriege nach Moskau übergeführt, wo er jetzt in steter Gefahr schwebt, im Schmelztiegel zu enden (Abb. 6).

Ein andersartiger Goldschatz, der in der Hauptsache aus 10 Paaren teils massiv goldener, teils silberner, mit Goldblech gedeckter Prachtfibeln

Digitized by Google

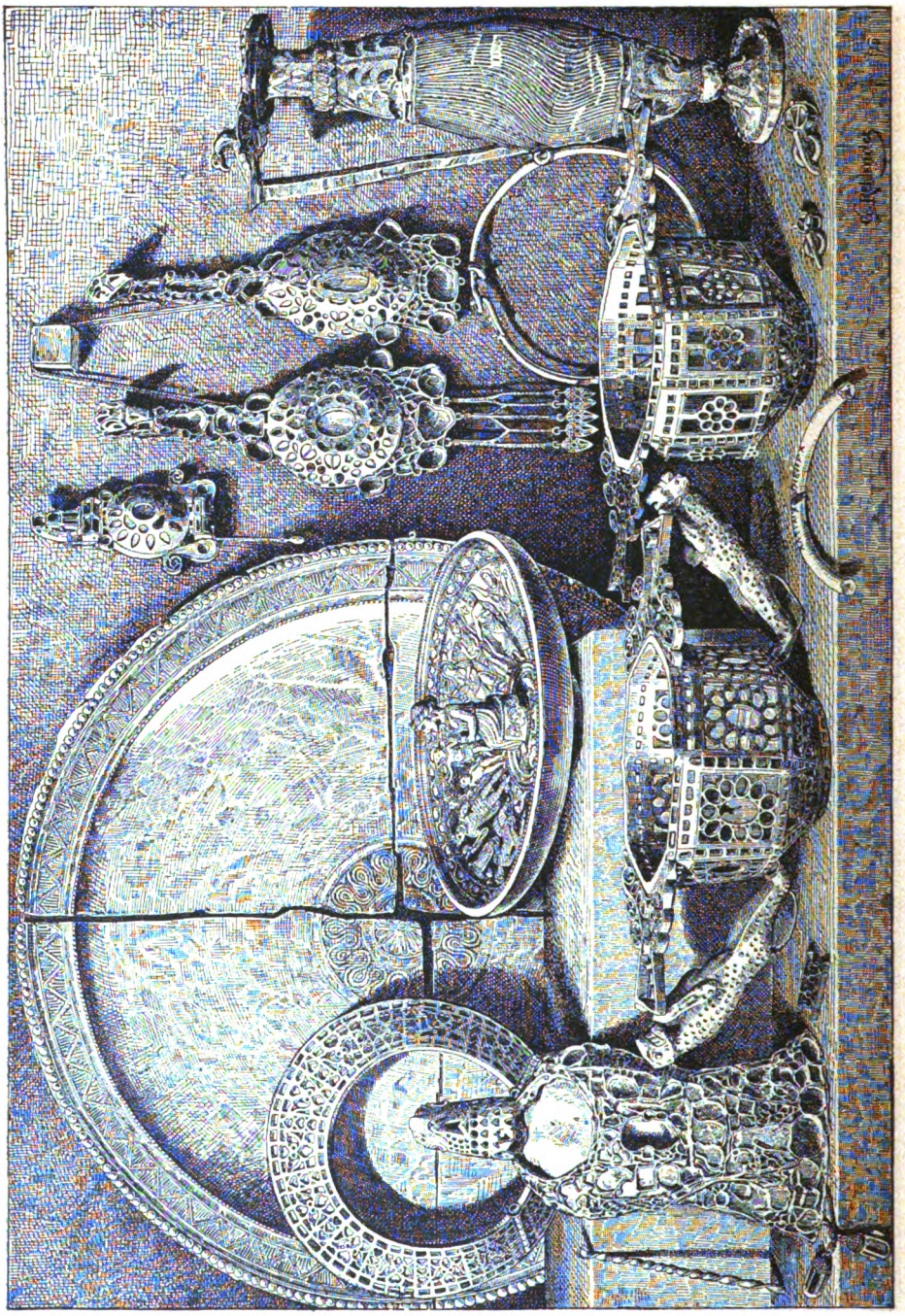


Abb. 6. Der Goldschatz von Pietroassa in Rumänien.

Digitized by Google

mit reichster Granateinlage besteht, kam zu Szilagy-Somlyo nördlich von Klausenburg zutage. Er war dort von einem gepidischen Kleinkönige vergraben worden, als dieser um 405 mit seinem Stamme auswanderte, um sich den damals nach Frankreich und noch weiter südwärts ziehenden Wandalen und Sweben anzuschließen.

In diesen Zeitpunkt fällt eine wesentliche Änderung in der Gestalt der Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und breitem Fuß. Hatte bei der Sacrauer Art der Fuß seine größte Breite tief am Ende, so rückte nun bei den Silberblechfibeln die größte Fußbreite mehr hinauf in die Mitte des Fußstücks, so daß dieses länglicher Rautenform sich näherte.

Nun wanderte die christlich gewordene Gruppe der Westgoten bei ihren seit 390 unternommenen gewaltigen Heereszügen unter Alarik nach Italien und unter Athaulf 412 nach Südwestfrankreich. Die Hinterlassenschaft dieser Westgoten auf ihrem Zuge über Oberitalien nach Frankreich und besonders in ihrer neuen Heimat Südwestfrankreich selbst wird nun aufs trefflichste erläutert und umschrieben durch die Verbreitung der ganz unverzierten glatten Silberblechfibeln, die naturgemäß auch bei den Gepiden in Ungarn und den Ostgoten in Südrußland zahlreich erscheinen, niemals aber in Mitteleuropa.

Seit 450 entwickeln sich einige Änderungen an dieser Silberblechfibel; sie nimmt erst die uralt-germanische Kerbschnittverzierung an, die in Pressung des Silberblechs ausgeführt wird, dann die Rankenverzierung, mit der sie nur noch in Guß hergestellt wird. Diese letzte Weiterbildung, bei der sich an die Ecken der Fußplatte Rundeln ansetzen und das untere Fußende zu einem charakterlosen Tierkopf gestaltet wird, ist ein Werk der Gepiden in Ungarn. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhält dieser gepidische Typus seine Schlußentwicklung zu der Fibel mit scharf rautenförmig umrissenem Fußteil, der mit granatbesetzten Eckrundeln und oft mit abwärts gerichteten kleinen Vierfüßlern verziert ist, während die Kopfplatte granatbesetzte Knöpfe besitzt, die oft als krummschnäbelige Vogelköpfe auftreten. In weniger guter Ausführung erscheint diese Gepidenfibel auch bei den südrussischen Gotenresten und den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien, in mittelguter Ausführung bei den Ostgoten in Italien und den Westfranken in Nordfrankreich nördlich der Seine, in Belgien und im linksrheinischen Deutschland. Sie fehlt dagegen wieder völlig bei den rechtsrheinischen Germanen.

Die Verbreitung dieser Fibel in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und die ungemein starke Aufnahme des Granatschmucks in Westfrankenland zeigt schon, wie sehr die Westfranken im 5. und 6. Jahrhundert vom gotisch-gepidischen Einfluß beherrscht werden. Dieser Einfluß geht so weit, daß fränkische und gotisch-gepidische Kultur archäologisch nur schwer zu unterscheiden sind. Am klarsten wird dies bewiesen durch einen Vergleich der prächtigen gepidischen Grabfunde von Pußta Bakod und von Apahida in Ungarn mit dem berühmten Doppelgrabe des Frankenkönigs Childerich I. und seiner Gattin Basena zu Doornik. Alle diese Gräber fallen etwa um den Zeitpunkt von 480. Überall dieselbe unübertreffliche Meisterschaft in der Technik der Zellenverglasung und auch dieselben Muster, die feinste, sauberst ausgeführte wellenförmige und treppenstufenförmige Linien-, Vierpaß-, Herz- und Nierenform aufweisen.

Auch von den rechtsrheinischen Germanen werden die in künstlerischer Beziehung wenig selbständigen Westfranken stark beeinflußt, während der

Digitized by Google

westfränkische Einfluß auf jene bedeutend geringer ist und hauptsächlich in der Vermittlung gotisch-gepidischer Motive, besonders des Granatschmucks, nach Mitteleuropa besteht.

Den Höhepunkt ostgotischer Kunst in Italien zeigt uns Ravenna, das „Raben" unserer Heldensage. Neben großen silbernen Prachtschnallen, die auch bei den Westgoten in Südfrankreich und Spanien und wieder bei den Westfranken in Nordfrankreich sich zeigen, ist hier besonders der sog. Goldharnisch des Theoderik zu nennen, der in einem dicht bei dem berühmten Grabdenkmal des Gotenkönigs aufgedeckten Grabe zutage kam. Durch die überwältigende Menge dichtest und feinst aufgelöteter Zellen mit ihren Tausenden von Granaten wird dieses Stück zu einem wahren Wunderwerke gotischer Goldschmiedekunst.

Während die Kultur der seit Mitte des 6. Jahrhunderts von der Hauptmasse der Germanen völlig abgetrennten Goten in Südrußland in ihren alten Formen erstarrt, entwickelt sich die westgotische Kunst in Spanien, zum Teil unter langobardischem Einflusse, aber doch im altgotischen Stile zu schöner Blüte weiter. Weltberühmt sind ja die Weihekronen der Westgotenkönige, insonderheit der Könige Svinthila und Reccared aus der Mitte des 7. Jahrhunderts.

Eigen germanisch sind also im Gotenstil des 5. und 6. Jahrhunderts die Formen des Schmucks, von der Verzierung aber nur der Kerbschnitt, während die Zellenverglasung und das Motiv der spiralig gestalteten, also geometrischen Ranke aus dem Orient stammt, nicht aber, wie die Prähistoriker meist noch es ansehen, aus spätrömischer Kunst.

Für die Bewertung der Gotenkunst haben diese Ursprungsfragen freilich keine wesentliche Bedeutung. Abhängigkeiten von fremdem Kunstschaffen haben zu aller Zeit und selbst bei den größten Kunstvölkern, wie den Griechen, obgewaltet. Wie bei den Griechen haben auch bei den Goten die Entlehnungen nicht zu sklavischer Nachahmung geführt; vielmehr haben die Goten sich das Fremde völlig einverleibt und in eigenem Geiste umgebildet. Der von ihnen geschaffene neue, einheitliche Stil wurde dann über ganz Europa verbreitet und zum allgemeinen germanischen Nationalstil. Die Welt verdankt ihnen ein Werk, wie es weder vorher jemals geleistet worden ist, noch je wiederholt werden kann. Darum Ehre den Goten!

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen.

Von Kreisschulrat Bethge, Cöthen.

Mit 15 Abbildungen.

Namens des Ortsausschusses möchte ich zunächst begründen, weshalb wir den im Plan verzeichneten Vortrag des Herrn Schulze über die Geschichte der Stadt Cöthen ausfallen lassen wollen. Es geschieht im Hinblick auf den Umstand, daß wir Ihnen gestern die ortsgeschichtlich reich ausgestattete „Askania", Beilage der Cöthenschen Zeitung, sowie den Führer von Cöthen[1]) haben überreichen können, so daß wir glauben, auf diese Weise mehr Zeit für unsere anderen Verhandlungen zu gewinnen. Gestatten Sie mir aber, daß ich mit meinen Ausführungen an ein Stück unserer Ortsgeschichte anknüpfe. Vorerst aber muß ich eine Entschuldigung einflechten: eigentlich hätte über die Funde aus dem Kreise Cöthen derjenige zu Ihnen sprechen müssen, der diese Funde zum allergrößten Teile selbst gemacht hat, nämlich unser hochverehrter Herr Kreiskonservator Walther Götze; da ihn aber die Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung unseres Museums in den letzten beiden Monaten ganz außerordentlich in Anspruch genommen hat, so habe ich auf sein Ersuchen zugesagt, den heutigen Bericht an seiner Stelle zu übernehmen.

Sie haben sich gestern während unseres schönen Begrüßungsabends an einer altgeschichtlichen Stätte befunden. Das ehemals fürstliche Schloß von Cöthen ist noch heute von einem Wassergraben umgeben, so daß zu vermuten ist, daß schon vor der Besitznahme durch die anhaltischen Fürsten, die im 11. oder 10. Jahrhundert erfolgt sein mag, hier eine der üblichen wendischen Wasserburgen, vielleicht mit einem wendischen Heiligtum darin, bestanden hat. Tatsächlich sind auch in den letzten Jahren neben dem Schloßteiche, besonders in dem südlich angrenzenden Prinzessinnengarten, slawische Scherben in größerer Zahl gefunden worden. Ob die Anlage als solche in eine noch frühere Zeit zurückgeht, wird sich schwer feststellen lassen, obgleich sich durch einen Fund in der Nähe des Schlosses an der Stelle unseres Museums ein bronzezeitliches Grab hat nachweisen lassen.

Damit ist aber nicht das höchste Alter menschlicher Siedelungstätigkeit auf Cöthener Boden angegeben. In der näheren und weiteren Umgebung

[1]) Robert Schulze, Cöthen in Anhalt. Ein Führer durch die Stadt und ihre nähere Umgebung. Mit Bildschmuck von Martin Theuerjahr. Selbverlag des Verfassers 1924.

Digitized by Google

unseres alten Gaues Serimunt (= Gebiet zwischen Saale, Elbe, Mulde und Fuhne) sind alle vorgeschichtlichen Zeitalter vertreten, ja wir können jetzt mit begründeter Sicherheit annehmen, daß schon im Eiszeitalter ein menschlicher Fuß über unsere heimatlichen Gefilde gewandert ist. Was wir seit Jahren schon durch die Funde von Knochen, Stoß- und Backenzähnen des Mammut in der im Nordosten von Cöthen gelegenen Müntzeschen Kiesgrube für möglich halten konnten, daß nämlich der Zeitgenosse des Mammut, der paläolithische Mensch, auch bis in unsere Gegend gekommen sein könne, das ist jetzt durch einen großen Feuersteinabschlag, einen Faustkeil, bewiesen worden, den Herr Konservator Götze in einer Kiesgrube bei Werdershausen im Süden des Kreises Cöthen, am Nordufer der Fuhne, gefunden hat. Wir werden Sie bei dem geplanten Ausfluge am Sonnabend nach der Fundstelle führen; den Abschlag, der die charakteristische Form der Acheulkeile hat, (er ist aber bedeutend flacher) zeige ich Ihnen hier vor. Näher will ich nicht auf den Fund eingehen, weil ich dem wissenschaftlichen Berichte, den der Entdecker im Verein mit Herrn Bergrat Dr. Wiegers plant, welch letzterer die Kiese der Fundstelle auf ihr Alter untersucht hat, nicht vorgreifen will. Nur soviel sei gesagt, daß der Faustkeil der zweiten Zwischeneiszeit angehört.

Zufällig sind wir in der glücklichen Lage, Ihnen noch einen anderen wichtigen Diluvialfund vorführen zu können.

Herr Fabrikbesitzer Dr. Friedrich in Aken, der unserem Freundeskreise leider kürzlich durch den Tod entrissen worden ist, hat seit Jahresfrist den paläolithischen menschlichen Unterkiefer von Ochos in Mähren, der sich seit einer Reihe von Jahren in seinem Besitze befindet, als Leihgabe in unserem Museum ausgestellt. Dieser Unterkiefer, der bekanntlich zuerst vom Professor A. Rzehak in die vorgeschichtliche Literatur eingeführt worden ist, zeichnet sich besonders durch die mächtige Entwickelung der inneren, lingualen Kieferplatte aus; in dieser Hinsicht übertrifft er alle bisher bekannten und genauer beschriebenen diluvialen Unterkiefer.

Aus dem Mesolithikum besitzt unser Museum eine große Zahl mikrolithischer Feuersteinartefakte von einer Fundstelle bei Aken an der Elbe. Die Leitformen sind vor allem geometrische Pfeilspitzen (Kreissegment und Dreieck, daneben auch eine querschneidige Pfeilspitze), die Fundstellen sind ein paar flache Plätze mit Holzkohle, aber ohne Scherben, im Dünensand der Elbe, $2^1/_2$ km südlich des Stromes.

Im Neolithikum ist dann aber unser Heimatgebiet von einer zahlreichen, ansässigen Bevölkerung besiedelt worden. Unser fruchtbarer Lößboden hat schon damals zur Siedelung gelockt; dichter Urwald dürfte hier wenig vorhanden gewesen sein. Eine große Zahl von Hügelgräbern stammt aus diesem Zeitalter. Viele davon sind in den letzten Jahrhunderten beseitigt worden und spurlos verschwunden; daß sie verhältnismäßig zahlreich vorhanden waren, läßt sich aus verschiedenen auf uns gekommenen Nachrichten zwischen den Zeilen lesen. Eine Anzahl ist erhalten geblieben, weil ihre runde Kuppe im letzten halben Jahrtausend als Standort für eine Windmühle geradezu eingeladen hat. Jetzt im Zeitalter der Überland-Elektrizität zieht so mancher Müller vom Felde ins Dorf hinein, wo er sein Mühlwerk bequemer mit elektrischem Antrieb aufstellt, und die Bockwindmühlen, die unserem Flachlande einen eigenen Reiz verleihen, verschwinden eine nach der anderen, zum Schaden unseres Landschaftsbildes. Allein auf Cöthener Stadtgebiet, in der im Süden abgrenzenden Ringstraße, haben 7 Windmühlen auf 2—3 m

Digitized by Google

hohen Hügeln gestanden. Da sich im Süden Cöthens eine natürliche Bodenwelle erhebt, wäre die mühevolle Aufschüttung eines Mühlenhügels mit 30—40 m Durchmesser überflüssig gewesen; sie sind eben schon seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. dort vorhanden gewesen. Den letzten, der heute noch da ist, haben wir vor zwei Jahren nach dem Abbruch von Rotters Mühle untersucht; in dem aufgeschütteten tief schwarzen Erdreiche fanden sich einige steinzeitliche Gefäßscherben vom Anhalter Stil und Feuersteinabsplisse neben einem Skelettrest, der sich, fast vergangen, wie schwefelgelbes Pulver deutlich von dem dunkeln Humus abhob (Kopf im NO, Beine im SW); das Zentralgrab war durch kellerähnliche Einbauten des Müllers schon seit langer Zeit zerstört. Unsere Museumsverwaltung hat alle Mühlen im Kreise, die auf Hügeln stehen, die eigenartig und gewissermaßen unmotiviert aus der Landschaft herausragen, im Auge, da diese Hügel zweifellos vorzeitliche

Abb. 1. Steinkistengrab vom Ende der jüngeren Steinzeit aus einem Mühlenhügel zwischen Schortewitz und Görzig, seit 1913 im Heimatmuseum Cöthen-Anhalt. Die um das Grab laufende, kniehohe Erdanschüttung soll angeben, wie tief der Grabbau im sog. gewachsenen Boden der Hügelsohle gesteckt hat. Der Felsblock links („Wächter") lag an der Steinpackung, ihm entspricht ein ebensolcher an der gegenüberliegenden Seite. Die große Deckplatte ist in zwei Teile zerborsten, die beiden Teile sind übereinander gelegt, um einen Blick in die Grabkammer zu ermöglichen.

Gräber sind. Wir haben bei einigen auch schon mehr Glück gehabt als bei dem eben erwähnten. So war z. B. zwischen Schortewitz und Görzig in der Weihnachtszeit 1912 die Lehmannsche Windmühle abgebrannt. Im Frühjahr 1913 sollte der gute Humus des Hügels auf benachbarte Äcker verteilt und auseinandergefahren werden. Unsere beiden Mitglieder im Museumsvorstande, die Herren Konservator Götze und Pfarrer Eichhorn, suchten damals, als sie von dem Funde einer als Nachbestattung anzusprechenden Urne in dem Hügel hörten, sofort die Erlaubnis zu einer gründlichen Untersuchung nach. Und sie hatten Erfolg! In atemloser Spannung verfolgten wir die Arbeiten, als sich etwa 1 m unter der Hügelkuppe die große Deckplatte einer mächtigen Steinkiste zeigte, die mit einer Packung von kopfgroßen Steinen dicht umgeben war. Das ganze Grab ist im unteren Saale unseres Heimatmuseums naturgetreu wieder aufgestellt worden (Abb. 1) dank der

Digitized by Google

Mithilfe des Grundbesitzers Freiherrn v. d. Busche-Lohe auf Cösitz. Die Grabkammer ist verhältnismäßig eng (im Lichten 1,55 m lang, 1,12 m breit, 0,80 m tief), so daß sie nur eine Einzelbestattung aufnehmen konnte. Drei Seitenwände bestehen aus starken, mächtigen Granitplatten, deren größte allein etwa 80 Zentner wiegt. Die vierte Seitenwand, an die sich ein kurzer Gang von etwa 1 m Länge anschließt, besteht aus drei schmalen, verhältnismäßig dünnen

Abb. 2. Die 8 Gefäße aus dem Schortewitzer Kistengrabe.

Platten aus dem in benachbarter Gegend anstehenden Porphyr, so daß von dieser Seite die Bestattung stattgefunden haben muß. Als letzte Totenreste fanden sich ein Lendenwirbel und einige Zähne. Als höchst wertvoll erwiesen sich die Beigaben (Abb. 2), die teilweise unter einer schräg gestellten Steinplatte standen: es sind 8 Gefäße des Bernburger Stils, oder wie ich auf Anregung des Herrn Geheimrats Dr. Kossinna treffender sagen möchte, des Anhalter

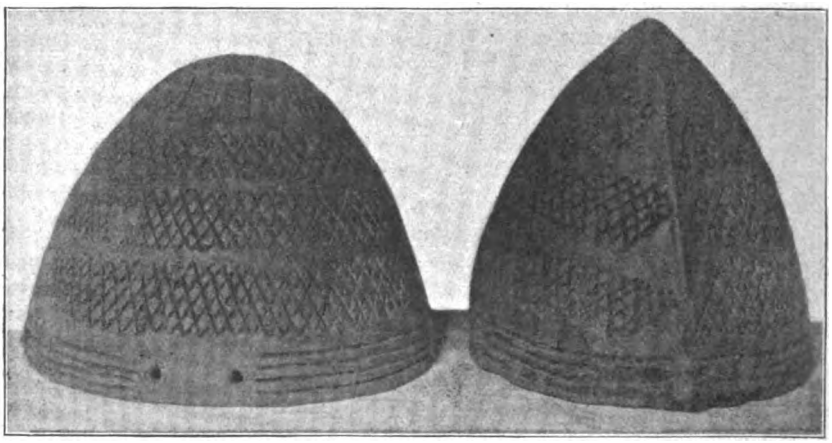


Abb. 3. Die beiden helm- oder mützenförmigen Gefäße aus dem Schortewitzer Kistengrabe. 1/2 nat. Größe.

Stils, 2 spiralig gewickelte Kupferblechröhren und 2 mehrfach durchbohrte Bernsteinamulette in Beilform, die wahrscheinlich ursprünglich ein Stück in Mondgestalt gebildet haben. Unter den Gefäßen sind 2 Schalen, 3 Tassen, dann aber weiter 2 eigenartige helm- oder mützenförmige Hängegefäße mit je zwei Löchern, die am Rande einander gegenüber zur Aufnahme des Tragfadens dienten (Abb. 3). In der Abbildung stehen die Gefäße also umgekehrt. Unterhalb des ovalen Randes laufen 4 Linien in Furchenstich, darunter 3 breite

Digitized by Google

Bänder kreuzseitig schräger Linien, die mit einer weißen Masse ausgefüllt waren, darunter nach dem sich verjüngenden Gefäßgrunde zu sind auf jeder Seite 3 griechische Kreuze eingeritzt. Diese bisher meines Wissens einzig dastehenden Gefäße sind wohl als Kultgefäße zu deuten. Ihr Eigentümer, der in dem Grabe bestattet ist, muß sich (wahrscheinlich als Stammesfürst) großer Wertschätzung erfreut haben, daß ihm solch seltene Gaben mitgegeben wurden. Unter dem Bodenlehm der Grabkammer fanden sich viele Scherben, aus denen einige Gefäße wieder zusammengestellt werden konnten, darunter ein 60 cm hoher (Brau-?) Krug. In der Hügelerde fanden sich dicht am Grabe eine klotzige Reibschale und mehrere Brandplätze. Der ganze Hügel hatte einen Durchmesser von 40 m und eine Höhe von 2 m. Es bedurfte der Zugkraft von 16 Pferden (vom Rittergut Cösitz gestellt), um Kistengrab und Packung unserem Museum zuzuführen. Wenn wir am kommenden Sonnabend die großen steinzeitlichen Gräber unseres Kreises auf der geplanten Kraftwagenfahrt besuchen, werden wir Ihnen nordwestlich Schortewitz auch die Stelle unseres Kistengrabes zeigen können, das dank der darüber gewesenen Windmühle unverletzt auf unsere Zeit gekommen ist.

Lassen Sie uns nun in der Betrachtung des Neolithikums fortfahren! An bandkeramischen Funden besitzen wir verhältnismäßig wenige: nämlich nur 2 fast vollständige Gefäße, ein halbkugeliges und ein bombenförmiges aus der Sandgrube bei Cöthen-Geuz, daneben durchbohrte und undurchbohrte Hacken (Schuhleistenkeile) und Scherben der Hinkelstein- und Spiralmäanderkeramik von verschiedenen bandkeramischen Wohngruben. Dagegen sind Gefäße des Anhalter Stils sehr viel zahlreicher vertreten, und zwar sowohl Grabgefäße außer den oben besprochenen aus dem Heidenberge im Dorfe Schortewitz und aus den Ganggräbern bei Drosa[1]) und in Wulfen, als auch Gebrauchsgefäße von mehreren Fundstellen in Wulfen und Klietzen. Von Rössener Keramik birgt unser Museum ebenfalls Funde aus Gräbern und Wohngruben, die bei Wulfen bis auf 30 m Entfernung benachbart waren. Von der Wohnplatzkeramik ist eine hohe Fußschale (der Fuß hohl) erwähnenswert, die an die Bernburger Trommel erinnert, außerdem einige mit Warzen verzierte Näpfe. Auch in den Gräbern kam die gleiche Form der Fußschale vor, daneben kugelige Töpfchen ohne Standfläche mit gekerbtem Rande und Warzen am größten Bauchdurchmesser, ferner halbkugelige Näpfchen mit gekerbtem Rande und ein Kännchen mit fein eingeschnittenem Rautenornament und weißer Inkrustation. Einem dieser Rössener Gräber (merkwürdigerweise einem Kindergrabe) entstammt eine große altertümliche Hirschhornhacke mit abgesägten Sprossen; die Ansatzstelle in der Mitte des Geräts ist zur Aufnahme des Stieles durchbohrt, die Schneide verläuft längsseitig zum Gerät.

Einen seltenen Fund von Idolen machte Herr Konservator Götze in unmittelbarer Nähe einer Rössener Wohngrube in der Gemeindesandgrube in Wulfen. Um einen kopfgroßen Stein herum saßen 12 aus getrocknetem Ton gefertigte menschliche Figuren, sämtlich geköpft, eine Anzahl 11,5 cm, andere nur 7 cm hoch. Leider zerbröckelten sie in dem feuchten Erdreiche, so daß nur 2 noch vorhanden sind, eine kleinere mit Darstellung eines eingestochenen Halsbandes, die größere mit eingeritzten Darstellungen von Bogen und (wahrscheinlich) Schild.

Von nordischen Kugelflaschen besitzt unser Heimatmuseum drei, 2 vom Bahnhof Cöthen (gefunden 1914 beim Bau der Unterführung im

[1]) Gorges und Seelmann. Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Band IV, Seite 33ff.

Digitized by Google

Zuge der Friedrichsstraße) und eine von Cosa von Körnitzer Flur, letztere mit sog. Seelenloch. Zu ihr gehören an Begleitgefäßen ein hoher Napf mit Stichornament und 2 unsymmetrisch angebrachten Schnuröfen mit senkrechter Durchbohrung, dann ein hoher, steilwandiger Napf mit einem Warzenkranze etwas unterhalb der Mündung.

An nordischer Keramik ist vorhanden eine Kanne (Abb. 4 links) mit ausgezogenen Henkelenden aus dem (ebenfalls mit einer Windmühle gekrönt gewesenen) Hügelgrabe bei Cörmigk (Lederbogensche Mühle)[1]; sie lag unter 2 schnurkeramischen Gräbern auf der Sohle des Grabhügels (die dazu gehörigen Skelette waren gestört, wahrscheinlich bei der späteren Anlage der schnurkeramischen Gräber), ferner eine vierhenkelige Amphore mit hängender Schulter aus einem Hügelgrabe bei Preußlitz, die von eigenartigen bisher nicht bekannten Gefäßformen begleitet war, weiter noch einige Kannen aus den Nachbestattungen im Schortewitzer Heidenberge (zweihenklige und

Abb. 4. Zwei Gefäße aus dem Hügelgrabe bei Cörmigk, Kreis Cöthen. Links nordische Kanne (A 80c[1]), rechts frühschnurkeramische Amphore (A 82c). Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

einhenklige[2]), zum Teil unverziert, zum Teil mit Fransenornament, das abwechselnd von 3 senkrecht untereinander stehenden Linienbündeln unterbrochen wird).

Unter den Funden, die der schnurkeramischen Gruppe angehören, entstammen einige dem sehr ergiebigen Fundorte Wulfen. An Grabfunden von dort sind zu nennen mehrere zwei- und vierhenkelige kurzhalsige Amphoren mit Schnitt- und Stichmuster, mehrere Zonenbecher mit Furchenstichornament, eingestempeltem Ornament und echter Schnurverzierung, ein Napf mit eingestempeltem Ornament und 2 unsymmetrischen Henkeln, eine zweihenklige Amphore mit eingestempeltem Ornament und ein echter Schnurbecher. In einem Hockergrabe bei Dohndorf wurde ein Zapfenbecher und ein Bernsteinanhänger gefunden. In dem schon erwähnten Cörmigker Hügelgrabe (auf dem früher die Lederbogensche Windmühle stand) wurde von Herrn Konservator Götze eine frühschnurkeramische, langhalsige Amphore

[1]) Eine ähnliche Kanne bei Höfer, Hügel von Baalberge. Jahresschr. f. d. V. der sächs.-thür. Länder, Bd. I, Tafel III, Abb. 9.

[2]) Wie die Kannen aus dem Hügel in der Opperschöner Mark bei Halle, vgl. a. a. O., Tafel III, unten II, Abb. 1, 2, 3,

Digitized by Google

(Abb. 4 rechts) geborgen; ihr Rand ist gekerbt, der Oberteil erinnert an Zonenbecher (Zonenornament um den Hals), darunter sind schraffierte Dreiecke, zwischen denen ein Zickzackband ausgespart ist, das Band ist mehrfach durch senkrecht verlaufende Schnurlinien unterbrochen, etwas über dem größten Bauchdurchmesser sitzen die 4 Henkel, zwischen denen mehrere horizontale Linienpaare verlaufen, darunter hängen Fransen. — Ein anderer wertvoller Fund war eine große Steinkiste von 1,80 m Länge, 1 m Breite und 0,90 m Tiefe, die der Bagger am Tagesbau der Braunkohlengrube in Gerlebogk anschnitt. Dank dem Entgegenkommen der Direktion der Gewerkschaft „Franzkohlenwerk" bei Gerlebogk konnte Herr Konservator Götze den Inhalt bergen und die Steinkiste in unser Museum überführen, wo sie im unteren Saale aufgestellt worden ist. Sie enthält, genau wie die oben beschriebene Grabkammer des Schortewitzer Kistengrabes, an einem Schmalende einige große, als Urnenschutz schräg gestellte Steinplatten, unter denen eine vierhenklige, kurzhalsige, reich verzierte Amphore und eine kleine unverzierte zweihenklige Amphore stehen. Am Kopfe des Hockerskeletts, das in Resten noch vorhanden ist, liegt der Rest einer kleinen vierhenkligen verzierten Amphore, neben dem Skelett ein Steinmesser und ein halber Pferdezahn. — Endlich will ich noch eine zweihenklige, kurzhalsige Amphore von Radegast erwähnen, die Stichmuster und echte Schnurverzierung zeigt, sowie einen echten Schnurbecher von ebendaher.

Noch einige andere neolithische Hügel unseres Kreises sind in den letzten Jahren untersucht worden. So entfernte 1913 Herr Götze die Erde von dem schon 1833 bekannten[1]) unmittelbar am Dorfe Wulfen an der sog. Lehmküte gelegenen Megalithgrabe, von dem schon vor hundert Jahren einige große Steine in die Tiefe der Lehmküte, in der jetzt ein Teil des Dorfes liegt, gestürzt waren (Abbildung im Berichte über den Kraftwagenausflug). Ein von früheren, unbekannten Forschern übersehenes Täßchen Anhalter Stils war die ganze Ausbeute. Seitlich der Deckplatte lagen in dem Hügel in geringer Tiefe die Reste eines Gerichteten (Geräderten) — das „Amt Wulfen" war früher hinsichtlich der Rechtspflege und Polizei selbständig — Thorax und Extremitätenknochen zerbrochen, der Kopf zwischen die Füße gelegt, darüber allerhand Unrat von Eisenteilen, ein Salbenbüchslein in Krukenform usw. Ein anderer steinzeitlicher Hügel wurde 1914 bei Würflau, unweit des Scheuderschen Gasthofes, von Ackerbesitzern auseinander gefahren. Darin fanden sich als Nachbestattungen östlich ein slawisches Skelett, westlich die Reste eines Kinderschädels; in nordsüdlicher Richtung ging ein Steinsatz hindurch, der aber leider wegen des Kriegsausbruchs nicht weiter untersucht werden konnte. Einige schwere Steinplatten waren von den Landwirten vor unserer Ankunft entfernt worden. Aus vorgefundenen Scherben ließ sich eine zweihenklige Amphore mit Schnuröse wieder zusammensetzen. Über die Hügel möchte ich nur noch das eine sagen, daß sie öfter bis weit in die Bronzezeit hinein benutzt worden sind, wie der Cörmigker Windmühlenhügel oder der Pohlsberg bei Latdorf[2]).

Lassen Sie uns nun einige Funde aus der Bronzezeit betrachten! Merkwürdigerweise sind in unserem Kreise die ersten $2^1/_2$ Perioden sehr spärlich vertreten. Erst von der Mitte der Periode III an sind Funde reichlich,

[1]) Vergl. Lindner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt, Dessau 1833, Seite 549.

[2]) Vergl. Höfer. Der Pohlsberg, Grabung 1904. Bericht in der Jahresschr. f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. IV, Seite 63ff.

Digitized by Google

ja überreichlich gemacht worden bis zur Periode V, von wo an dann deutlich Beweise rein germanischer Einwanderung zu erkennen sind.

Ich möchte Sie zunächst mit zwei Leihgaben bekannt machen, die in unserem Museum ausgestellt sind. Da ist hier (Abb. 5) ein recht bemerkenswertes Bronzetüllenbeil und ein Stabdolch, die uns beide von ihrem Besitzer, einem Einwohner aus dem Süden des Kreises Cöthen, zur Verfügung gestellt worden sind. Die Fundumstände sind nicht ganz klar, die beiden Bronzen scheinen aber doch wohl zusammen zu gehören. Das Tüllenbeil macht uns allerlei Kopfzerbrechen, weil in ihm ganz frühe und späte Form vereinigt zu sein scheinen. Interessant ist die Nachahmung einer Bindfadenumwickelung und daraus auf beiden Seiten hervorragend — in der Abbildung leider nicht sichtbar — das abgerundete Ende des dem Beile der Länge nach anliegenden Schaftes. Herr Geheimrat Kossinna, dem wir

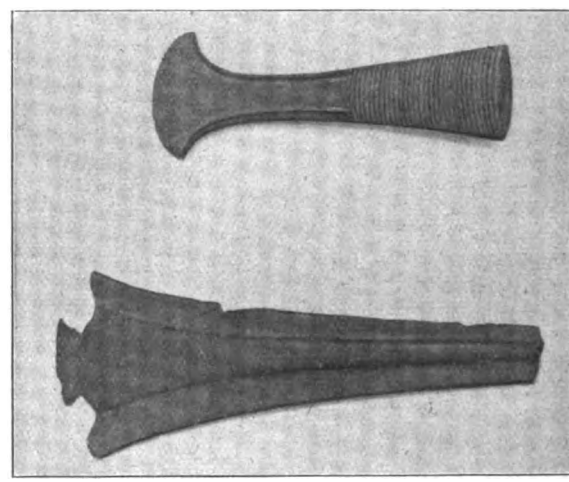


Abb. 5. Bronzetüllenbeil und Stabdolchklinge, z. Z. Heimatmuseum Cöthen.

das Stück schon vor einigen Wochen vorlegten, wird nachher die Liebenswürdigkeit haben, näheres darüber vorzutragen.

Die andere Leihgabe, die uns für die Dauer unserer Tagung vom Anhaltischen Landesmuseum in Zerbst freundlichst überlassen worden ist, stammt ganz aus unserer Nähe von einem mächtigen erratischen Block aus schwedischem Granit, der im Volke der Hilgenstein heißt und 4 km südlich von Cöthen unweit der Kreisstraße nach Baasdorf im Felde liegt. Dort ist am 15. Juni 1844 neben dem Block in der Erde ein prächtiges Bronzeschwert der V. Periode der Bronzezeit mit einem Griff, der in eine Antenne ausläuft (Länge 57 cm), nebst 2 verzierten Lanzenspitzen (Länge 31 und 15 cm) und einem verzierten geschweiften Messer (Länge 25 cm) (Abb. 6) gefunden worden. Der Fund[1]) ist als Totenbeigabe, vielleicht auch als Weihgeschenk an die Götter, zu deuten. Dafür spricht außer dem Namen des Findlings (Hilgenstein = der heilige Stein) vor allem die Tatsache, daß das Schwert absichtlich in 4 Teile zerbrochen ist — die Spitze als fünfter unterer Teil fehlt.

[1]) Fundbericht bei Wilhelm Hosäus. Die Altertümer Anhalts, in den Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. II, H. 3, 1880. — [Gute Zeichnung der 4 Fundstücke in $^1/_3$ n. Gr.: Förstemanns, Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins. Bd. VII, Heft 3, Taf. 3. G. K.].

Digitized by Google

Einen anderen schönen Bronzefund besitzt unser Museum vom Gelände der Cöthener Kläranlage im NW der Stadt: ein kurzes Bronzeschwert, dabei einige menschliche Zähne, und eine große Oberarmspirale aus Bronze, nach der Patina zu urteilen, vielleicht aus zwei Gräbern.

Beim Bau eines der Siedlungshäuser, die in Cöthen an dem Wege der Vereinsziegelei vor 2 Jahren errichtet wurden, stießen die Bauleute auf ein Skelett und benachrichtigten sofort — ein schöner Erfolg unserer Museumsarbeit — die Museumsleitung. Der recht dickwandige Schädel war leider vom Spaten zertrümmert worden; beim Zusammensetzen fand Herr Götze zu seiner und unserer freudigen Überraschung eine Art Trepanation. Herr Professor Dr. Hahne in Halle hat die Freundlichkeit gehabt, den Schädel zu untersuchen und 4 Schädelkurven davon zu zeichnen. Seinem Gutachten entnehme ich, daß es sich um einen Langschädel handelt (Maße annähernd 190 × 140 = Index 73,6). Auf dem rechten Scheitelbein befindet sich die das Schädeldach durchdringende Verletzung von etwa 2 cm Länge. Von der Außenseite verlaufen feine Ränder durchweg trichterförmig nach der Innenfläche, wo die innerste Schicht der tabula interna deutliche, ringsum flächige Knochenwucherungen vorschickt: offenbar ein Beginn eines von hier ausgehenden, die Öffnung schließenden Heilungsprozesses. Die Form des im ganzen als

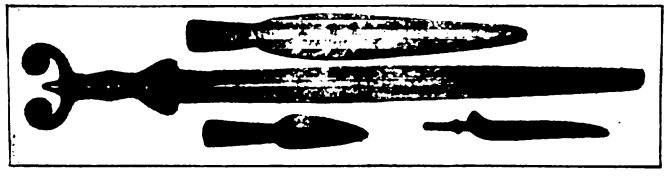


Abb. 6. Bronzefund vom Hilgenstein bei Baasdorf, Kreis Cöthen. (Schwert, 2 verzierte Lanzenspitzen, verziertes geschweiftes Messer). Anhaltisches Landesmuseum im Schloise zu Zerbst. [1/7 n. Gr.]

trichterförmig zu bezeichnenden Defektes zeigt, daß es sich nicht um ein regelloses Loch handelt, sondern daß das Ganze als ärztlich behandelte und dann in Heilung übergegangene Verletzung anzusprechen ist. Eine eigentliche Trepanation primärer Art, d. h. Öffnung des intakten Schädels, liegt wohl nicht vor, da diese meist auch rundlich und größer sind. — Das zu dem Schädel gehörige Skelett lag gestreckt, in 1 m Entfernung östlich stand ein mit Asche gefülltes Gefäß der IV. Periode der Bronzezeit, mit dem Rest einer Schüssel bedeckt, dicht neben dem Skelett lag ein Gefäßscherben mit gestuftem Randprofil. Nach dem Befund ist das Skelett, insbesondere der Schädel, als sicher vorgeschichtlich erkannt und wohl in die Bronzezeit zu datieren.

In das Kapitel der Bronzezeit gehört auch ein eigenartiges und seltenes Fundergebnis, das sich im April und Mai 1921 bei der Anlage des Sportplatzes St. Hubertus in Cöthen-Geuz zeigte. Dort wurden von Herrn Konservator Götze eine Anzahl kaiserzeitlicher Skelettgräber aufgedeckt. Bei den fortschreitenden Erdarbeiten, wobei das Gelände fast 1 m tief von der Humusdecke befreit wurde, so daß der gelbe Lehm zutage lag, zeichneten sich nicht nur die Gräber vorzüglich ab, sondern es hob sich deutlich auch ein dunkler Kreis von 21 m Durchmesser darin ab. Der dunkle Streifen (in Abb. 7 liegt davor und dahinter der helle Lehm) war genau kreisringförmig und hatte eine Breite von 70—75 cm. Ein senkrechter Aufschluß zeigte, daß der Streifen

Digitized by Google

einen Graben mit kesselförmigem Querdurchschnitt und einer Tiefe von 40 cm (nach Wegnahme der ebenfalls 40 cm starken oberen Humusdecke) gebildet haben mag. Eine Lösung der uns anfangs rätselhaften Anlage ergab sich, als genau im Mittelpunkte des Kreises ein Pflaster mit Brandschüttung (Ustrine) entdeckt wurde. Darüber lagen Gefäßreste, z. B. Randscherben mit gestuftem Randprofil. Die Annahme liegt also nahe, daß es sich um eine durch einen Ringgraben (Kultkreis?) abgesperrte Begräbnisstätte handelt. In den darauf folgenden Tagen und Wochen wurden in Entfernungen von 36 und 100 und 118 m (von Mitte zu Mitte gerechnet) noch 4 andere solcher Kreise aufgedeckt, ebenfalls mit Ustrinen im Mittelpunkte. Innerhalb des Kreises 4 (Zeichnungen und Fundberichte liegen in unserem Archiv) fand sich ein Rauhtopf mit einer verhältnismäßig gut erhaltenen Lausitzer Tasse darin. Es würde wichtig sein zu erfahren, ob auch anderwärts schon solche Ringanlagen beobachtet worden sind!

Es wäre reizvoll, nun noch über andere bronzezeitliche Funde unserer Heimat zu sprechen; z. B. über die im Jahre 1692 bei Abtragung eines Hügels

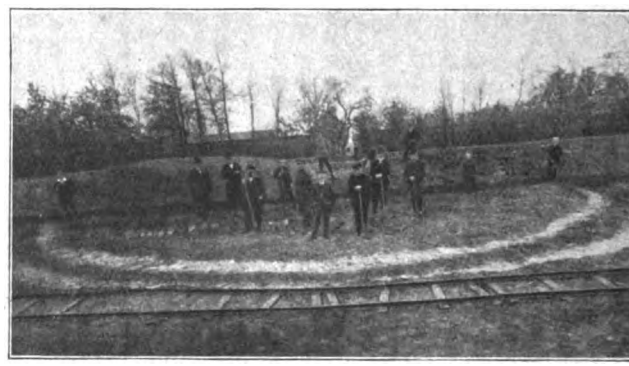


Abb. 7. Schwarzer Ring im hellen Lehm. Sportplatz St. Hubertus in Cöthen-Geuz 1921.

bei Wulfen gefundenen, der zweiten Hälfte der III. Periode angehörende große schwarze Urne, die der Chronist „die Großmutter aller Urnarum" nennt[1]), und die mit dem dazugehörigen Pferdegeschirr, d. h. den Lederresten mit vergoldetem Bronzebeschlag, nach Berlin gebracht wurde und heute dort im Prähistorischen Museum, wenn ich nicht irre, die Katalognummer 1 trägt; aber ich will mich bescheiden und nur erwähnen, daß bei diesem Funde genau so von einer Auskleidung der Grabkammer mit fichtenen Bohlen die Rede ist, wie bei dem Funde bei Erweiterung des Marstallgebäudes an der Stelle unseres Heimatmuseums vor 100 Jahren. — Einen Fund muß ich aber hier noch berühren: in dem schon mehrfach erwähnten Hügel bei Cörmigk, auf dem ehemals die Lederbogensche Windmühle stand, fand sich einzeln ein kleiner Bronzedolch der I. Periode (ohne Zusammenhang mit einem Skelett), mit 3 Nieten und griffflos, etwa 7 m westlich davon wurden ferner 2 enge spiralige Armringe an den Unterarmen des Skeletts eines Kindes von etwa einem Jahre gefunden; daneben lag ein zweites Kind ohne Beigaben.

Aus dem Ende der Bronzezeit, aus der V. Periode, hat ein ausgedehntes Gräberfeld bei Diebzig (nördlich Wulfen) zahlreiche Urnen

[1]) Vergl. Bekmann, Historie des Fürstentums Anhalt. 1710, Bd. I, S. 28.

Digitized by Google

geliefert, darunter 2 Vorstufen zu Hausurnen, besser Türurnen, nämlich Gefäße mit einem kleinen ausgemeißelten viereckigen Stück am oberen Rande, das dann wie eine Tür locker wieder eingesetzt ist.

Abb. 8. Die 3 Wulfener Hausurnen. Von links nach rechts: a) Hausurne I mit Begleitgefäß, b) Zelthüttenurne mit Begleitgefäß, c) beschädigte Türurne mit abgenommenem beschädigtem Deckgefäß. (Im Heimatmuseum Cöthen.)

Tatsächlich liegt dicht nördlich vom Dorfe Wulfen, westlich der Landstraße, die von Wulfen nach Diebzig führt, ein großes Brandgräberfeld der frühesten Eisenzeit. Die Aschenurnen stehen teils frei (ohne Steinschutz) in der Erde, teils sind sie auf flache Steine gestellt; daneben kommen Steinkisten aus Kalkstein-(Rogenstein-)platten und Steinpackungen aus größeren und kleineren Feldsteinen vor. Wir haben einige in unserem Museum wieder aufgestellt. Auf diesem Gebiete, von dem bis jetzt 83 Gräber untersucht wurden, aus denen etwa 130 Gefäße stammen, waren Hausurnen zu erwarten, so hatten wir uns schon längst gesagt, und groß war daher die Freude, als Herr Konservator Götze im Herbste 1922 die erste Hausurne (wir nennen sie Wulfen I) von dort mitbrachte. Sie zeigt die Form einer Rundhütte und erinnert durch die Dachkonstruktion an die in Luggendorf bei Groß-Pankow in der Ostprignitz gefundene Hausurne (Abb. 8). Schon im Frühjahr 1923 fand dann Herr Götze auf dem gleichen Felde die Hausurne II, eine (vielleicht etwas jüngere?) Zelthüttenurne, und bald darauf eine in ihrem Oberteil leider zerstörte (III), die nur noch den unteren Türrand zeigt; über der Tür hat sich das Gefäß wahrscheinlich wie eine Kuppel gewölbt, so daß sie als Kuppel-

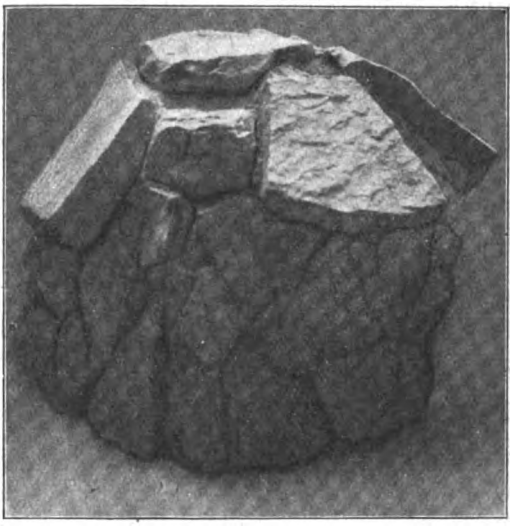


Abb. 9. Die Steinkiste, in der die Wulfener Hausurne I stand; zu beachten ist die dachförmige Abdeckung der Steinkiste. Länge 0,85 m, Breite 0,80 m, Höhe 0,77 m. Aufgestellt im Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Digitized by Google

urne zu deuten ist. Sie hatte keinen Steinschutz. In der Form erinnert sie an die Gesichtsurne von Lindenwald, Kreis Wirsitz, Nordposen (abgebildet bei Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte", Abb. 269). Endlich wurde in der Füllerde noch ein deutlich erkennbares Stück eines Türrandes von einer Hausurne (Wulfen IV) gefunden, so daß damit bis jetzt 4 Wulfener Hausurnen nachgewiesen worden sind. Eigenartig und unseres Wissens bisher noch nicht beobachtet ist der obere dachförmige Abschluß der Grabkiste, in der die Hausurne Wulfen I mit ihrem Begleitgefäße gestanden hat. Es ist also hier die Form des Hauses noch einmal nachgeahmt worden (Abb. 9).

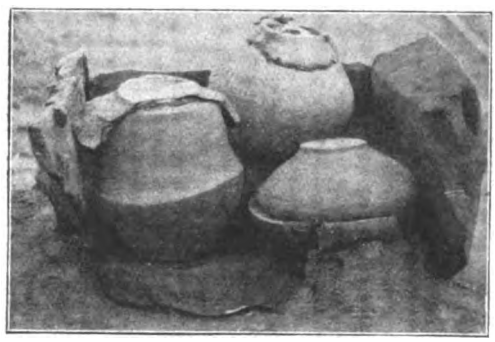


Abb. 10. Germanische Steinkiste mit 3 Aschenurnen vom Bahnhofsgelände Cöthen-Anhalt. Frühe Eisenzeit. Aufgestellt im Heimatmuseum Cöthen.

Auch in Cöthen sind germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit gefunden. Unserem Kreiskonservator Herrn W. Götze war im Südosten der Stadt an dem an das Eisenbahngelände angrenzenden sogen. Bajonettwege ein Fundgebiet der „nordharzischen Steinkisten" bereits seit Jahren bekannt. Da wurden 1915 bei der Bahnhofserweiterung in der Nachbarschaft des Bajonettweges bei den von russischen Kriegsgefangenen ausgeführten Erdarbeiten zwei solcher Kisten aufgedeckt. Die Eisenbahnverwaltung als preußische Behörde benachrichtigte die Verwaltung des Prähistorischen Museums in Berlin; die Gräber wurden daraufhin vom Herrn Professor A. Götze aus Berlin untersucht[1]), und nach einer von der Anhaltischen mit der Preußischen Regierung geführten Unterhandlung sind sie dann so verteilt worden, daß Berlin die Kiste I, das Heimatmuseum in Cöthen die Steinkiste II samt Inhalt (Abb. 10) erhielt.

Außer bei Wulfen und Cöthen (Bahnhof und Bajonettweg) sind früheisenzeitliche Gräberfelder bei Biendorf, Gerlebogk, Grube Minna-Anna bei Görzig, Löbnitz a. d. Linde, Werdershausen und Würflau festgestellt worden; von allen sind Gefäße in der Sammlung des Heimatmuseums vertreten. Auch eine frühheisenzeitliche Siedlung bei Kühren hat einige Gefäße geliefert. Wir haben also für diesen Zeitabschnitt in unserer Gegend eine starke Besiedelung gehabt, hervorgerufen durch einen beträchtlichen Germanenzustrom von Norden her, genau wie das nachher noch einmal in der späten Kaiserzeit der Fall war.

Dagegen sind aus der Latènezeit bisher im Kreise Cöthen auffallend wenig Funde gemacht worden, während der gleiche Zeitabschnitt in den benachbarten anhaltischen Kreisen Dessau und Zerbst viel stärker vertreten ist. Wir kennen bisher nur ein ausgedehnteres Gräberfeld der Frühlatène-Zeit bei Osternienburg im Kreise Cöthen, ferner eine Einzelbestattung aus der Sandgrube bei Cöthen-Geuz, wo oberhalb einer frühbronze-

[1]) Vergl. A. Götze. Germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit. Prähistorische Zeitschrift. IX. Bd. 1917. S. 55ff.

Digitized by Google

zeitlichen Begräbnisstelle eine Latène-Urne mit einem Segelohrring der frühen Form, auf dem eine blaue Glasperle saß, gefunden wurde.

Die frühe Kaiserzeit (1. Jahrhundert bis 150 n. Chr.) ist in unserem Museum durch einen hervorragend schönen und reichen Fund von Crüchern vertreten. Dort erhebt sich hart westlich vom Dorfe eine Anhöhe, der Crüchernsche Mühlenberg, von dem aus man nach Westen die Stadt Bernburg, nach Osten die Stadt Cöthen am Horizonte erblickt. Unweit der

Abb. 11. Gefäße und Waffen der frühen Kaiserzeit von Crüchern, Kreis Cöthen. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Holländer Windmühle auf dem Gipfel standen die zahlreichen schwarzen, graphitierten Gefäße in der Erde, von denen unsere Abbildung 11 eine Auswahl von drei Stück zeigt. Sie sind mittels Töpferrädchens mit Mäander-

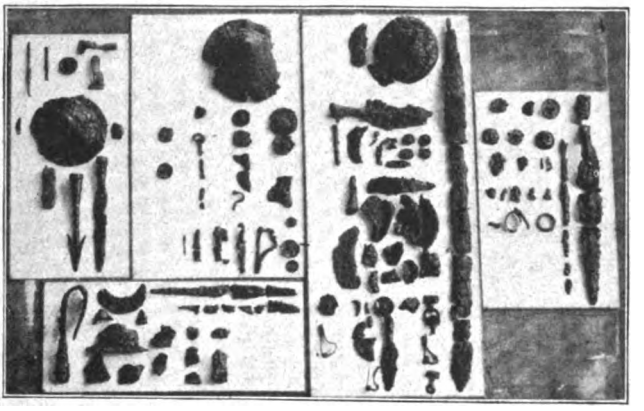


Abb. 12. Germanische Waffen der frühen Kaiserzeit von Crüchern, Kreis Cöthen, z. T. dieselben wie in Abb. 11.. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

mustern (klassischer Mäander, Doppelmäander und zum Teil einem aus dem Hakenkreuz gebildeten Mäander) verziert und enthielten Leichenbrand und reiche Waffenbeigaben (eiserne Schildbuckel mit und ohne Stachel, Buckelnägel, Schildbeschlag, Schwerter und Lanzenspitzen, zumeist verbogen, ferner halbmondförmige Messer und eiserne Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter). Auch einige sehr schöne Exemplare von bronzenen Augenfibeln mit offenen Augen und seitlichem Schlitz (in der Abb. 12 links oben) kamen mit vor.

Ein Gräberfeld aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, das noch nicht untersucht werden konnte, soll sich nach einer Mitteilung des Herrn

Digitized by Google

Lehrers Günther, Cöthen, in der Nähe des Ganggrabes bei Drosa befinden; von ihm stammt ein Gefäß und der Unterteil eines anderen.

Aus annähernd der gleichen Zeit sind 2 Gefäße (Abb. 13) mit gerauhtem Bauchteil, den oberen Teil und einen Teil über dem Boden hat man glatt gelassen, der Rand ist gestuft. Sie wurden in Mennewitz (nordöstlich von

Abb. 13. Fundort Mennewitz, Kreis Calbe a. S., 2. Jahrh. n. Chr. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Wulfen) zusammen mit einer Querne aus Granit als Siedelungsfund geborgen. Die Querne, die wahrscheinlich mit dem unteren, konisch gewölbten Teil in einem Holzkasten gesessen hat, und deren Läufer mit den Händen geschwenkt wurde, ist somit durch die beiden Gefäße sicher datiert. Aus derselben Zeit besitzt unser Museum dann noch ein Gefäß mit 2 unverbogenen Lanzenspitzen und einem Messer als Einzelfund von Wulfen mitten zwischen schnurkeramischen Gräbern.

Abb. 14. Hockerskelett einer Frau der spätrömischen Zeit mit 2 Gefäßen, Knochenkamm (rechts vom Kopfe), Bronzefibel, Glasperlen und Bernsteinanhängern. Fundort Werdershausen, Kr. Cöthen. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt.

Von dem klassischen Fundgebiete in Wulfen sind einige Wohngruben der mittleren Kaiserzeit bekannt, aus denen einige Gefäße, ein Kamm und Knochennadeln stammen.

Das 3. und 4. nachchristliche Jahrhundert zeigt dann wieder, wie vorhin schon erwähnt, eine starke Besiedelung, die in zahlreichen Gräbern zum Ausdruck kommt. Ich nenne den Sportplatz St. Hubertus bei Cöthen-Geuz (Skelettgräber in Gruppen, Brandgräber fehlen), große Gräberfelder in Cöthen-Klepzig und Großpaschleben, weniger umfangreiche in Reinsdorf, in Großbadegast (nur Brandgräber), die mit Skelettbestattungen untermischten Brandgräberfelder von Klietzen und Wieskau und die Skelettgräber von Trinum und Werdershausen. Von letzterem Fundorte sind 6 Skelette in unserem Museum, und zwar sind die Männerskelette gestreckt, die der Frauen (Abb. 14)

Digitized by Google

und eines Kindes sind liegende Hocker[1]). Dem Urnenfriedhofe der späten Kaiserzeit in Großpaschleben, der mit Skelettgräbern untermischt ist, gehören eine größere Fensterurne sowie einige Gefäßtypen an, die den gerippten römischen Glasschalen nachgebildet sind.

Fränkisch-merowingische Funde fehlen dann wieder in unserer Gegend fast ganz, nur eine dünnhalsige fränkische Flasche[2]) mit Ausgußtülle und einem Henkel, eine merowingische Schalenurne mit Graphitstreifen und eine merowingische gleicharmige Fibel[3]) sind bisher in unserem Museum vorhanden.

Aus der Zeit des slawischen Vordringens in unseren Gau Serimunt (6. bis 11. Jahrhundert) sind Herrn Konservator Götze in den letzten Wochen und Monaten einige glückliche Entdeckungen in Wulfen und Gerlebogk gelungen. Nach Aussagen von Landwirten sind in früheren Jahren in Wulfen Skelettgräber wahrscheinlich der slawischen Zeit in größeren Mengen beim Ackern zerstört worden. Zwei recht gut erhaltene Skelette konnte Herr Götze im vorigen Jahre von Wulfen in unser Museum bringen. Das eine gehört einer Greisin an, ein halber Ring aus Bronzeblech liegt rechts in der Brustgegend; das andere, von einem Manne von 45—55 Jahren, hat links neben dem Kopfe einen plumpen, schwach profilierten Topf mit kaum in die Erscheinung tretendem Halsteil und mit einem Zickzackornament, das nach unten durch ein Linienband (Kammstrichornament) begrenzt wird. Ein anderes gut erhaltenes Gefäß der mittleren Slawenzeit mit Kammstrichornament und sich kreuzenden Zickzackstreifen stammt von einem slawischen Gräberfelde am Weinberge bei Wörbzig. Die Grabungen in Gerlebogk am Tagesbau des Braunkohlenwerkes sind jetzt noch im Gange. Dort liegen Skelettgräber in nicht ganz regelmäßigen Reihen. Aus einem rührt ein drittes leider etwas beschädigtes Gefäß mit einem Henkel her (es können deren vielleicht auch zwei gewesen sein), der wenig unter dem Rande ansetzt und die halbe Schulter überspannt; es ist mit einem Tannenzweigornament verziert. Aus den Gerlebogker Slawengräbern stammen ferner Schläfenringe und offene Fingerringe, beide Arten aus Bronzedraht, ferner ein breiter, ebenfalls offener Fingerring aus gewölbtem, dünnem Bronzeblech mit eingepunzten, allerdings nur noch undeutlich erkennbaren Punkt- und Strichverzierungen in Form von Guirlanden, außerdem ein Fingerring aus gelbem Glase.

Außer den wenigen ganzen Tongefäßen sind dann aber zahlreiche Gefäßscherben von slawischen Siedelungen vorhanden; ich nenne nur Merzien, Cösitz[4]), Cöthen-Marktplatz[5]), Cöthen-Prinzessinnengarten am Schlosse (von hier hat der angehende Prähistoriker Untertertianer Wilbert von Brunn eine reichhaltige Scherbensammlung zusammengelesen), Großpaschleben (allerdings nur vereinzelt) und endlich eine ausgedehnte slawische Siedelung in den Elbsanddünen bei Aken, woselbst übrigens auch Hausgrundrisse von latènezeitlichen Pfostenhäusern mit

[1]) Sie sind erwähnt in W. Schulz. Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland. Mannusbibliothek Nr. 22. S. 95ff.

[2]) Eine ähnliche Flasche bei Reuß, Grabfeld bei Stößen (Kr. Weißenfels), Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 9, Taf. X, Abb. 21.

[3]) Wie Prähist. Zeitschr. Bd. VI, S. 153, Abb. 56d.

[4]) In Cösitz liegt die slawische Siedelung nicht, wie Dr. Albrecht (Mannus-Bibliothek Nr. 33) schreibt, östlich des Dorfes, sondern auf dem Gebiete des Kirchhofes und mehr nach Norden zu, jenseits der Landstraße, die nach Zeundorf und Schortewitz führt.

[5]) Auf dem Grundstück des Bankhauses der Diskonto-Gesellschaft.

Digitized by Google

vielen gleichaltrigen verzierten Gefäßscherben und geschlagenen Feuersteinabsplissen zutage getreten sind.

Im Zusammenhange hiermit muß ich noch auf 2 slawische Idole aus Aken hinweisen. Das eine ist ein bartloser Kopf mit kapuzenartiger Kopfbedeckung, aus ziegelrotem Ton gebrannt, das Herr Götze vor Jahren in einer slawischen Wohngrube bei Aken gefunden hat. Das andere, dessen Besitzer Herr Rektor Pößel in Aken ist und von dem unser Museum einen Abguß erhalten hat, ist ein Kopf aus blaugrauem Ton mit Vollbart und mützenartiger Kopfbedeckung.

Damit bin ich am Schlusse. Nur in großen Zügen und skizzenhaft habe ich zeigen können, was unser Cöthener Heimatmuseum, in das Abbildung 15

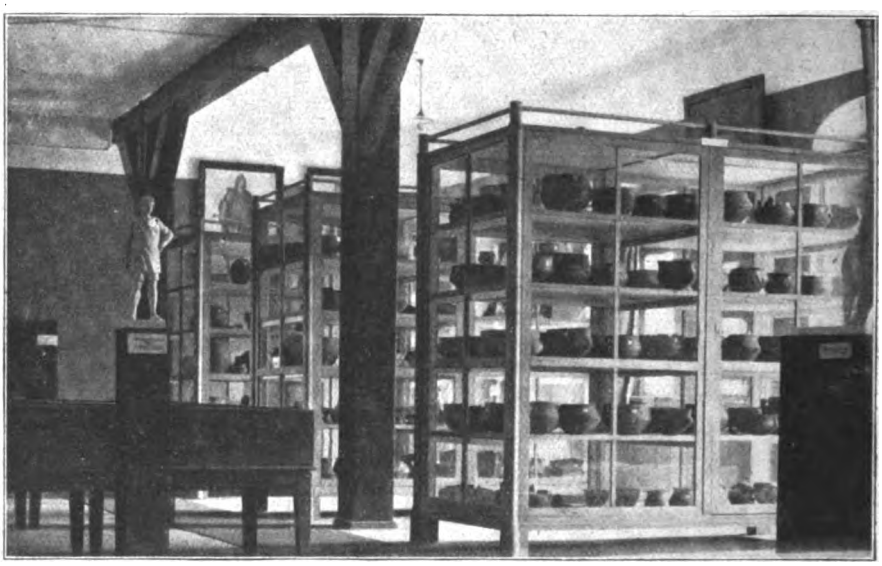


Abb. 15. Heimatmuseum Cöthen-Anhalt, Blick in einen Teil der Vorgeschichtssammlung, die seit Pfingsten 1924 durch Hinzunahme der W. Götzeschen Privatsammlung erweitert worden ist.

einen Teilblick verstattet, gegenwärtig birgt. Wir freuen uns, daß uns die Tagung Gelegenheit gibt, Ihnen all das, was erwähnt wurde, und noch mehr heute in Wirklichkeit vorführen zu können. Es ist richtig, daß wir eigentlich schon längst hätten Gelegenheit nehmen müssen, in der Fachpresse über diesen oder jenen Fund zu berichten. Aber Sie wollen in Rechnung stellen, daß wir unser Museum erst vor 12 Jahren begründet haben, daß der Abteilungsleiter der vorgeschichtlichen Sammlung, Herr Kreiskonservator Götze, an dessen Stelle und mit dessen dankenswerter Unterstützung ich diesen Bericht erstatte, mit Ausnahme der Kriegsjahre fast tagaus, tagein mit Grabungen im Gelände beschäftigt gewesen ist, so daß immer nur gerade Zeit zur Konservierung und Aufstellung der Funde und zur Aufzeichnung der Fundberichte übrig blieb. Wir werden versuchen, in Zukunft nachzuholen, was bisher unterblieb, sind aber stolz darauf, daß heute schon durch Ihre Anwesenheit ein Teil der wissenschaftlichen Ernte in Bewegung gesetzt werden wird, zu der manche unserer schönen Funde sicherlich einen Keimboden geben.

Digitized by Google

An den Vortrag schloß sich eine Aussprache, in der Herr Geheimrat Prof. Dr. Kossinna zunächst auf die seltenen Gefäße des Schortewitzer Kistengrabes der jüngeren Steinzeit und besonders ausführlich auf das Cöthener Tüllenbeil einging. Hierfür sei auf S. 52ff. verwiesen.

Des Weiteren besprach Geheimrat Kossinna die Hausurnen. Was die Zahl der Hausurnen anlangt, so sind jetzt einschließlich der Türurnen, der als Rest erhaltenen Türen und der Gesichts- und Türurnen rund 60 germanische festgestellt worden, wobei ich außer Norddeutschland, auch Holland, Dänemark und Schweden mit berücksichtige. Davon sind allein 25 in der Provinz Sachsen und 14 in Anhalt zum Vorschein gekommen. Unter den neueren in der Literatur meist noch nicht bekannt gegebenen Funden nenne ich außer den 4 Wulfener Hausurnen eine Haus- und Gesichtsurne von Rietzmeck a. d. Elbe (Reste im Schloßmuseum in Zerbst: Mannus 16, S. 173, Anm. 1), eine Tür von Zabakuk, Kr. Jerichow II, die 1913 aufgefunden worden ist und sich in der Sammlung von R. Stimming in Gr. Wusterwitz befindet, zwei Türen aus Gatersleben, Kr. Quedlinburg (Mus. Quedlinburg), endlich eine vierte auf Füßen stehende Hausurne, von der nur ein Fuß erhalten ist, aus Bychow, Kr. Lauenburg in Pommern (Besitzer: Behrndt in Lauenburg), die bei Gelegenheit der von Herrn Studienrat Odensaß aus Stettin im jetzigen Grenzkreise Lauenburg namentlich aus Privatbesitz zusammengebrachten vorgeschichtlichen Ausstellung ans Licht gezogen worden ist[1]).

[1]) Aus dem Verzeichnis der wichtigeren Gegenstände dieser Ausstellung, das Herr Odensaß mir freundlichst mitteilte, nenne ich:

1. Goddentow, Kr. Lauenburg: Kleiner dicknackiger Meißel aus gebändertem Feuerstein, ganz geschliffen außer am Nacken (Kreisbesitz).
2. Kr. Belgard: Dünnackiges Feuersteinbeil, Schneide geschliffen (Lüdtke: Wobensin).
3. Lauenburg, Stadtmoor: Schönster Feuersteindolch, einmal durchgebrochen, Querschnitt spitzoval (Kreisbesitz).
4. Belgard (Dorf), Kr. Lauenburg: Bronze-Randbeil mit grader Bahn, flachen Rändern und halbkreisförmiger Schneide, 15½ cm lang.
5. Kr. Lauenburg: Bronzeeidring, angeblich aus Steinkiste (Lüdtke: Wobensin).
6. Gr. Jannewitz, Kr. Lauenburg: 2 Hohlwülste, 4 hohle Nierenringe, 3 Halbringe (hohl); Schatz der frühsten Eisenzeit (Kreisbesitz).
7. Kr. Lauenburg: 2 Bronzeknopfsporen vom Vimoortyp (Kreisbesitz).
8. Schildarmbänder (Blumes Typ II): 2 silberne aus Luggewiese, (Schwichtenberg in Lauenburg); 3 bronzene aus Luggewiese (Privat), 1 bronzenes aus Villkow und 2 bronzene aus Kr. Lauenburg (Kreisbesitz).
9. Kaiserzeitfibeln, darunter von Bedeutung 3 Dreisprossenfibeln, die ganz mit Gold belegt sind.

Digitized by Google

Die Taschengefäße des Schortewitzer Kistengrabes und das Tüllenbeil aus Cöthen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 12 Abbildungen.

1. Die Taschengefäße aus Schortewitz.

Als ich bei meinem ersten Besuche des Cöthener Museums im Jahre 1921 das Hügelgrab von Schortewitz in seinem prächtig wiederhergestellten Aufbau und dann die ihm entnommenen Beigaben freudig betrachtete, bereiteten mir die beiden mit kielförmigem Boden versehenen, bootförmigen Gefäße die größte Überraschung (Taf. IV). Ich äußerte mich gegen den Kreis der Museumspfleger, der mich umgab, sogleich dahin, daß diese so sauber gearbeiteten und gut erhaltenen Gefäße von höchstem Werte seien, besonders

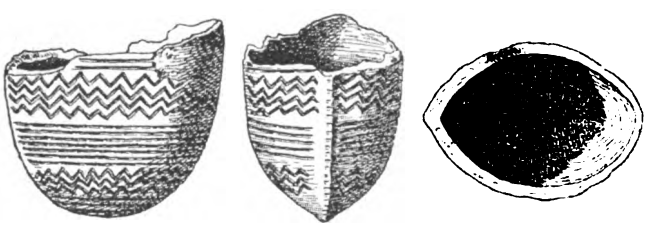


Abb. 1. Etwa 1/3 Harsleben, Kr. Halberstadt.

durch ihre Seltenheit, da mir nur ein einziges Gegenstück dazu bekannt sei. Dieses Gegenstück befindet sich im Museum zu Wernigerode und stammt aus Harsleben Kr. Halberstadt, soll übrigens in der 4. Auflage meines Buches über „Die deutsche Vorgeschichte" abgebildet werden (Abb. 1[1]).

Herr Kreisschulrat Bethge spricht die Schortewitzer Grabgefäße dem Anhalter Stile zu und das ist richtig, wenn man dabei an den allerfrühesten Abschnitt dieses Stils denkt, der sich noch mit dem „Jüngeren Walternienburger" Stile eng berührt. Dafür spricht die Verzierung der bootförmigen Gefäße mit dem Sinnbild des Kreuzs und bei dem verwandten Stück aus Harsleben die sorgfältige und tief eingegrabene Verzierung durch

[1]) Ist inzwischen geschehen: Taf. LII, Abb. 462; darnach unsere Abb. 1; die erste Veröffentlichung und Abbildung des Stücks erfolgte durch O. Olshausen: Verh. Berl. anthr. Ges. 1894, S. 100ff.

Digitized by Google

Zickzackbänder, was bei den späteren Stufen des Anhalter Stils teils weit flüchtiger, teils gar nicht mehr ausgeführt wird. Das Harsleber Gefäß stammt aus der Sammlung Friederich und wird in dessen Aufzeichnungen als „taschenförmig" bezeichnet. Olshausen billigt diesen Ausdruck und denkt an eine Ledertasche, die aus zwei unten abgerundeten Stücken zusammengefügt ist. Der kielförmige Wulst in der Fuge beider Lederstücke erweist sich durch die Querriefelung offenkundig als Naht; die kleinen Querkerben des Wulstes sind Nachahmung des außen sichtbaren Teiles des Fadens. Bei den Schortewitzer Stücken dagegen weist der Wulst keine Querriefelung mehr auf. Danach muß ich diese Gefäße für etwas jünger halten als das Harsleber.

Eine völlige Entartung in Gestalt und Verzierung der Art, daß ich das Gefäß nicht mehr als eigentliches Seitenstück zu den Schortewitzer gelten lassen kann, zeigt ein schon von Augustin, dann auch von Olshausen a. a. O. veröffentliches Gefäß aus Rodersdorf, Kr. Aschersleben, das ebenfalls in Wernigerode sich befindet. Hier ist der Wulst nur noch an den beiden Seiten vorhanden, nicht mehr am Boden, der vielmehr ein kreisrunder Standboden ist, während die Wandung aufwärts immer mehr zur elliptischen Gestalt

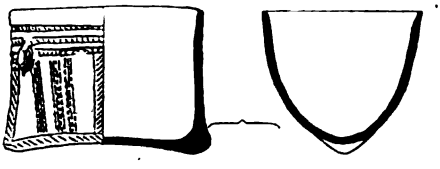


Abb. 2a, b. 1/4.

Eberstadt, Kr. Gießen. Abb. 3. 1/1.

drängt. Bedeckt ist sie mit sehr flüchtig und sorglos eingeritzten wagrechten Zickzacklinien, die durch leere senkrechte Streifen unterbrochen werden, selbst aber nur aus abgesetzten, kurzen Strichen bestehen. Man sieht, in allen Beziehungen stellt das Rodersdorfer Gefäß Entartung dar gegenüber dem Harsleber und es ist daher schwer begreiflich, wie Olshausen ersteres für das ältere erklären konnte. Am Rande des Rodersdorfer Gefäßes befindet sich über dem oberen Ende jedes der beiden Wulste ein Loch zum Durchziehen einer Schnur. Beim Harsleber Gefäß fehlen die Schnurlöcher sicher nur scheinbar, denn der oberste Teil des Gefäßes ist abgebrochen; sie werden ebenso wie bei der Schortewitzer Art angeordnet gewesen sein.

Wir haben es also mit drei Stufen der Taschengefäßentwicklung zu tun: 1. Harsleben, 2. Schortewitz — diese beiden Stufen stehen sich sehr nahe — 3. weit abstehend: Rodersdorf.

Nun hat aber vor etwa einem Jahrzehnt der deutsche Boden noch andere Taschengefäße herausgegeben und zwar aus dem Gebiete südwestdeutscher Stichkeramik. Bremer hat bekanntlich bei Eberstadt in der Wetterau, Kr. Gießen, ein steinzeitliches Dorf ausgegraben[1]) mit einer Keramik, die er einem eigenen Stil zuschreibt, dem Eberstadter, der seinerseits ein Nachfolger des Friedberger und ein Vorgänger des Großgartacher Stils ist. Diese

[1]) Prähistor. Zeitschr. 1913, S. 366ff.

Digitized by Google

ganze Stilgruppe, die Bremer diejenige der südwestdeutschen Stichkeramik nennt, ist wiederum eine jüngere Entwicklung aus dem Heidelberger und Rössen-Niersteiner Stile, die selbst aus dem sächsisch-thüringischen Altrössener Stile hervorgegangen sind. In Eberstadt zeigten sich ein fast vollständiges Taschengefäß und mehrere nur in Bruchstücken erhaltene (Abb. 2, 3). Außerdem gibt es gleiche Stücke noch aus Friedberg in Oberhessen, aus Kettenheim bei Alzey in Rheinhessen, aus Insheim in der Rheinpfalz, endlich aus Gr. Gartach bei Heilbronn am Neckar. Alle diese genannten Stücke haben ebenfalls die bezeichnende Eigenheit, daß ihre Verzierung, ein Tannenzweigmuster, das die beiden Ecken sowohl miteinander als auch mit dem oberen Rande verbindet, deutlich die Naht eines aus zwei Lederstücken zusammengenähten Bechers wiedergibt, zwar in etwas anderer Weise als bei dem Harsleber Gefäß, aber doch in verwandter Weise. Abweichend vom sächsischen Typus der Taschengefäße ist nur, daß der Nahtwulst nicht kielförmig gestaltet ist, sondern rechteckig. Außerdem finden sich hier statt der Schnurlöcher vielmehr hervorragende Schnurösen, die an den unteren Ecken angebracht sind und bald zu einfachen Knöpfen werden. Bremer sagt, daß die Form der rheinischen Taschengefäße, die er Reisebecher nennt, bisher unbekannt gewesen ist. Das

Abb. 4.
Burgwerben, Kr. Weißenfels.

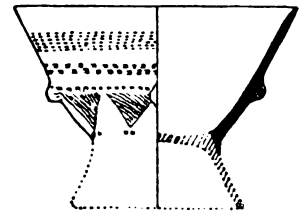


Abb. 5. ¼.
Eberstadt, Kr. Gießen.

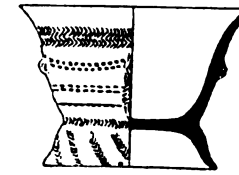


Abb. 6. ¼.

ist streng genommen richtig; aber er hätte es sich nicht entgehen lassen sollen, auf die verwandte Form der Harzer Taschengefäße wenigstens hinzuweisen.

Denn ein Zusammenhang zwischen beiden Formen ist offenkundig. Es fragt sich nur, welche ist die ursprüngliche. Da die Rössener wie die schnurkeramische Kultur und Bevölkerung ihren Weg von der Saale nach dem Mittelrhein nimmt, so könnte man zunächst hier vermuten, die bogenförmig geschweifte Form des Harz-Saalegebietes sei an den Mittelrhein gelangt und dort zur rechteckigen umgestaltet worden. Allein dem steht entgegen, daß der Anhalter oder der Jüngere Walternienburger Stil sonst nicht die geringsten Einflüsse nach dem Mittelrhein hin ausgewirkt haben. Dagegen finden wir einige, wenn auch wenige Einflüsse der südwestdeutschen Stichkeramik nach Thüringen und bis an die Saale hin. Bremer rechnet die früher als echte Altrössener Erzeugnisse angesehenen Gefäßscherben von Erfurt und von Nägelsbach Kr. Langensalza vielmehr zur Stufe der südwestdeutschen Stichkeramik, als deren östlichste Ausläufer.

Das klarste und wichtigste Zeugnis in dieser Richtung hat er aber als solches nicht erkannt, nämlich einen Fußbecher vom reinsten Eberstadter Stil, der aus Burgwerben Kr. Weißenfels stammt und früher einmal in der Sammlung zu Weißenfels von mir gezeichnet worden ist (befindet sich jetzt vielleicht im Hallischen Provinzialmuseum?). Er ist längst von Größler[1])

[1]) Hallische Jahresschr. f. Vorgeschichte, Bd. 8, 1909, S. 31ff. nebst Taf. II, 17.

Digitized by Google

beschrieben und abgebildet worden (Abb. 4). Es ist unverständlich, wie Größler darin einen Glockenbecher „erkennen" konnte. Das verbietet sowohl die von einem solchen ganz verschiedene Gestalt, insonderheit der hohle Standfuß, als auch das Verzierungsmuster, insonderheit die umlaufende Reihe der hängenden Dreiecke, endlich die Verzierungstechnik, die nur aus Einstichen in Dreieckform besteht, während bei den Glockenbechern bekanntlich ein Rollstempel vorherrschend ist, der die Flächen mit dichtgestellten Quadrateindrücken bedeckt. Vielmehr nimmt der Becher in der Form eine Mittelstellung ein zwischen dem von Bremer wiedergegebenen Typus des Eberstadter Fußbechers (Abb. 5) und dem von ihm als Übergang zwischen dem stichkeramischen Glockengefäß und dem Fußbecher aufgefaßten Eberstadter Gefäß Abb. 31, Nr. 35. Doch fehlen dem Becher aus Burgwerben die bei den südwestdeutschen Gefäßen auf dem Umbruch befindlichen vier Knöpfe. Dagegen erscheint das Band hängender Dreiecke des Bechers von Burgwerben, eine Erbschaft aus dem rheinischen Hinkelstein, wie überhaupt die Form des Fußbechers, häufig im Eberstadter Stil, auch an Fußbechern, z. B. Abb. 30, Nr. 30 Bremer (Abb. 6).

Ich glaube also, daß wir vorläufig annehmen dürfen, die Form des Taschengefäßes hat sich im Friedberger Stil herausgebildet und über den Eberstadter bis zum Großgartacher Stil erhalten. Hier überall in rechteckiger Form. Von der Wetterau gelangte dann durch Rückströmungen zu dem Urheimatsgebiet der einst als Rössener Leute ausgewanderten Urahnen der südwestdeutschen Stichkeramiker — derartige Rückströmungen bei Auswanderungen habe ich schon vor Jahrzehnten zahlreich anderwärts nachweisen können — die südwestdeutsche Form ins Saale- und Harzgebiet. Und hier wurde aus der rechteckigen die bogenförmige Gestalt der Tasche, die wir in den Gefäßen von Harsleben und Schortewitz und stark entartet in dem Roderdorfer Gefäß vor uns haben.

2. Das Tüllenbeil von Cöthen.

Den von Herrn Kreisschulrat Bethge mitgeteilten Fund der beiden Bronzewaffen aus der Umgebung von Cöthen, des Stabdolches — eine Waffe, die man wohl noch besser als Dolchbeil bezeichnet — und des Tüllenbeils (Abb. 7), als einen „geschlossenen" Fund zu betrachten, d. h. als einen solchen, dessen einzelne Gegenstände ursprünglich ganz gleichzeitig an derselben Stelle niedergelegt worden sind, kann ich mich nur schwer und höchstens mit starkem Unbehagen entschließen. Denn der Stabdolch oder das Dolchbeil gehört ausschließlich der Periode I der Bronzezeit an, wenn solche Waffen auch bis an deren Schluß vorkommen. Tüllenbeile vorliegender Art kann ich aber nach meinen jahrzehntelangen Untersuchungen entgegen der Meinung Sophus Müllers (1909) kaum noch der Mitte der Periode II (IIb) zuzählen, in der Hauptsache werden sie dem Ende dieser Periode (IIc) angehören. Nun erscheinen zwar bisweilen in Schätzen Gegenstände zweier aufeinanderfolgender Perioden vereint, dann handelt es sich aber in der Regel um enger sich berührende Abschnitte solcher benachbarter Perioden, also z. B. Ic und IIa oder IIc und IIIa usw. Dagegen ist mir kein sicherer Fund in Erinnerung, wo Stücke der Periode I sich Stücken der Periode IIb oder gar IIc gesellen. Soviel über die Zusammengehörigkeit der beiden Bronzen.

Näher eingehen möchte ich auf das Tüllenbeil, über das, wie ich gehört habe, auch innerhalb der Fachkreise nicht überall volle Klarheit herrscht.

Digitized by Google

Es ist das nicht erstaunlich, da hier meines Wissens für das germanische Norddeutschland der Bronzezeit eine Neuheit vorliegt, während aus Dänemark schon seit Jahrzehnten und neuerdings auch aus Südschweden ein paar ähnliche Stücke bekannt sind. Montelius hat einen Teil derselben zu einer

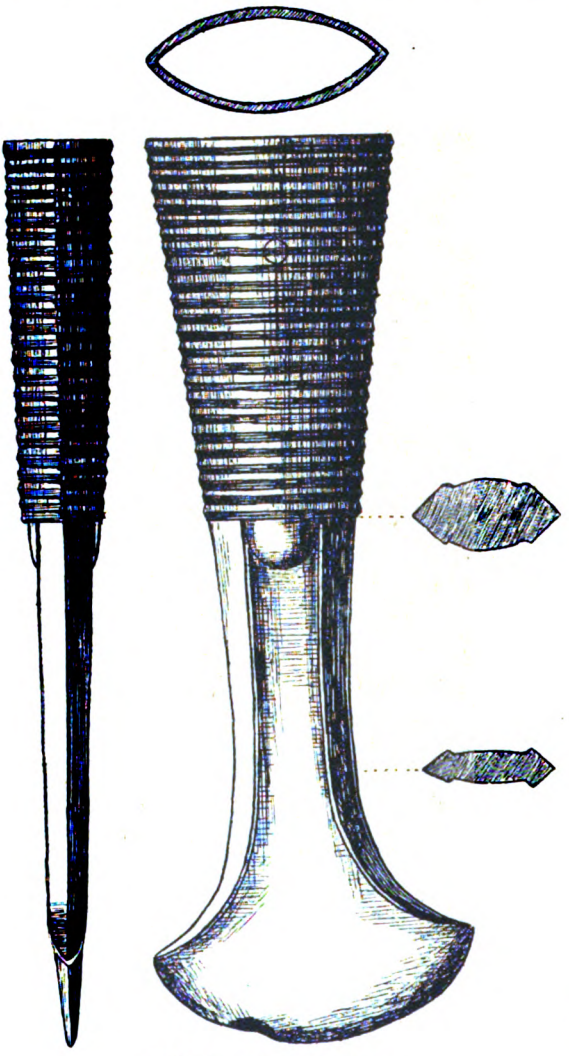


Abb. 7. 3/4. Cöthen.

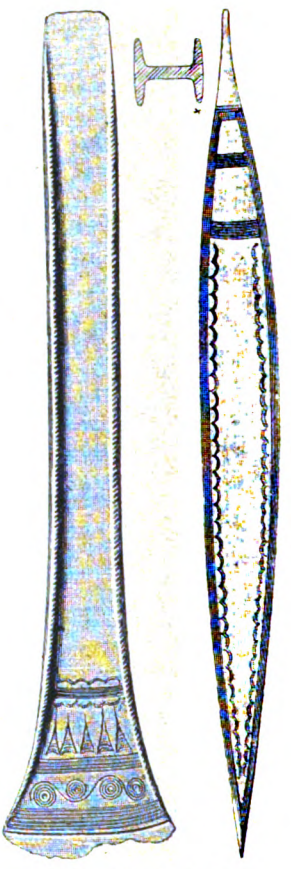


Abb. 8. 1/2. Schonen.

typologischen Reihe zusammengestellt[1]). Sie gehören sämtlich zu dem schönen Typ der schlanken, besonders schmalen und langen nordischen Randstreitbeile, die bis kurz vor der Schneide völlig gerade gestaltet sind, also parallel

[1]) Montelius: Die typologische Methode (Stockh. 1903), S. 30f., Abb. Die Ausführungen von Montelius wurden durch S. Müller wiederholt (Aarb. f. n. Oldk. 1909), merkwürdigerweise ohne jeden Hinweis auf Montelius.

Digitized by Google

laufende Ränder aufweisen[1]). Dieser Typus scheint in der Hauptsache auf Dänemark, Schleswig-Holstein[2]) und Schweden beschränkt zu sein, kommt vielleicht auch noch in Nordosthannover und Mecklenburg zuweilen vor. Von Lissauer ist er im ersten Typenbericht (1904), der die Randbeile behandelt, nicht berücksichtigt worden, denn er darf mit dem „armorikanischen" Typus nicht zusammengeworfen werden.

Abb. 9. 1/2. Jütland.

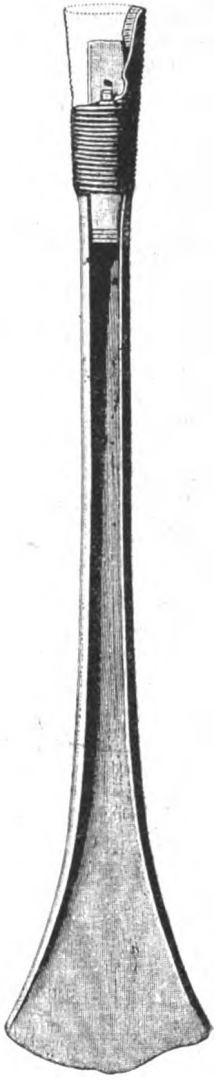


Abb. 10. 1/2. Seeland.

Bei den Randbeilen geschieht die Befestigung der Klinge, die in den vorderen, kürzeren gespaltenen Arm des Holzschaftes gesteckt wird, durch Umwicklung mit einem Bande aus Leder oder Tiersehnen (Abb. 8). An die Stelle solchen vergänglichen Stoffes kann auch spiralförmig gewickelter Bronzedraht treten (Abb. 9), der eine zylindrische Röhre bildet. Bald wird diese Bronzedrahtröhre mit dem Randbeil in einem Stück gegossen, wobei die Spiralwindungen des Drahts durch tiefe Parallelfurchen auf der Oberfläche der nun trichterförmigen Röhre nachgeahmt werden. Das obere schmale Ende des Randbeiles ragt hier noch in den Bronzetrichter hinein. Infolgedessen mußte das Ende des Holzschaftes, das in den Trichter hineinreichte, nach wie vor gespalten werden. Unterhalb des Trichters sieht man eine Nachahmung des scheinbaren Endes des Holzschaftes in Bronzeguß (Abb. 10). Endlich wird der oberste in dem Bronzetrichter steckende Teil des Beils als überflüssig fortgelassen und der nun ungespaltene Schaft füllte jetzt den ganzen Trichter, der in dieser Form „Tülle" genannt wird. Aber das scheinbare Schaftende, das unterhalb der Tülle in Bronze gegossen nachgeahmt wurde, zeigt sich auch weiter noch, sei es in Trapezform, wie bei den nordischen Stücken[3]), sei es im halben Oval, wie es nur bei dem Tüllenbeil aus Cöthen der Fall ist (Abb. 11). Denn zu dieser Stufe der Entwicklung gehört unser Tüllenbeil.

[1]) Vgl. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. Abb. 146, 147.

[2]) Vgl. O. Kröhnke, Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Kiel 1897. Abb. 7, 9, 11, 16.

[3]) Vgl. Montelius, Minnen från vår Forntid. Stockh. 1917, Abb. 862, 863.

Digitized by Google

In Dänemark geht die Fortbildung noch weiter zu einer letzten Stufe, bei der zur Befeſtigung des Beils im Holzſchaft nicht, wie bei der vorhergehenden Stufe, ein Bronzedraht durch das in der Tülle ſteckende Ende des Holzſchafts quer durchgetrieben, ſondern außen an der Tüllenöffnung ein Öhr mitgegoſſen wird zum Durchziehen eines Bandes, mit dem das Tüllenbeil an den längeren Aſt des kniefömig gebogenen Holzſchaftes angeknüpft wurde. Zwei derartige Tüllenbeile mit oberen Querrippen aus Dänemark[1]) zeigen noch ein ſtark verſchmälertes Rechteck als letzten Reſt des unteren Stielendes, jedoch nicht mehr plaſtiſch gegoſſen, ſondern nur noch nach dem Guß eingefurcht.

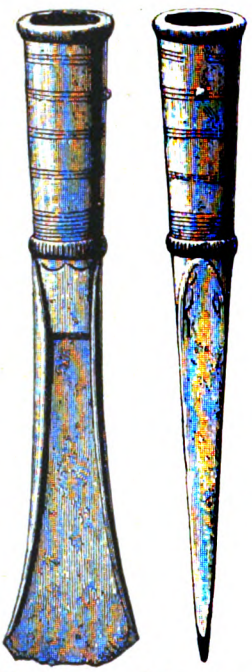


Abb. 11. 1/2. Dänemark.

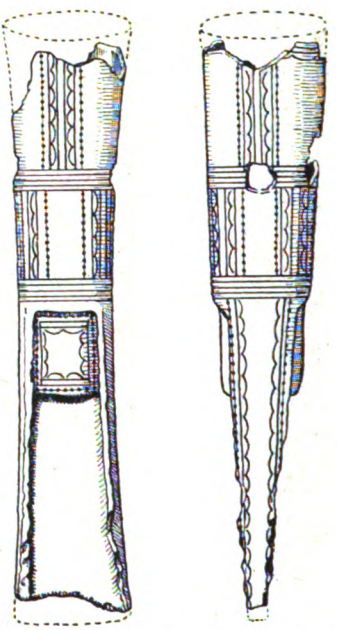


Abb. 12. 2/3. Borſtel, Kr. Winſen a. Luhe.

Jenes erwähnte Durchtreiben eines Bronzedrahtes durch die Tülle und den in ihr ſteckenden Holzſchaft geſchah bei den nordiſchen Beilen von der Schmalſeite des Beiles aus, wie ein däniſches (Abb. 11) und ein ſchwediſches Stück (Minnen 863) deutlich zeigen. Beim Cöthener Beil dagegen, deſſen Tülle nicht kreisrund, wie die der nordiſchen Stücke, ſondern breit elliptiſch geſtaltet iſt, mußte der als Niet dienende Bronzedraht von einer der Breitſeiten her eingeſchlagen werden. Obwohl die Drahtenden dann ſorgfältig abgeſchliffen wurden, ſind ſie in der Wandung doch deutlich wahrnehmbar.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß unſer deutſches Tüllenbeil nicht aus dem geſchilderten nordiſchen Typus der Randbeile hervorgegangen iſt, ſondern aus dem „norddeutſchen“ Typus Liſſauers, bei dem die Schmalſeiten nebſt den Rändern ſchon etwas weiter ab von der Schneide den Beginn der

[1]) Montelius, Die typologiſche Methode Abb. 64 und S. Müller, Aarb. f. n. O. 1909.

Digitized by Google

Schweifung aufweisen. Jedenfalls ist der stark geschweifte „sächsische" Typus Lissauers, der im Gebiete der unteren Saale herrschend ist, an der Entstehung des Cöthener Tüllenbeiles unbeteiligt.

Nicht überflüssig zu erwähnen dürfte sein, daß die Befestigung mittels Tülle, die bei den Lanzenspitzen bereits am Ende der Periode I auftritt, bei den Beilen zuerst im germanischen Gebiete sich zeigt, nach meiner Ansicht in Periode IIc, während auf dem illyrischen Gebiete Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns das Tüllenbeil, offenbar in Nachahmung des germanischen Vorganges, erst in Periode III erscheint. Dasselbe ist in Frankreich der Fall.

Man darf sich durch den Umstand, daß die Ränder des Cöthener Beils sehr niedrig sind, nicht etwa verleiten lassen, das Stück für besonders alt zu halten, womöglich noch in die Periode I hinaufzurücken. Denn die Art, wie die Ränder auf die Breitseiten hinuntergeklappt sind und dadurch so wenig hoch erscheinen, zeigt, daß wir hier mit einer schon stark vorgeschrittenen Rückbildung der zwecklos gewordenen Ränder zu tun haben.

Das Cöthener Beil ist 16,25 cm lang, an der Öffnung 4,08 und im lichten 3,3, an den Schneidenecken 5,56, am unteren Tüllenende 2,48 cm breit.

Herr Dr. Jahn führte in der Diskussion als schlesisches Seitenstück zu dem Cöthener Beil ein von ihm in „Altschlesien" I, S. 50, Abb. 19 mitgeteiltes sehr eigenartiges Tüllenbeil aus Ratibor an. Dieses illyrische Beil kann aber nicht als Übergang vom Randbeil zum Tüllenbeil, sondern nur als Mittelding zwischen Absatzbeil und Tüllenbeil angesehen werden, hat auch schon ein Randöhr und zeigt in der Gestalt der Klinge, daß es bereits aus der jüngeren Bronzezeit stammt. Irgendwelche Vorstufen oder Weiterentwicklungen dieses barocken Typus, der nur ein fehlgeschlagener Versuch war, sind nicht bekannt.

Dagegen hat Herr Dr. Gummel ein wegen seiner ganz ungenügenden Abbildung bisher übersehenes Seitenstück des hannoverschen Museums aus der Lüneburger Heide, das dem meist reichverzierten nordischen Typus angehört und auf der Stufe unserer Abb. 11 steht (Abb. 12), mit Recht hier ans Licht gezogen.

Herr Dr. Gummel:

Das Provinzialmuseum Hannover besitzt eine Zwischenform zwischen Rand- und Tüllenbeil aus Borstel, Kreis Winsen a. d. Luhe (Nr. 4561, Lindenschmit, A. u. h. V. I, 5, Taf. 3, Abb. 19 und 20). Über die Fundumstände des im Jahre 1852 vom Ministerium des Innern dem Museum überwiesenen Stückes ist nichts bekannt.

Leider handelt es sich nur um ein Bruchstück (Abb. 12). Weder das Ober- noch das Unterende sind erhalten. Das Beil besitzt bereits eine richtige Tülle, hat aber in seinem unteren Teil ganz das Gepräge eines Randbeils. Der Eindruck, den die unter der Umschnürung herausragenden Enden der hölzernen Schaftwangen beim geschäfteten Randbeil hervorrufen, ist sehr klein in Bronze nachgeahmt. In heilem Zustande dürfte das Beil — abgesehen von seiner reicheren Verzierung — ganz ähnlich gewesen sein wie das von Montelius in der „Methode" (die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa I, Stockholm 1903) S. 31, Abb. 63 wiedergegebene Beil aus Dänemark.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat.

Von Bernard Hogrebe, Osnabrück.

Mit 1 Textabbildung.

Zur Einführung für das, was hier gesagt werden soll, möge eine Geschichte dienen, die sich im verflossenen Jahre auf und bei dem ziemlich einsam liegenden Hofe eines Landwirts in Widukinds altem Herzogtum Engern zugetragen hat. Nicht weit vom Hofe, an dessen Mittagseite, läuft ein alter Heerweg von Abend nach Morgen, heute ein einfacher Feldweg, weil die neuzeitliche Landstraße, die in manchen Fällen dem Heerweg folgt, an dieser Stelle einen anderen Weg gesucht hat. Wo jene alte Heerstraße eine Höhe schneidet, da hatte sich rechtwinklig zu ihr im Gebüsch das Bruchstück eines mächtigen Walles von 4 m Höhe und 3 m Kronenbreite mit beiderseitigem Graben erhalten, der Rest einer Wehranlage, scheinbar einer Wegeschanze aus vorgeschichtlicher Zeit. Von derartigen hünenhaften Wallanlagen gab es vor ungefähr 70 Jahren noch eine ganze Anzahl in Altsachsen. Die sogenannte Separation und die letzte Markenteilung haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz unnötigerweise mit ihnen aufgeräumt. Nur der Hugenwall in der Bauerschaft Barlage im Osnabrückschen ist neben anderen Bruchstücken teilweise erhalten. Aber auch er wird über kurz oder lang verschwinden, weil sich selbst heute, wo man in der Erfassung des Landschaftsbildes fortgeschritten sein sollte, kaum jemand um die Erhaltung bekümmert. Diese hünenhaften Wehranlagen, die nicht immer mit heutigen Kreis-, Amts- oder Bauerschaftsgrenzen zusammenfallen oder -fielen, werden, wie auch der Hugenwall, als Grenzwälle vorgeschichtlicher Volksstämme anzusprechen sein und sind nicht zu verwechseln mit den mittelalterlichen Landwehren von kleinerem Ausmaß, die außerdem hier und da urkundlich für das 13. oder 14. Jahrhundert festgelegt werden können, deren Tage aber auch gezählt sind, wo sie, nach Ansicht der Leute, der neuzeitlichen Kultur im Wege stehen. Jener Landmann aber, mit der vorgeschichtlichen Wegeschanze, bekam eines Tages vom Landratsamt ein sogenanntes Ruhrkind zugewiesen, in diesem Falle einen schwächlichen blassen Schüler von 12 Jahren aus dem besetzten westfälischen Industriegebiet. Der Knabe sollte 10 Wochen bei dem Landmann bleiben, sich erholen und nebenher bei leichter Feldarbeit helfen. Soweit

Digitized by Google

ging alles gut. Der Junge war willig, anstellig und gedieh sichtlich in der frischen Landluft. Nach zwei Wochen aber bemerkte man, daß der Knabe, sobald er eine freie Stunde hatte, spurlos verschwunden war. Da er jedoch zur rechten Zeit sich immer wieder einstellte, so ließ man ihn gewähren, zumal er auf gelegentliches Befragen erklärte, er habe im Busche oder am Bache gespielt. Da bekam unser Bauer eines schönen Tags vom Landratsamt die Aufforderung, sein Ödland anzugeben. Zugleich wurde ihm aufgetragen, darüber Mitteilung zu machen, wie er es in Kultur zu nehmen gedächte, um gegebenenfalls eine Enteignung zu vermeiden. Doch hatte dieser Bauer schon seit Jahren kein Ödland mehr. Die letzte Heide hatten einige russische Kriegsgefangene urbar gemacht. Aber, wie das in solchen Fällen geht, der Landmann, statt einfach Fehlanzeige zu melden, glaubte vielleicht, dem Landrat persönlich einen Gefallen tun zu müssen und beschloß, das Wallbruchstück abzuholzen und abzutragen, die beiden Gräben einzuebnen und aus dem Gelände, rund einem Viertelmorgen, ein Roggenfeld zu machen. Gedacht, getan! Eines Mittags nach der None, der Knabe hatte gerade seine freie Stunde, rückt der Bauer mit seinem Gesinde in die Schanze, zunächst, um das Gestrüpp am östlichen Grabenrand zu beseitigen, das hier üppig wuchert. Der Klang von Axt, Hacke und Spaten hat den Knaben in seinem Versteck aufgeschreckt. Ungesehen liegt er auf der Wallkrone im Gebüsch und zwei haßerfüllte große Kinderaugen richten sich auf die kulturwütigen Leute, die ihm kaltlächelnd sein Paradies verderben. Der Knabe hat nämlich vom westlichen Graben aus in den Wall hinein eine Höhle gemacht, sie mit Moos ausgepolstert und mit Zweigen verblendet. Er hat sich aus Weißdorn einen brauchbaren Bogen angefertigt und schießt mit Pfeilen, die Flintsplitterköpfe haben. Aus einer Jungesche hat er sich einen Speer geschnitzt, den er geschickt zu werfen versteht. Robinson Krusoe und Lederstrumpf, deren Geschichte er auf der Schule gelesen und die er hier an dem alten Wall verkörpert hatte, sind seine Helden, und dieses Erlebnis, das schönste seines Lebens, das war jetzt zu Ende. Als der Bauer und seine Leute abends nach Hause kommen, fällt das verstörte Gesicht des Jungen auf. Auf Fragen weicht er aus. In den nächsten Tagen tut er zwar seine Arbeit wie zuvor, aber sein Frohsinn ist dahin. Im Gegenteil, er weint des Nachts und verlangt nach Hause. Dem Landmann bleibt nichts übrig, als ihm den Willen zu tun und zur Bahn zu bringen. — Als der Bauer nach einigen Tagen beim Einebnen des Walles eine zerstörte Indianerhöhle und in deren Nähe einen zerbrochenen Bogen und einen zersplitterten Speer findet, da fiel ihm die Tatsache immerhin auf. Ob er aber die ursächlichen Beziehungen zwischen diesen Dingen und dem geänderten Benehmen des Knaben herausgefunden hat, vermag der Vortragende nicht anzugeben.

Soweit die Geschichte, jetzt davon die Moral, obwohl das Moralisieren und Schulmeistern die ödeste Sache von der Welt ist. Aber das Thema, das am Anfang stand, sine ira et studio behandeln, ist nicht gerade leicht. Es sei wiederholt, um festzustellen, wo wir stehen: Vorgeschichtliche Volksbildung nebst Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat. Haben wir bei den Personen der Geschichte, etwa bei dem Landrat, als Vertreter des gebildeten Deutschen, oder bei dem Landwirt, als Vertreter des Bauernstandes, etwas von vorgeschichtlicher Volksbildung gemerkt? Und wie war's mit der Denkmalpflege, denn das Wallbruchstück war ein vorgeschichtliches Wahrzeichen? Wir haben das Gegenteil, und nennen wir das Ding nur gleich beim richtigen Namen, die vollendete Barbarei gesehen, eine Barbarei, die

Digitized by Google

um so schlimmer ist, weil sie in dem Glauben lebt, Kultur zu vermitteln. Und dann die dritte und Hauptforderung des Themas: „die Kulturheimat?" — Der Vortragende hat das Wort im Gegensatz zu dem bekannteren „Kulturwüste" geprägt, womit man einerseits die moderne Großstadt üblen Stils bezeichnen mag, in der Millionen Volksgenossen nichts haben als einige Mietzimmer und die Straße und allenfalls noch die Zeitung oder das Kino, anderseits die vom Kunstdünger abhängige Kulturwüste in gewissen Gegenden Mitteldeutschlands. Man darf dem Grafen Kayserling beistimmen, der jene Gegenden zu den langweiligsten der Welt rechnet[1]). Wo aber diese ländliche Kulturwüste noch nicht ist, wie in manchen Gegenden Altsachsens, da beeilen sich, wie gezeigt wurde, Staat und Gemeinden in wahlloser Urbarmachungswut sie schleunigst herbeizuführen. Wie kam diese Anschauung in das Volk? Die Ursachen liegen tiefer; es würde zu weit führen, sie hier klarzulegen. Die Veranlassung dazu aber wird in dem Mißbrauch der an sich gut gemeinten Vorschläge der Bodenreformer zu suchen sein. Für uns handelt es sich zunächst um den Nachweis, daß der Vorgeschichtler allen Grund hat, mit auf den Plan zu treten, damit die Züge altdeutscher Landschaft, die wir in Altsachsen hier und da noch haben, nicht über Nacht verschwinden. Zur Aufklärung aber sei kurz folgendes gesagt: Die Kämpfer für die Kulturheimat oder, wie man auch sagen kann, die Leute vom Heimatschutz verschließen sich keineswegs der Forderung, dem Volke Neuland zu geben, sobald man sie davon überzeugt, daß größere Ödlandsiedlungen ohne Schaden für die klimatischen Verhältnisse so durchgeführt werden können, daß sich die Sache auch lohnt, daß nicht schließlich die Kunstdüngerfabriken allein den Profit davontragen, was in manchen Fällen gewiß eintreten würde, selbst wenn man die Tatsache in Rechnung zieht, daß Ödland im allgemeinen durch Urbarmachen sich bessert. In diesem Zusammenhang sei beispielsweise erinnert an die mit großen Kosten erfolgte Stromregulierung der mittleren Ems. Diese „Kulturtat", die damals mit dem üblichen überschwänglichen Wortgepränge gefeiert wurde, erweist sich jetzt in gewisser Beziehung als Danaergeschenk, wie folgende Worte beweisen: „Die hohen Emswiesen werden bei dem niedrigen Wasser nicht mehr überschwemmt, sie brachten früher ungedüngt mehr Gras als heute mit Kunstdünger"[2]). Ist es nicht vorteilhafter, wenn der Großhandel dafür sorgt, daß Amerikas Weizenüberfluß und Viehreichtum, der drüben zum großen Teil verkommt, in unser Land gelangt? Wäre es nicht richtiger, daß die Energie, die man vielleicht nutzlos für das Urbarmachen mageren niederdeutschen Bodens aufwendet, darauf umgestellt wird, unsere Kolonien wieder zu erlangen oder das Deutschtum im Auslande zu stärken und in den uns widerrechtlich entrissenen Gebieten? Auf jeden Fall aber muß versucht werden, die für's Urbarmachen maßgebenden Stellen so zu beeinflussen, daß sie ihre Kunst zuerst an den ganz großen Moor- oder Heideflächen versuchen, daß man aber die kleineren Flächen Ödlandes, die sich glücklicherweise hier und da erhalten haben, als Ruhepunkte in der Landschaft zunächst ungeschoren läßt. Wenn sich dann nachher die Notwendigkeit ergibt, daß unbedingt jeder Zollbreit Bodens zum Besten der Volkswirtschaft ausgenutzt werden muß, dann kann man aufforsten oder sonst, wo es möglich ist, die Landschaft wie einen Garten behandeln, wobei sich herausstellen dürfte,

[1]) Vgl. Das Reisetagebuch eines Philosophen. S. 767. Darmstadt 1923. 7. Aufl.
[2]) Wessels-Herbrum. Die Ems im Kreise Aschendorf. Heimat-Blatt Nr. 2 der Osnabrücker Volkszeitung 1924.

Digitized by Google

daß sie genau soviel, wenn nicht noch mehr einbringt als die sogenannte rationelle Kulturſteppe. Allerdings ist das hier berührte Gebiet zunächst ein Arbeitsfeld der Naturwissenschaft, die sich denn auch in letzter Stunde auf ihre Pflicht gegenüber der Kulturheimat besonnen hat. „Wichtiger, d. h. eiliger als all der ultramikroskopische Kleinkram ist der Naturschutz." — „Wenn wir (die Naturwissenschaftler) nicht Führer sein wollen in dem Kampf um unser ureigenstes Gebiet, die Natur, wer denn sonst!?" (Dr. Hugo Weigold in einem Vortrag, gehalten auf der Hundertjahrfeier deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig)[1]). Also Führer wollen die Naturwissenschaftler sein, aber sie suchen Helfer, damit überhaupt Erfolge in naturwissenschaftlicher oder geschichtlicher Hinsicht erzielt werden. Ihre natürlichsten Bundesgenossen aber in diesem Kampfe sind die Vorgeschichtler, wie schon erwähnt wurde. Es sei wieder auf das Beispiel am Anfang verwiesen. Wer hätte das ungeschützte Wallbruchstück kennen und sich für dessen Erhaltung einsetzen müssen? Am besten nimmt man gleich die höchste Instanz und sagt: Der Professor für Vorgeschichte der in Frage kommenden Universität. Daß keiner da ist, vereinfacht die Sache gerade nicht. Käme danach der Historiker in Frage, der Vorgeschichte im Nebenamt lehrt. Doch auch den wird man hier vergebens suchen. Das Vorlesungsverzeichnis, das der Vortragende sich daraufhin ansah, gab jedenfalls darüber keinen Aufschluß. Und doch ist für unser Gebiet auf den zünftigen vorgeschichtlichen Wissenschaftler oder Konservator Gewicht zu legen. Der industrialisierte Bauer aus Engern hätte ganz bestimmt die Schanze erhalten, wenn gelegentlich solch ein Herr ihn in volkstümlicher Weise auf die Bedeutung des Denkmals aufmerksam gemacht hätte; das gute Beispiel ist für dergleichen Fälle wirksamer als ein Schutzgesetz. Machen wir den Landmann nicht verantwortlich für Sachen, die er nicht kennen kann. Fordern wir aber auch nicht alles von dem Volkslehrer, wenn irgendein Fachgebiet in Frage kommt. Wenn der sich aber doch für die Schanze, den Hugenwall, einsetzen soll, — und er wird vielerorts der gegebene Mann dafür sein — dann gebe man ihm zunächst Gelegenheit, über diese und ähnliche Dinge etwas Gründliches zu lernen. Indessen fehlt diese Gelegenheit fast überall. Und die Leute vom Natur- oder Heimatschutz? Gewiß ist ein ganzes Heer von Personen da, das Anteil nimmt, „Interesse" hat. Wenn man aber bedenkt, daß in Städten von 100000 Einwohnern sich günstigenfalls ein einziger ehrenamtlicher Helfer findet, der die undankbaren täglichen Aufgaben des alten Schutzsystems auf sich nimmt, und dessen Tätigkeit von vielen seiner Mitbürger nicht ernst genommen wird, dann bekommt die Sache doch ein anderes Gesicht. Bliebe noch der Naturwissenschaftler übrig, der sich für den Wall vom Standpunkt des Vogelschutzes hätte einsetzen können, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung durch den Freiherrn von Berlepsch einwandfrei bewiesen ist. Und wenn der Bauer ein neues Roggenfeld braucht, warum sucht er sich gerade die Schanze aus? Warum holzt er nicht dafür ein anderes Waldstück ab? Man sieht, die Schanze hat keinen Anwalt als den zwölfjährigen Knaben aus dem Industriegebiet. Was will das besagen bei 60 Millionen Volksgenossen, selbst wenn man den Fall verallgemeinert, was hier natürlich gewollt ist. Der Knabe aber schätzt den Wall nicht, weil er vielleicht aus der Zeit der Angrivarier stammt, er schätzt ihn vielmehr aus dem natürlichen Gefühl heraus, daß so etwas unbedingt heute zur Landschaft gehört.

[1]) Abgedruckt in der Zeitschr. „Naturschutz" (herausgeg. von Dr. Hermann Helfer, Berlin-Lichterfelde). 4. Jahrg., 12. Heft. Dez. 1923, S. 245/46.

Digitized by Google

Jetzt aber stelle man sich einmal die Heimat unseres Knaben vor, eine Mietkaserne oder auch ein gutes Siedlungshaus irgendwo in dem Häusermeer zwischen Duisburg-Ruhrort und Hamm. Ohne „technikblind" oder für die „Poesie der Industrie" unempfänglich zu sein, wird man immerhin ein Urteil über die Gegend als Landschaft abgeben können, wenn man sechs Jahre dort gewohnt hat. Dies Urteil aber lautet so: Eine Unzahl von Siedlungen, unter denen die schlechten weitaus überwiegen, häufig erdrückt von Zechenanlagen, Fabriken, Kohlenhalden und bewohnt von Volksgenossen, die nur zum kleinen Teile einheimischen Stammes sind; dazwischen Eisenbahndämme und Straßenbahnlinien und in der raucherfüllten Luft Draht und immer wieder Draht; unter den Drähten aber hin und wieder ein abscheuliches Schmutzwasser. Und wenn wir dem Knaben wahrheitsgemäß sagen: Gewiß, deine Heimat ist nicht schön. Die ursprünglich reizvolle Landschaft ist bis auf klägliche Reste dahin, die wir jetzt, leider 50 Jahre zu spät, schützen möchten. Aber schaue einmal in die Fabriken, da schnurren die wunderbarsten Maschinen, Maschinen, die immer vollkommener werden; und in den Laboratorien, da arbeitet der Chemiker, ein grundgelehrter Mann, der erfindet morgen das Mittel, aus Kohle Butter zu machen. Glaubt man, durch diese oder ähnliche Nachrichten, also durch die Aussicht auf die vollkommenste Maschine oder eine neue Margarine irgendwelchen Eindruck auf den Knaben zu machen, daß er wieder froh wird und seine Schanze darüber vergißt? Daß in der Chemie oder Technik Werte sind, die auch geeignet wären und verdienen, dem Knaben vermittelt zu werden, ist eine Frage für sich. Aber man täusche sich nicht. Der Vortragende glaubt an den kulturellen Fortschritt in gewisser Beziehung, er glaubt besonders an den industriellen und technischen Fortschritt. Doch hören wir endlich auf, diese Dinge zu überschätzen. Vorläufig, obwohl wir ein Zeitalter ungeahnter industrieller Entwicklung hinter uns haben, gelten bis auf weiteres in gewisser Beziehung immer noch Karl Immermanns Worte, die er vor 100 Jahren prägte, als die Industrie nach englischem Muster in das Bergische Land einzog: „Entschieden war es ihm; wenn diese Bestrebungen weiter um sich griffen, so war es in ihrem Umkreise um alles getan, weswegen ein Mensch, der nicht rechnet, leben mag[1])." Wenn jemand mit dem Schein einer Berechtigung einwenden wollte, „das mochte damals stimmen, als der Dichter glaubte, die Maschine ausschalten zu können, die indessen heute einen jeden zwingt zu rechnen, sei er Arbeitgeber oder Arbeitnehmer", so ändert diese Tatsache nichts an der inneren Wahrheit des Immermannschen Satzes.

Wichtiger, d. h. eiliger als aller Fortschritt, der sich auf Fabrik und Kunstdünger gründet, scheint mir die Notwendigkeit, die deutsche Kultur, mehr und bewußter als bisher, aus einer Gelehrtenkultur zur Volkskultur zu machen. Gelingt uns diese Aufgabe im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht, dann, ade, deutsches Volkstum, auf Nimmerwiedersehen! Womit natürlich nicht gesagt ist, daß das Volkstum an sich verschwindet, sondern nur, daß es Formen annehmen wird, die wir zunächst nicht im Auge haben. Behalten wir den Knaben im Sinne, der auf seine Schanze schwört, teilen wir seinen Standpunkt. Der Junge wird kein Ingenieur, kein Chemiker oder Gelehrter, sondern ein einfacher Arbeiter werden. Er wird aber unbedingt heimatlos und damit vaterlandslos werden, wenn wir ihm die Werte und Schönheiten unserer Kultur nicht vermitteln. Wie sich der Vortragende diese Vermitt-

[1]) Immermann. Die Epigonen. Berlin 1865. II. Bd. S. 96.

Digitized by Google

lung für das vorgeschichtliche Gebiet denkt, sei in den folgenden Ausführungen versuchsweise angedeutet.

Zunächst setzt jene Vermittlung aber voraus, daß unsere Wissenschaft hier in Westfalen an der Universität eine Heimstätte hat. Da dies für wichtige Teile der Vorgeschichte, wie schon gesagt, nicht der Fall ist, muß darauf zuerst eingegangen werden, ehe von vorgeschichtlicher Volksbildung gesprochen werden kann, welche ihrerseits wieder durchaus abhängig ist von vorgeschichtlicher Lehrerbildung. Erst wenn diese Voraussetzungen zutreffen, kann man den nötigen Schritt weiter gehen und versuchen, unsere Wissenschaft durch geeignete Mittel, durch Theater- und Kinovorstellungen, durch regelmäßigen Zeitungsdienst sowie durch geeignete vorgeschichtliche Schauausstellungen in Museen bei der Masse volkstümlich zu machen, wobei auf das gute Beispiel der Industrie und der anderen großen Wirtschaftskräfte, die heute in gewisser Hinsicht den Staat verkörpern, durch vorbildlichen Denkmalschutz und Bereitstellung von Geldmitteln für jene Bestrebungen, nicht verzichtet werden kann. In diesem Rahmen werden sich die weiteren Ausführungen bewegen. Um anschaulich zu bleiben, wird möglichst auf das dem Vortragenden naheliegende Tecklenburger Land und den Gabelin bei Westerkappeln verwiesen werden.

Unweit der Grenze des ehemaligen Fürstentums Osnabrück und der Grafschaft Tecklenburg liegt ein ziemlich urwüchsiges Wald- und Heidegebiet von kleinerem Umfange mit steinzeitlichen Hünenbetten, den sogenannten Slopstenen, Hügel- und Flacherdgräbern und sieben eigenartigen gleichlaufenden Wegeschanzen. Den merkwürdigen Namen Gabelin hat man im Anschluß an dort stattgefundene mittelalterliche Kämpfe von Ghibellin herleiten wollen; man vergleiche auch das Wort „gabilûne„ der Sage[1]). Die einfachste und beste Erklärung ist wohl die von Dr. Hermann Jellinghaus, die er dem Vortragenden mündlich mitteilte. Er leitet den Namen vom französischen Worte javelin = Wurfspieß (lat. iaculum) ab, weil anzunehmen ist, daß das Feld im Mittelalter als Turnierplatz benutzt wurde. Der Gabelin ist demnach ein Denkmalfeld, ein Rosengarten, wie er im Buche steht. Von ihm und dem Tecklenburger Land gilt, was Dr. Jos. Kemper in einer Schrift über den Wodanskult in Westfalen sagt, was aber auf andere Teile des Münsterlandes und des übrigen Niederdeutschlands schon nicht mehr zutrifft: „Es sind noch manche Denkmäler der Heidenzeit in Altsachsen vorhanden, die zum Teil nicht bekannt sind und nur durch genaue Ortskenntnis zu weiteren Ergebnissen führen können.“ Und wenn Dr. Kemper weiterhin sagt: „Ein Landsmann, der mit seinem Volke vertraut ist und an der Quelle der mündlichen Überlieferung steht, kann in diesen Dingen mehr leisten als ein Fremder, wie ich, wenn mir auch alle gedruckten Hilfsmittel zu Gebote ständen[2])“, so denkt der Vortragende unwillkürlich an den tüchtigen Leiter eines Tecklenburger Heimatvereins, der einem jungen Kandidaten für dessen volkskundliche oder vorgeschichtliche Arbeit wertvolle Hilfe leisten könnte, wenn letzterer Land und Volk am Gabelin als Quelle aufsuchen müßte. Wenn dann eine solche Arbeit zugleich die Aufgabe enthielte, gangbare Wege der Anwendung für Ziele der Kulturheimat nachzuweisen, die danach in Verbindung mit dem Heimatverein zu verwirklichen wären, dann wäre doch in diesem Falle die Energie nicht nutzlos vertan, wie das bei manchen

[1]) Kudrun. Herausgeg. von Ernst Martin. Halle 1902. S. 25. 2. Aventiure. 101.
[2]) Dr. Joseph Kemper, Der Bonenjäger. Münster. 1881. Vorwort.

Digitized by Google

Dissertationen zutreffen mag, die ungenutzt und teilweise ungedruckt in den Archiven schlummern oder bestenfalls wieder hervorgeholt werden, um neue Theorie auf die alte zu häufen. Kiel hat seit dem 26. Juli 1923 sein Nordisches Institut; Westfalen, das Hunaland der Thidrekssage, aber bietet noch keine Gelegenheit, Altnordisch zu lernen; wobei allerdings in Rechnung zu ziehen ist, daß die Universität Münster noch jung ist. Doch scheint auch der Verfasser des Westfälischen Trachtenbuches keinen Nachfolger zu haben. Die neue westfälische Volkskunde wenigstens ist nicht an der Universität entstanden, sondern von einem Gelehrten im Nebenamte geschaffen; was diesem um so höher anzurechnen ist, wenn man bedenkt, welches Maß von philologischen, ethnologischen und archäologischen Kenntnissen notwendig ist, um Gründliches und Neues auf dem Gebiete der Volkskunde zu leisten. In diesem Zusammenhang mögen einige Fragen von vielen genannt werden, die jeder gebildete Niederdeutsche kennen müßte, die aber nur wenigen Heimatfreunden bekannt sind, weil die dafür maßgebenden Wissensgebiete hier kaum von der Wissenschaft gepflegt werden. Es sei erinnert an die Arbeit Holthausens über die Thidrekssage[1]), wo er jene Sagenteile nachweist, die deutlich auf ihre niederdeutsche Herkunft schließen lassen, z. B. der Untergang der Niflunge in Susat; an die Forschungen Schierenbergs über den Ursprung der nordischen Göttersage, die, wenn auch teilweise überholt, doch noch neue Anregungen geben dürften, an das Verhältnis der Birkenschlachtsage zum Ragnarokssagenkreise, vor allem an die Forschungen Emil Seelmanns über die sächsische Herkunft einiger Sagenkreise, die früher und vielfach auch heute noch als keltisch angesprochen werden. Die Forschungen des verstorbenen Bonner Gelehrten erscheinen so wichtig, daß hier die Schlußsätze eines erst kürzlich neu veröffentlichten Aufsatzes Platz finden mögen: „An die Literarhistoriker wird sich meine Sonderforschung über die Sachsen-Deportationen im Lichte der altfranzösischen Literaturgeschichte wenden. Man wird daraus entnehmen, daß die Sachsen im Verbande mit den neben ihnen angesiedelten heidnischen Normannen einen besonderen altfranzösischen Epenzyklus angeregt, germanische Sagen und Gestalten in die Literatur und Legende eingeführt haben. Wieder sind es die Harzsachsen und das Ardennen-Departement, die sich darin einen Namen gemacht, und der mächtigste Heidenkönig des gesamten französischen Epos, Agolant, ist kein anderer als der altsächsische Hakol-berand (Hacol-anus!)[2])"

Mit Bedacht sind hier Gebiete aus der heimatlichen Sagengeschichte genannt, die für gewöhnlich kein Feld der Vorgeschichte bedeuten. Doch wird nicht bestritten werden können, daß jene Fragen durch vorgeschichtliche Forschungen neu beleuchtet werden und in manchen Fällen erst Grund und Boden bekommen, wenn glückliche Funde Schlaglichter auf die schwankenden Gestalten der Sage werfen. Was uns fehlt, ist eine Zusammenfassung alles Vorgeschichtlichen aus den verschiedenen Wissensgebieten, aus der chronologischen Vorgeschichte, aus der Geologie und der Naturgeschichte des Menschen (Somatologie), aus der vorgeschichtlichen Volkskunde (Brauchkunde), aus der Götter- und Heldensage und aus der Mythenforschung zu einer festgefügten vorgeschichtlichen Heimatlehre. Daneben wird die Fachforschung, z. B. auf dem Gebiete der Typologie, nach wie vor ihr Recht behaupten

[1]) Holthausen, Studien zur Thidrekssage. Halle 1884.

[2]) Emil Seelmann, Wiederauffindung der von Karl dem Großen deportierten Sachsen. Im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1924. S. 45f. Norden u. Leipzig.

Digitized by Google

müssen; aber zum Nutzen der Volks- und Lehrerbildung muß jene Synthese auf jeden Fall zunächst einmal versucht werden. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, geeignete Dozenten für dieses neue Fach zu finden. Dr. Hugo Weigold durfte für die Naturwissenschaftler folgenden Satz aufstellen: „Es muß am besten eine Art Physikum auch für Zoologen, Botaniker, Geologen und Mineralogen eingeführt werden, in dem sie nachzuweisen haben, daß sie die Grundbegriffe der Heimatlehre in sich aufgenommen haben[1])." Die Vorgeschichtler mögen sich ihnen anschließen und zunächst fordern: Niemand darf geschichtliche Fachstudien betreiben, wenn er nicht zuvor die notwendigsten Grundbegriffe der Vorgeschichte sich angeeignet hat. Daß zu diesen Grundbegriffen auch die vorgeschichtliche Denkmalpflege in der Kulturheimat gehört, sei hier nebenbei erwähnt. Heute ist es indessen noch so, daß Gebiete, wie der Gabelin von Konservatoren betreut werden, die keinerlei vorgeschichtliche Fachkenntnisse haben. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß dort jüngst ein Grabhügel — scheinbar ohne Fachaufsicht oder Genehmigung — „abmontiert" wurde, und daß der Plan besteht, in der Nähe des einigermaßen erhaltenen Megalithgrabes ein industrielles Werk zu errichten. Ein guter Vorgeschichtler soll immer auch Sinn und Blick für die Gegenwart haben. Doch darf die Anpassung für diesen Fall nicht so weit gehen, daß man sagt: Ja, was schadet das Werk, wenn nur das Denkmal bleibt. Und jener anpassungsfähige Vorgeschichtler würde vielleicht auf die Edda verweisen, wo es im Hávamál, Vers 67, heißt: „Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand, wenn ihn ein Gesippe nicht setzt[2])." In der Tat, die meisten Megalithgräber liegen an Straßen. Liegen sie einsam in der Heide, so ist das in der Regel durch Verlegen oder Aufgabe der Ursiedlung zu erklären. Für den Denkmalschutz aber dürfte immerhin die Lage in der Heide besser sein als die an der Straße. Megalithgräber an Straßen werden nur zu leicht mit Steinbrüchen für den Straßenbau verwechselt, und Hünenbetten mitten in der Ackerflur ohne einen Bannkreis sind auch nicht zu empfehlen; sie werden immer kleiner und verschwinden zuletzt. Die passende Umgebung, auch für den Gabelin, ist der ursprüngliche Mischwald, wenn das Gebiet forstlich ausgenutzt werden soll. Eine Bepflanzung der Hügel selbst ist aber zu vermeiden, namentlich dann, wenn sie noch unerforscht sind.

Im ersten Teile des Vortrags war die Rede von der Freude am Urbarmachen. Aber diese Freude wird einem genommen, wenn man weiß, wie die Funde aus Moor und Heide und auch aus dem Kulturboden in den meisten Fällen verkommen. Die Zeitungen in der Rodungszeit und gelegentliche Berichte über die Tätigkeit der Bagger reden eine deutliche Sprache. „Unaufhörlich greifen die großen Eimer der Bagger tief in den Boden und fördern alle möglichen Dinge aus alter Zeit zutage: Wildpferdschädel, Hirschgeweihe, ein Jahrtausende altes Schwert usw". — „So finden wir auf der linken Seite u. a. das Torfwerk Südmoslesfehn, das den größten Torfbagger Deutschlands sein eigen nennt. Dieser Bagger, bezeichnenderweise Mammutbagger genannt, hat praktisch Tagesleistungen von 250—300 Tonnen Trockentorf erreicht"[3]). Wer möchte nach solchen Berichten noch Zweifel hegen an dem Kulturwert unserer Riesenbagger. Leider ist in dem angeführten Aufsatz von der Auswertung der Funde nicht die Rede, sie ist aber

[1]) „Naturschutz". 4. Jahrg. Heft 12. Berlin-Lichterfelde. S. 246ff.
[2]) Edda. 2. Bd. Übertragen von Felix Genzmer. Jena 1920. S. 130.
[3]) Der Küstenkanal und die Moore des Hümmling. Osnabr. Volksztg. Nr. 271, 57. Jahrg.

Digitized by Google

auszudenken. Und doch könnte man sich wohl oder übel über derartige Dinge hinwegsetzen, wenn wenigstens weit und breit bekannte Denkmalfelder wissenschaftlich geschützt oder ausgewertet wären. Wie steht es aber damit? Hören wir, was die Zeitung in ziemlich regelmäßiger Wiederholung über den Hümmling sagt, der auch, wie der Gabelin, zu den wenigen ursprünglichen Ruhepunkten in der Landschaft zwischen dem Hellweg und dem Nordseestrand gehört, und dessen Eingliederung in die Kulturheimat bald erfolgen muß, ehe es zu spät ist: „Unser sonst von der Natur stiefmütterlich behandelter Kreis weist, worum uns manche andere deutsche Landschaft beneidet, eine große Fülle vorgeschichtlicher Denkmäler auf, jener Grabstätten, die die einstigen Helgengeschlechter ihren Toten errichtet haben. Es ist nur zu bedauern, daß jene Zeugen einer großen Vergangenheit der Zerstörung aus Habgier beuteluſtiger Personen zum Opfer fallen. Die Grabkammern sind bis auf wenige erbrochen und durchwühlt, und alles einigermaßen Wertvolle hat man fortgenommen. Am meisten fand man Scherben von einfachen und ornamentierten Urnen, Pfeilspitzen, Teile von Trink- und Speisegefäßen, Steinhämmer, Steinmesser und Steinbeile, aber auch wertvolle Schmuckgegenstände, die man den Toten mit ins Grab gelegt hatte. Diese für die Geschichts- und Altertumskunde hochbedeutsamen Funde sind vielfach verzettelt worden; jedoch haben einzelne Privatpersonen es verstanden, sich große Sammlungen von Gegenständen vorgenannter Art zu verschaffen. So wanderte der gesamte Inhalt einer bloßgelegten Werkstatt zur Herstellung von Pfeilspitzen usw. in privaten Besitz. War erst die Grabkammer durchwühlt, so entfernte man sogar die zur Herstellung der Gräber dienenden Umfassungs- und Deckſteine und verwandte sie vielfach zum Bauen. Wenn nicht von der Regierung Maßnahmen zur Erhaltung der Hünengräber in energischer Weise getroffen werden, werden auch die letzten noch vorhandenen Denkmäler bald Trümmerhaufen sein; zumal die in der letzten Zeit erschienene Literatur über das einsame „Füersteenland" (Feuersteinland) immer mehr fremde Personen anlockt, die alle sich ein Andenken sichern wollen[1])."

Was uns nottut, sind vorgeschichtlich geschulte Konservatoren für jene gefährdeten Landstriche, und die sind leider nicht da. Wenn die Verschleuderung der Funde im gleichen Zeitmaß weitergeht wie die Rodungen, dann wird man in etwa 10 Jahren, wo die Lehrer auf den Hochschulen oder ähnlichen Anstalten den vorhin angedeuteten Unterricht der vorgeschichtlichen Synthese erhalten mögen, für manche Landschaften in die Verlegenheit kommen, daß wichtige Belegstücke nicht vorgezeigt werden können, weil sie verkommen sind. Und wenn man dann der heutigen Wissenschaft vorwerfen wird, daß sie nicht aufgepaßt habe, so wird man nicht im Unrecht sein.

Aber die jetzt wirkenden Volksbildner haben auch ein Anrecht darauf, jenen grundlegenden Teil der Heimatwissenschaft zu erfahren, um ihn in der Schule und damit für das Leben anwenden zu können. Die Lehrerschaft hat denn auch diesen Bildungsmangel richtig erkannt. Sie richtet mit Unterstützung der Behörden historische Heimatschulwochen ein, wo in fast allen Fällen von einem Fachgelehrten — meistens ist es ein Museumsleiter — ein vorgeschichtlicher Vortrag gehalten wird. Diese Maßnahme aber ist mehr gut gemeint als wirkungsvoll. Es kommt dabei nicht viel mehr heraus als bei dem üblichen Aufhängen der typischen Provinzial-Fundkarten in den Schulen. Ein Instrument haben, heißt nicht, auch darauf spielen können. Man vergleiche Hamlet III 2, die Szene mit den Flötenbläsern. Erst wenn

[1]) Möser-Blätter. Nr. 5. Osnabrück 1924.

Digitized by Google

jeder Volksbildner den grundlegenden vorgeschichtlichen Stoff immer zur Hand hat, wenn er ihn braucht, sei es im Geschichtsunterricht oder in der Deutschkunde, in der Naturwissenschaft, in der Geographie oder beim Zeichnen, dann erst haben wir gewonnenes Spiel. Wenn solch ein Virtuose heute die Ausnahme ist, dann dürfte er künftig die Regel sein, wenn jene vorgeschichtliche Synthese bei der Lehrerbildung einmal durchgeführt ist.

Der Zeichenunterricht wurde soeben genannt. Für seine Zwecke dürften in allen Schulen am Gabelin getreue Nachbildungen von Fundstücken nordarischer Töpferkunst, die für die Kultur der Slopsteine bezeichnend sind, ein geeignetes Mittel sein, Lehrer und Schüler in unsere Wissenschaft allmählich einzuführen. Ebenfalls für den Zeichen- oder Werkunterricht wäre eine Auswahl bronzezeitlicher Gewandhaften (Fibeln) zugleich mit der Absicht vorzulegen, in die Methode der Chronologie der Bronzezeit Einsicht zu gewinnen. Auch der Schmuck der Schulzimmer und Treppenhäuser mit Bildern, die sich auf die Vorgeschichte oder die Sage beziehen sind ein gutes Mittel, mit Einzelheiten unseres Stoffes vertraut zu werden Der Vortragende benutzt beispielsweise eine Nachbildung des sog. Sigurdbildes auf dem Ramsundsberge in Södermanland[1]), um in den mythischen Stoff des Nibelungenliedes einzuführen, der vielfach den Schülern unverständlich bleibt. Daß hier und da auch heute schon versucht wird, Vorgeschichte in die Schule zu bringen, soll nicht verkannt werden. Jedoch ist nötig, daß Sachleute sich die Schulbücher auf ihren vorgeschichtlichen Inhalt hin ansehen, damit — gelinde gesagt — sachliche Unrichtigkeiten verschwinden. Außerordentlich wichtig ist, wenn die Volksbildner darin von Männern der zünftigen Vorgeschichte unterstützt werden, damit etwas Gediegenes zutage kommt.

Am Schlusse dieses Abschnittes mögen noch einige Vorschläge unterbreitet werden, die geeignet erscheinen, unsere Wissenschaft außerhalb der Schule, vielleicht in Verbindung mit Heimatvereinen, unter das Volk zu bringen. Das strohgedeckte Tecklenburger Kübbungs-Kötterhaus, das sog. Dackhus[2]), bietet, wenn man vom Schafkoben der Heide absieht, mit seinem Vorschott vor der Dielenhalle und Niendür und seiner rundlichen Strohwamme am Giebelteil des Kammerfachdachstuhls den ursprünglichsten Typus des niederdeutschen Hauses dar, den es wenigstens in einzelnen Fällen als lebendiges Museum und als Stütze des Volkstums zu erhalten gilt. Will man noch einen Schritt weiter gehen, so richte man ein solches Dackhus zum Heimatmuseum ein und errichte in der Nähe eine Freilichtbühne, wo Luren zu einem vorgeschichtlichen Heimatspiel bei passender Gelegenheit erklingen. Im Hümmling, wo das Gebiet nicht so beschränkt ist, könnte man ein ursprüngliches Haus, oder besser noch eine kleine Kolonie, mit geeigneten Kriegsbeschädigten besetzen, die imstande wären, eine Landwirtschaft zu betreiben, wie sie vor der Einführung des Kunstdüngers mit Hilfe der Heidschnucke, unseres vielleicht ältesten Haustieres, betrieben wurde. Ein anderer Vorschlag zum Thema Wissenschaft nnd Leben: Der Professor für Vorgeschichte und eine Anzahl seiner Schüler lassen sich während der schönen Jahreszeit für einige Wochen am Gabelin nieder und leben dort mit den Mitteln und nach der Weise der nordarischen Steinzeitkultur. Ein steinzeitliches Haus wird errichtet und bewohnt und den Besuchern gezeigt, wie das Steinbeil beim Holzfällen gebraucht wird, wie eine Streitaxt durchbohrt wird. Im nächsten Sommer Einrichtung einer

[1]) Abbildung s. Mannus. Bd. 14, Heft 1 u. 2. S. 81.

[2]) Vgl. Dr. K. Brandi, Das osnabrückische Bauern- und Bürgerhaus. Osnabrücker Mitteilungen. Verlag Kisling. Bd. 16, S. 265ff. 1891.

Digitized by Google

bronzezeitlichen Siedlung bei den Hügelgräbern und Vorführung der alten Webetechnik durch vorgeschichtlich geschulte Damen. Wenn bei solchen und ähnlichen Versuchen von vornherein darauf gesehen wird, alles zu vermeiden, was als „Theater" ausgelegt werden könnte, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben. Auch glaube man nicht, daß ein ernster Wissenschaftler so etwas nicht fördern dürfte. Wollen wir unsere Wissenschaft in das Volk bringen, dann bleibt uns keine Wahl als solche Versuche, die, wie berichtet wird, in Schweden durchaus ernst genommen und verwirklicht worden sind. Die Teilnahme des Volkes für alles Vorgeschichtliche ist außerordentlich groß, wie jeder zugeben wird, der einmal die Gesichter der Leute gesehen hat, wenn zufällig ein vorgeschichtlicher Fund gehoben wurde. Aber die Teilnahme verfliegt, wie sie gekommen ist, wenn niemand da ist, der den Leuten aus jener Zeit erzählen kann, als der Fund in die Heimaterde kam; damit sie einsehen, daß die menschlichen Kulturen sich zwar ändern, daß aber der Bewohner der Stein- oder Bronzezeit in seinen Grundtrieben sich nicht so sehr vom modernen Menschen unterscheidet, wie der Laie anzunehmen geneigt ist.

Was aber die Aufstellung der Funde in Heimatmuseen betrifft, so ist Vorsicht am Platze. Die vorgeschichtlichen Sammlungen solcher Museen sind in den meisten Fällen mehr oder weniger schlecht geordnete Archive, oft sogar für den Wissenschaftler von zweifelhaftem Wert, wenn der Fundort und die Fundumstände nicht bezeichnet sind. Für den Laien aber können derartige Scherbensammlungen unter Umständen schädlich wirken, nämlich dann, wenn sie ihn abhalten, sich mit unserer Wissenschaft zu beschäftigen. Ausnahmen, wie das vorbildliche Heimatmuseum von Cöthen (Anhalt), sind leider zu selten. Die großen Museen, wenigstens die Provinzial-Museen, dürften in dieser Hinsicht wissenschaftlich einwandfrei eingerichtet sein. Doch auch sie müssen noch mehr Gewicht legen auf gute vorgeschichtliche Schauausstellungen, wobei getreue Nachbildungen immer eine Rolle spielen werden.

Wenn dem Vorgeschichtler zur wahren Erkenntnis Trümmer genügen, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, so müssen wir dem Laien gegenüber doch anders verfahren, wofern wir auf seine Teilnahme rechnen. Der amerikanische Großindustrielle Henry Ford[1]) hat auf die Tatsache hingewiesen, daß heute jedermann, auch der Arme, abhängig ist von Gegenständen, die eigentlich zum Luxus oder Komfort gehören, daß aber Handwerk, Technik und Industrie sich bemühen müßten, eben diese Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens auf die ursprünglichste und einfachste Form zurückzuführen. Ein kluger Mann der Technik wird also aus einem gut angelegten Museum für Vorgeschichte auch heute noch für seinen Beruf lernen können. Daß außerdem solch ein vorgeschichtliches Lebensmuseum unseren bildenden und redenden Künstlern, besonders dem Kunsthandwerk, immer neue Anregung geben kann und muß, erhellt allein aus der Tatsache, daß sich bei unseren Vorfahren das praktische Werkzeug mit der schönen Form fast immer verbindet.

Aller Erfolg aber hängt davon ab, daß Wissenschaft, Heimatvereine und die großen Wirtschaftskräfte, allen voran die Industrie, die sich fast überall auch auf dem Lande findet, Hand in Hand gehen, wenn es heißt, derartige Kulturheimatziele zu verwirklichen. Die neuzeitliche Industrie am Schafberg und besonders im Plänerkalkzug des Osnings hat zwar dem Lande am Gabelin viel von seiner ursprünglichen Schönheit genommen. Wenn

[1]) Vgl. Henry Ford, Mein Leben und Werk. Paul List Verlag Leipzig. S. 15f.

Digitized by Google

man aber künftig bestrebt ist, die verschiedenen Industrien möglichst auf die Gebirgsränder zu beschränken oder neue dahin zu verlegen, die Täler aber zu schonen, so ist für das Land noch manches als Kulturheimat zu erreichen; in dem hier und da noch Stellen sich finden mögen, die von der letzten Markenteilung unberührt geblieben sind, wo noch Volksteile sind, die plattdeutsch denken.

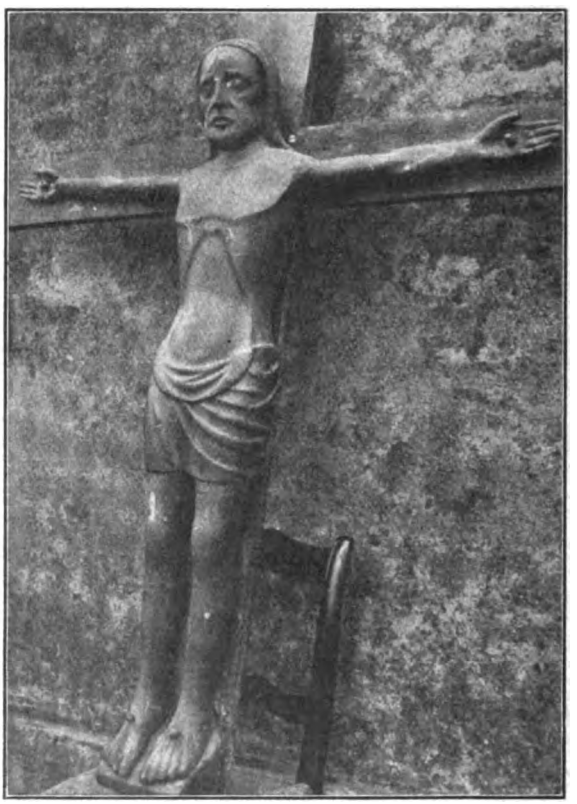
Um aber unsere Wissenschaft in den Großstädten heimisch zu machen, mögen noch einmal zwei Mittel genannt werden, die dafür geeignet erscheinen: das Kino im vorgeschichtlichen Lehrfilm und zur Vermittlung der Götter- oder Heldensage — wenn Mißbrauch in dieser Hinsicht getrieben werden kann, so ist das kein Grund, die Sache an sich abzulehnen —, sowie ein geordneter vorgeschichtlicher Pressedienst für Tageszeitungen und Heimatzeitschriften, wo Sachleute regelmäßige Fundberichte möglichst mit Abbildungen bringen und sonst die Leute über die Fortschritte unserer Wissenschaft in volkstümlicher Sprache auf dem Laufenden erhalten werden.

Aus dem bisher Gesagten mögen folgende Hauptforderungen zusammengefaßt werden: 1. Der Dozent für Geschichte, Deutsch und Naturwissenschaft an den bestehenden und zukünftigen Lehrerbildungsanstalten muß neben den allgemeinen auch die besonderen vorgeschichtlichen Kenntnisse nachweisen und erwerben können, die für jene Landschaft wichtig sind, in der er voraussichtlich wirken wird. 2. Den Lehrern, die bereits im Amt sind, muß Gelegenheit gegeben werden, die notwendigen vorgeschichtlichen Kenntnisse im Rahmen einer wissenschaftlich begründeten Heimatlehre zu erwerben. Das Ziel wird am ehesten erreicht durch einen wissenschaftlich geleiteten Kursus, bei dem die vorgeschichtlichen Denkmäler jeder Art der betreffenden Landschaft die gegebenen Anknüpfungs- oder Ausgangspunkte sind. Für die Einrichtung kleiner lebensvoller Heimatmuseen ist Anleitung zu geben. 3. Durch getreue Nachbildung vorgeschichtlicher Urnen, Fibeln und anderer Fundsachen muß der Zeichenunterricht in den Dienst der Vorgeschichte gestellt werden. Die besonderen Funde der betreffenden Gegenden sind dabei möglichst zu berücksichtigen. 4. Die Schulbücher sind auf ihren vorgeschichtlichen Inhalt hin von Sachleuten einer Durchsicht zu unterziehen. 5. Vorgeschichtlich geschulte Konservatoren sind in allen Kreisen, besonders aber in jenen Gegenden unbedingt nötig, wo die Denkmäler durch Neukulturen gefährdet sind. Die wissenschaftliche Auswertung der Funde bei Neurodungen ist in jedem Falle sicher zu stellen. 6. Auf die Erhaltung einer ursprünglichen oder überkommenen guten Landschaft ist dabei Rücksicht zu nehmen. Die vorgeschichtlichen Denkmäler werden am besten vom Forst nicht von der Ackerflur umgeben. 7. Für den wissenschaftlichen Universitätsbetrieb muß gefordert werden, daß wenigstens jeder Historiker die grundlegenden Kenntnisse aus der Vorgeschichte beherrscht.

Ein Kossinnawort lautet: „Im Spiegel der Vorgeschichte zeigt sich germanische Art in der reinsten Form." Für die vorgeschichtliche Volksbildung kommt es darauf an, diese besondere germanische Art und Geistesrichtung kurz und treffend zu erläutern. Drei Eigenschaften erscheinen wichtig und kämen zunächst in Frage: die ursprünglichen Rassemerkmale, die Kulturfreudigkeit und der heldische Sinn der Germanen. Was die Leibesbeschaffenheit der alten Deutschen betrifft, wie sie beispielsweise Tacitus im 4. Kapitel der Germania, unserer ältesten schriftlichen Volkskunde, beschreibt, so hat sich dieselbe in einigen Gegenden Altsachsens bis auf unsere Tage erhalten. Für das ehemalige Fürstentum Münster ist das Zeugnis des Geographen

Digitized by Google

Heinrich Berghaus wichtig[1]). Seine Beobachtungen gelten für das Münsterland der Franzosenzeit. Er schreibt: „Offenbar waren es zwei verschiedene Menschenrassen, welche die Bevölkerung des Münsterlandes ausmachten: eine höhere und eine niedere, oder wenn man will, eine edlere und eine weniger edle, wie sie ja auch den Römern aufgefallen waren. Daß sie sich im Laufe von beinahe zweitausend Jahren fortgepflanzt und erhalten hatten, erklärte sich durch die Landessitte, die da gebot, daß nur Gleiches sich zu Gleichem gesellen sollte. Nicht bloß die Altbürger der Stadt Münster nahmen Weiber



aus ebenbürtigen Familien der Stadt, wie schon einmal in diesen Blättern angemerkt worden ist; noch strenger beobachtet wurde die Sitte in den adligen Häusern der münsterschen Ritterschaft, und nie stieg der Erbe eines Schultenhofes zu einem Kotten hinab, aus ihm eine Genossin zu holen, wie großes Wohlgefallen er auch an der hübschen, frischen und runden Kötterstochter finden mochte. Die Sitte war Gesetz." Seitdem Stadt und Land industrialisiert sind, verwischen sich jene Rassengrenzen mehr und mehr. Doch will man in jüngster Zeit für Teile des eigentlichen Industriegebietes ein Beharren und Häufigerwerden blonder Rassemerkmale festgestellt haben.

[1]) Wallfahrt durchs Leben. Von einem Sechsundsechziger. Bd. 3, S. 54f. Leipzig 1862.

Digitized by Google

Als eine geistige Haupteigenschaft der Germanen ist deren Kulturfreudigkeit erwähnt worden. Wenn der vorgeschichtliche germanische Handel und Ackerbau zu Beginn unserer Zeitrechnung bereits eine dreitausend Jahre alte Entwicklung durchgemacht haben, dann zeigt sich, vielleicht abgesehen von der sog. großen Völkerwanderungszeit, wo jene Kulturfreudigkeit einseitig ins Heldische umgewertet war, durch das ganze Mittelalter hindurch allein an der Hand der verschiedenen Rodungsperioden Altsachsens, daß jene Kulturfreudigkeit immerzu beibehalten wurde; und daß sie in der Neuzeit ungehindert fortbesteht und sogar Formen angenommen hat, denen man nicht ohne weiteres mehr beipflichten kann, das wurde anfangs gezeigt, als vom Urbarmachen die Rede war.

Für den heldischen Sinn der Germanen aber haben wir vorgeschichtliche, geschichtliche und neuzeitliche Beweise genug. Um Helden zu sehen, die lachend in den Tod gingen, können wir nicht nur auf die Heldensage, etwa auf Högni und Gunnar im Atliliede der Edda verweisen[1]), sondern mancher, der im letzten Kriege vorn war, wird Kameraden gesehen haben, auf deren Gesicht beim Sturmangriff oder im Trommelfeuer des Feindes ein ruhiges Lächeln kam.

Für die bildliche Darstellung des gefallenen Helden aber kennt der Vortragende kein besseres Beispiel als einen sog. romanischen Kruzifixus; in dem allerdings mehr germanischer als romanischer Geist lebt. Das Kunstwerk wurde im September 1922 bei der Wiedereinrichtung einer Waldkapelle im Münsterlande auf dem Boden eines Bauernhauses zufällig wieder aufgefunden[2]). Man beachte das Gesicht von fast vierkantiger unbeholfener Form. Das Urteil des Kunstsachverständigen würde wahrscheinlich lauten: Eine ziemlich rohe Arbeit oder gar Nachbildung mit Stilkennzeichen des 12. oder 13. Jahrhunderts. Und doch ist diese Beurteilung zum mindesten einseitig. Wir haben hier einen blauäugigen blondhaarigen Volkshelden nachgebildet, der in der Schlacht gefallen ist. Im Anschluß an das bekannte altsächsische Literaturdenkmal, das jeder Vorgeschichtler im Urtext kennen müßte, und das, nach einigen Forschern, in derselben Landschaft entstanden ist, in der das Kreuz wieder aufgefunden wurde, könnte man den Namen „Hölzerner Heliand" auf das Kunstwerk anwenden und brauchte dabei nicht einmal einen Unterschied festzustellen zwischen besonderer germanischer Art und germanisch-christlicher Auffassung, weil hier beide zusammenfallen.

Der Vortragende, dem es eine besondere Freude ist, der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte das bisher unveröffentlichte Bild zum ersten Male vorzulegen, ist am Ende seiner Ausführungen angelangt. Was hier gesagt wurde, ist in anderer Form und in anderem Zusammenhang vielleicht früher schon und wiederholt gesagt worden. Mit Bedacht ist denn auch darauf verzichtet worden, die Notwendigkeit der Vorgeschichte für die Schule, die sich übrigens aus dem Gesagten von selbst ergibt, im besonderen zu begründen. Einzelne Anregungen mögen zudem hier und da schon verwirklicht, dem Vortragenden aber nicht bekannt sein. Auch auf das Vorhandensein der einschlägigen Schriften, beispielsweise derjenigen von Schmidt[3]), wurde er erst während der Tagung aufmerksam gemacht. Auf eine Tatsache aber

---

[1]) Edda, übertragen von Genzmer. Bd. 1, S. 39f. Jena 1920.

[2]) Den ersten Hinweis auf das Kreuz wie auch das Lichtbild verdanke ich meinem Bruder, Dr. phil. Joseph Hogrebe.

[3]) Schmidt, Die deutsche Vorgeschichte in der Schule! Schwäbische Flugschriften. Stuttgart 1920. Heft 2.

Digitized by Google

sei zum Schluß noch verwiesen. Mancher zünftige Vorgeschichtler wird denken: Woher sollen wir neben unserer Sacharbeit die Zeit nehmen für die hier angedeutete und geforderte vorgeschichtliche Volkskultur? Und wenn ein Wissenschaftler Grund hat, so zu fragen, dann ist es der Vorgeschichtler, dem so und soviele wissenschaftliche Einzelfragen am Herzen liegen, die dringend ihrer Erledigung harren. Und doch würde der Vortragende sich den Vorschlag gestatten, die hier angedeutete vorgeschichtliche Volksbildung zu unterstützen selbst auf die Gefahr hin, daß die Sachwissenschaft zunächst Schaden leidet. Die Entscheidung darüber, ob das schon einmal genannte Wort Hugo Weigolds: „Wichtiger, d. h. eiliger als all der ultramikroskopische Kleinkram ist der Naturschutz“[1]) mutatis mutandis auf die Vorgeschichte anzuwenden ist, möge den Sachleuten überlassen bleiben. Andererseits aber ist der Vortragende davon überzeugt, daß letzten Endes die Vorgeschichte selbst dabei gewinnen würde, wenn das Volk tätigen Anteil nimmt. „Sie glauben nicht, welche produktiven Kräfte im Volke schlummern.“ Wir können diese Worte des Direktors Dr. Karl Thiel von der Musikhochschule zu Charlottenburg ruhig auch auf das vorgeschichtliche Gebiet übertragen. Man sei überzeugt, daß nachher doppelt und dreifach eingeholt wird, was man jetzt scheinbar versäumt. Daß die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft ist, wissen wir alle, die wir hier versammelt sind. Sorgen wir dafür, daß unser Fach in den nächsten Jahrzehnten dazu eine hervorragend nationale Volkswissenschaft wird.

* * *

Geheimrat Kossinna: Das Volk muß von Provinzial- und Kreiskonservatoren über die Bedeutung und Notwendigkeit der Erhaltung der vorgeschichtlichen Funde aufgeklärt werden; der Wissenschaftler hat zu wenig Zeit dazu. Notwendig ist auch die Einführung einer Prüfung der Lehramtskandidaten in Vorgeschichte.

Oberregierungs- und Oberschulrat Dr. Arndt, Dessau: Ich empfehle, den Kultusministerien die Anregung zugehen zu lassen, daß alle Kandidaten des Lehramts sich einer Prüfung in Vorgeschichte zu unterziehen haben.

Geheimrat Kossinna: Das Deutsch muß mehr als bisher in den Mittelpunkt der Lehrpläne aller Schulen gestellt werden.

Kreisschulrat Bethge: Die Anhaltische Regierung, Abteilung für das Schulwesen, hat schon im November 1920 durch eine Verfügung angeordnet, daß die heranwachsende Jugend in den höheren, Mittel- und Volksschulen mehr als bisher mit den vorgeschichtlichen Funden der engeren Heimat durch den Geschichts-, Erd- und Heimatkunde-, Deutsch-, Naturkunde- und altsprachlichen Unterricht vertraut zu machen ist; Ausflüge zu den Denkmälern der Vorzeit und Besuch der Sammlungen unter sachverständiger Führung sollen die erforderliche Veranschaulichung vermitteln.

Oberregierungsrat Dr. Arndt machte den Vorschlag, einen Ausschuß sofort einzusetzen, der einen Antrag an die deutschen Länderregierungen ausarbeitet. Dr. Mitusch-Magdeburg unterstützte diesen Vorschlag.

Direktor Rademacher-Köln bedauerte, daß zur Besprechung des Hogrebeschen Vortrages jetzt zu wenig Zeit sei, eine gründliche Behandlung dieser Frage sei bitter nötig. Er machte den Vorschlag, den Vortrag nach seiner Veröffentlichung auf der nächsten Tagung noch einmal zu behandeln.

---

[1]) S. Anmerkung 1 S. 63.

Digitized by Google

Darauf wurde der Ausschuß gewählt, der am nächsten Verhandlungstage eine Entschließung vorlegen soll; er bestand aus den Herren Hogrebe, Dr. Dibbelt, Gütte, Dr. Mitusch, Rademacher, Dr. Tode. Die Entschließung in der Fassung des Ausschußmitgliedes, Studienrat Dr. Otto Dibbelt (Kolberg), hat folgenden Wortlaut:

„Die Teilnehmer an der 8. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte erlauben sich, dem Herrn Minister folgende Bitte vorzutragen: Die auf der Tagung gehaltenen Vorträge und die sich anschließenden Aussprachen überzeugen uns immer mehr, welch hoher Bildungswert in der Vorgeschichte ruht, und lassen es uns schmerzlich empfinden, daß dieses hohe Bildungsgut, das erst der Heimatkunde den rechten Boden, der Geschichte die wahre Vertiefung gibt, noch nicht in allen Schulen — leider auch nicht bei allen Lehrpersonen — die ihr gebührende Würdigung findet. Das ist wohl zu verstehen, weil den Lehrkräften aller Schulgattungen zumeist jede Kenntnis der Vorgeschichte fehlt. Wir bitten darum den Herrn Minister, veranlassen zu wollen, daß jeder Studierende der Geschichte und deutschen Sprache bei der Prüfung ausreichende Kenntnisse in der Vorgeschichte nachzuweisen hat. Dringend notwendig ist es aber, daß die im Amte stehenden Lehrpersonen, besonders die Junglehrer, durch einzurichtende Kurse an der Hand vorgeschichtlicher Denkmäler und durch Führungen im Gelände in die Vorgeschichte eingeführt und so befähigt werden, die Grundlagen für den heimatkundlichen Unterricht zu gewinnen. Falls besondere Vorschläge von der Gesellschaft erwünscht sein sollten, sind wir bereit, an der Ausgestaltung der Lehrpläne mitzuarbeiten."

Geheimrat Kossinna erklärte sich bereit, die Entschließung dem Preußischen Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung zu überreichen. [Ist bald nach der Tagung geschehen].

Digitized by Google

Vorgeschichte und Mythenforschung.

Von Dr. Wolfgang Schultz.

Die Geschichte betrifft einmalige, wirkliche, wichtige Vorgänge, die uns durch Aufzeichnung zuverlässig bezeugt und ihrer Zeit nach bestimmbar sind. Sie setzt Schriftdenkmäler und Zeitrechnung voraus, und wo diese aussetzen, stehen wir vor Grenzfällen. Die Vorgeschichte ist ein solcher. Sie hat Denkmäler, aber diese sprechen bloß eine stumme Sprache, und sie gelangt weniger zu einem festen Zeitmaße als vielmehr zu bedingten Verhältniszahlen, während die Zeiten, auf die sich diese Zahlen beziehen, ein entsprechendes Zeitmaß nicht kannten.

Mit der Geschichte stimmt der Mythos, oder wie wir beinahe gleichbedeutend auch sagen können, die Sage, darin überein, daß er Vorgänge berichtet, die man ursprünglich auch wirklich erschaute, aber nicht einmalige, sondern sich ständig wiederholende Vorgänge, nämlich den mit ungebrochener Kraft der Einbildung und des Gemütes ausgeschmückten Wechsel der Mondgestalten. Diese Geschichten, in denen sich das eigene Leben, das eigene Sinnen und Sehnen spiegelte, führte man mit Masken, Tanz und Gesang auf; und sie waren untrennbar verbunden mit den ersten Versuchen, sich in Raum und Zeit zurecht zu finden, mit dem Keime für das spätere Zeitrechnungswesen der Völker und mit der Gestaltung der mit der Zeitrechnung zusammen hangenden geordneten Bilder- und Zeichenreihen, aus denen sich später das Schreiben ergab. Man kann also sagen, daß aus dem Mythos und in naher Verbindung mit ihm wichtige Vorbedingungen für die spätere Geschichtsschreibung erwuchsen. Und das gilt auch noch in einem anderen Sinne. Am Mythos schulte und stärkte sich die Fähigkeit, Vorgänge überhaupt als etwas Gegliedertes geordnet zu begreifen und wieder zu geben, und es ist durchaus verständlich, daß die Völker in ihrer Frühzeit geschichtliche Vorgänge zunächst erst in der Form der Sage auffaßten und überlieferten. Irgend welche Ähnlichkeiten wirklicher wichtiger Vorgänge mit einer Sage, die schon lange vorher besteht, greift man jetzt heraus und benützt sie dazu, das Begebnis nicht nur mit allerhand Zügen der Sage auszustatten, sondern mit dieser möglichst zum Stimmen zu bringen und es in deren Form zu überliefern. So entsteht aus dem geschichtlichen Begebnisse seine ins Mythische umgearbeitete Darstellung durch die geschichtbeeinflußte Sage. Das ist die Stelle, an der den Mythenforscher die Geschichte, den Geschichtsforscher die Sage angeht. Der Mythenforscher stellt auf vergleichendem Wege fest, welche Sagenfassungen herein gewirkt haben und welche Züge in ihnen zur Anwendung auf Geschichtliches Anlaß gegeben haben können, während der

Digitized by Google

Geschichtsforscher aus den Abweichungen vom sonstigen Verlaufe der nächstverwandten Sagenfassungen gewisse Schlüsse auf jene geschichtlichen Vorgänge ziehen kann, die diese Abweichungen zur Folge haben mußten.

Die Beziehung zwischen Vorgeschichte und Mythenforschung ist völlig anders geartet, und sie ist eine weit nähere. Nicht die geschichtliche Betrachtungsweise (im engeren Sinne des Wortes Geschichte) schlägt zwischen beiden Stoffgebieten die Brücke, sondern die ihnen gemeinsame kulturgeschichtliche und völkerkundliche Betrachtungsweise; und es tritt hinzu, daß es sich beide Male zugleich auch um die Erforschung derselben weit zurück liegenden Anfänge handelt.

Die Vorgänge, die die Vorgeschichte und die Geschichte aufdecken, haben sich zwar als wichtige Wirklichkeiten abgespielt, aber die Forschung muß sie selbstverständlich zunächst in wesentlich anderen Umrissen heraus arbeiten, als die gewesen sein müssen, in denen Ausschnitte davon den erlebenden Völkern selbst zu Bewußtsein gekommen sein können. Aber bei der Vorgeschichte trifft etwas zu, das bei der Geschichte z. T. in viel geringerem Maaße, z. T. überhaupt nicht gilt: die Vorgeschichte erblickt ihren Stoff zunächst bloß von außen, und wenn sie sich bemüht, auch in sein Inneres einzudringen, fehlen Sprache und Schrift, die über das Innenleben der Kulturträger jener Zeiten Aufschluß geben könnten, und man sieht sich darauf angewiesen, Tatbestände auszudeuten, die häufig recht vieldeutig sind. Die gefundenen Gegenstände müssen, wo sie nicht aus unseren heutigen Verrichtungen und Einrichtungen unmittelbar klar sind, erst erklärt, das heißt ihrem Gebrauchszwecke nach gedeutet werden, und schon aus der sog. stofflichen (materiellen) Kultur ergeben sich mannigfache Einblicke in mit ihr verbundenes Geistig-Sittliches, das ihre Vorbedingung ist. Schon hier handelt es sich vielfach um eine Geschichte der Erfindungen und Entlehnungen, um Einblicke in Kulturschichten, Kulturkreise, zugeordnete Siedlungsverhältnisse und Wanderungen von Völkern. Und obgleich die Vorgeschichte keine Sprachdenkmäler aufzuweisen hat, tritt hier doch der Fall ein, daß sie mit der Sprachforschung und deren Ergebnissen aufmerksam rechnen muß, wie andererseits die Sprachforschung immer nachdrücklicher zur Sachforschung hinüber greift und ihr Verfahren dadurch verfeinert und klärt (Wörter und Sachen). Die Erforschung der arischen Sprachen auf vergleichendem Wege betrifft zudem eine Völkergruppe, deren alte und älteste Siedlungsstätten gerade die deutsche Vorgeschichte behandelt. Das nahe Zusammenarbeiten beider Forschungsweisen ist also ein sachlich gefordertes; es ist aber nur dadurch möglich, daß die Sprachforschung sich nicht darauf beschränkt, die vorhandenen Sprachdenkmäler hin zu nehmen, wie sie sind, sondern daß sie die Sprachgeschichte darstellen will und dabei auf Ergebnisse geführt wird, die weit über die erreichbar ältesten Sprachdenkmäler in eine Vorzeit zurück reichen, die als solche für den Sprachforscher völlig in der Luft hinge, wenn nicht eben Sachforschung und Vorgeschichte ihm greifbare Unterlagen böten.

Es ist nötig, sich dieses Verhältnis zwischen Vorgeschichte und vergleichender Sprachforschung, so bekannt es auch ist, doch neuerlich zu vergegenwärtigen, um das sachlich eben so notwendige und selbstverständliche, aber noch lange nicht so deutlich ausgebildete Verhältnis zwischen Vorgeschichte und vergleichender Mythenforschung klar zu stellen. Unter den Denkmälern der Vorgeschichte sind viele von starkem geistigem Gehalte, wie z. B. die nordischen Felsritzungen. Beinahe die Mehrzahl der vorgeschichtlichen Funde stammt aus Gräbern oder steht mit der Bestattung in innigem Zusammen-

Digitized by Google

hange. Auch die Sorge um die Toten ist etwas Religiöses, Gefühlsmäßiges, Geistiges. Die Art, wie sie geübt wird, fordert Schlüsse auf Glaube und Weltanschauung heraus. Aber auch sonst geben Zierwerk und Bildwerk dem Geistesleben der Vorzeit einen Ausdruck, dem wir, wenn wir ihn auch nicht voll verstehen, doch ahnend entnehmen, daß es hier etwas zu verstehen gibt. Hier ist die Stelle, an der die Vorgeschichte immer wieder auf religionswissenschaftliche Thesen und Hypothesen der verschiedensten Art geführt wird. Die Frage: Was können sich jene Menschen dabei gedacht haben? ist durchaus verwandt mit der anderen: Wie können sie dies oder jenes benannt haben? Die letztere Frage leitet zur Sprachforschung über, die erstere schlägt die Brücke von der Vorgeschichte zur vergleichenden Religionswissenschaft und zu vergleichenden Mythenforschung. Und wenn es auch wohl bisher üblich war, das Religiöse dem Mythischen voran zu stellen, so darf ich doch hier, indem ich auf meine Abhandlung Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier (Mannus XVI 193—225) verweise, es wohl als bekannt voraus setzen, wie viele Grundfragen der Religionswissenschaft nach heutiger Lage der Dinge, zu mindest was die arischen Völker und damit das Gebiet der deutschen Vorgeschichte angeht, am Mythos hangen.

Wie die Vorgeschichte auf die Mythenforschung durch den merkbaren geistigen Gehalt ihrer Denkmäler, wird andererseits auch die Mythenforschung auf die Vorgeschichte geführt durch ihr in die Vergangenheit zurück weisendes vergleichendes Verfahren — ganz wie bei der Sprachforschung. Mythenhaltige Stoffe (Märchen, Lieder, Tänze usw.) kann man ganz so wie Wörter und Sätze auch heute noch aus dem Volksmunde und Volksbrauche aufzeichnen; aber für die älteren Zeiten ist man vorwiegend auf Schriftdenkmäler angewiesen, und das hat trotz aller Verschiedenheit in der Betrachtungsweise eine überaus nahe Verbindung zwischen Mythenforschung und Literaturgeschichte zur Folge, wie sie ähnlich auch zwischen Sprachforschung und Philologie besteht. Aber auch die Mythenforschung macht nicht Halt bei den jeweils ältesten Aufzeichnungen ihrer Stoffe, sondern sie versucht auf vergleichendem Wege die Abstammung (Genealogie) und Schichtung dieser Stoffe zu ermitteln und dabei ältere Formen derselben, Stammformen, zu erschließen. Dem Richtung weisenden Schlagworte „Wörter und Sachen" entspricht dabei in der Mythenforschung das Verlangen, die mythische Erzählung, die jeweilige Fassung des betreffenden Stoffes, in ihrem vollen Zusammenhange mit dem geistigen Leben und dem wirklichen Treiben, in dem sie wurzelt, zu verstehen. Will man dort nicht am bloßen Worte haften bleiben, so will man sich hier nicht in der bloßen Betrachtung des Erzählungsverlaufes, so wichtig sie auch ist und so sorgfältig sie nach verfeinertem Verfahren geübt wird, begnügen, sondern ebenfalls zum Sachlichen, das hinter ihr steht, zu dem sich in ihr ausdrückenden Kulturwesen, gelangen, — also zu der Frage: Was haben sich jene Menschen dabei gedacht? Ganz ähnlich wie die Sprachforschung ist also auch die Mythenforschung ein Weg, in die ältere und vorgeschichtliche Geistesgeschichte der Völker vorzudringen, und zwar zunächst in die aller Völker, bei denen sich Mythenstoffe finden und die also von der Sage her geistige Anregungen empfangen haben, dann aber freilich besonders jener, die als Urheber des Mythos in Betracht kommen.

Ein Doppeltes ist hier nachdrücklich zu betonen: Da ich von der Mythenforschung als Wissenschaft spreche, ist weder der Hinweis auf ihr verfeinertes Verfahren (Methode) zur Ermittlung der Abstammung und Schichtung der Stoffe und der Stammformen, noch der Hinweis auf unsere Einsichten in

Digitized by Google

die Wanderwege und die Herkunft dieser Stoffe leicht zu nehmen. Wir besitzen heute bereits einen guten Überblick über den Formenreichtum der Sagenstoffe und über ihre Zugehörigkeit zu gewissen, schon sehr deutlich herausgearbeiteten Stammformen. Und die Klärung dieser Abstammungs- und Schichtungs-Verhältnisse ist eine Hauptaufgabe der Mythenforschung, hinter die die dem Laien so wichtig scheinende Mythendeutung stark zurück tritt. Freilich kann sich in Mythendeutung so ziemlich jeder aus dem Stegreife versuchen — mit welchem Mißerfolge dies verbunden zu sein pflegt, das zeigt die Leidensgeschichte der Mythologie; jeden Augenblick flattert eine der schon längst aufgestellten und vermeintlich auch schon längst tot gelaufenen Deutungsarten zu einem kurzen Scheinleben wieder auf: Aus Wolkenzipfeln und Sonnenstrahlen, aus Naturverehrung, Tierkult und Totenglaube, aus Mißgeburten oder aus der Verklärung der Helden und Könige der Vorzeit, aus Träumen, verschlagenen Seelenregungen oder Zauberwesen oder was es sonst noch geben mag. Und Entsprechendes gilt für das Ausdeuten religiöser Erscheinungen; ich habe in meinem Aufsatze Grundsätzliches usw. für diese Moden zahlreiche Beispille gegeben. Das Meiste davon läßt sich kennzeichnen als wirklichkeitsferne philosophische Spekulation und psychologische Phantasterei, und es ist nicht Zufall, daß wir so viele Fremdwörter brauchen, um davon reden zu können. Hingegen ist es weit schwieriger, brauchbare Beiträge zur Abstammung der Sagenstoffe und zur Klärung ihrer Stammformen und der hinter diesen Stoffen stehenden, aus ihnen erkennbaren Geistesgeschichte zu leisten. Das erfordert tiefe Vertrautheit mit einem weit ausgebreiteten, die Überlieferung aller Völker und Zeiten umspannenden Stoffe, die bloß in langjähriger, eigens hierauf eingestellter Arbeit zu gewinnen ist. Es gibt heute nur ganz wenige Menschen, die diese Kenntnis besitzen, und das oberflächliche Getriebe unserer Zeit ist solcher Vertiefung auch nicht günstig. Dennoch hängt an ihr außerordentlich viel; denn ganz ebenso wie die deutsche Vorgeschichte ist auch die vergleichende Mythenforschung eine hervor ragend nationale Wissenschaft. Wie ich dies meine, kann ich am raschesten durch den Hinweis auf die betreffenden Ergebnisse meines Buches Zeitrechnung und Weltordnung (Mannus-Bibliothek Nr. 35) erklären. Ich habe dort in einem weltgeschichtlichen Überblicke (S. 145—153) dargelegt, daß und weshalb nach der Lage des gesamten Überlieferungsstoffes nur die Gruppe der arischen Völker als Urheber des als arisch zu bezeichnenden Kalenders in Frage kömmt, und ich habe ferner gezeigt, daß dieser Kalender etwas viel Reicheres und Lebendigeres ist als das, was wir heute unter Kalender verstehen, ferner daß er mit dem strengen inneren Aufbaue der Sagenstoffe, den ich als Gefüge des Mythos kennzeichnete (S. 253ff), untrennbar verknüpft ist. Zu den Gründen aus der Geschichte der Völker und der Schichtung ihrer Kulturen für die arische Herkunft des Mythos kommen aber noch unsere unmittelbaren, sehr reichhaltigen Einblicke und Erfahrungen über die Wanderwege des Mythengutes von Volk zu Volk und Land zu Land im Laufe der Zeiten. Es ist keine willkürliche Verallgemeinerung, sondern sorgfältig erhobene Erfahrungstatsache, wenn wir es aussprechen, daß nach dem ganzen Stande der Überlieferung, wie ihn diejenigen sehen, die ihn bisher am vollständigsten kennen, nur die arische Völkergruppe für den Ursprung des Mythos in Betracht kömmt. Damit ist aber auch gesagt, daß die Mythenforschung, so weit sie auf Stammformen des Mythos in vorgeschichtlichen Zeiten zurück schließt, im Wesentlichen dasselbe Siedlungsgebiet ins Auge zu fassen hat, dem auch die Funde der deutschen Vorgeschichte entstammen.

Digitized by Google

Kaum ein anderes der kulturgeschichtlichen Einzelfächer führt so tief in die älteste arische Überlieferung hinein wie die vergleichende Mythenforschung, und viele, schätzenswerte Aufschlüsse über das Geistesleben der Arier sind von ihr her zu gewinnen, da der Mythos zu fast allen wichtigeren geistigen Kultur-Äußerungen die allernächsten Beziehungen hat. Auf dem arischen Wesen ruht das germanische, auf diesem das deutsche. Wir dringen also durch die Mythenforschung zu eigenes Wesens Quelle vor. Und die Überlieferung ist trotz ihres über strömenden Gestaltenreichtums doch in ihren Grundzügen überaus bewahrsam. Viel vom ganz Alten lebt heute noch in unserem Volke als heimatliches Brauchtum fort. Die Belebung und Vertiefung der deutschen Volks- und Heimatskunde durch die deutsche Vorgeschichte kann und soll in ganz ähnlicher Weise auch durch die vergleichende Mythenforschung erfolgen, die allein im Stande ist, den Knäuel der heute vorliegenden, kaum mehr verständlichen und meist völlig unverstandenen Bräuche, Sitten und Einrichtungen, die uns als wertvolle Zeugen einstiger hoher und höchster Geistigkeit und eines klar gerichteten Kulturwillens übrig geblieben sind, an einem festen Faden abzuspinnen und daraus das Gewebe einer besseren deutschen Zukunft anzätteln zu helfen.

So klar aber auch das nahe Verhältnis der Vorgeschichte und Mythenforschung auf diese Art ist, so schwer wird es doch, die vorgeschichtlichen Funde und das ältere, erschließbare Sagengut samt dem in ihm zum Ausdrucke gelangten Kulturwesen in einleuchtender Weise auf einander zu beziehen. Denn sobald man dies versucht, handelt es sich nicht etwa um die Anwendung allgemeiner Einsichten auf Einzelfälle, sondern um ein Vorwärtstasten von Fall zu Fall unter besonders schwierigen Verhältnissen, auf die wir nun etwas näher eingehen müssen.

Daß die vorgeschichtlichen Funde noch immer höchst lückenhaft sind, ist Allen bewußt, die sich mit ihnen beschäftigen; aber ich weiß nicht, ob man dies auch in dem Sinne zu verstehen pflegt, der in Hinblick auf das Sagengut in Betracht kömmt. So ist man sich klar, daß Gegenstände aus vergänglichem Stoffe sich nicht erhalten konnten, weshalb wir z. B. von den germanischen Holzschnitzereien, Lederarbeiten, Geflechten und Webereien nur geringe Reste haben; aber man denkt wohl nur selten daran, daß die Sage, der Mythos, noch schwerer sich unmittelbar erhalten konnte als Zierwerk und Geräte aus vergänglichem Stoffe. Ja, er war noch vergänglicher; denn er war ausschließlich auf Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht in lebendigem Brauchtume der Völker angewiesen und konnte wohl meist überhaupt nicht in Denkmälern erhalten werden. Dies hat seinen Grund darin, daß er ursprünglich und seinem ganzen Wesen nach weder Gegenstand von Bildwerken noch von Schriftwerken ist. Die Aufzeichnung von Mythenstoffen erfolgt immer erst verhältnismäßig spät, wenn die lebendige Überlieferung zu ersterben droht oder wenn man sie in der Dichtung auf neue Formen zu bringen sucht. Die ältesten Quellen enthalten meist nur vereinzelte mythische Namen oder Andeutungen, da mehr nicht nötig ist in einer Zeit, die die Stoffe selbstverständlich kennt; und erst die späteren Quellen pflegen immer ausführlicher zu sein. Das ist so sehr die Regel, daß die Vertreter der Literaturgeschichte, die grundsätzlich nur mit dem schwarz auf weiß Festgehaltenen zu rechnen gewohnt sind, darauf sogar ihr Verfahren aufgebaut haben, jede Annahme einer alten Sagenüberlieferung literarhistorisch weg zu erklären. Was die jüngere Quelle mehr bietet, halten die Literarhistoriker für erst von ihr phantasiereich hinzu erfunden, und den vergleichenden Gedanken, der damit

Digitized by Google

rechnet, daß das Aufgezeichnete doch nur ein verschwindender Teil des einst Vorhandenen, daß das Schrifttum bloß die Brandung und Brechung des Wogenganges in dem breit dahin rauschenden Strome der mündlichen Überlieferung und des Brauchtumes ist, verwerfen sie voll Stolz auf die urkundennahe Nüchternheit ihres Urteiles. Trotzdem darf der Mythenforscher, so viel er auch im Einzelnen von der Literaturgeschichte zu lernen hat, ihr doch nicht in dieser Einschätzung folgen, wie ja auch der Sprachforscher sich bewußt ist, daß ihm bloß ein Teil des gesamten Sprachgutes aus den Schriftdenkmälern kund wird. Hier wie auch sonst in den vergleichenden Fächern müssen wir es lernen, mit dem nicht Erhaltenen ebenfalls zu rechnen und es in seiner wahrscheinlichen Bedeutung für das Gesamtbild abzuschätzen. Und was für das Verhältnis des Mythos zur Schrift, das gilt auch für sein Verhältnis zum Bilde, das der Schrift voran geht, und auf dem diese doch schließlich beruht. Die Fälle, in denen Sagengut in Bilderreihen dargestellt wurde, sind seltene Grenzfälle, die der jüngeren und jüngsten Überlieferung angehören. Ein gutes Beispill ist der überquellende Bilderreichtum zum Ramājanam in Indien. Sie setzen alle das färtige Epos voraus, das aus Liedern und Tänzen der älteren Stufe erwachsen ist. Sie sind ein nachträgliches Ausmalen, das erst möglich ist, wenn man die Vorgänge der Sage nicht mehr aus gemeinschaftlicher lebendiger Darstellung vor Augen hat. Ähnliches gilt für die Vasenmalerei der Hellenen oder für die mittelamerikanischen Bilderhandschriften. Die Sage wird erst knapp vor dem Auftreten eigentlicher Schrift oder später in deren Gefolge in Bilderreihen dargestellt; denn es ist durchaus kein selbstverständlicher Gedanke, statt zu tanzen, zu singen oder zu sagen, vielmehr zu zeichnen, zu malen oder zu meißeln. Der Mythos als Erzählung ist zwar auch bloß Ersatz für die volle dramatische Aufführung, gleichsam deren Gerippe und Inhaltsangabe, aber er vermag doch einen Vorgang als solchen in lückenlosem, stetigem Verlaufe zu schildern; das Bild oder die Bilderreihe hingegen kann nur mehr oder minder starre Stücke aus dem Verlaufe bringen, ist ohne dessen Kenntnis schwer oder gar nicht verständlich und setzt voraus, daß man etwas nachahmend wieder geben und fest halten will.

Wie tief das Streben nach bildhafter Gestaltung noch in den Mythos zurück reicht, ist nicht leicht zu sagen, aber es ist zu bemerken, daß es mindestens ebenso lebhafte Anregungen wie vom Mythos vom Götterkulte empfangen hat, der freilich ebenfalls mit Anschauungen aus dem Mythos arbeitet, aber diese doch in einer besonderen Anwendung und Umgestaltung verkörpert. Zum Mythos gehört ursprünglich untrennbar die Maske, diese im weitesten Sinne des Wortes verstanden, als Annehmen einer erdachten Wesenheit durch Bemalung, Kleidung, Schmuck, Vermummung oder wirkliches Vornehmen einer eigentlichen Maske. Und in dem Herstellen solches Gerätes liegt ohne Zweifel schon die Richtung auf bildhaftes Gestalten. Vom Vermummten zu Puppe oder Popanz, und von hier zum Götterbilde, ist jeweils nur ein kleiner Schritt; Fähigkeiten und Erfahrungen im Schnitzen von Masken müssen auch dem Formen, Schnitzen oder Meißeln von Götterbildern zu Gute kommen. Aber wir wissen, daß die arischen Völker ursprünglich keine Götterbilder hatten, daß die sumerisch-semitisch-kaukasische Vorstellung von Göttern, die man durch ihre Bildnisse in ihren Tempeln leibhaftig besitze, bloß eine arge Vergröberung älterer Vorstellungen sein kann, deren Zusammenhang mit dem arischen Mythos nach zahlreichen feineren Zügen, die ihr noch überall anhaften, sich meist deutlich zu erkennen gibt. Der meiste ältere Bilderstoff,

Digitized by Google

und auch der vorgeschichtliche, so weit er für unsere Frage in Betracht kommen kann, stammt aus kultischen Überlieferungen und ist daher ziemlich mythenferne. Denn wie ich in meinem Aufsatze Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier ausgeführt habe, ist Brauchtum und Kult etwas, das vom Mythos gleichsam abschlackt. Und eine besondere Form des Kultes ist der Totenkult; während der Mythos die Schicksale des Mondes von seiner Geburt bis zu seinem Tode und darüber hinaus seine Wiedergeburt berichtet, wobei dieses Geschehen selbstverständlich als sehnendes Gleichnis des Menschenwesens empfunden wird, gewinnen bei seinen Anwendungen im Totenkulte die schreckhaften Vorstellungen die Oberhand, schon durch das seelische Verhalten der Hinterbliebenen, dann aber durch die leibhafte Leiche im Mittelpunkte der Veranstaltung. Auch hier ist es also klar, daß wir uns in Gräberfunden keine reine Überlieferung des Mythos erwarten dürfen, wie dies übrigens auch die ägyptischen Gräber, deren Gedankenwelt die Totenbücher so ausführlich vermelden, vollauf bestättigen. Der Mythos muß reiner und klarer gerade dort vorgelegen haben, wo man ihn nicht zu Grab und Begräbnis in solch nahe Beziehung brachte, und es ist ein selbstverständlicher Schluß, daß er dann gerade in solchen Gegenden und Schichten der Bevölkerung sich fand, von denen wir eben keine Funde haben und beinahe auch gar nicht haben können, da sich eben nur die Grabstätten erhalten haben.

Diese Betrachtungen halte ich für unerläßlich; denn erst aus ihnen kann sich das Urteil darüber festigen, was uns die Funde etwa lehren *können* und wie lückenhaft sie gerade hinsichtlich des Mythos sein müßen, wie sie leider fast ausschließlich von Kulturschichten und Kulturäußerungen stammen, die im Verhältniße zum eigentlichen Mythos nur Randgebiete sind, in denen er zu Kult, Brauchtum, Aberglaube usw. verschlackte oder zerfiel. Der Mythos kann also aus solchen Zeugnissen weniger entnommen werden, als er vielmehr für deren Verständnis voraus zu setzen ist, und es ist wichtig, damit zu rechnen, daß die vorgeschichtlichen Funde, so alt sie jeweils im Verhältnisse zur späteren literarischen und gar der heute noch lebenden mündlichen Überlieferung auch sein mögen, doch durchaus nicht Urformen darstellen und nur in sehr bedingter Weise auf die Entstehung geistiger Überlieferungswerte Licht werfen können. In welchem Sinne man ihr Zeugnis nimmt, das hängt heute stark von allgemein philosophischen Spekulationen ab, von landläufigen Überzeugungen und Moden („der primitive Mensch", „das Naheliegende", die völkische Legende vom Sonnenglauben der Germanen, der Glaube an die Ursprünglichkeit des Kultischen, des Geschlechtlichen, des Zauberwesens, der niederen Dämonologie, des Totenkultes usw.), und es wäre zu wünschen, daß vom Mythos her eine tatsachennähere, hypothesenärmere, mit dem Möglichen, Wahrscheinlichen und Überlieferten rechnende Betrachtungsweise sich Bahn breche, kurz daß man, wie Kant einmal scherzend sagte, seine Erfindungen behutsamer mache. Solche Behutsamkeit hätte vor allem die Folge, daß wir auch bei scheinbar urtümlichsten Verhältnissen mit langen möglicher Weise voran liegenden Überlieferungsreihen, Umbildungsreihen und sogar Zersetzungsreihen rechnen lernen und das Gefundene nicht ohne Weiteres als das einzig Vorhandene ansehen. Phantasielosigkeit kann sich in der Forschung mindestens ebensosehr rächen wie Phantastik.

Ein Beispill mag verdeutlichen, wie ich dieses Rechnen mit dem sonst noch Möglichen meine. Die altsteinzeitlichen Funde aus den Höhlen der Pyrenäen haben es wahrscheinlich gemacht, daß diese Jägervölker ihre naturtreuen Zeichnungen des Wildes als Jagdzauber übten. Da sie die Höhlen,

Digitized by Google

in denen man sogar mit Pfeilen durchbohrte Tierbilder fand, nur unter besonders schwierigen Umständen erreichen konnten, ist zu erwarten, daß sich aus weiteren Funden der Eindruck immer mehr befestigen wird, den man jetzt schon haben muß und der, so viel ich weiß, bisher noch von niemand ausgesprochen wurde, nämlich, daß diesen Jägervölkern die Höhle als Sinnbild der anderen Welt galt, als Jenseits, aber nicht im Sinne des erst später einsetzenden Totenkultes, sondern in einem Sinne, den wir aus weit verbreiteten Überlieferungen kennen, die von der Herkunft der Menschenstämme und ihres Viehreichtums aus Höhlen handeln. Diese mythenhaltigen Erzählungen stehen der platonischen Ideenlehre nahe, aber auch dem Glauben an bergentrückte, schlafende Helden; die Abweichungen, daß die Höhlen der altsteinzeitlichen Jäger vor allem die Urbilder des Wildes umschließen, das metaphysische Behältnis der platonischen Ideen hingegen die Urbilder aller Wesen, der Berg mit den entrückten Schläfern aber bloß die Seelen der Helden, sind geringfügig, gleichsam nur verschiedene Nutzanwendungen des einen entscheidenden Grundgedankens, der bereits einen klar entwickelten Gegensatz zwischen Binnenwelt (Diesseits) und Außenwelt (Jenseits, Höhle, Gebärmutter usw.) voraus setzt und damit den wesentlichsten Teil des mythischen Weltbildes. Wollte man aber nun den altsteinzeitlichen Höhlenjagdzauber wegen seiner frühen und bisher ausschließlichen Bezeugung als das ursprüngliche, die anderen eben angeführten, in weiter Verbreitung aber erst verhältnismäßig spät belegten Ausprägungen als das Abgeleitete und aus jenem ersten („primitiven") Ansatze weiter Entwickelte ausdeuten, so hielte ich dies für ein verhängnisvolles Gegenstück zu dem, was ich vorhin als literarhistorische Methode vom Standpunkte der Mythenforschung aus gekennzeichnet habe. Vom Mythos her wird der pyrenäische Jagdzauber verständlich, und der Mythos selbst ist heute bereits aus greifbaren Voraussetzungen erklärbar; der umgekehrte Weg hingegen ist kaum gangbar, da auf ihm völlig unklar bliebe, was zur Verlegung des Zaubers in die Höhlen und zu dem Gedanken geführt hat, daß das in ihnen Vollzogene den künftigen Vorgang in der Wirklichkeit bestimmen könne — ein Gedanke, der vom Mythos her durch das in ihm waltende Verhältnis zwischen Binnenwelt und Außenwelt, das sich aus dem Verlaufe der Mondgestalten ergibt, ohne Weiteres verständlich wird. Es bleibt also die wahrscheinlichste Annahme, daß jene Jäger der Altsteinzeit ihren Brauch aus mythennäheren Anschauungen in ihrem Sinne umgebildet haben, und die Völker, von denen sie die Anregung hiezu erhielten, sind uns eben nicht bekannt. Wüßten wir etwas von ihnen, so würden wir dadurch wahrscheinlich auf vorarische Vorstufen des Mythos aufmerksam, die es selbstverständlich gegeben haben kann; nur daß die vergleichende Erforschung des jetzt vorliegenden Sagengutes, wie es eben ist, Schlüße, die über die Arier hinaus in das Entstehen der arischen Völker und das hiebei betätigte Geistesleben hinein leuchten könnten, noch nicht zuläßt.

Wie in dem eben ausgeführten Falle die Gliederung des Weltraumes in Binnen- und Außenwelt und die entsprechende Gliederung der Zeitstrecke in Lichtzeit und Tarnzeit zu vergleichen ist, so wird für andere Betrachtungen die ursprüngliche Richtstellung (Orientierung) nach dem Mondlaufe wichtig. Ich habe bereits in meinem Buche Zeitrechnung und Weltordnung S. XII in aller Kürze darauf hingewiesen, daß die häufige Richtung der vorgeschichtlichen Grabstätten und Bauten nach dem Osten kein gültiger Beweis für Sonnenverehrung ist, da im Osten der abnehmende Mond verschwindet, den man sich als sterbend, in das Totenreich eingehend, denkt. Das wendet

Digitized by Google

man dann auch auf den Toten im Grabe an. So heißt es in einem schwedischen Rätselliede (R. Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit S. 201): Gen Westen gehet die Sonne zur Ruhe, gen Osten liegen totes Mannes Füß' in der Truhe. Und damit ist ausgesprochen, daß die Richtung des Toten eine dem Laufe der Sonne entgegen gesetzte ist, wie auch der erste Tote in den gesammten mythenhaltigen Überlieferungen immer zugleich der erste Mensch und eigentlich der Mond ist, der im Osten stirbt und im Westen wieder geboren wird. Aber nicht bloß die Richtstellung nach dem Osten hängt mit diesen Anschauungen zusammen, sondern das Wort Osten selbst und die mit dieser Weltgegend verbundenen Anschauungen weisen noch weiter. Osten ist zu Ostara und beides zu Eos-Ušas zu stellen. Das diese Namen Verbindende ist der Begriff des Brennens und Verbrennens. Es handelt sich um die Göttin, die auf dem Holzstoße verbrennt, wobei dies entweder so gefaßt ist, daß sie in Folge der Anschuldigungen ihrer Gegner auf den Scheiterhaufen kömmt (z. B. Marienkind oder — in gehörigem Abstande — Sītā), der zugleich die Probe auf ihre Unschuld bedeuten kann, oder daß sie ihrem Gatten im Tode folgt (Wittwenverbrennung). Diese letztere Auffassung ist sichtlich diejenige, von der die zugehörigen Bestattungsbräuche der Leichenverbrennung ihren Ausgang genommen haben. Es wurde schon viel über die Leichenverbrennung geschrieben, man versuchte sie von der Furcht vor den Toten herzuleiten, die man durch den Brand völlig vernichten oder in eine geistigere und dadurch ungefährlichere Daseinsform zwingen will, um sie an der leibhaftigen Wiederkehr zu hindern, und diese Auslegung wurde sogar eine der Stützen der Lehre von der lebendigen Leiche als urtümlicher (präanimistischer) Auffassung vom Wesen des Todes. Richtig davon ist wohl nur der Gedanke, daß es sich bei dem Leichenbrande unter Anderem auch um die Umwandlung des Toten in eine reinere, geistige Daseinsform handeln könnte. Aber man hat nicht gesehen, daß nicht die Furcht vor dem Toten sondern der Wunsch nach einer Erneuerung des Lebens das Maaßgebende war, wie sich aus der Beachtung der zugehörigen Mythen zeigt. Der Totenbrand hängt mit den Vorstellungen vom Weltuntergange zusammen, der ebenfalls als Brand (in Gegenfassung als Flut) gedacht wird. Die Gestorbenen erfahren durch ihn eine Läuterung, die in der Lehre von den letzten Dingen breit ausgeführt wird. Balder und Nanna auf dem Brandstoße sind zugleich als Brautpaar gedacht, ihre Leichenfeier mit Ring und Kopftuch (dem Brautschleier entsprechend) ist eine Art Hochzeit. Und auch beim Weltenbrande bleiben Lif und Lifthrasir (Leben und Lebenshauch) im Holze geborgen; die Asche enthält den Funken zum neuen Feuer, der ein Sinnbild des sich durch die Vernichtung des Todes hindurch rettenden, unvergänglichen Lebens ist. Hier liefern die mythischen Anschauungen ganz unmittelbar den Schlüßel zum Verständnisse des Brauchtumes und es ist kein Zweifel, daß auch in vielen anderen Fällen die Kenntnis zugehöriger mythischer Überlieferung dem Forscher bei der Deutung sonst unverständlicher vorgeschichtlicher Einrichtungen und Bräuche, wie sie in den Funden zu Tage treten, unmittelbar zu Gute kommen könnte.

Weitere Beispille würden zu weit führen. Es konnte sich diesmal nur darum handeln, das Grundsätzliche zu zeigen. Die Steinkreise mit den an ihnen haftenden Fragen der Orientierung, die Laburinthe, die Geschichte gewisser einfacher Sinnbilder, wie Rad, Kreuz, Hakenkreuz, Schachbrett, Geschlinge, die ältesten Schriftzeichen und die hinter ihnen stehenden Anschauungen, die Götterzeichen und Götterbilder, die Felsritzungen und vieles Andere in den vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Funden wird immer

Digitized by Google

wieder auf solche mythologische und anschließend auf allgemein geistesgeschichtliche Untersuchungen führen, die, wie die Dinge heute liegen, vom Mythos her neue, Grund legende Einschläge erhalten müßen. Aber solche Untersuchungen werden, wie schon betont, nur dann brauchbare Ergebnisse liefern können, wenn sie mit dem rechnen, was nach unseren bisherigen Kenntnissen von Wesen, Überlieferung und Auswirkung des Mythos auf angrenzenden Einzelgebieten der Kultur zu erwarten ist. Eine wichtige Lehre in dieser Hinsicht kann uns die frühgermanische Kunst geben. Während die Kunst der südlichen Völker, besonders die schon erwähnte hellenische Vasenmalerei, zahlreiche mythenhaltige Stoffe verarbeitet, stark religiös eingestellt und mit der Wiedergabe von Geschautem in dessen bildhafter Besonderheit beschäftigt ist, fehlt der germanischen Kunst jeder Antrieb solcher Art so sehr, daß selbst Entlehntes sofort im völlig abweichenden eigenen Sinne schier bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und damit kraftvoll angeeignet wird. Wir haben allen Anlaß, uns die Wikingerzeit nach dem, was das einsetzende Schrifttum uns von ihr erhalten hat, sehr mythenreich zu denken, und trotzdem ist die prächtige, reich ausgebildete Wikingerkunst fast ausschließlich reine Zierkunst, und wenn wir darauf angewiesen wären, unsere Vorstellungen vom Mythenbesitze dieser Zeit aus ihrer Kunst zu gewinnen, würden wir nur ganz wenige Ansätze zu verzeichnen haben, die uns überdies in vielen, wesentlichen Fragen irre leiten müßten. Ein Bestreben zu fortlaufender Darstellung reich gegliederter Vorgänge lassen aus frühester Vorzeit nur die Felsritzungen erkennen, doch ist es ziemlich klar, daß hier nicht die Darstellung mythischer Vorgänge vorliegt, obgleich, wie es scheint, Göttergestalten vorkommen, deren Beziehung zur Handlung aber noch überaus dunkel ist. Die Bilderreihen auf den Goldhörnern sind uns ebenfalls noch nicht verständlich, und die zum Teile ähnlichen Zierbretter des Prunkwagens des Oseberg-schiffes, namentlich die der beiden Schmalseiten, führen kaum näher auf den Mythos hin. Es ist nicht zu erkennen, daß von solchen Ansätzen her eine den Mythos darstellende oder stärker religiös gefärbte, etwa der sumerischen, ägyptischen oder hellenischen vergleichbare germanische Bildkunst ihren Ausgang genommen hätte.

Vielmehr können wir die germanische Zierkunst (und natürlich ebenso verwandte Erscheinungen bei anderen Völkern) als **Werkkunst** der **Bildkunst** der schon erwähnten Kulturgebiete gegenüber stellen. Dort sucht man einen Gegenstand abzubilden, das Kunstwerk, das so entsteht, hat (wenn man etwa von kultischen Zwecken absehen will) keinen Gebrauchszweck oder dieser ist, wo er vorliegt, Nebensache; hier hingegen ist und bleibt der Gebrauchszweck des verzierten Gegenstandes Hauptsache und die Verzierung hat nur höchstens untergeordnete Beziehungen zur Wiedergabe irgend eines Gegenstandes. Dafür haftet ihr der Werkgedanke an, aus dem heraus sie Form gewinnt. Flechten, Spinnen, Weben ist nicht bloß Frauenarbeit, sondern auch Nornenarbeit (Zeitr. u. Weltordn. S. 111f.), im drehenden Wirtel sieht man Weltgewalten wirksam, die Einteilung des Kreises führt leicht zum Weltbilde (vgl. Zeitr. u. Weltordn. S. 245 Abb. 75, oder S. 116 Abb. 41) und in gewissem Sinne ist die Welt selbst Schmiedearbeit, die Schmiedebrüder sind es, die den Urriesen zerstücken und sie aus ihm schaffen, ein Bild, dessen Teile zerrissen und versetzt und umgestellt sind nach höherem, geistigen Plane. Aber wir wollen nicht zu viel aus diesen Antrieben vom mythischen Weltbilde und Weltdenken her ableiten, obgleich es klar ist, daß sie auf lange Strecken stark herein gewirkt haben müssen.

Digitized by Google

Außerdem enthält die frühgermanische Kunst übrigens auch zahlreiche bildnähere Züge, darunter auch entlehnte, die mit Sage und Glaube stärker zusammen hangen und uns mit der Zeit in dieser ihrer Geltung wohl noch deutlicher werden dürften. Nur handelt es sich hier noch nicht um bildhafte Schilderungen von solchem Reichtume wie ihn später der Runenstein von Ramsund, oder die Schnitzereien aus dem Nibelungenstoffe auf dem norwegischen Kirchtore von Hylleſtad zeigen, oder wie ihn die Schnitzwerke von der Bestattung des Balder im Hause des Olaf Pā auf Island aufgewiesen haben müßen, die Snorris Schilderung seiner Gylfaginning zu Grunde liegen, oder der Schild Bragi des Alten in der Ragnarsdrapa oder Amleths Schild, sondern um in sich abgeschloßene, sehr einfache Bilder von streng symmetrischem Aufbaue oder mit starker Neigung dazu, in denen noch die ursprüngliche Anschauung des im Bilde dargestellten Mondgeschehens nachwirkt. Greifen wir als Beispill die Beschlagstücke an den Helmen des Wendelfundes (Uppland) heraus. Eines davon stellt einen Reiter dar, der gegen eine Schlange anreitet; sein Haupt trägt einen Helm, der als Vogel gestaltet ist, dessen gesenkte Flügel den Kopf decken. Vor und hinter dem Reiter fliegen zwei entsprechende Vögel, der vordere und der mittlere, den Helm deckende, scheinen Ringe in den Schnäbeln zu halten. Das Ganze ist offenbar Odin im Kampfe mit der Mitgardschlange, und schon E. Jung, Germanische Götter und Helden S. 115f hat dazu aus einem Heiligenbuche von 1488 ein Bild des sitzenden Oswald mit den beiden Raben gestellt, in dem freilich an Stelle des Rabenhelmes Krone und Heiligenschein getreten sind und jeder Hinweis auf einen Drachenkampf fehlt. Aber der Rabenhelm als solcher ist ein mythisch wichtiges Bild, das durch die beiden Raben vor und hinter dem Reiter in seiner Anschaulichkeit noch verstärkt wird. Der Rabenhelm entspricht dem Tarnhelme, und wenn wir daneben auf Helmplatten von Öland auch Eberhelme (vgl. den eddischen Helm „Kampfschwein") finden, so hangen beide Bilder durch die Beziehung auf dieselbe anschauliche Naturgrundlage zusammen. Statt des das Haupt hüllenden dunklen Vogels kann auch der hüllende Mantel treten, nach dem der Gott auf deutschem Boden Hakelberend (Mantelträger) heißt, und ich verweise für die drei Vögel auf Abb. 37 und 51 und das dazu auf S. 32 Bemerkte in meiner Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker (Weltall-Abhandlungen Nr. 26). Was der wilde Jäger (Wodan-Odin) jagt, ist häufig der Eber, in dessen Hauerpaare man die leuchtende Mondsichel sah. Die Eberhelme sind also eigentlich beinahe Ebermasken, wie der Rabenhelm eine Art Rabenmaske ist, oder wie wir auf der Schwertscheide von Gutenstein (Baden), die man ins 7. Jahrhundert ansetzt, den Schwertgott in der Wolfsmaske sehen (vgl. Ansch. v. Monde S. 26 über die Hundekappe des Hades auf dem etruskischen Fresko von Orvieto). Übrigens kann ich mich nicht enthalten, zur Darstellung Odins auf den Wendelhelmen auch auf den Schrein aus dem Grabe des Dihut-anch-Amon zu verweisen, wo wir ganz ähnlich die schützenden Sperber nicht nur vor und hinter dem kämpfenden Könige sondern auch über seinem Haupte schweben sehen. Der Anklang beider Bilder an einander ist überaus lehrreich; er würde sich durch die übereinstimmende mythische Grundanschauung hinreichend erklären, aber auch nördlicher Einfluß auf Ägypten ist in dieser Zeit wohl kaum ausgeschloßen.

Die Darstellung des kämpfenden Odin auf den Wendelhelmen steht für uns bisher recht vereinzelt da, und es hält schwer, andere Götter ähnlich zu belegen. Eine Ausnahme macht vielleicht die als Loki mit dem Ziegenbocke gedeutete, dreiköpfige, anscheinend auch mit einer Art Gesicht auf der Brust

Digitized by Google

gebildete Gestalt auf dem Goldhorne des Hlewagastir von Gallehuus (Ansch. v. Monde Abb. 50). Auch hier können wir noch die volle Anschauung vom Monde in dieser einfachen Zeichnung nachweisen wie ich a. a. o. S. 31 dargelegt habe. Noch klarer ist sie in zahlreichen anderen Fällen, die sich an Abb 8 und 9 und Abb. 19—21 meiner Ansch. v. Monde (S. 28f) anschließen. Ich greife als Beispill ein Fundstück von Galsted unweit Hadersleben, Schleswig, heraus, das B. Salin S. 166 Abb. 394 der alten Form seines Stiles I zugewiesen und auf etwa 400 n. Chr. angesetzt hat. Es ist eine Zierplatte, deren oberen Rand ein von paarigen Tieren umgebener Kopf schmückt, während sie unten ein quergestelltes Vollmondgesicht in einem Kreisrunde abschließt. Der Stil der Tierleiber verbindet diesen Fund in auffallender Weise mit der Art, wie in sibirischen Stücken die Tierleiber dargestellt sind. Man vergleiche etwa bei E. H. Minns, Scythians and Greecs S. 276 fig. 198 eine sibirische Goldplatte unbekannter Zeit, auf der die Tierkörper ganz ebenso (wie übrigens die Stierkörper auch schon auf dem Becher von Daphio) um 180° verdreht und mit einem in der Mitte ihres Leibes verlaufenden, etwa dem Rückgrate entsprechenden, aus kleinen Knötchen gebildeten Stabe ausgeziert sind. Es handelt sich offenbar um Eigentümlichkeiten sakischer Kunst die, scheint es, nicht nur in diesem Falle sondern in weitestem Ausmaaße auf die germanische Kunst eingewirkt haben. Etwas Ähnliches wie die paarigen Tiere sind die paarigen Schlangenköpfe zu beiden Seiten eines menschlichen Kopfes oder einer ganzen menschlichen Gestalt, die sich ebenfalls häufig finden; ich verweise bloß auf Lindenschmit, Altertümer I Heft IX Taf 7 und Gustafson. Norges Oldtid S. 96 Fig 390, wo die Füße der menschlichen Gestalt sogar in Schlangenköpfe enden, an die Giganten der Hellenen erinnernd. Auch hier ist alte, nachwirkende Anschauung vom Monde nicht zu verkennen. Die Schlangen- oder Drachenköpfe können statt an einem menschlichen Haupte auch an einer zwischen ihnen befindlichen Kröte nagen, und dieses Tier ist ein alter und beliebter Gegenstand der Tierkunst und verdiente einmal gesonderte Behandlung. Ihre Deutung führt auf den dunklen Mond zurück, womit auch die Auffassung zusammen hängt, daß die Gebärmutter, aus der das neue Leben hervor geht, eine Kröte sei. Außer mit irgend solch einem Gebilde in der Mitte kömmt die vorne und hinten in einen Kopf endende Schlange, die beidendköpfige Schlange, wie ich sie nennen möchte, aber auch allein vor, z. B. in Gestalt des Pferdekummets von Sölleſted (Fünen), und sonst häufig. Von hier ist nur ein Schritt zu den in Köpfe endenden Hakenkreuzen (Vierbeinen) und Dreibeinen (eine besonders schöne Form an einer Pferdetrense des Wendelfundes) und zu den reichen Tiergeschlingen, mit denen die germanische Tierkunst in bunter Mannigfaltigkeit die Flächen an den verschiedensten Gegenständen füllt. Aber wir werden kaum annehmen dürfen, daß diese Gebilde durchwegs nur als bloßes Zierwerk empfunden wurden; sonst hätte die Kirche schwerlich Anlaß gehabt, es in ihre Verbote heidnischer Bräuche einzubeziehen.

Mehr als einige ganz flüchtige Andeutungen über die Nachwirkungen der Anschauung vom Monde in altgermanischer Kunst konnte ich hier nicht geben. Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, genauer auf diesen Gegenstand und die hier möglicher Weise stark herein spielenden Entlehnungen einzugehen. In einer allgemeinen Betrachtung über Vorgeschichte und Mythenforschung konnte es sich mir nur darum handeln, an Hand frühgermanisches Stoffes darauf hin zu weisen, welcher Art hier die bisher bemerkbaren Beziehungen zwischen dem Bildlichen in den Funden und dem Mythos sind. Gewiß enthalten auch diese Bildwerke zur Anschauung vom

Digitized by Google

Monde Vieles, das für den Mythos wichtig ist und zum Teile fast wie eine Vorstufe, zum anderen freilich wie eine Verkümmerung und Zersetzung ursprünglich reicherer Bestände unter der Herrschaft des überwuchernden Zierstiles anmutet. Aber es ist doch auch nötig, darauf hin zu weisen, daß der eigentliche Mythos, die Sage, etwas stark Anderes ist und daß er, selbst wenn er aus Ansätzen solcher Art mit erwachsen wäre, jedes Falles lange schon reich ausgestaltet war, als diese Ansätze ihrerseits, ohne mit seiner Ausgestaltung irgend Schritt und Verbindung gehalten zu haben, zu den in der frühgermanischen Kunst vorliegenden, eigenartigen, herrlich reichhaltigen und künstlerisch so prächtigen Zierformen verschrumpften. Ja, fast wäre man versucht, diesen Vorgang für eine Folge der kräftigen, trotz ihres lebendigster Anschauung entsprungenen bildhaften Inhaltes bildhafter Darstellung im Grunde ursprünglich abholden Entfaltung des Mythos zu halten, die uns dann bloß durch eine ihrer Wirkungen bemerkbar würde aber gerade darum selbst verborgen bliebe, soweit uns nicht die vergleichenden Schlüße aus dem Mythenstoffe selbst und letzte Nachklänge auch in jenem mythenfernen bildhaften Stoffe auf ganz anderen Wegen zu ihr hinführen.

Aber warum wurde die Darstellung des Bildhaften vermieden und warum gestaltete man entlehnte oder altübernommene Bilder so durchgreifend zum bloßen Zierwerke um? Erwägt man, daß alles Abbilden oder Nachbilden zur Verehrung des Bildwerkes oder Götterbildes und zu kultischen Handlungen, Zauberwesen u. dgl. hinführt, so wird man sich wohl daran erinnern müssen, daß die Germanen Tempel und Götterbilder nach dem Zeugnisse des Takitus eben abgelehnt haben sollen. Später finden wir sie zwar da und dort im Besitze solcher Einrichtungen; aber das Meiste davon wird eben erst jüngerer Erwerb sein, zumal manche Nachrichten es wahrscheinlich machen, daß sie mit ihrer Abneigung dagegen unter den arischen Völkern nicht vereinzelt dastanden. Wir können uns diese Eigenart der germanischen Kunst vielleicht durch ein kulturgeschichtliches Gegenstück verdeutlichen, das in Gegenden und Zeiten liegt, die mit einer reichen schriftlichen Überlieferung uns auch ihrem Innenleben nach deutlicher sind. Schon vorhin war auf die Beziehungen der germanischen zur sakischen Kunst hin zu weisen, denen zuerst Josef Strzygowski sein Augenmerk zugewandt hat. Eine ganze Reihe überein stimmender Formgedanken ist hier wie dort wirksam: Zellenverglasung, Mehrflächigkeit, Durchbrucharbeit, Gitterarbeit mit Tiefendunkel, Kerbschnitt, Tiere im Tiere (Zerlegung des Leibes in Tiere) usw. Das führt aber auf eine breite Kulturgemeinschaft, die die Germanen schon früh mit dem Osten und dadurch auch mit Iran verbunden haben muß, worauf auch die Mythen hindeuten, mit denen die germanische Überlieferung einsetzt. Löwis of Menar bemerkt am Schlusse seines lehrreichen Büchleins über die Brünhildsage in Rußland, freilich erst ganz am Schlusse, daß der Nibelungenstoff auch im iranischen Schrifttume heimisch gewesen sein muß (vgl. jedoch schon 9 Jahre früher Hüsing-Schultz in Mitra Sp. 86f. und Kern ebd. Sp. 90). Gustav Neckel versucht es, Balder durch thrakisch-gotische Vermittlung aus Kleinasien, Axel Olrik Ragnarök durch gotisch-tscherkessische Vermittlung aus dem Kaukasus herzuleiten — es wird Mode, Verbindungen mit dem Osten zu sehen, aber leider auch Mode, immer wieder nur die Goten dafür zu bemühen; doch bald wird man auf die Saken als alte Nachbarn der Germanen aufmerksamer werden und auf die große innere Übereinstimmung der Sunde bis Tschina hinüber. Auf jeden Fall werden die Germanen durch allerhand Zwischenformen mit Iran inniger verbunden werden müssen, als dies bisher geschehen ist. Und

Digitized by Google

da taucht denn die doch wohl sehr beachtenswerte Erscheinung vor uns auf, daß auch die gesamte arabische, von der sakisch-persischen ganz unmittelbar her zu leitende Kunst in weitem Ausmaße bilderfrei ist (was sogar zur Fabel vom Bilderverbote des Islam geführt hat) und womit gewiß auch der Bilderstreit in der christlichen Kirche zu vergleichen ist. Ich kann hier auf die Folgerungen, die sich aus diesen Beobachtungen auf die Kunst der Wikingerzeit und vielleicht sogar rückwirkend auch zum Teil schon auf die der Bronzezeit ziehen lassen, nicht näher eingehen und begnüge mich mit dem allgemeinen Hinweise auf die, wie es scheint, doch recht genau überein stimmenden Erscheinungsreihen. Auch in ihnen handelt es sich um Auswirkungen der mythischen Weltanschauung.

Das Eine wird auf jeden Fall klar geworden sein: daß die Beschäftigung mit dem Mythos für den Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte ebenso unerläßlich ist wie umgekehrt ein Abrechnen der Mythenforschung mit den vorgeschichtlichen Funden. Wir glauben nicht mehr, daß alle großen Entdeckungen oder Errungenschaften der Menschheit in Gottheiten verkörpert wurden, die ihnen Ausdruck geben sollten, und wir glauben auch nicht mehr, daß eine Betrachtung der Göttergestalten, der ihnen zugeschriebenen Eigenschaften oder ihrer Bildzeichen etwa einen Abriß der sonst nur allzu dürftig bekannten Kulturgeschichte der Menschheit liefern könnte. Es ist aber trotzdem richtig, daß alle Kultur-Errungenschaften in irgend einer Weise ihre Spuren auch in der Überlieferung des Mythos zurück gelaßen haben, und daß diese daher eine Fundgrube kulturgeschichtlicher Aufschlüße der verschiedensten Art ist. Gerade die Vorgeschichte ist aber ebenfalls recht eigentlich Kulturgeschichte. Es wäre mir daher eine große Freude, wenn meine Ausführungen dazu beitragen könnten, nähere Zusammenarbeit beider Forschungsgebiete herbei zu führen und auch in Manchen, die mythologischer Forschung bisher vielleicht ferner standen, einen tieferen Anteil an ihr zu wecken.

Digitized by Google

Neues aus paläolithischer Kunst.

Von Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln.

Mit 23 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV.

Ich komme soeben zurück von einer vierteljährlichen Forschungsreise durch Frankreich und Spanien und aus der Fülle der ganz frischen Eindrücke heraus will ich einige Fragen auswählen, über die ich sprechen möchte. Wenn man die fast unübersehbare Menge paläolithischer Kunstwerke und Altertümer jeder Art gesehen hat, wenn man durch die vielen Museen, Privatsammlungen und die — herrlichste Schätze bergenden — Höhlen und Schluchten in Frankreich und Spanien gewandert ist, dann sieht man erst, wie viel uns an vorgeschichtlichen Funden und Entdeckungen durch den Krieg verschlossen ist. Die ausländischen Zeitschriften und Veröffentlichungen — auch nur wenigen zugänglich — geben nur einen kleinen Überblick — unendlich vieles ist noch nicht herausgegeben. Es ist schwer, aus der Fülle all dieser Eindrücke einige Stücke herauszuschneiden. Ich wähle drei Punkte aus, die mir zuerst der Teilnahme wert erscheinen, einmal das Problem des Anfanges der Kunst, zweitens das Problem der Bedeutung der paläolithischen Kunst und drittens das Problem der ostspanischen Felsmalereien.

Das erste Problem, das des Anfanges der Kunst, ist durch die Entdeckung der Frau von Lespugue neu aufgerührt worden (Abb. 1—4, Taf. a u. b). Im April 1922 hat René de Saint-Périer eine weibliche Statuette in einer unberührten Schicht in der Höhle Rideaux bei dem Orte Lespugue (Haute Garonne) gefunden. Saint-Périer grub hier zum ersten Male 1911, er berichtete in mehreren Abhandlungen[1]) über seine Grabungen. Der Krieg brachte eine Unterbrechung. 1922 nahm Saint-Périer seine Grabungen wieder auf und im April 1922 fand er die merkwürdige Statuette. Saint-Périer erzählte mir in Paris selbst, wie beim Graben die Figur, die Elfenbein ist, durch einen Spatenstich angestoßen wurde, so daß ihr im Original heute ein Stück fehlt, das sofort in Pulver zerfiel und nicht mehr ergänzt werden konnte. Boule formte aus Plastilin eine Rekonstruktion des Originals. Saint-Périer berichtete über seine Entdeckung in der Anthropologie[2]); ich darf darauf hinweisen, daß ich selbst im April dieses Jahres (1924) im Cicerone eine Besprechung der Entdeckung und Vergleiche zu den übrigen ähnlichen Funden veröffentlichte[3]). Sehr ähnlich ist vor allem eine der

[1]) 1. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 1912. S. 48. 2. Ibid. 1912. S. 149. 3. Bulletin de la Société Préhistorique Française. 1912. S. 210. 3. Revue de Comminges. 1920. S. 150. 4. L'Anthropologie 1920. S. 209—234.

[2]) L'Anthropologie. 32. 1922. H. 4, S. 361.

[3]) Herbert Kühn, Die Skulptur von Lespugue. Cicerone 1924. H. 8, Jahrg. 16, S. 343.

Digitized by Google

sieben in Mentone gefundenen Figuren[1]), drei Figuren aus Brassempouy[2]), die bekannte Frau von Willendorf[3]) und vier von den fünf in Laussel gefundenen Reliefs[4]) mit menschlichen Figuren[5]). So liegen jetzt eine ganze Reihe von ähnlichen Skulpturen vor[6]), denen sich neuerdings auch noch ganz ähnliche Zeichnungen aus der Höhle David anschließen, die Breuil in der Revue anthropologique[7]) veröffentlichte (Abb. 5). Diese Zeichnungen sowie die

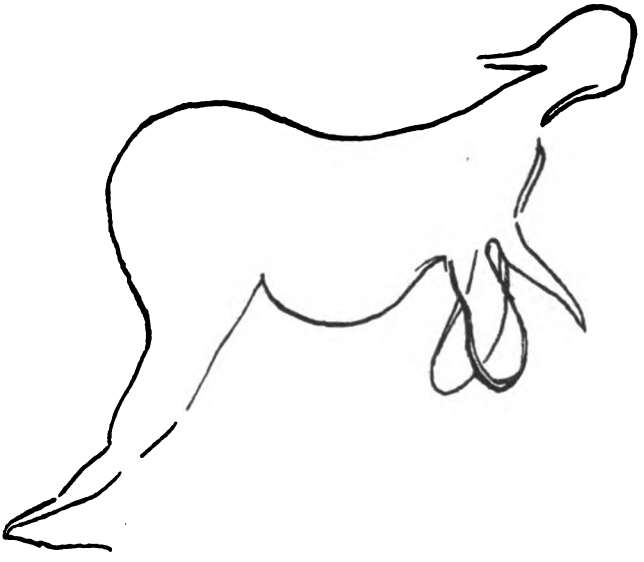


Abb. 5. Höhle David bei Cabreret. Frauenfigur. Aurignacien. Ritzung auf Ton. Nach Breuil, Revue anthropologique 1924. Größe 0.65 m.

Skulpturen gehören sämtlich dem oberen Aurignacien an, die wenigen mensch-

[1]) Zuerst veröffentlicht: L'Anthropologie 1898. Taf. 1—2. Dasselbe: Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 1916. 2. Aufl., S. 163, 1. Dasselbe: Herbert Kühn, Die Kunst der Primitiven. 1923. Abb. 1.

[2]) 1. Piette, Tf. 74, 1a. L'Anthropologie. 1895. Taf. 4, 1, 1a. 2. Piette, Ibid. Taf. 71, 72. L'Anthropologie. 1895. Taf. 1—3. 3. Piette, Taf. 73, 1 und 1a. L'Anthropologie. 1897. Taf. 1.

[3]) Szombathy, Die Aurignacienschicht im Löß von Willendorf. Korrespondenzbl. d. dtsch. Ges. f. Anth., Ethnol. u. Urgesch. 1909. S. 87 oder L'Anthropologie. 1910. S. 699 oder Obermaier, Der Mensch I, S. 293 oder Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 1923. 3. Aufl., S. 19.

[4]) 1. L'Anthropologie. 1912. S. 131. 2. L'Anthropologie. 1912. S. 143. 3. L'Anthropologie. 1911. S. 259. 4. Schuchhardt, Alteuropa. 1919. Taf. 7a. Ferner: dasselbe, Herbert Kühn, Die Kunst der Primitiven. 1923. Abb. 2.

[5]) Der Gedanke Schiefferdeckers (Bemerkungen über zwei Basreliefs von Laussel und über das Abbild eines Neandertalers. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 15, S. 214 bis 299. 1917 und Mannus. Bd. 16, S. 1—45. 1924), daß es sich bei den Reliefs um Gruppendarstellungen handele, ist ganz abwegig.

[6]) Nach dem Vortrag ist die in Mainz gefundene Statuette von Prof. Neeb veröffentlicht worden. (Präh. Zeitschr. XV. 1924. S. 1 ff. und Mainzer Zeitsch. 1922—24. S. 108—112.) Eine ähnliche Skulptur ist neuerdings in Rußland, in Kostienki, gefunden worden. (L'Anthropologie. 1924. S. 346—350. Vgl. dazu Bespr. in J.P.E.K., Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1925, Bd. I. [Unter der Presse.]).

[7]) Breuil, Nouvelles figurations humaines de la caverne David à Cabrerets (Lot.). Revue Anthropologique. 1924. Nr. 5—6. S. 165—172.

Digitized by Google

lichen Skulpturen des Magdaléniens[1]) sind schlank und von ganz anderen Proportionen. Sehen wir hier von allen Fragen der Bedeutung dieser eigentümlichen Frauendarstellungen ab und heben wir allein den Gedanken der hochentwickelten frühzeitigen Kunst und die Frage des Entstehens dieser Kunst heraus, so ist es tatsächlich nicht verwunderlich, wenn man in den Anfängen der Forschung die Kunst des Paläolithikums als „proles sine matre", bezeichnen konnte. Noch 1916 sagte Hoernes, diese Kunst „springt als fertige Erscheinung aus dem Nichts hervor und verliert sich wieder in Nichts[2]), kein Zug einer Entwicklung ist in der paläolithischen oder Buschmannkunst zu bemerken"[3]). Diese Gedanken gingen dann über in viele andere Arbeiten, sie finden sich bei Scheltema[4]) und an anderen Orten. Dieser Anschauung muß aber entgegengetreten werden. Bei kaum einer Kunstepoche der Welt ist die Entwicklung und das Werden gerade so deutlich zu belegen und nachzuweisen, wie bei der paläolithischen Kunst. Die Epoche des Aurignacien, die Stufe des Linearen im Wölfflinschen Sinne, unterscheidet sich so grundlegend von der Stufe des Malerischen, von der Stufe des Magdaléniens, daß auch das kunsthistorisch ungeübte Auge diese Unterschiede sofort zu erkennen vermag.

Der erste, der von einer Entwicklung der paläolithischen Kunst sprach, war Piette 1894, seine Untersuchung hatte den Titel: „Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif[5])." Im folgenden Jahre erweiterte er seine Untersuchungen. Er unterschied vier Stufen der Entwicklung[6]). 1900 stellten Girod und Massenat ein neues System der Entwicklung auf, das sich zwar gegen Piette wandte, aber nur wenig von dem ersten System abwich[7]). Erst Abbé Breuil brachte ein von dem gegebenen Tatbestand ausgehendes neues System im Jahre 1903[8]). Piette ebenso wie Girod und Massenat stellten die Rundskulptur als älteste Kunst voran — Breuil wies nach, daß das falsch ist, daß gleichzeitig Skulptur und Umrißzeichnung erscheint. Erst einer späteren Stufe gehöre aber die „malerische" Kunst an, wie sie sowohl auf Skulpturen als auch auf Reliefs und Malereien erscheine. Als immer noch Zweifel in die Entwicklungsreihe gesetzt wurden, schrieb Breuil 1912 seinen so grundlegend gewordenen Artikel: „L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne"[9]). In diesem Aufsatz legte er die Entwicklung so deutlich und so unangreifbar dar, daß solche Worte wie die von Hoernes nach diesem Aufsatz unverständlich sind[10]).

Wenn so die Entwicklung dieser Kunst deutlich ist, so entsteht doch eine andere Frage, die der Entstehung der paläolithischen Kunst, die Frage nach den primitiven Anfängen, nach dem ganz Unentwickelten.

---

[1]) 1. Girod et Massenat, Les stations de l'âge du renne. I, 2a. 2. Piette, L'art pendant l'âge du renne. Taf. 27, 2a. 3. L'Anthropologie. 1895. Taf. 4, 2. 4. L'Anthropologie. 1907. S. 10.

[2]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 2. Aufl. 1916. S. 182. 3. Aufl. 1905. S. 183.

[3]) Ebenda. 2. Aufl. 1916 und 3. Aufl. 1925. S. 184.

[4]) Adama van Scheltema, Die altnordische Kunst. Berlin 1923. S. 5.

[5]) L'Anthropologie IV. 1894. S. 129.

[6]) L'Anthropologie V. 1895. S. 129.

[7]) Girod und Massenat, Les stations de l'âge du renne. 1900.

[8]) Rev. Archéologique. 1903.

[9]) Rev. Archéologique XIX. 1912. I. S. 193—234.

[10]) Während der Korrektur dieses Vortrages ist die 3. Aufl. des Werkes von Hoernes, bearbeitet von Menghin erschienen. Menghin hält dabei (S. 675) an Hoernes Auffassung der Entwicklungslosigkeit der paläolithischen Kunst fest.

Digitized by Google

Die Antwort auf die Frage ist, daß die Kunst des Aurignacien durchaus nicht immer „hochentwickelt" war. Die Bilder und Skulpturen des mittleren und oberen Aurignaciens zeigen eine hohe technische Fertigkeit, die Bilder des frühen Aurignaciens dagegen nicht, sie sind ungeschickt, ohne Proportionen, ohne technische Durcharbeitung, Bilder ganz frühen Anfanges, ähnlich den Kinderzeichnungen. Solche Bilder habe ich untersucht in La Clotilde de Santa Isabel[1]), in Castillo[2]), in Pindal[3]), in La Pasiega[4]). Sie sind in ihrer technischen Ausführung immer ähnlich: ungeschickt, ungekonnt, typische Beispiele einer beginnenden Tätigkeit. Sie sind manchmal nur mit den Fingern eingeritzt, oft sieht man diese Fingernagelritzungen ungeordnet die Wand überziehen[5]). Auf die Beweise für das hohe Alter dieser Bildwerke einzugehen, würde zu weit führen, ich darf auf Breuils Arbeit von 1912 verweisen. In manchen Höhlen, wie z. B. in Pair-non-Pair, sind diese Bilder erst nach dem Abgraben der Aurignacienschicht zutage gekommen, neuerdings hat Peyrony in La Ferrassie neue Kunstwerke in unberührter Schicht des unteren Aurignaciens gefunden[6]), die ich im Museum von Les Eyzies ansehen konnte. Sie bestätigen ganz unzweideutig das hohe Alter dieser ganz einfachen wirklich primitiven Bilder.

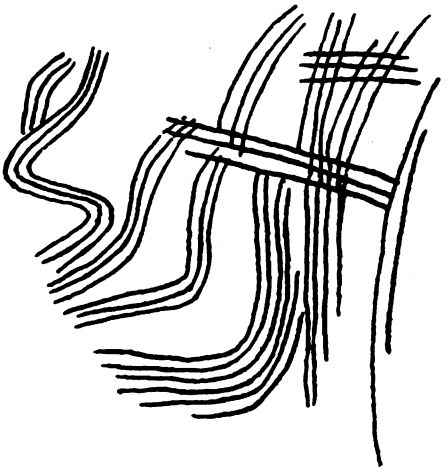


Abb. 6. Hornos de la Peña. Frühes Aurignacien. Ritzungen. Nach Breuil. Höhe 0,45 m.

Ebenso sind in der Cueva de Penches während des Krieges Wandritzungen gefunden worden[7]), die denen von Hornos de la Peña, von La Clotilde, Pair-non-Pair, Quintanal, Gargas usw. entsprechen, so daß jetzt eine Fülle dieser ganz frühen, ungelenken Bilder des unteren Aurignaciens bekannt sind.

Luquet hat neuerdings in sehr geistreichen Ausführungen über den Ursprung der figuralen Kunst[8]) nachgewiesen, daß zwei Faktoren nötig sind für die Entstehung der bildenden Kunst, einmal die technische Fertigkeit und zweitens die Idee der Ähnlichkeit. Beides haben die Menschen des Aurignaciens gehabt. Ihre Werkzeuge beweisen ihre Fähigkeit, vorher vorhandene unbearbeitete Stoffe nach einem bestimmten Willen zu gestalten und das Auffinden von Fußspuren, das Wiedererkennen von Tieren und

[1]) Alcade del Rio, Henri Breuil und Lorenzo Sierra, Les Cavernes de la région Cantabrique. Monaco. 1912. S. 42ff.
[2]) Ebenda. S. 118ff.
[3]) Ebenda. S. 68.
[4]) Breuil, Obermaier, Alcalde del Rio, La Pasiega. Monaco. 1913. S. 29.
[5]) Hornos de la Peña, Rev. Archéologique. 1912. I, S. 194, Fig. 1.
[6]) D. Peyrony, Eléments de Préhistoire. Ussel. 1923. S. 58ff. Ferner: Capitan, La Préhistoire. Paris. 1922. T. 11.
[7]) Eduardo Hernández-Pacheco, Los grabados de la Cueva de Penches. Memoria 17. Madrid 1917. Taf. IV.
[8]) Luquet, Les origines de l'art figuré. J.P.E.K., Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst. Bd. 2. (Unter der Presse.)

Digitized by Google

Menschen beweist die Idee der Ähnlichkeit. Aber diese beiden Elemente nebeneinander sind noch nicht die Synthese, aus ihr erst kann das bewußt Geschaffene, das Kunstwerk entstehen.

Die ältesten Ritzungen sind ungeordnete, manchmal mit den Fingern, manchmal mit einem Instrument gezogene Linien, die keine Bedeutung gehabt haben können. Sie kommen vor in Combarelles, in Font-de-Gaume, in Dache, in Hornos de la Peña, in Gargas, in Altamira und an anderen Orten[1]) (Abb. 6).

Man kann deutlich bei diesen Linien das Werden der Kunst erkennen; man hat an manchen Orten Dinge der Natur — vor allem Tiere, was bei Jägervölkern natürlich ist — in diese ungeordneten Linien „hineingesehen". Sie bekommen dann Köpfe und werden Schlangen, oder eine andere Veränderung macht aus ihnen eine Schnauze, die Silhouette eines Tieres. Solche

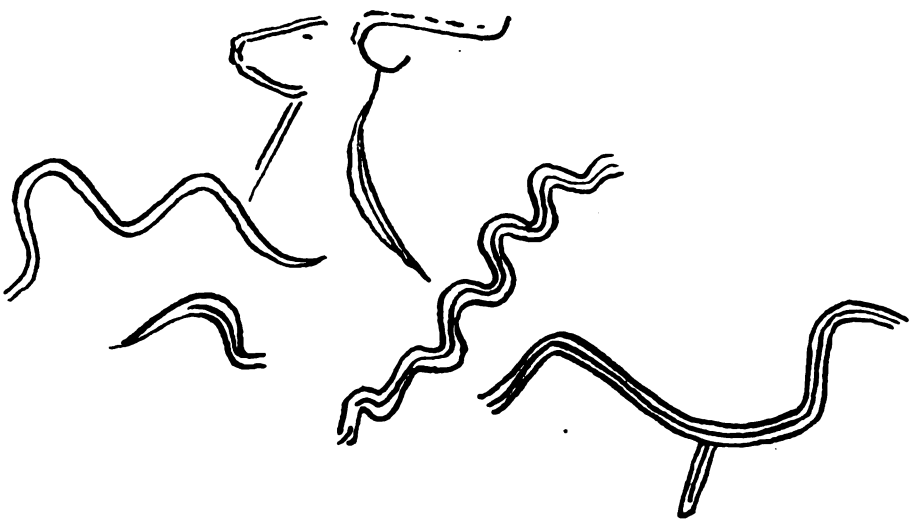


Abb. 7. La Pileta. Ritzungen. Nach Breuil, Obermaier und W. Verner. Älteres Aurignacien. Etwa um das Zehnfache verkleinert.

Vorgänge kann man verfolgen in Croze à Goutran[2]) in Hornos de la Peña[3]), in Gargas[4]) und La Pileta[5]) (Abb. 7). Zu der Fähigkeit des Umbildens von gegebenen Dingen war die Idee der Ähnlichkeit hinzugekommen, die Synthese war geschaffen, die Anfänge der Kunst waren gegeben.

Es ist nun kein großer Schritt vorwärts, wenn die Menschen dazu kamen, absichtlich Bilder zu schaffen, die den Tieren ihrer Umwelt ähnlich waren. Es ist zu verstehen, wenn diese ersten Bilder, die oft neben den Linienritzungen stehen, wie in La Clotilde und Hornos de la Peña (Abb. 6, 7, 8), im Anfang keine technischen Fertigkeiten aufwiesen. Diese ungelenken

[1]) Cavernes Cantabriques. S. 93—95 u. S. 194—195; ferner L'Anthropologie. 1910. S. 139 u. 144.

[2]) Capitan, Breuil und Peyrony, La Croze à Goutran. Rev. anthropologique. 1914. S. 278, Fig. 1.

[3]) Reinach, Répertoire de l'art quaternaire. Paris. 1913. S. 94. Nr. 4.

[4]) Cavernes Cantabriques. Fig. 198—200.

[5]) La Pileta. Taf. 3.

Digitized by Google

Zeichnungen aus den genannten Höhlen sind die ersten absichtlich geschaffenen Bildwerke des Menschen.

So erscheint es nicht nötig, Hypothesen und Theorien zur Erklärung der Entstehung der Kunst heranzuziehen, sie ist allem Anschein nach in Südfrankreich und in Nordspanien selbst entstanden. Der im Anfang des Aurignaciens einwandernde Aurignacmensch kann nicht die Technik, wohl aber die allgemeine Anlage zur Kunst mitgebracht haben. Aus dem Moustérien sind keine Kunstwerke bekannt und es werden auch — das ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen — keine mehr gefunden werden. Der Neandertaler hat keine Kunstwerke geschaffen. Die Kunst beginnt mit dem Aurignacien, nicht plötzlich, nicht vollendet, sondern ganz allmählich werdend aus den allereinfachsten Anfängen heraus. In der sehr lange andauernden Epoche des

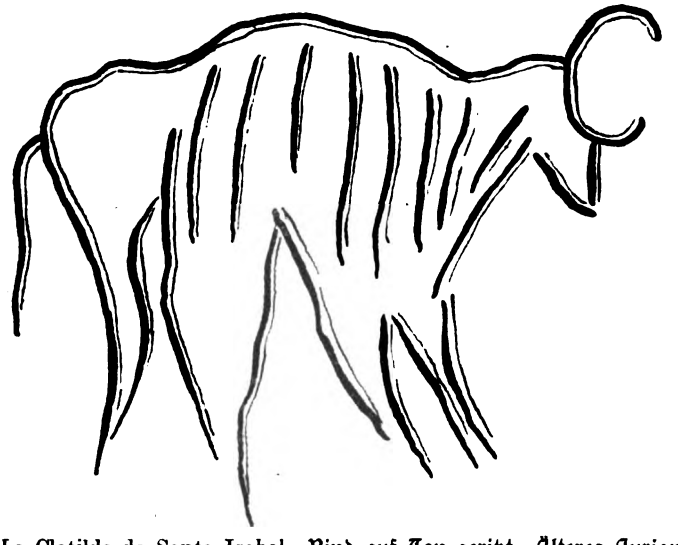


Abb. 8. La Clotilde de Santa Isabel. Rind auf Ton geritzt. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Größe 0,75 m.

Aurignacien entwickelte sich dann das Technische, der Mensch gewann die Herrschaft über den Stoff: das lineare, in den Umrißlinien gegebene Kunstwerk steht am Ende des Aurignaciens. Und dann wächst es weiter an zu den hochentwickelten malerischen Werken des Magdaléniens, die unsere höchste Verwunderung erregen [1]).

Das zweite Problem ist das der Bedeutung dieser Kunst. So wie durch viele neue Entdeckungen in das Problem der Entstehung der paläolithischen Kunst neues Licht gekommen ist, so ebenso in das Problem der Bedeutung dieser Kunst.

Die Frage ist viel erörtert worden. Zum ersten Mal wurde sie aufgerollt durch Bernardin im Jahre 1876, der damals Konservator des Museums

[1]) Über die Entwicklungslinie der Stilarten der vorgeschichtlichen Kunst vgl. Herbert Kühn, Artikel „Primitive Kunst" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. (Unter der Presse).

Digitized by Google

in Melle in Belgien war[1]). Bernardin ging aus von den sogenannten Kommandostäben, verglich sie mit den genealogischen Stäben der Maori und stellte die Hypothese auf, die dargestellten Tiere seien die Totemtiere des betreffenden Geschlechts.

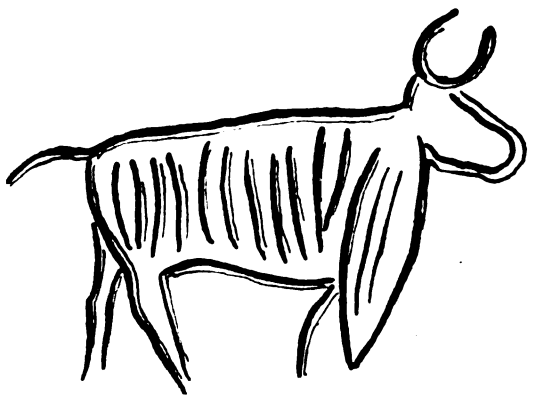


Abb. 9. La Clotilde de Santa Isabel. Rind auf Ton geritzt. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Größe 0,30 m.

Im Jahre 1882 setzte Lang[2]) den Gedanken fort. Er verglich zuerst die paläolithische Kunst mit der Buschmannmalerei und der mykenischen Kunst und erklärte dann, die Bilder könnten nur pictographische Zeichen sein, sie müßten magische Bedeutung haben. Reinach griff den Gedanken auf. Im Jahre 1899 schrieb er dann in der „Revue Archéologique": „Peut-être ces figures d'animaux, si fréquentes dans l'art des hommes des cavernes, témoignent-elles d'une sorte de totémisme"[3]). 1903 entwickelte Reinach den Gedanken näher. Er schrieb: Je n'hésite pas à reconnaître dans cette singulière école d'animaliers, des adeptes du totémisme primitif"[4]). In

Abb. 10. Hornos de la Peña. Ritzungen. Älteres Aurignacien. Nach Breuil. Das kleinere Tier etwa $^1/_8$ nat. Größe, das größere etwa $^1/_{10}$ nat. Größe.

seiner Schrift „L'Art et la Magie"[5]) führte er bis ins einzelne sorgfältig den Gedanken aus, und in der neuesten Auflage seines Orpheus[6]) heißt es:

[1]) Rev. Savoisienne. 1876. S. 38.
[2]) A. Lang, Magazine of art. V. S. 303.
[3]) Rev. Archéologique. 1899. II, S. 478.
[4]) Chronique des arts. 1903, 7. Febr. Dasselbe: Rev. Archéologique. 1903. S. 290.
[5]) S. Reinach, L'Art et la Magie. A propos des peintures et des gravures de l'âge du renne. L'Anthropologie. 1903. XVI.
[6]) S. Reinach, Orpheus, Histoire générale des religions. Paris 1922. S. 163.

Digitized by Google

„Il est très probable que ces animaux étaient les totems des différents clans, que les cavernes étaient le théâtre de cérémonies totémiques et que les objets en bois de renne gravé ou sculptés, que l'on appelle des bâtons de commandement, jouaient un rôle magique dans le culte".

Einen ähnlichen Standpunkt nahm Klaatsch ein, er entwickelte die Theorie der „Bannung". Bei ihm heißt es: Die Anfertigung aber von Modellen und Abbildungen zu dem Zweck, um über ferne Wesen Gewalt zu gewinnen, erklärt uns nun auch die Bedeutung der Eiszeit-Kunst, der Skulp-

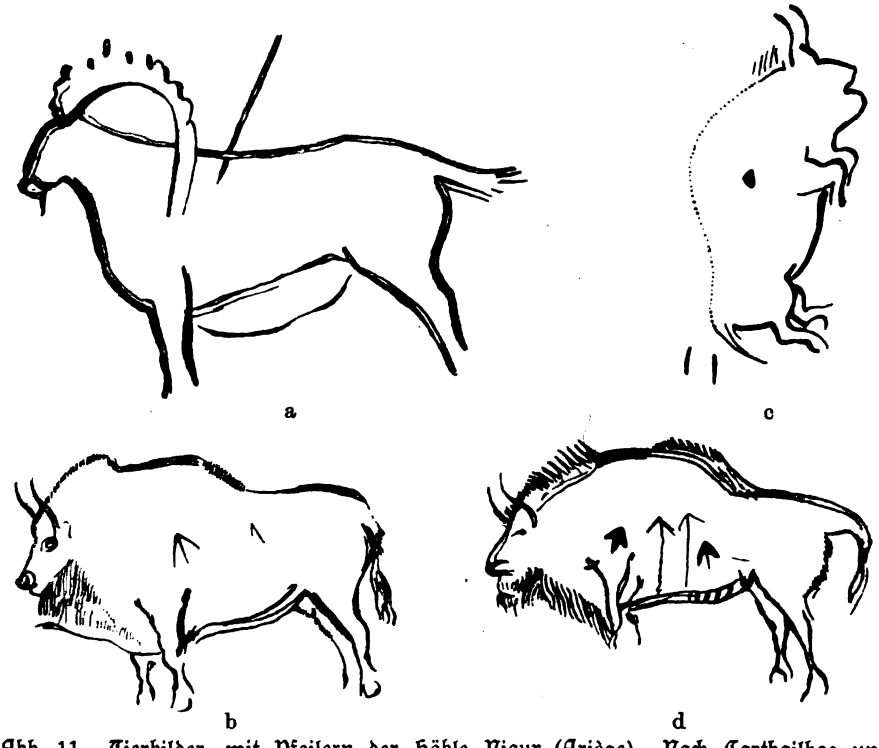


Abb. 11. Tierbilder mit Pfeilern der Höhle Niaux (Ariège). Nach Carthailhac und Breuil. L'Anthropologie 1908.
a: S. 41, Fig. 27. 1/8 nat. Größe. b: S. 28, Fig. 11. 1/24 nat. Größe. c: S. 31. Fig. 17. 1/8 nat. Größe. d: S. 29, Fig. 12. 1/20 nat. Größe.

turen, vor allem der Grottenmalereien" [1]). Einen ähnlichen Standpunkt vertritt Obermaier [2]) Breuil [3]), Mainage [4]) und andere.

Auf der anderen Seite stehen Gelehrte, die die Kunstwerke ganz natürlich erklären. Hoernes [5]) sagte 1898: Sinnliche Liebe und das Nachahmungsbedürfnis sind die Genien dieser Kunst; noch steht, wie es scheint, keinerlei

[1]) Klaatsch, Die Anfänge von Religion und Kunst in der Urmenschheit. Leipzig 1913. S. 48.
[2]) H. Obermaier, El hombre fósil. Madrid. 1916. S. 245ff. Ferner Obermaier, Trampas cuaternarias para espíritus malignos. Boletín de la Real Sociedad Española de Historia Natural. XVIII. 1918, S. 162—169 u. a. O.
[3]) Breuil im Bd. Altamira, Font-de-Gaume und an vielen anderen Orten.
[4]) Mainage, Les religions de la préhistoire, l'âge paléolithique. Paris 1921.
[5]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 1898. S. 184.

Digitized by Google

religiöse Bedeutung hinter ihren Darstellungen. Ebenso äußerte sich Riegl[1]) und Derworn[2]). Ich[3]) selbst habe betont, daß diese Kunst nur auf dem Trieb nach Schönheit, nach Form und Farbe erwachsen sein könne. Nach immer wieder erneutem Besuch der Höhlen, nach der Besichtigung von Hunderten von Werken der Kleinkunst, ferner nach dem Auffinden der Höhlen von Montespan kann ich diese Ansicht nicht mehr unbedingt vertreten. Der Anfang der Kunst beruht wohl auf der Freude an der Ähnlichkeit, allmählich aber, vielleicht schon am Ende des Aurignaciens, bemächtigte sich die Magie der Kunst.

Die Höhlen können nie zum Wohnen gedient haben, sie sind oft feucht und kalt, oft zu eng oder zu niedrig, oftmals fast ungangbar, so daß sie einer Horde nie eine Wohnung gewesen sein können. Der Beweis dieser Tatsache ist darin gegeben, daß man paläolithische Werkzeuge niemals oder nur als Streufunde im Innern der Höhle findet. Am Eingang der Höhlen dagegen konnte man, wie in Castillo[4]), in Cueto de la Mina[5]), in der Cueva Morin[6]), in Hornos de la Peña und in vielen anderen Höhlen Schichten abgraben, die, wie etwa in Castillo, vom Acheuléen bis zum Azylien reichten. Hier hat der Mensch dieser Zeit gewohnt, nicht in den Höhlen. Und noch ein anderer Punkt ist auffällig. Es gibt im Norden Spaniens viele Höhlen, die gut zugänglich sind und die auch am Eingang Spuren der paläolithischen Menschen zeigen: sie haben keine Bilder. Andere Höhlen dagegen, schwer zugänglich wie Combarelles, wie La Pasiega, wie Pindal, haben Bildwerke. Man kann schon aus diesen Gründen den Gedanken nicht abweisen, daß hier ein Unterschied gemacht wurde zwischen Höhlen, deren Felsdach als Unterschlupf, als Standort, diente und anderen, die besondere Zwecke hatten. Der Gedanke an Jagdzauber verstärkt sich aber, wenn man die vielen Tierbilder mit Pfeilen sieht (Abb. 11). Solche Bilder sah ich in Castillo[7]), Pindal[8]) und in La Pasiega[9]). Häufig abgebildet ist der Bison von Niaux[10]), auf dessen Körper mehrere Pfeile gemalt sind. Man hat auch Darstellungen von Menschen gefunden, auf die Pfeile zufliegen. So im Abrigo del Valle de Valrobira[11]) (Abb. 12). Es kann hier nur eine symbolische, mystische Darstellung gegeben sein.

Dieser Gedanke mußte noch verstärkt werden durch die Entdeckung der Höhle von Tuc d'Audoubert, bei der an kaum zugänglicher, nur unter größten Beschwernissen erreichbarer Stelle die beiden großen, aus Lehm geformten Bisonten standen[12]). Auf einem Kahn, mit dem man 60 m unter der Erde

[1]) Riegl, Stilfragen. Berlin 1893. S. 20.
[2]) Derworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Jena 1917. S. 46.
[3]) Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 3. Aufl. 1923. S. 12.
[4]) H. Obermaier, El hombre fósil. Madrid 1916. S. 173—178.
[5]) Conde de la Vega des Sella, Paleolítico de Cueto de la Mina (Asturias). Madrid 1916.
[6]) Conde de la Vega des Sella, El Paleolítico de Cueva Morín (Santander) y notas para la Climatologia cuaternaria. Madrid 1921.
[7]) Cavernes Cantabriques. S. 132, Fig. 118.
[8]) Cavernes Cantabriques. S. 74, Fig. 70 und S. 76, Fig. 72.
[9]) Breuil, Obermaier, Alcalde del Rio, La Pasiega. Monaco 1913. Taf. 8.
[10]) R. R. Schmidt, Die Kunst der Eiszeit. Tübingen 1922, Taf. 20. Zuerst in L'Anthropologie 1908. S. 29.
[11]) Constancio Bernaldo de Quirós, Una supervivencia prehistórica en la psicología criminal de la mujer. Junta para ampliación de estudios é investigaciones científicas. Notas Nr. 9. Madrid 1917. S. 5, Abb. 2a. Ferner: Juan Cabré Aguiló, El arte rupestre en España. Madrid 1915. S. 151.
[12]) Abgebildet u. a. bei Herbert Kühn, Die Malerei der Eiszeit. 3. Aufl. München 1923. S. 9. Zuerst in L'Anthropologie 1912. S. 661.

Digitized by Google

entlang fährt, kommt man in die Höhle hinein. In einem Saal dieser Höhle fand der Graf Bégouen, der Entdecker, die Fußspuren nackter Füße, vor allem Zehen, in einem anderen Saal fand er Hackeneindrücke von Menschen und im letzten Saale, kaum zugänglich, 700 m vom Eingang entfernt, die beiden großen aus Lehm geformten Bisonten. Diese Skulpturen können nicht zum Schmuck aufgestellt worden sein, der dauernde Aufenthalt, das Wohnen, ist in dieser Höhle unmöglich, hier kann nur etwas Magisches, ein Analogiezauber zugrunde gelegen haben. Dieser Gedanke wird noch wahrscheinlicher gemacht durch die neuesten Entdeckungen von Norbert Casteret[1]) in der Höhle von Montespan von 1923. Casteret untersuchte einen unterirdischen Fluß, einen kleinen Zufluß der Garonne. Er band eine elektrische Lampe vor den Kopf und schwamm etwa zwei Kilometer den Fluß entlang, bis er auf der rechten Seite eine trockene Galerie entdeckte. Er kletterte hinauf und fand eine Tierfigur aus Ton, anscheinend einen Bären, dem der Kopf fehlte (Abb. 13, Taf. c). Die Skulptur hatte viele Löcher, es war mit Pfeilen nach ihr geschossen worden. Auch andere Tierskulpturen fanden sich, sämtlich schwer beschädigt und zerschossen. Die Wände waren mit Ritzungen und Malereien von Tieren bedeckt[2]) (Abb. 14, Taf. d). Es liegt hier also der Beweis vor, daß Analogiezauber, Jagdzauber oder Bannung ausgeübt worden ist. Und der Schluß ist berechtigt, daß auch die Bildwerke an den Wänden der Höhlen auf Analogiezauber zurückgehen können. Dabei darf man aber auch nicht zu weit gehen. Nicht, daß lediglich die Magie die Triebkraft wäre. Dazu sind diese Kunstwerke viel zu sehr entwickelt, viel zu stark durchgebildet und zu sehr künstlerisch verarbeitet. Der Grund der Entstehung in dieser Zeit — es handelt sich um das Magdalénien — war wohl die Magie, genau so wie der Grund der Entstehung des Altarbildes die Religion war, und doch ist hier Magie oder Religion nur der Anlaß, das Treibende. Der Künstler bemächtigt sich der Aufgabe, das Künstlerische bricht hervor, und ein Bild entsteht, das

Abb. 12. Valrobira. Felsritzung. Verhältnis 1 : 4. Nach Cabré.

[1]) Casteret, National Graphic Magazine (Washington) 1924. Augustheft.
[2]) L'Anthropologie 1924. Heft 1—2, S. 182ff..

Digitized by Google

weit über den Zweck hinausgeht, ein Bild, das auf künstlerischem Empfinden beruht und das der Ausdruck des Lebens der Zeit ist. Boule hat über diese Verbindung von Magie und Kunst gesagt: „Il n'est pas possible que telle figure, gravée avec un souci des formes, une sûreté et une délicatesse de burin vraiment extraordinaires, n'ait pas été exécutée avec amour par son auteur, et celui-ci n'a pu arriver à une telle perfection, à une telle maîtrise qu'après des études désintéressées. L'hypothèse des pratiques magiques pourra suffire à des savants; je ne crois pas qu'elle soit exclusivement acceptée par des artistes". Und es heißt als Zusammenfassung: „La vérité des dessins, la pureté des lignes, l'élégance des attitudes ne sauraient s'expliquer par de simples pratiques de magie" [1]).

Damit hat Boule das ausgesprochen, was jeder fühlt, der diese wundersame Kunst sieht, der auch die Kleinkunst untersucht, der die Liebe beachtet, mit der jedes Gebrauchsstück geschmückt ist.

Die Magie, die hier vorliegt, gehört nicht in den Umkreis des animistischen Denkens, sondern ist als präanimistisch anzusehen. Dieser ganze Denkkomplex ist neuerdings scharf und klar herausgearbeitet worden durch Graebner [2]), der die magische Weltanschauung für die nicht seßhaften Sammler- und Jägervölker belegte im Gegensatz zu der animistischen Weltanschauung der Bodenbaukulturen. Diese Ergebnisse verändern also in hohem Maße die Anschauung von Wundt [3]), Vierkandt [4]) und Lévy-Brühl [5]), denen das Denken der Naturvölker als ein zusammengehöriger Komplex erschien, der als assoziativ und kollektiv dem logischen und analysierenden Denken der Kulturvölker gegenübersteht, sie ergänzen in gewissem Sinne die Arbeiten von Marette [6]).

Für die paläolithische Kunst ist mit den Ergebnissen der Funde der letzten Jahre eine Frage geklärt, die lange Zeit eine Streitfrage der Forschung war.

Das dritte Problem soll die Frage der ostspanischen Felsmalereien behandeln. Seit dem Jahre 1903 kannte der Pfarrer Huguet die Felsmalereien von Cogul [7]). Cabré fand im selben Jahre Calapatá, eine Fundstelle, die tatsächlich ganz neues Material bot. Es fanden sich auch Malereien an Felswänden, aber nicht in Höhlen, sondern frei zutage liegend. Es sind auch nicht einzelne Tiere dargestellt, sondern Gruppen, Menschen und Tiere, Jagdszenen und verschiedene Augenblicke des Lebens. Im Jahre 1908 erschienen die ersten Veröffentlichungen [8]). 1909 berichtete Breuil über die Malereien [9]). 1911 wurde in der Provinz Teruel die Station Albar-

[1]) Marcelin Boule, Les hommes fossiles. Paris 1923. 2. Aufl., S. 262.
[2]) Fritz Graebner, Das Weltbild der Primitiven. München 1924. S. 14—31.
[3]) Wilh. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1900—1917.
[4]) A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896.
[5]) Lévy-Brühl, Das Denken der Naturvölker. Deutsch von Jerusalem. Wien und Leipzig 1921.
[6]) R. R. Marette, The Threshold of Religion. London 1909.
[7]) Nach mündlichen Mitteilungen von Abbé Breuil.
[8]) 1. Rocafort, Les pintures rupestres de Cogul. Butlleti del Centre Excursionista de Catalunya. 1908. 2. L. Vidal, Les pintures rupestres de Cogul. Anuari del Institut d'Estudis Catalans. Barcelona 1908. S. 544 u. S. 570. 3. Breuil, Les peintures quaternaires de la roca de Cogul. Butlleti del Centre Excursionita de Lleyda, Octubre 1908.
[9]) Breuil und J. Cabré, Les peintures rupestres du bassin inférieur de l'Ebre. L'Anthropologie XX. 1909. S. 1—21.

Digitized by Google

racin untersucht [1]), die 1909 Cabré entdeckt hatte [2]). 1912 kam der erste Bericht über Alpera [3]), das Pascual Serrano seit 1910 kannte, und dann wurden jedes Jahr weitere große Entdeckungen gemacht, unter denen als wichtigere die Cueva del Charco del Agua Amarga bei Alcañiz [4]) zu nennen ist, Cantos de la Visera [5]), Mineteda [6]) und der Barranco de Calapatá [7]).

Die wohl reichste Station ist aber die Valltorta-Schlucht, bei Albocacer gelegen. Ich brach am 22. April d. J. (1924) in Begleitung meiner Frau von Castellón an der Küste auf, um die Valltorta-Schlucht zu besuchen. In Albocacer wohnten wir für einige Zeit.

Ein Einwohner von Tirig-Albocacer hatte 1917 das Vorhandensein von Felsmalereien nach Castellón gemeldet, die Angelegenheit hatte das größte Aufsehen erregt, und war an die Regierung weiter gegeben worden, die eine Kommission zur Erforschung der Schlucht aussandte. Obermaier leitete die Untersuchung und aus seiner und Paul Werners Feder stammt der grundlegende Bericht in der Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas vom Jahre 1919 [8]). Die Abhandlung betrifft nur den östlichen Teil der Schlucht, der westliche wird von Bosch-Gimpera in Barcelona behandelt werden. Bisher liegt eine ganz kurze Vorbesprechung vor im Anuari del Institut d'Estudis Catalans [9]).

Das Tal ist schwer gangbar. Es gibt keinen Weg, kein Baum schützt gegen die Sonnenglut, die von den gelben Felswänden zurückgestrahlt, schwer in dem Tale lastet. Das Tal ist bewachsen mit niedrigem Gestrüpp, das den Fuß am Gehen und Steigen über die Felsblöcke hindert (Abb. 15, Taf. c). In der Gegend finden sich viele ähnliche Schluchten, viele haben ebensolche Nischen — keine von ihnen ist mit Malerei versehen, allein die Valltorta-Schlucht ist ausersehen worden von dem paläolithischen Menschen. 13 bemalte Nischen finden sich in der Schlucht und wieder kann man den Gedanken nicht abweisen, daß hier eine Schlucht nicht Wohnzwecken gedient hat, sondern daß sie — vielleicht „tabu" für Uneingeweihte — eine Stätte des Zaubers und der Magie war.

Die von Albocacer zuerst erreichbaren Nischen, die den Namen „Cuevas del Civil" tragen, sind leicht zugänglich. Sie haben interessante Malereien, die offen zutage liegen und die sich durch das dunkle Rot gut abheben von dem rötlich-gelben Fels. Es sind Tiere dargestellt, die sich umblicken, Menschen in Bewegung, den Bogen spannend, schießend, den Speer schleudernd. Die Waffen sind dabei deutlich zu erkennen, bis ins einzelne genau sind sie wieder-

[1]) Breuil und J. Cabré, Les peintures rupestres d'Espagne. L'Anthropologie XXII. 1911. S. 641.

[2]) Cabré, La montaña escrita de Peñalba. Boletín de la Real Aacademia de la Historia. März 1910.

[3]) Breuil, P. Serrano und J. Cabré, Les abris del Bosque à Alpéra (Albacete). L'Anthropologie XXIII. 1912. S. 529ff.

[4]) J. Cabré, El arte rupestre en España. Madrid 1915. S. 152.

[5]) Breuil und Burkitt, Les peintures rupestres d'Espagne. L'Anthropologie 1915. S. 313ff.

[6]) L'Anthropologie 1918. Das Material fast vollkommen unveröffentlicht.

[7]) J. Cabré, El arte rupestre en España, Madrid 1915.S. 132ff.

[8]) H. Obermaier und Paul Wernert, Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta (Castellón). Madrid 1919.

[9]) A. Durán i Sanpere, Pinturas rupestres, Exploració arqueològica del Barranc de la Valltorta (provincia de Castelló). Anuari del Institut d'Estudis Catalans. Barcelona 1915—1920. Vol. VI. S. 444—454. Ferner Juan Cabré Aguiló, Las pinturas rupestres del Valltorta, Sociedad Española de antropologia. Actas y memorias 1923. S. 107.

Digitized by Google

gegeben. Die Körper der Menschen sind schlank und langgestreckt, fast nur die Bewegung selbst ist an ihnen gegeben.

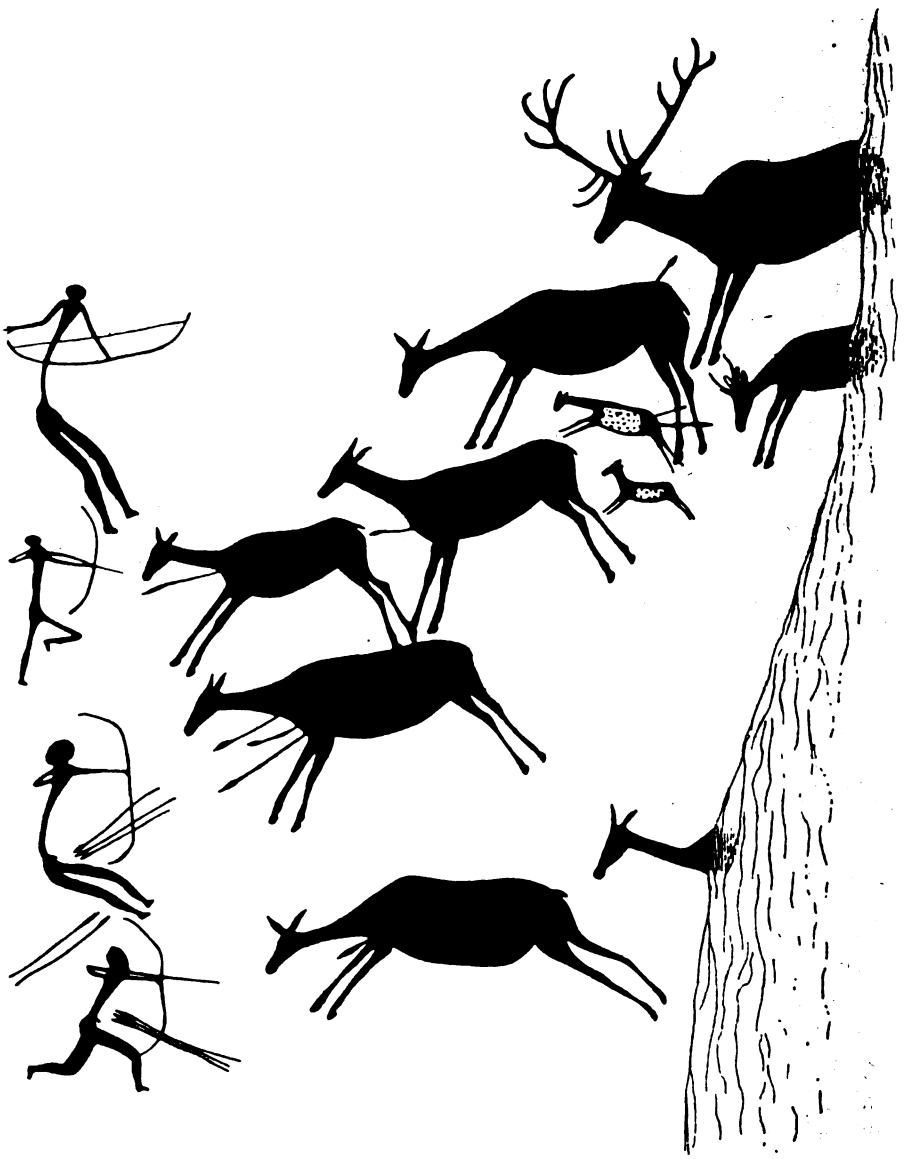


Abb. 17. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa 1/4 nat. Größe.

Sehr schwer zugänglich ist die Cueva de los Caballos (Abb. 16, Taf. d). Man muß an abschüssiger Stelle um den Felsen herumsteigen. Wenn man aber die Nische erreicht hat, ist man reich entlohnt durch die eigenartigen Bilder,

Digitized by Google

die sich an den Wänden befinden. Etwa in der Mitte der Nische liegt die schöne Jagdszene. Ich habe bei der Aufnahme von Abb. 16 ein Blatt Papier unter die Stelle gelegt, an der sich etwas höher die Jagdszene (Abb. 17) befindet. Hirsche und Hirschkühe in eiligem Lauf dringen heran, Menschen stehen ihnen gegenüber und schießen die Pfeile auf sie ab. Einige der Tiere sind von den Pfeilen durchbohrt. An anderen Stellen sind Menschen in größter Bewegung, im Eilen und Vorwärtsstürzen gegeben, manche tragen Pfeile und Bogen in der Hand, einige spannen den Bogen, andere schießen (Abb. 18, Abb. 19). Hier liegen auch interessante Übermalungen vor, die das Problem

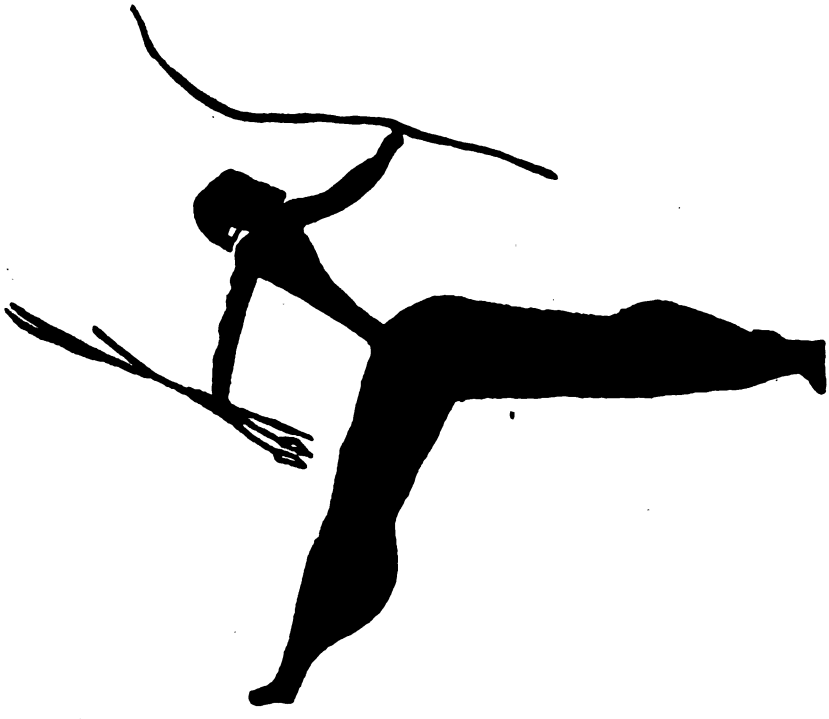


Abb. 18. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. 1/2 nat. Größe. Nach Obermaier und Wernert.

der zeitlichen Abfolge, das Problem der Entwicklung dieser Kunst zu deuten vermögen (Abb. 20, Taf. d).

Am Ende der Schlucht liegen als interessanteste Nischen noch die beiden „Cueva del Mas d'en Josep" und die „Cueva Saltadora".

Diese Nischen sind in der Veröffentlichung von Obermaier in Verabredung mit Bosch-Gimpera nicht mehr systematisch behandelt. Ich zeichnete die Bilder und veröffentliche einige an dieser Stelle mit der gütigen Erlaubnis von Professor Bosch-Gimpera in Barcelona, der sich die Herausgabe der Bilder dieses Teiles der Schlucht vorbehalten hat[1]).

[1]) Zusammenfassende Veröffentlichung der bisher zum größten Teil nach unveröffentlichten Bilder erfolgt in Bd. Bd. II des J.P.E.K. Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1925: Herbert Kühn, Die Malereien der Valltorta-Schlucht (Provinz Castellón). [Unter der Presse.]

Digitized by Google

In der Cueva Mas d'en Josep ist sehr interessant eine Tierdarstellung (Abb. 21), die zuerst ein Bison war, die später aber in einen Eber verwandelt worden ist. Vielleicht war der Zauber dieser Zeichnung glückbringend, der Jäger hatte Erfolg, so wollte man die wichtige Stelle nicht verlassen, das Tier wurde umgewandelt.

Aus der Cueva Saltadora wähle ich aus der Fülle der Bilder die Wiedergabe zweier Geweihe aus zum Beweise der genauen Naturbeobachtung auch in der ostspanischen Malerei (Abb. 22 und 23). Diese Nische ist so klein, daß man kaum in ihr sitzen kann, unmöglich können hier Menschen gewohnt haben.

Abb. 19. Dalltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa 1/3 nat. Größe.

An dem Alter der Bilder kann kein Zweifel sein. Schon 1912 bewiesen Breuil und Obermaier das quartäre Alter der Gemälde des Ostens Spaniens, und schon damals sprach Breuil aus, daß ein anderes Volk der Träger dieser anders gearteten Kunst gewesen sein müsse [1]).

Die neuen Fundergebnisse konnten das bestätigen. Das Solutréen, das allem Anschein nach im Osten Europas entstanden ist, drang über Süddeutschland nach Mittel- und Südfrankreich und bis nach Spanien vor, wo es das kantabrische Gebirge im Norden nicht überschritt. An der Mittelmeerküste reichte es ebenfalls vermutlich nicht weit nach Süden [2]). Auch das Magdalénien ist auf den Norden Spaniens beschränkt, es findet sich nach Ober-

[1]) H. Breuil, L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne. Rev. Archéologique XIX. 1912. S. 216.

[2]) Vgl. Obermaier, Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens. Anthropos. Bd. 14—15. 1919—20. S. 155ff.

Digitized by Google

maier in Guipuzcoa, Viscaya, in Santander und Asturias [1]). Das nördliche Spanien bildet mit Frankreich, Mitteleuropa und dem Osten einen zusammengehörigen Bereich, das übrige Spanien dagegen bildet zusammen mit Italien

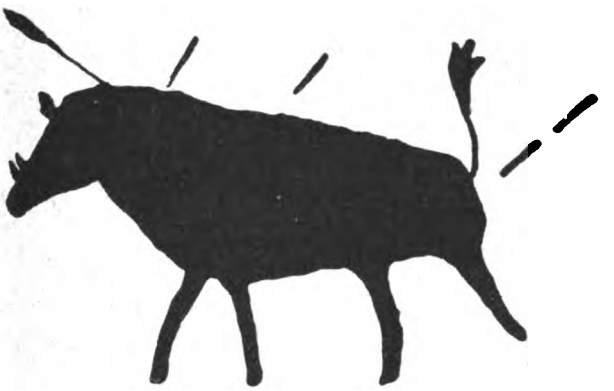


Abb. 21. Valltorta-Schlucht. Cueva Mas d'en Josep. Zeichnung Herbert Kühn. Etwa ½ nat. Größe.

und Nordafrika ein gemeinsames Ganzes. Das Werkzeuginventar dieser Gruppe unterscheidet sich wesentlich von dem der mitteleuropäischen Gruppe, es ist das Capsien (benannt nach der algerischen Fundstätte Gafsa). Das untere

Abb. 22. Valltorta-Schlucht. Cueva Saltadora. Zeichnung Herbert Kühn. (Detail.) ½ nat. Größe.

Abb. 23. Valltorta-Schlucht. Cueva Saltadora. Zeichnung Herbert Kühn. (Detail.) ½ nat. Größe.

Capsien entspricht zeitlich dem Aurignacien, das obere Capsien dem Solutréen und dem Magdalénien. Das Silexinventar dieser Stufe entwickelte sich zu immer kleineren geometrischen Formen, aus denen schließlich das epi-

[1]) Ebenda S. 158.

Digitized by Google

capsien drang weit nach Norden vor, hinein in die französisch-kantabrische Provinz, es vermischte sich mit den Abkömmlingen des Magdaléniens und schuf so das Azylien [1]). So allein sind die Azylienkiesel zu verstehen, sie sind nicht Schriftzeichen, sondern die direkte Fortsetzung jener im Endcapsien schon paläolithische Endcapsien und Tardenoisien entstehen mußte. Das Endsehr stilisiert gewordenen menschlichen Darstellungen der ostspanischen Felsmalerei [2]), zu denen sich nach Wernerts [3]) Darlegung Totembilder gesellen. So ist auch die Entwicklungslinie dieser ostspanischen Malerei zu verstehen, die vom Linearen zum Malerischen, im Sinne Wölfflins — auch polychrome Malerei kommt vor — und dann wieder das Lineare erreichte, das schließlich immer mehr erstarrend zum Organisch-Stilisierten wurde und endlich zum Kristallinischen am Ende des Neolithikums und am Anfang der Kupferzeit.

Das auch kunsthistorisch Wichtige dieser ostspanischen Malerei liegt darin, daß wir eine Entwicklung verfolgen können, die im wesentlichen unabhängig von der franco-kantabrischen Gruppe, doch in gleichen Abfolgen verläuft, so daß auf Grund dieser beiden gleichgerichteten Bewegungen in paläolithischer Zeit von einer Gesetzmäßigkeit im Werden der Kunst mit einem gewissen Recht gesprochen werden kann.

[1]) Ebenda S. 163.
[2]) Vgl. Obermaier; El hombre fósil. Madrid 1916. S. 327ff. u. Taf. 19.
[3]) P. Wernert, Representaciones de antepasados en el arte paleolítico. Memoria 12. Madrid 1916.

Digitized by Google

Über einige Steingeräte aus älteren niederrheinischen Grabhügeln.

Von C. Rademacher, Direktor des Städt. Museums für Vor- und Frühgeschichte zu Köln.

Hierzu Tafel VIII.

Während in den meisten Landschaften Deutschlands die Urgeschichtsforschung eine fast lückenlose Entwicklung der betreffenden Kulturen herausarbeiten konnte, also daß sich aus den Funden die Abfolge der Siedlungsverhältnisse in Stein-, Bronze- und Eisenzeit in ihren Hauptzügen erkennen läßt, hatte der Niederrhein, also das große Gebiet von Bonn bis zur holländischen Grenze, dieses Ergebnis bisher nicht aufzuweisen. Es lag dies zum Teil an der Art, wie die Vorgeschichtsforschung in diesem Gebiet tätig war, zum Teil an der seit einem Jahrhundert eingewurzelten, wissenschaftlich jedoch niemals bewiesenen Anschauungen über die Natur der niederrheinischen Grabhügel.

Obwohl gerade der Niederrhein vielleicht das grabhügelreichste Gebiet unseres ganzen Vaterlandes darstellt, der Forschung also ein fast unermeßlicher Stoff zu Gebote stand, begnügte diese sich mit der alten, von Schaaffhausen literarisch festgelegten Annahme, die Hügelgräber den Germanen der ersten christlichen Jahrhunderte zuzuschreiben, und sie höchstens bis in die Eisenzeit zurückgehen zu lassen. Somit mußten für die erste Eisenzeit, besonders aber für die Bronze- und jüngere Steinzeit Besiedelungslücken aufgestellt werden, welche das Fehlen der betreffenden Kulturen erklären sollten.

Durch die Untersuchungen des städtischen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Köln wurde dann seit 1910 festgelegt, daß die Grabhügel weder von Germanen der ersten christlichen Jahrhunderte noch von denen der zweiten Eisenzeit errichtet worden sind, ja daß keine germanische, sondern eine vorgermanische, urkeltische Bevölkerung, während der ersten Eisenzeit Träger der Grabhügelkultur am Niederrhein gewesen ist.

Seit dieser Zeit hat das genannte Museum die Untersuchung der niederrheinischen Grabhügel mit großem Erfolg fortgesetzt, und der folgende Vortrag wird sich eingehend mit diesen Verhältnissen befassen. Die Ergebnisse sind überraschend genug; denn es hat sich die Benützung von Grabhügeln

[1]) Vgl. E. Rademacher, Die Grabhügel am Niederrhein. Vortrag auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Köln 1910.

[2]) C. Rademacher, Die Chronologie der Grabhügel am Niederrhein. Mannus 1912.

Digitized by Google

am Niederrhein als eine auch der Bronze- und späten Steinzeit angehörige Sitte erwiesen. Grabhügel aus diesen Perioden sind zahlreich auf den verschiedensten Begräbnisplätzen untersucht und ihre Zeitstellung festgestellt worden.

Meine Aufgabe sollte es sein, zur allgemeinen Einführung in die ältere Natur gewisser Grabhügel einige Steingeräte vorzuführen, die durch die sich aus ihnen ergebenden Schlußfolgerungen bedeutsame Fingerzeige für die Beurteilung der frühen Kulturen des Niederrheins geben.

Die Abbildungen befinden sich auf Tafel VIII.

1.

In einem Grabhügel auf der Wahner Heide bei Altenrath fand der Vater des Berichterstatters, der Lehrer J. Rademacher in Altenrath, eine Lanzenspitze aus Feuerstein, die anfangs der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts in das Bonner Provinz-Museum kam (Abb. s. Taf. IX A, Nr. 11). Es ist ein Typus, wie er im Norden Deutschlands und in Skandinavien sehr häufig vorkommt; auch das Material ist grauer nordischer Feuerstein. Bis vor kurzem war das Auftreten eines solchen Gerätes in unseren Hügeln unerklärlich. Als Beigabe zu einer spätsteinzeitlichen Bestattung bietet es aber keinerlei Schwierigkeiten mehr. Gräber mit Schnurzonenbechern wurden nämlich in nächstliegenden Hügeln festgestellt.

Eine ähnliche Spitze nordischer Herkunft besitzt das Kölner Museum aus der Lippegegend. Nähere Fundumstände (ob Hügelfund) sind allerdings nicht bekannt.

Den gleichen nordischen Typus zeigt ein in einem Grabe eines Schnurbechers gefundener breiter Schaber (Taf. VIII, Abb. 11) von Lohmar, Siegkreis. Auch das Material ist nordischer Herkunft. Größe des Schabers 8,2 cm, Breite 5,2 cm. Die Ränder sind außerordentlich fein bearbeitet. Dahin gehört auch ein im Provinzial-Museum Bonn befindliches Steinbeil aus Siegburg. Der Fundort ist ein und eine halbe Stunde von Altenrath entfernt. Material und Behandlungsweise stimmen vollkommen mit den bekannten nordischen Typen gemuschelter Steinbeile überein.

Auf dem Vorgebirge im Landkreis Köln wurden vom Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte eine Anzahl Grabhügel mit Schnurbechern untersucht. In einem fand sich ein Steingerät, das besondere Aufmerksamkeit verdient (Abb. 12). Ein ursprünglich zylinderförmiger Stein aus Schiefer hat durch Benützung als Schleifstein seine Zylinderform eingebüßt, so daß der Querschnitt jetzt ein Oval bildet. Die Bruchfläche an der einen Seite zeigt, daß ursprünglich das Stück bedeutend größer gewesen sein muß.

Das Bemerkenswerte an dem Stein sind nun Reste einer aus Zickzacklinien bestehenden, eingeritzten Verzierung (Abb. 12, links), die sich auf den Schmalseiten, welche der Schleifbenützung entgangen sind, erhalten haben. Sie sind in Zonen angeordnet, und es läßt sich erkennen, daß ursprünglich diese Linien den ganzen Stein, der einen kreisrunden Durchschnitt gehabt hat, bedeckt haben. Die Anordnung dieser Striche und das Motiv überhaupt erinnert an die gestrichelten Schnurzonenbecher, wie einer auch in Altenrath auf der Heide gefunden worden ist.

Dieser Stein ist ein bisher in späteolithischen Gräbern unbekanntes Vorkommen, und es ergibt sich sofort, daß er als Schleifstein ursprünglich nicht gedacht sein kann. Erst später, als die alte Bedeutung des Steines verloren

Digitized by Google

gegangen war, hat man ungeachtet seiner Verzierung ihn als Schleifstein benutzt und dann dem Besitzer mit ins Grab gegeben.

Nun besitzt das Kölner Museum einen zylinderförmigen Stein, der genau dieselbe Größe und dieselbe Verzierung aufweist (Abb. 13), wie eine Gegenüberstellung der beiden Funde zeigt. Er hat doppelte Länge wie der Stein vom Vorgebirge und denselben Querschnitt, und ebenso sind die Strichzonen in gleicher Größe durch Eingravierung hergestellt. Es ist sofort augensichtlich, daß eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Steinen bestehen muß. Wozu die Steine gedient haben können, ist bisher unbestimmt auch sind bis jetzt keine Seitenstücke bekannt. Der zweite Stein stammt aus Jünen, ist also nordisch und kam mit einer Sammlung nordischer Steinfunde aus Kopenhagen in das Kölner Museum. Nähere Fundumstände waren nicht zu ermitteln, doch ist der Fundort völlig gesichert.

In der Nähe von Köln bei Opladen, rechtes Rheinufer, befinden sich auf einem Waldzipfel mehrere Hügelgräber. Aus einem stammt das Steinbeil (Abb. 9). Der Nachbarhügel enthielt, ein frühbronzezeitliches Begräbnis, Randbeil und Dolch. Das Steinbeil (kein Silex) ist ganz geschliffen, aber dadurch auffallend, daß es im Gegensatz zu den meisten Beilen des Niederrheins einen fast rechteckigen Querschnitt hat und an den Typus der nordischen breitnackigen Beile erinnert.

Die Lanzenspitzen von Altenrath und von der Lippe, der verzierte Stein vom Vorgebirge bei Brühl, das Steinbeil von Opladen bei Köln, der Feuersteinkratzer von Lohmar sowie das Steinbeil von Siegburg weisen also insgesamt auf den Norden hin, haben mit dem Nordkulturkreis Zusammenhang und lassen erkennen, daß nordischer Einfluß — also nordische Bevölkerungselemente in der späteren Stein- und Bronzezeit am Niederrhein anzunehmen sind.

2.

Aus einem Hügelgrab von Hünxe a. d. Lippe, in der Nähe von Dinslaken und Wesel, besitzt das Kölner Museum eine Feuersteinklinge mit etwas zugearbeiteter Spitze (Abb. 3). Das Gerät bietet an sich nichts Besonderes. In demselben Hügel jedoch fand sich eine an beiden Rändern sorgfältig zugeschlagene Spitze (Abb. 2). Der Querschnitt dieses Gerätes ist fast halbkreisförmig. Auf der Oberfläche ist diese Spitze, welche sich durch die der Spitze gegenüberliegende Seite als Bruchstück eines größeren Gerätes erweist, sanft zugeschliffen. Auf dem Grabfeld von Hünxe finden sich Hügel mit Schnurgefäßen und früh- bis mittelbronzezeitliche Hügel. Die Mehrzahl gehört der ersten Eisenzeit an.

Bei den Armierungsarbeiten vor Köln 1914 kam bei Rodenkirchen ein Grab zum Vorschein, von dem die Steinbeigaben (Abb. 5, 6, 7, 8) gerettet wurden. Ob Gefäße vorhanden gewesen, konnte nicht festgestellt werden, da bei Mitteilung an den Berichterstatter die Arbeiten schon sehr viel weiter vorgeschritten waren, und die Soldaten keine Auskunft darüber machen konnten.

Der Fund besteht aus einem kleinen Kratzer (Abb. 7), einem kleinen Beilchen mit etwas angedeuteten Seitenflächen (Abb. 8) aus Rosenquarz, einer etwa 20 cm großen, leider mit der Hacke beschädigten Doppelspitze aus Feuerstein mit sehr sorgfältig bearbeiteten Kanten (Abb. 6). Das fehlende Stück wurde nicht geborgen. Es ist dies eine von den Doppelspitzen aus Feuerstein, wie sie auch sonst in Süddeutschland, besonders in Pfahl-

Digitized by Google

bauten gefunden worden sind, welche der frühesten Bronzezeit angehören. Abb. 5 zeigt uns das vierte Gerät dieses Grabes, auch eine Doppelspitze aus Feuerstein mit fein bearbeiteten Rändern; aber hier ist die Oberfläche, gerade wie bei dem Stück von Hünxe, zugeschliffen. Das sind die bis jetzt bekannten Pfahlbauten-Spitzen ähnlichen Form und Bearbeitung nicht.

Abb. 1 zeigt ein mit der Spitze aus dem Hügelgrabe von Hünxe fast übereinstimmendes Gerät, auch wie dieses das Bruchstück eines größeren, einer Doppelspitze; Querschnitt und Schlifffläche sind auf beiden dieselben.

Dieses Gerät, im Kölner Museum aufbewahrt, stammt aus Roches-de-Gondand (Dordogne, Frankreich) und ist mit einer Sammlung neolithischer Steingeräte von da erworben. Fundumstände sind nicht bekannt. Auch im Museum von Weimar befindet sich ein gleiches Stück, das nach Mitteilung des Herrn stud. Stampfuß von ihm nach der Tagung in Cöthen entdeckt wurde. Seine Herkunft ist der Pfahlbau von Champigny.

Die Zeitstellung des Grabes in Hünxe und des von Köln-Rodenkirchen wird durch einen Fund Holwerdas festgelegt. Dieser Forscher berichtet in den „Mededeelingen" von der Untersuchung eines Hügels in der Veluwe (Holland). Dieselbe ergab einen Zonenbecher und dabei eine Doppelspitze aus Feuerstein (Abb. 4) mit scharf gearbeiteten Rändern und geschliffener Oberfläche. Das Grab gehört dem Spätneolithikum an, und demgemäß sind alle diese Funde in dieselbe Zeit zu versetzen. Die Doppelspitzen mit geschliffener Oberfläche — die einzigen bisher bekannten Feuersteingeräte außer Beilen und Meißeln mit Schlifflächen — sind also dem Ende des Neolithikums, der Kupferzeit zuzuweisen und dürften zu einem besonderen Zweck, vielleicht zu Kultzwecken, gedient haben.

Eine genaue Durchsicht der Bestände unserer Museen wird wohl noch weitere derartige Geräte ans Tageslicht fördern. Im Bonner Provinz-Museum liegt das größte derartige Stück aus dem Gebiet der Festung von Urmitz, wo ja bekanntlich auch eine Anzahl Schnur- und Zonenbecher gefunden wurde.

Die Stücke lassen deutlich erkennen, daß sie nicht aus zersprungenen Beilen gefertigt sind.

Was nun die Herkunft dieser geschliffenen Steinspitzen angeht, so ist diese entschieden nicht im Norden, sondern im Westen zu suchen. Von den bisher bekannten 6 Stück: Köln, Hünxe, Veluve (Holland), Urmitz, Roches de Gondand (Südfrankreich), Champigny (Südfrankreich) stammen zwei schon direkt aus dem Südwesten und auch die Kölner, Hünxer und Urmitzer Stücke sind aus dem bekannten, blondbraunen Feuerstein gefertigt, wie er zur Genüge für Frankreich belegt ist. Mit den Glockenbechern hängen diese Dinge zusammen und dieselben werden mit der aus dem Westen an den Rhein vordringenden Glockenbecher-Kultur bei uns eingewandert sein.

Zum Schluß sei noch eine 21 cm lange Feuersteinklinge mit leicht zugearbeiteter Spitze vorgeführt (Abb. 10). Sie kam in zwei Teile zerbrochen an verschiedenen Stellen eines Hügelgrabes zum Vorschein, wird also beim Begräbnis mit Absicht in diesen Zustand versetzt und dem Toten so beigegeben sein. Das Grab war ein flacher Hügel und barg einen Hocker, der vollständig vergangen war.

Mit anderen spätstein- und bronzezeitlichen Hügelgräbern lag dieses Grab im Königsforst bei Köln. Übereinstimmende Funde sind aus Frankreich ebenfalls bekannt, genau gleich, auch Hügelfund, Sinsheim, s. Wagner, Fundstätten II, S. 354.

Digitized by Google

Zusammenfassend ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß im Spätneolithikum und der frühen Bronzezeit nordische und südwestliche Kulturelemente sich am Niederrhein vereinigt haben, welche hier eine Bevölkerung schufen, die besonders während der Bronzezeit als eine Mischung dieser beiden Kulturen zu betrachten ist, was der folgende Vortrag noch deutlicher beweisen wird.

Es sind die beiden bekannten Gruppen der Glockenbecherkultur und der Schnurkeramik; die letztere führt ja öfter nordische Dinge.

Im übrigen ist auch ein unmittelbarer Einfluß von Norden möglich. In Holland gibt es Gräber der jütländischen Einzelgräberkultur — Tassen mit aushängender Lippe in Cardiumtechnik, Äxte u. a. S. Nils Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden.

Digitized by Google

Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit.

Von E. Rademacher, Regierungsbaurat, Köln.

Hierzu Tafel V—XIII.

A.

Abkürzungen: STZ Steinzeit; KZ Kupferzeit; BZ Bronzezeit; HZ Hallstattzeit; LTZ Latènezeit; BZ 1, 2, 3, 4 sind die Stufen der süddeutschen Einteilung; BZ Periode I bis V die der norddeutschen (nach Kossinna). Dm Durchmesser; H Höhe. Literatur-Angabe am Schlusse.

B.

Da die Arbeit erst nach der Tagung in Cöthen niedergeschrieben wurde, war es mir möglich, einige Bemerkungen, die die Aussprache zu meinem Vortrage veranlaßten, in die Darstellung aufzunehmen. Es sind dies die folgenden:

Herr Geheimrat Kossinna: Wie ist das Verhältnis der rheinischen Mehrener Stufe und ihrer Wendelringe zu den weiter östlich liegenden thüringischen und anderen Funden? Und weiter: Ich bin der Ansicht, daß es sich bei den im Lichtbild gezeigten germanischen Funden von Diersfort u. a. nicht bloß um germanischen Einfluß, sondern um unmittelbare germanische Einwanderung handelt.

Herr Prof. Paape: Hat sich der besprochene Rückzug der Kelten aus dem Rheinland nach Westen reibungslos abgespielt, oder sind Spuren von Kämpfen vorhanden?

C.

Inhaltsübersicht.

1. Historisches, Geographisches, die Hügelfelder, die Hügelanlage.
2. Spät-STZ mit Brand und Bestattung, die KZ, die Hügelgräber BZ, Kerbschnittkeramik.
3. Brandflachgräber der Urnenfelderbevölkerung am Ende der reinen BZ, starker Einfluß auf die Hügelbauer.
4. Entstehung der Frühstufe der HZ, Kerbschnittkeramik. Mittelstufe. (2. u. 3.), Einfluß vom Oberrhein, bemalte Gefäße, Verblassen der Typen.
5. Vordringen der Germanen von Nordosten. Die Mehrener Stufe der Hügelgräber, ihre Ausbreitung und Herkunft, die Wendelringe. Die niederrheinische Spät-hallstattstufe.
6. Anzeichen der LTZ. Abbrechen der Hügelreihe. Einmarsch der Germanen bis an die Linie Andernach-Eschweiler. Die LTZ südlich davon.
7. Übersicht und Folgerungen. Einheitlichkeit der gesamten Hügelreihe. Kultureinfluß und Wanderungen. Kelten und Urkelten. Ihre Züge nach Süden und Westen. Die Germanen am Rhein.

1.

Im Mannus IV, Heft 3 berichtete Direktor C. Rademacher-Köln über die Chronologie der niederrheinischen HZ aus dem Gebiete zwischen Sieg und Wupper. In Weiterführung dieser Arbeit erscheint die

Digitized by Google

vorliegende chronologische Untersuchung, die ihr Gebiet so weit ausdehnt, als es zum Verständnis der eigenartigen Verhältnisse am Niederrhein nötig ist. Seit Bestehen des vorgeschichtlichen Museums zu Köln ist eine unserer Hauptaufgaben die Auseinandersetzung mit den gewaltigen Hügelfeldern unserer Heimat gewesen. 1910 konnte ich zum ersten Mal die Chronologie der HZ besprechen (Anthropol. Korr.-Blatt 1910); 1912 erfolgte die erste genaue Bearbeitung und heute kann ich — wenigstens annähernd — eine Chronologie der Hügel von der Spät-STZ, durch die ganze BZ und HZ geben. Vieles Neue ist seit 1912 der rastlosen Arbeit des Kölner Museums verdankt; hoffen wir, daß auch andere rheinische Museen mit uns tatkräftig arbeiten, denn es bleibt noch sehr viel zu tun!

Der Niederrhein ist wohl unstreitig die hügelreichste Gegend Deutschlands, was allerdings zum großen Teil an der Lage der Hügelfelder auf unfruchtbaren Geländestrecken liegt. Die Karte Taf. 1, die ganz auf den persönlichen Beobachtungen des Direktors C. Rademacher-Köln, des Direktors J. Rademacher-Krefeld, und meinen eigenen beruht, gibt zum erstenmal eine Vorstellung von der Menge der Hügelfelder. Über 80 — nur große! — sind verzeichnet. Viele davon hatten und haben noch über 1000 Hügel. Manche sind aber auch heute schon verschwunden. Bezüglich der Menge der Hügel kenne ich nur ein Beispiel: Als Napoleon III. für sein Cäsar-Werk Alesia suchte, brachte er an zwei Orten, die sich als das alte Alesia bezeichneten, die Bodenforschung in Gang: In Alaise und Alise-St.Reine (Côte-d'or). In dem letzteren fand man das alte oppidum der Mandubier, bei dem ersteren aber viele Tausende der HZ und LTZ angehörige Hügel, die man zunächst für die Begräbnisse der Toten des Verzingetorix hielt. S. Déchelette, Manuel II, 3 S. 958; (vgl. auch O. Tischler).

Unsere niederrheinischen Hügel sind seit langem bekannt. Schon 1833 beschrieb sie Dr. Jansen aus Arnheim als germanisch; ihm folgte 1868 Schaaffhausen in den „Bonner Jahrbüchern"; 1893—98 C. Rademacher mit gründlichen Untersuchungen in den „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde"; in den „Bonner Jahrbüchern" 1900. Die letzteren Funde befinden sich in den Museen von Berlin und Bonn. Seit 1907 besteht das Museum zu Köln und seine großen Reihen von den Hügelfeldern sind weitaus die bedeutendsten. Die Frühstufen, von der Spät-STZ, KZ, BZ bis zur ersten Hallstattstufe einschließlich, sind nur in Köln zu studieren. Ebenso wieder die niederrheinische Brandhügelgruppe der 4. Hallstattstufe. Weitere Museen sind noch Bonn und Trier (Prov.-Museen), Crefeld, Kevelaer, Wesel, Dorsten, Dortmund und das Rijksmuseum zu Leiden für die Vorkommen in Limburg und Nordbrabant, schließlich das Musée Cinquantenaire zu Brüssel für den belgischen Teil.

Seit dem letzten Bericht 1912 hat die Tätigkeit des Kölner Museums manches Neue erbracht und die damals aufgestellte Chronologie durchaus bestätigt. Falsch war damals das Mannus IV, S. 208 über einen Einfluß der späten rheinischen HZ auf die nordische Eisenzeit Gesagte. Genauere Feststellungen haben auf das deutlichste gezeigt, daß es genau umgekehrt war: Die nordische frühe Eisenzeit hat die rheinische Spät-HZ sehr stark beeinflußt. Ebenso irrig war unsere damalige Annahme, daß die rheinische Spät-HZ Einwirkungen aus dem Westen (Nordfrankreich) verriete. Wie sich die Funde mehrten, war immer genauer festzustellen, daß die betreffenden Dinge in der Champagne der ganz voll entwickelten Marnekultur angehörten, also

Digitized by Google

jünger sind als die unsrigen. Es ist also durchaus kein Kulturstrom im 6. Jahrhundert vor Chr. von Ostfrankreich in das Germanengebiet gegangen, sondern genau umgekehrt!

Sehr Wichtiges brachten Grabungen mit sorgfältig beobachteten Bodenaufschlüssen, — es ist sehr schwierig, auch einfache Hügel völlig einwandfrei auszugraben! — so daß wir jetzt auch über die Hügelanlage einiges wissen.

Das Bedeutsamste war die überall sich ergebende Erkenntnis, daß die Hügelfelder als Gesamtheit aufgefaßt werden müssen, daß sie von der Spät-STZ durch KZ, BZ bis zum Ende der HZ reichen und eine eigene Gruppe bilden, die sich besonders in der mittleren und späten HZ auszeichnet: Die niederrheinische Brandhügelgruppe, die ethnologisch von 2000—500 eine bodenständige Bevölkerung mit einer Einwanderung um 1000 belegt.

Unsere Grabhügelfelder liegen so ziemlich alle auf den niedrigen Terrassen, die die Kölner Bucht, das Maas-, Niers- und Lippetal begleiten. Die Höhen dieser Terrassen — Hardten oder auch Haardten genannt — schwankt zwischen 2—8 m über der anstoßenden Talebene. Die Hardten sind teils die Ausläufer von Bergzügen, wie von Eifel- und Sauerland, dann auch wirkliche diluviale Niederterrassen, wie in der Kölner Bucht und Niederrhein, dann auch Dünen im Endmoränengebiet der großen Vereisung von Krefeld, Hüls, Kamp.

Sie bestehen alle aus feinem, gelben, diluvialen Sande, der völlig durchlässig ist und nichts Organisches sich erhalten läßt. Alle sind sehr unfruchtbar und tragen noch heute fast nur Heiden und Kiefernwald und darin liegt der Grund für die Erhaltung sovieler Hügel bis auf den heutigen Tag. Fast alle haben schöne Fernsichten. Die Karte Taf. 1 zeigt die Lage der großen Felder zu den Flußläufen und den Haardten. Deutlich ist vor allem die Lage am Rande der Wald- und Heideterrassen. Die Siedlungen müssen wir danach am Rande der Terrassen in den Tälern suchen, wo sich verschiedene gefunden haben (Lohmar und Roisdorf) und wo auch heute noch die Ortschaften liegen. Der Grund zu dieser Ansiedlung ist klar: Das Tal hatte guten Ackerboden, die Haardt hatte Wild und stellenweise auch Weide. Wir müssen also, wie ja eigentlich selbstverständlich, für die Erbauer unserer Hügel eine Bevölkerung annehmen, die Ackerbau, Viehzucht und Jagd trieb. Auf ausschließliche Ackerbau- oder Jagd- oder Hirtenvölker weist nichts an der Siedlungsweise hin. Genau so war es, als in der Spät-HZ die Bewohner durch die Germanen nach Süden zusammengedrängt wurden. Da wählten sie sich mit Vorliebe die waldfreien Hochgebiete und auch Täler der Eifel, des Hunsrücks, die genau dieselben Lebensbedingungen boten. Dieser Siedlungsweise entsprechend führen große und uralte Wege beiderseits des Rheins an den Terrassen entlang, rechts der Mauspfad, links der Hellweg, die noch auf lange Strecken erhalten sind und noch weiter festgestellt werden müssen (s. Mannus IV, Taf. auf S. 214).

Weniger beliebt war das eigentliche Rheintal, doch ist eine Kette von kleineren Hügelfeldern — hier sind oft die Hügel abgetragen — auf hochwasserfreiem Gebiet längs des Rheinlaufs festgestellt. Jedenfalls war aber die Rheinebene wegen der Überschwemmungsgefahr, die ja bei dem damals ganz unverbauten Strom sehr viel größer war als heute, nach Ausweis der Funde erheblich leerer. Als die Franken unser Gebiet aufteilten, legten sie aus denselben Siedlungsgründen eine fortlaufende Kette von Edelhöfen längs der Terrassen an, die sich bis heute erhalten hat.

Bemerken muß ich, daß ich mich mit dieser siedlungstechnischen Ansicht im Gegensatz zu Prof. Schumacher-Mainz befinde, der in seiner Siedlungs-

Digitized by Google

und Kulturgeschichte der Rheinlande, I, Mainz 1921 verschiedene Bevölkerungen nach Ackerbauern, Hirten und Jägern unterscheidet.

Als Grund für meine abweichende Ansicht kann ich hier nur folgendes hersetzen. Da wir bei dem Mangel an Wohnplatzfunden auf die Gräber angewiesen sind, bleibt uns nur der Schluß übrig: Solange sich die Grabplätze und die Grabsitten nicht ändern, müssen wir auf Dauer der Bevölkerung schließen, und damit auch auf gleiche Siedlungsweise. Dieser Schluß wird bewiesen durch die Änderung beider bei der Einwanderung der Urnenfelderleute vor 1000 und ebenso der Germanen. Dazu kommt noch, daß sich der Grabbau in den Hügeln als eine fortlaufende Entwicklungsreihe ergibt, wie später dargetan werden wird. Stimmt also meine Annahme, so müssen die Grabfelder von Anfang bis Ende — von 2000—500 — alle Stufen aufweisen. Und das ist tatsächlich der Fall. Wo wir eins der großen Felder genau untersuchten und alles zusammentrugen, was literarisch bekannt und an Funden zum Vorschein gekommen ist, da stellte sich das immer und immer wieder heraus. Natürlich kann dazu nie ein kleineres Feld von etwa 100 Hügeln herangezogen werden — man bedenke, daß zu seiner Anlage nur eine kurze Zeit notwendig war — sondern nur die ganz großen. Und da scheint es mir, daß unsere großen Felder von 1000 und mehr Hügeln ein sichereres Ergebnis liefern können als kleine Gruppen, wie sie weiter südlich am Mittel- und Oberrhein allein sich erhalten haben.

Übrigens ist diese Kontinuität der Belegung der Felder überall am Rhein festzustellen. Sie äußert sich z. T. in den sehr zahlreichen Nachbestattungen, die auch bei uns zuwege brachten, daß man die flachen, großen, frühen Hügel nicht von den kleineren der HZ unterschied. Solche Fälle wären nach Hunderten aufzuzählen. Man sehe im Museum Bonn die alten Ausgrabungen vom Hunsrück und Taunus (Dorow), wie neben den Hallstatt- und Latènefunden friedlich Rand- und Absatzbeile, Nadeln mit geschwollenem Hals, früher Kerbschnitt u. a. m. liegen. Man vergleiche ferner dazu Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte, S. 92, 93, wo solche durchgehende Fundreihen von 2000 bis 500 von Muschenheim, Lindener Mark (Gießen), vom Taunus und Westerwald angezeigt sind. Man vergleiche ferner: Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, II, S. 353 ff. Die Grabhügel von Sinsheim.

Auf der Karte habe ich diese verschiedenen Zeiten nicht angegeben, da sie vorerst noch ein falsches Bild ergeben würden. Für die rechts- und linksrheinischen Felder in der Kölner Gegend ist die Liste schon vollständig genug. Je weiter wir aber von unserem nächsten Arbeitsfelde uns entfernen, desto weniger Frühes ist bis jetzt vorhanden. Dazu kommt, daß sehr häufig die frühen Hügel gänzlich ohne Beigaben sind, so daß nur eine richtige Ausgrabung mit Hilfe der Grabanlage Aufschluß bringen kann. Und daran fehlt es bei der Menge der Hügel noch sehr.

Als Ersatz für diese Einzeichnung sei in der folgenden Tabelle für einige der großen Felder diese Kontinuität von 2000—500 nachgewiesen. Die Funde sind in Köln (und Kevelaer).

Belegung niederrheinischer Hügelfelder.

1. Roisdorf: Sämtliche H-Stufen, Schachtgrubenhügel mit BZ 2/3 (Taf. 5 A 13/4), Zonenbecher und einmal Rössen mit Brand.
2. Brühl: H-Stufen, viele Schnurzonenbecher.
3. Wahn: Sämtliche H-Stufen, Kerbschnitt der BZ 4, Tüllenbeil, Fingerdoppelspirale (Taf. 5 B 11), frühes Randbeil, Schnurzonenbecher?.

Digitized by Google

4. Altenrath: Sämtl. H-Stufen. Schnurzonenbecher, kupferzeitl. Pfeilspitze, BZ 4?.
5. Königsforst: Spät-NTZ, Messer (Taf. 5 A 18), liegende Hocker mit Bronzeperle, BZ 3/4, alle H-Stufen.
6. Jddelsfelder Haardt: Spät-NTZ mit Palisadenstellung (Taf. 3, 2), sämtliche H-Stufen.
7. Opladen: H-Stufen, BZ 3 mit bombenbödigen Gefäßen (Taf. 6 A 3—6), Brandhügel mit Randbeil und Dolch (Taf. 5 A 15/16); Schnurkeramik.
8. Köln, Sühlingen: Sämtl. H-Stufen, BZ 3 (Taf. 6 A 7), Glockenbecher, Zonenbecher.
9. Köln, Marienburg: Steinbeile, frühes Randbeil, H-Stufen.
10. Bruckhausen: H-Stufen, BZ 2 (Taf. 5 B 6, 7, 12, 13, 18, 19, 20, 21), Schnurzonenkeramik.
11. Marlerheide b. Dorsten: Schnurbecher und H-Stufen.
12. De Hamert: Wie 11.
13. Kevelaer: KZ (Taf. 5 A 6), BZ 2 (Taf. 5 B 1), BZ 3 (Taf. 6 A 2), H-Stufen.
14. Beeck: Randbeil, H-Stufen.
15. Riethoven: BZ 2 (Taf. 5 B 2), BZ 3 und 4 (Taf. 6 A 1 und B 1).

Ebensolches ist in der Lippegegend festzustellen. Das Museum Dortmund zeigt vom Schnurbecher an bis zu schlechten, bauchigen H-Gefäßen aus HZ alle Stufen.

Im ganzen ist klar, daß der weniger zahlreichen, oft weitverstreuten Belegung der Felder in der Frühzeit (bis H 1) eine dichtere von da an folgte, die manchmal dasselbe Feld nochmals belegte, manchmal auch diese ältere Gruppe mehr an einem Ende ließ. In H 4 nimmt die Zahl der Hügel schon sehr ab.

Um eine Vorstellung von diesen Verhältnissen zu geben, sei hier ein ganz kurzer Fundbericht einer der letzten Grabungen (Frühjahr 1924) auf Kölner Gebiet gegeben. Die Hügel ließ ich in wagerechten Schichten sehr vorsichtig abtragen, was, da sie klein waren, keine Schwierigkeiten machte. Die untersuchte Gruppe ist ein älterer Teil eines unmittelbar anschließenden großen Hügelfeldes mit H 1—3.

Hügel 1. Dm 8 m, h 25 cm. In Mitte 40 cm tief Asche mit kleinen Holzkohlenstücken, die sich in schwärzlicher Schicht nach Westen tiefer zog. In 50 cm Tiefe begann graue Schicht O—W 1,10 m, N—S 1,20 m breit. Die obige schwärzliche Schicht zog sich durch die graue, enthielt in 50 cm Tiefe einige größere H-Scherben, Kohle, 2 Eisenstückchen und führte im SW zu einer Nachbestattung (HZ) ohne Urne. Knochennest 70 cm tief (unter Hügelmitte 95 cm). Anscheinend haben die H-Leute die ältere Bestattung nicht stören wollen. Die graue Schicht war flach muldenförmig und erreichte in der Mitte 1,10 m Tiefe. Darin die beiden Hälften der schönen, 22 cm langen, vorn gespitzten Feuersteinklinge (Taf. 5 A 18). Sicher Bestattung in Hockerlage, obwohl sich in der schwach grauen Schicht nichts mehr abhob.

Hügel 2. Dm 10 m, h 33 cm. Etwa Mitte in 60 cm Tiefe graue Schicht 120 cm lang, im S 30 cm, gegen N 75 cm breit. Schwach. 10 cm tiefer, völliger Umriß eines liegenden Hockers mit sehr stark angewickelten Beinen. Lag NS, Kopf nach S, Gesicht nach O. Größte Tiefe der Grube 86 cm. Unregelmäßig mit etwa faustgroßen Kieseln eingefaßt. Um den Hocker bis an die Grubenwand rötliche Erdfärbung. Bei Hocker (Schoßgegend) 3 mm starke Bronze- (oder Kupfer?)-Perle. Längs Brust Reihe von Steinen.

Hügel 3. Dm 8 m, h 20 cm. Etwa Mitte 40 cm tief H 1 Nachbestattung in 70 cm Dm haltender Grube. Zerschlagenes und im Feuer gewesenes H 1-Gefäß. Darunter in 50—60 cm Tiefe dunkle Schicht. 2 m lang, 1 m breit, NS, darin graue Schicht bis 20 cm, tiefer in der Mitte, muldenförmig. Schlecht abgezeichnet. Offenbar Hocker in sehr gestreckter Lage. Daneben — ganz frei — führte eine schwärzliche Schicht (Füllung eines ausgehobenen Loches) zu einer in 1,10 m Tiefe stehenden H 2-Urne mit verbrannten Knochen. Also: Hügel Spät-NTZ, Hocker ohne Beigabe, H 1 und H 2 Nachbestattungen in Gruben.

Hügel 4. Dm 16 m, h 44 cm. Etwa Mitte in 45 cm Tiefe erste Anzeichen von grauer Schicht. In 50—55 cm deutliche Umrisse eines Hockers mit ziemlich gestreckten Beinen. Lag NS, Kopf nach S, Gesicht nach O. Ohne Beigabe. Nur 10—15 cm stark (solches Zusammenfallen der Skelette zu 10 cm dicker Schicht ist oft beobachtet: Thüringen,

Digitized by Google

dann auch Champagne, s. Goury, Haulzy) — Hocker lag in 2,6 m langer, 1,2 m breiter Grube. Auf Boden der Grube Holzkohlenstückchen, desgleichen in der Grubenfüllung.

Hügel 5. Dm 8 m, H 20 cm. In Mitte 20 cm tief Oberfläche eines großen Steines 50 cm lang und 30 cm breit. Darum 5 weitere große Steine in 30—40 cm Tiefe. Regelmäßig um Mitte angeordnet, 1,40—1,60 m entfernt. Unter Mittelstein rundliche Grube 60 cm tief, 50 cm Dm, darin verbrannte Knochen, Kohle, Asche, Feuersteinbohrer. Die Kranzsteine waren in absichtlich hergestellte Löcher versenkt.

Hügel 6. Dm 9 m, H 20 cm. Etwa Mitte in 20 cm Tiefe Oberfläche eines 15 cm dicken, 30×35 cm großen Steines. Darum in fast regelmäßiger Verteilung in 1,50—1,60 m 3 Steine, 20—30 cm Größe, in 45—50 cm Tiefe, also wieder 25—30 cm unter dem gewachsenen Boden. Unter Mittelstein 70 cm breite, 75 cm tiefe Grube, darin Holzkohle, Scherben, Bronzenadelstück. Verbrannte Knochen fast alle auf einem Haufen in der Mitte. Scherben später BZ.

Hügel 7. Dm 18 m, H 65 cm. Hügel war durch seine hohe, gerundete Form als H-Hügel zu erkennen. 10 cm unter Mitte fanden sich Steine, die freigelegt eine mächtige Steinpackung in Dachform ergab, deren N-Dach von einem einzigen 90×70 cm großen, 40—30 cm starken Quarzitblock bestand, während die S-Seite aus doppelfaust- bis kopfgroßen Steinen gelegt war, die so aufgebaut und zum Teil geworfen waren, daß manche zersplitterten. Bis heute einziges Vorkommen in unserer Gegend. Unter dem Dach, das etwa 1,10 m lang war, 2 m im Dm haltenden Grube von 1,15 m größter Tiefe, in deren Mitte genau unter dem Dach, in 85 cm Tiefe die Urne als Knochenbehälter stand. Art flache Schale mit feinen Kammstrichen, H 3 oder H 4. Neben der Grube ein 50 cm tiefes, kleines Knochennest, Nachbestattung ohne Beigabe.

(Der Fundbericht ist sehr gekürzt, Zeichnungen, Aufmessungen, Photographien nicht beigegeben. Die Grabung besorgte Herr F. Springinsgut-Köln mit gewohnter Sorgfalt.)

Dieser Befund gibt ein Bild von der Art unserer Hügel, die fast ohne Beigaben die Frühzeit vertreten. Vgl. auch die Berichte von Remouchamps in Mededeelingen des Rijksmuseums Leiden 1923, über Grabungen in Hügeln bei Ermelo. Hier ist einwandfrei roter Ocker bei den Leichen der Spät-STZ beobachtet, was die auch bei uns bemerkte Rotfärbung des Bodens um den Hocker erklärt.

Aus der Tafel VI ergibt sich nun der Anschluß unserer niederrheinischen Hügel an die umgebenden Fund- und Kulturprovinzen. Die linke Hälfte stellt den niederrheinischen Grabhügelkreis zur Zeit seiner größten Ausdehnung und dichtesten Besiedlung dar. Frühe bis mittlere HZ. Für die verschiedenen Fundgruppen kann ich hier nur das Knappste geben und muß mich mit Hinweisen auf Museen und Literatur begnügen. Die Hügel im Lippetal bis zum Teutoburger Wald enthalten Schnur-, Schnurzonen- und Glockenbecher (Museen Dortmund und Dorsten, Bielefeld), bronzezeitliche Skelettbestattungen, meist ohne Beigaben, sonst mit Rand- und Absatzbeilen, Radnadeln u. a. m. Keramik fehlt. Mitt. Altert.-Komm. Westfalen 5, S. 405 und 6, S. 117, beide von Biermann, ferner 7, S. 16ff. von A. Stieren, dann Krebs, Die ersten Germanen im Süden des Osning, im 4. Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereins für Bielefeld und Umgebung 1914—1921. Weiter gibt es späte BZ und H 1 mit schönem Kerbschnitt (auch von Coesfeld bei Münster) ähnlich Taf. X A 1 und den bekannten keltischen, doppelseitigen Rasiermessern mit durchbrochenem Griff (Dortmund und Bielefeld). Ebendort zeigen die Museen die ersten bauchigen Formen der mittleren HZ. Damit hört hier die Reihe auf. Germanen dringen über den Teutoburger Wald und besetzen das obere Lippetal (um 900—800).

Der Niederrhein wird später behandelt. In Holland gibt es einige Felder rechts der Maas, die auf Karte 1 mit dargestellt sind — so das De Hamert bei Venlo, worüber Holwerda-Leiden eine besondere Schrift herausgegeben hat, die in ihrer Chronologie verfehlt ist, aber gute Abbildungen

Digitized by Google

dieses der späten HZ angehörigen Feldes enthält, das auch einen Hügel mit Schnurbecher ergab. Es zieht sich etwa dem Strich südlich der Maas entsprechend eine lange Reihe von berühmten Hügelfeldern durch Limburg und Nordbrabant. Weerth, Deurne, Mierlo, Valkenswaard, Riethoven, Baarle-Nassau, Alphen, die in Belgien mit den Feldern von Castelre, Grobbedonk, Wuestwezel, Neerpelt, Wavre, Court-St. Etienne das linke Maasufer begleiten, während rechts der Maas sich an die niederrheinische Hügelfelderreihe über On, Eprave, Gedinne, Louette-St. Pierre ebenfalls große Felder anschließen. Vgl. Schumacher, Die Hallstattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitschr., Bd. XI und XII, S. 166f. und derselbe: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, Mainz 1921, S. 106ff. In diesem Werke wird übrigens der Niederrhein weniger behandelt als der Mittel- und Oberrhein. Alle diese Hügel enthalten, wenn später als BZ 2, stets nur Brand bis in die letzte HZ. Die Keramik ist etwas verschieden von der in der Kölner Gegend, gehört aber zur gleichen Art. Bemalung gibt es viel in Köln, wenig in Duisburg (Wedau), ein Gefäß von Twisteden bei Kevelaer und eins aus der Eifel, das verschollen ist. Aus Holland und Belgien ist mir nichts bekannt. Holländische und belgische Funde in Leiden und Musée du Cinquantenaire in Brüssel, wo sich guter Kerbschnitt findet. Sonst gibt es noch bronzene und eiserne Hallstattschwerter.

Die früheste Gruppe der Hügel reicht in Holland bis an die Zuidersee (Veluwe). Auch spätsteinzeitliche oder frühbronzezeitliche Becher mit Bronzedolch kommen vor (Doorwerth). An Veröffentlichungen sind besonders die Mededeelingen, Leiden zu nennen, in denen die technisch ausgezeichneten Grabungen von Holwerda niedergelegt sind.

Im Süden scheint der äußerste Punkt dieses niederrheinischen Brandhügelkreises Haulzy am Zusammenfluß von Tourbe und Aisne zu sein. In der Ebene der Champagne findet sich nichts mehr. Haulzy hat wieder etwas besondere Keramik, die sich über Diedenhofen (Funde im Museum Köln) bis an den Taunus zieht. Vgl. E. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Germanengräber, Mannus 14, 1922, S. 192. Bezüglich Haulzy sei auf die Schrift von Goury hingewiesen (s. später). Haulzy hat auch von Mittel-HZ bis Spät-HZ (schon ein Fund — der südlichste Hügel — Früh-LT) dauernd Leichenbrand. Für Eifel, Hunsrück, Westerwald und Taunus sei auf Schumachers Siedlungs- und Kulturgeschichte hingewiesen, der mehrfach die Brand-Hügel bis H 2/3 erwähnt.

Die anstoßenden Salemer- und Koberstadter Kreise sind nach Schumachers Karte 7 in obiger Schrift eingezeichnet. Bis H 3 stimmt diese Karte, denn das Berühren von verbrennenden Hügelbauern mit den sonst durchaus begrabenden Koberstadtern ist in Höchst an der Nidder und an den Rändern von Taunus und Vogelsberg einwandfrei dargelegt. S. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte S. 102.

Mithin bildet der niederrheinische Brandhügelkreis für die frühe bis mittlere HZ eine geschlossene, in sich einheitliche, im Norden, Osten, Süden durch andersartige Kultur begrenzte Gruppe.

Die rechte Karte zeigt den Niederrhein in der Späthallstattstufe 600—500. Während die Salemer und Koberstadter Kreise ohne allzu große Veränderungen weiter laufen, zeigt der Niederrhein ein ganz eigenartiges, bewegtes Bild. Der Norden geht an die Germanen verloren (rot gestrichelte Linien mit Jahreszahlen auf beiden Karten). Im Süden: In den Berggebieten Eifel, Westerwald, Taunus und Hunsrück bildet sich aus Nordwärtsdringen südlichen H-Gutes, in der Hauptsache der Bestattung, und Eindringen von Germanischem

Digitized by Google

eine ganz eigentümliche Mischkultur heraus: Die von Schumacher so genannte Mehrener Stufe, deren besonderes Leitfossil der aus der germanischen BZ Periode V übernommene Wendelring ist.

Auf Tafel VI rechts ist diese Mehrener Kultur nach Schumacher, Siedl. und Kulturgeschichte Tafel 7 eingezeichnet. Man sieht, daß von dem eigentlichen Brandhügelkreise nur noch ein Streifen von Haulzy um die Eifel und das Venn herum nach Holland mit einem Vorsprung im Kölner Gebiet über den Rhein verbleibt. Kurz nach 500, als eben die ersten Anzeichen der LTZ beginnen, bricht die Hügelreihe nordöstlich der Linie Andernach-Aachen (Antwerpen?) vollkommen ab, so daß also hier die keltische Bevölkerung abzog und Germanen sich an die Stelle setzten.

Der Rest südlich davon geht in nicht bekannter Weise in der LT-Kultur auf, vielleicht ist er auch ganz abgezogen. Die Mehrener Stufe läuft in folgerichtiger und lückenloser Weise in die LT-Stufen über. Deutlich in den Museen Trier und Birkenfeld.

Über die Grabanlage unseres niederrheinischen Hügelkreises unterrichtet Tafel VII. Es ist von Wichtigkeit, daß sich jetzt eine echte Entwicklungsreihe für den inneren Bau aufstellen läßt. Erst den sorgfältigen Ausgrabungen von Kofler, Holwerda und dem Kölner Museum haben wir diese Kenntnis zu verdanken. Das typologisch älteste ist Tafel VII, 1: Ein vieleckiger Bau von vergangenen, zum Teil auch verbrannten Holzbalken, den Holwerda zu einem Kuppelbau nach Art der griechischen Schatzhäuser ergänzt, was meines Erachtens sicher falsch ist. S. Mededeelingen und Präh. Zeitschr. 4, S. 368. Darin liegt eine Mittelgrube, die bei fast allen Hügeln vorhanden ist, — nur ganz zuletzt in der HZ 2—4 steht die Urne gelegentlich auf dem gewachsenen Boden — die die Leiche oder den Leichenbrand enthält; anscheinend in Spät-STZ stets Hocker, in der BZ 2 auch gestreckte Skelette. Immer aber findet sich daneben Brand, der aus dem Kreise der mitteldeutschen Neolithik (Schnur und Rössen) übernommen ist. Später geht der Kreis vollständig zur Verbrennung über und von B 3 ab begegnen wir keinen Bestattungen mehr.

Die nächste Grabbauform ist Tafel VII, 2. Der feste Balkenbau lockert sich und es entsteht eine einfache, manchmal auch doppelte Reihe von Palisaden, die bis heute in Hessen durch Kofler bei Kranichstein mit 12 m Dm, bei Köln, Iddelsfelder Haardt — noch nicht veröffentlicht, und in Holland oft beobachtet ist. Vgl. Schuchhardt, Zeitschr. f. Ethnol. 40, 1908, S. 813 und die Mededeelingen. Sehr oft fehlen diese Einbauten ganz. Diese Palisaden verraten den Zweck dieser Holzbauten: Man baute aus Holz oder ausgeflochtenen Palisaden eine Ringmauer von geringer Höhe, füllte das Innere mit Erde und begrub dort in tiefe Gruben den oder die Toten (manchmal mehrere Nachbestattungen derselben Zeit). Diese Holzeinzäunung nun konnte verbrennen, vielleicht von Feinden angesteckt, was die sehr eigentümlichen Befunde von verbrannten Balken von Holland und Altenrath bei Köln erklärt, oder sie blieb bestehen, verfaulte und der Hügel bildete sich mit sanften Abfällen nach außen. Diese Hügel mit ihrer ganz flachen, oben oft ebenen Form unterscheiden sich von den H-Hügeln sofort.

Aus den Palisaden, die gelegentlich auch nur zum Schein: 5 Stück im Kreise (Holland), also nicht als Wand gesetzt werden, entwickeln sich große Steinkränze, VII, 3, die auch noch mit Schnurzonenbechern vorkommen (Altenrath). Sie werden enger und kleiner, VII, 4 — die Kränze und die Steine, aber noch in der späten BZ werden sie in Erinnerung an die Palisaden, unter die

Digitized by Google

Oberfläche des gewachsenen Bodens eingegraben (vgl. Fundbericht vorher). Ockerfärbung der Leichen ist erwähnt.

In der späten BZ tritt dabei zum ersten Male ein Deckstein über der Urne auf (s. Fundbericht) der sich in der HZ gelegentlich findet. Die Steinkränze entarten schließlich zu dem Hallstattvorkommen VII, 5, bei dem gelegentlich etliche faustgroße Steine fest um den Urnenfuß liegen. Die Zahl der Hügel mit solchen Einbauten nimmt von Anfang, wo sehr viele sie haben, bis in die HZ sehr ab.

Der Deckstein vergrößert sich gegen Ende der HZ gelegentlich zu einem Steindach (siehe vorher Fundbericht), das seinerseits an die Hausbestattungen der HZ (Dillingen) und noch mehr an die Hüttengrabsteine der Mediomatriker erinnert, die vielleicht aus solchen Bauten sich herleiten.

Die H 1-Hügel sind sehr klein und flach, die H 2-Hügel mittelgroß und gewölbt, die H 4-Hügel oft sehr stark aufgewölbt.

Für die Wertschätzung der Steinkränze und Steinpackungen ist hervorzuheben, daß der Niederrhein fast völlig steinleer ist.

Das ist in großen Zügen der Hügelbau. Der Leichenbrand kommt ziemlich sicher von Osten (Rössen) her. Der Hügelbau wird aus dem Megalithkreise stammen, worauf besonders die frühen Ringbauten weisen. Die meiste Ähnlichkeit haben unser frühen Hügel mit denen der Armorika (Bretagne und Normandie), bei denen der äußere Ringbau aus Lehm und die Zentralgrube in Steinbau erscheint, da dort die Gegend voller Steine ist. Diese vertritt bei uns das Holz und Holwerda hat in Holland hölzerne, sehr interessante Einbauten in der Mittengrube beobachtet (Mededeelingen). Desgleichen in Jddelsfeld; ganz neue Kölner Grabung. Die armorikanischen Hügel gehören derselben Zeit an, KZ bis frühe BZ und haben auch meist Brand. Sie gehören mit den rheinischen in eine große Gruppe, die bis zur Schweiz geht. Literatur: Déchelette II, 1, S. 142ff. und Anm. und 376. Originalveröffentlichung: Trésors armoriques, Rennes 1886.

Über den Vorgang bei der Anlage der Hügel aber sind wir bei allen vielfältigen Grabungen noch schlecht unterrichtet. Hier sind erst wenige Feststellungen bekannt, die außer auf Holwerda auf Untersuchungen durch Herrn Springensguth-Köln und mich zurückgehen. Hier kann ich vorläufig nur folgendes andeuten: Die Hügel sind oft aus Rasen- oder Haideplaggen zusammengesetzt, besonders die frühen; festgestellt in Holland und bei uns (Altenrath am deutlichsten). Viele sind aus einem Ringgraben aufgeworfen. Statt des Rundhügels kommt auch der Langhügel (wie die engl. long barrows) vor bis zu 100 m Länge bei 6 m Breite, darin oft viele Bestattungen, so Valkenswaard (Mededeelingen) und Jddelsfelder Haardt, Altenrath. Die Urne steht meist in einer ziemlich großen Grube, zu der ein Gang herabführt. So führte in Jddelsfelder Haardt ein 3 m langer Eingang vom gewachsenen Boden bis in 80 cm Tiefe, wo die Beisetzung in über 1 m breiter Grube erfolgte. In einem anderen sehr großen Hügel ebendort hatte diese Grube über 2 m Dm bei 1,20 m Tiefe unter dem gewachsenen Boden. Da ist ein Gang als Eingang ja eigentlich selbstverständlich. Sowohl in diesem Gang als auch in der Mittelgrube sind die Reste von kleinen Feuern gefunden: Kleine Mulden von 30—40 cm Dm und in der Mitte 10—12 cm Tiefe. Darin Holzkohle und Asche. Einmal lagen die Holzkohlenstücke noch im Stern, so daß man die Anlage des Feuers sah. Reste von irgendwelchen Opfern gab es darin nie. Ich sehe Weihefeuer darin. Tierknochen, verbrannte oder unverbrannte, wie in der südlichen HZ so oft, sind nicht gefunden worden.

Digitized by Google

Wichtig ist aber ein Fall: Eine große Bärenklaue, die durchbohrt ist und als Schmuck diente, von Altenrath.

2.

Hügelgräber der Stein- und Bronzezeit.

Die niederrheinischen Hügelfelder beginnen mit Gräbern der spätsteinzeitlichen Becherkeramik. Einmal ist ein typisches, großes Rössener Gefäß beobachtet worden (Roisdorf). Schon vorher, zur Zeit der westeuropäischen dünnackigen Feuersteinbeile, dringen diese über unser ganzes Gebiet bis zum Teutoburger Wald vor. S. Nils Aberg, Das nordische Kulturgebiet, Karte VIII. Einige Funde liegen sogar nordöstlich davon. Andererseits dringt die germanische Megalithkultur auch in das obere Lippetal ein: Seeste, Beckum, Coesfeld. (Schumacher, Siedl.- und Kultur-Gesch., S. 195.)

In der späten STZ überlagert den ganzen Niederrhein eine Mischung von Glockenbecher- und Schnurkeramik. Es finden sich die echten Glockenbecher, Schnurbecher und die aus beiden entstandenen Schnurzonenbecher. Die eigentlich mitteldeutsche Form des Schnurbechers gibt es bis jetzt nicht. Tafel IX A 3 zeigt den Glockenbecher von Fühlingen bei Köln, dem ich nur einen aus der Gegend von Paderborn (s. Kossinna, Mannus 5, S. 34, Hügel?) und einen nicht ganz sicheren aus Aachen zur Seite stellen kann. Die häufigeren holländischen Becher sind anders und klingen an englische Funde an. Der Schnurbecher in der einfachen Form, Taf. IX A 1 ist sehr häufig und findet sich in großer Zahl in der Siegburger Gegend, den Testerbergen bei Bruckhausen, im Lippetal; linksrheinisch auf dem Vorgebirge und in der Maasgegend bis Holland. Ebenso ist der Schnurzonenbecher — ohne Schnurornament — häufig: IX A 2 von Altenrath, IX A 4 von Andernach (Hügel?) dann vom Blömkeberg bei Bielefeld (Kossinna, Mannus 5, S. 35). Die Becher begleiten: Armschutzplatten IX A 7 von Mechernich, Kratzer IX A 8 von Lohmar bei Siegburg, schöne Feuersteinpfeilspitzen IX A 10 von Altenrath bei Siegburg. Von ebendort eine nordische Lanzenspitze aus grauem skandinavischen Feuerstein. Ein zweites nordisches Stück — eine schöne Lanzenspitze — befindet sich im Kölner Museum aus Hamm (Westfalen). Der Pfeilstrecker IX A 12 stammt mit 2 Zonenbechern aus Roisdorf. Das Schiefergerät IX A 9 ursprünglich ein mit Tannenzweigmuster verzierter Zylinder wie Taf. VIII, 13 stammt mit einem Schnurbecher wie IX A 1 aus einem Hügel bei Brühl. Das Stück Taf. VIII, 13 ist aus Fünen und bis heute ohne Gegenstück. Die spanischen Steine aus der Palmella-Stufe, auf die G. Wilke hingewiesen hat, sind anders. Vgl. den Vortrag C. Rademacher, Neuartige Steingeräte der niederrheinischen Hügelgräberkultur. Wichtig ist dann noch die Gruppe von großen und schönen Steingeräten, Taf. IX A 13, 14, 15, 17, 18, 19. IX A 18 hat ein genaues Gegenstück in Sinzheim; Wagner, Fundstätten II, 353. Die großen Doppelspitzen sind auf der Oberseite angeschliffen. 14 stammt von Bruckhausen, 15 zusammen mit 16, 17, 20 von Köln, 19 von Hanendorp-Holland. An Bezugstücken ist eines von Roches-de-Gondand, Dordogne, Südfrankreich im Kölner Museum anzuführen, ein zweites aus dem Pfahlbau von Champigny im Museum Weimar (Mitteilung von H. stud. arch. Stampfuß). Diese geschliffenen Doppelspitzen sind aus französischem Feuerstein gearbeitet. Sie weisen zusammen mit den Glockenbechern nach dem Südwesten, wie die nordischen Dinge mit der Schnurverzierung und dem Brand in den Hügeln nach dem Osten und Norden zeigen. Übrigens ist die Schnurkeramik wahrscheinlich vom Maintal von Süden zum Niederrhein gekommen (Schumacher,

Digitized by Google

Siedl.- u. Kulturgesch.). Für die holländischen Vorkommen aus der Veluwe vgl. Mededeelingen.

Mit dieser kurzen Übersicht sind die beiden Kulturströmungen, die unsere Bevölkerung der Spät-STZ ausmachen, genügend angedeutet. Der westeuropäische Kreis und die mitteldeutsche Schnurkeramik, verstärkt durch nordische Elemente haben am Niederrhein eine Mischung entstehen lassen, die die Grundlage auch für die bronzezeitliche Bevölkerung abgibt.

Langsam und unmerklich geht diese Kultur, die ja schon zum Teil der KZ angehört, in die BZ über. Becher mit Dolchen von Doorwerth (Holland) wurden schon erwähnt. Kupferzeitliche Metallfunde fehlen noch, wie ja überhaupt die Hügel jetzt arm an Beigaben sind, meist sogar ganz darohne. Merklich aber ist dieser Übergang an den Bechern. Tafel IX A 5 und 6 zeigen späte Formen. 5 von Nymegen mit schlechter (falscher) Schnur und 6 von Kevelaer mit Zonenverzierung. Der Hals ist ein echter, gerader Trichterrand, deutlicher Schulterabsatz ist vorhanden, und darunter baucht sich das Gefäß breit zu dem weiten Fuß ab, ganz anders als die früheren Becher mit schlankerem Fuß.

Frühbronzezeitliche Hügel mit Hockern (s. Fundbericht) sagen das übrige. Von der sog. Adlerbergstufe Süddeutschlands — Hocker in Flachgräbern mit Rudernadeln u. a. — hat sich noch nichts am Niederrhein gefunden. Einzelfunde — nicht aus Hügeln — Flach- und Frührandbeile zeigen, daß die frühe BZ wohl vertreten, aber in Hügeln noch nicht gefunden worden ist.

Diese Dinge leiten über zur BZ der Hügelgräber. Tafel IX B zeigt die gefundenen Typen. Neu und besonders wichtig ist der Nachweis früher Kerbschnittkeramik in den Hügeln des Niederrheins. IX B 1 zeigt einen kerbgeschnitzten Trichterrandhenkelkrug, ganz genau wie die süddeutschen (Altert. d. heidn. Vorzeit V, Taf. 32 u. 40) und IX B 2 einen Henkelbecher ebenso wie Süddeutschland (Altert. d. heidn. Vorzeit V, dieselben Tafeln). Der Trichterrandkrug stammt aus Kevelaer und befindet sich im Kölner Museum. Erhalten ist nur der Rand mit dem Henkel. Diesem gegenüber hat der Rand zwei Durchbohrungen rechts und links von der senkrechten Kerbschnittreihe. Es ist ganz tief geschnittener Kerbschnitt. Über die Form des fehlenden Unterteils kann ein Zweifel nicht bestehen. Der Henkelbecher stammt aus Riethoven, Nordbrabant, Holland. Bericht in d. Mededeelingen. Der Nachweis des Vorhandenseins dieses frühen Kerbschnitts am Niederrhein ist von größter Bedeutung. Wie in der Spät-STZ zwischen dem Niederrhein und dem Mittel- bis Oberrhein wenig Unterschied ist, so stellt sich jetzt auch für die frühe BZ bei uns genau dasselbe Bild heraus. Von einer Verödung, die verschiedentlich angenommen wurde, kann keine Rede sein, das wird die Zukunft sehr bald erbracht haben. Daß die erste Stufe der BZ noch fehlt, ist sehr schade, aber es läßt sich schon sagen, was wir zu erwarten haben. Die für die keltische BZ charakteristische Kerbschnittkeramik (s. den besonderen Abschnitt darüber) stammt mit Technik und Ornament aus der Zonen- und Glockenbecherware, und auch die Formen haben entschieden Zusammenhang. Man vergleiche die späte Becherform IX A 6 mit IX B 1. Der Kevelarer Becher hat auch schon den Trichterrand, die scharf abgesetzte Schulter und den bauchigen Unterteil. Von der eleganten Schweifung der Glocken- und Zonenbecher ist nichts mehr vorhanden. In der Veluwe (Holland) sind mehrere Becher gefunden, die die Entwicklung noch deutlicher haben. Die Trichterrandkrüge formen sich dann weiter um in die späten Typen Taf. X A 1 und X B 1. Damit sind wir am Ende der reinen BZ.

Digitized by Google

Der Napf, Taf. IX B 3 mit Standfläche hat einen Wulstring und ein scharfkantiges, nach innen abfallendes Randprofil. Dieses Profil hat ein ähnlicher Napf im Prov.-Museum Bonn auch (mit weidenblattförmiger Dolchklinge; von Urmitz). Der Wulstring kommt häufiger vor bei den Henkelkrügen der Glockenbecherkeramik (Thüringen, im Kölner Museum), dann in der Adlerbergstufe Süddeutschlands (Bischoffingen mit Rudernadel, Museum Köln), ferner in Gießen in einer Schale mit Radnadeln u. a. IX B 3 gehört zusammen mit IX B 6, 7, 12, 18, 19, 20, 21, von Bruckhausen (s. Taf. V) 8, 9, 10 sind ein zusammengehöriger Grabfund aus Köln-Nippes. 13 und 14 stammen aus einem sehr großen, flachen Hügel mit tiefem Schacht bei Roisdorf, Kr. Bonn [1]). Auf dessen Grunde hat die völlig vergangene Leiche in gestreckter Lage gelegen; das schön ziselierte und gepunzte Absatzbeil links neben Kopf oder Füßen, das Messer rechts in der Gürtelgegend. Der Schacht maß 2 auf 1,5 m. Andere Hügel in der Nähe hatten auch den Schacht, rund 1—1,5 m tief, waren aber ohne jede Beigabe. Zu derselben Gruppe gehört auch der schon erwähnte Brandhügel mit drei Bestattungen, älteste mit großem Rössener Gefäß, jüngere mit zwei Zonenbechern, jüngste LT. Zahlreiche H-Hügel gehören auch zu dem Hügelfeld. 22 und 15/16 stammen aus Hügeln bei Opladen; 15/16 mit Brand. 17 ist von Tönnisstein (Hügel?) 4 und 5 sind nicht aus Hügeln, sondern beim Ausgraben in der neolithischen Befestigung vom Katzenberge bei Mayen (Eifel) gefunden. Ich setze sie vorläufig hierher. Der Kugeltopf 4 lebt in manchen späteren Formen fort. Er erscheint schon in der Zonenkeramik (Thüringen, von Uichteritz, s. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. VIII, 1909, Taf. IV, Abb. 41a). Die großen, wagerecht gestellten Schnuröse von 5 brauchen nicht zu überraschen, sie kommen noch auf einer H-Schale von Roisdorf vor.

Wie für die früheren Stufen scheinen die meisten Hügel dieser Zeit ebenso wie in Westfalen ohne Beigaben zu sein. Bis hierhin hat alles genau Vergleiche in Süddeutschland, so daß der Niederrhein vollkommen zu diesem großen Kulturgebiet gehört. An ein Einwandern der Leute der Hügelgräber BZ aus Mitteldeutschland (Aunjetitzer), wie es Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte auseinandersetzt, vermag ich nicht zu glauben; ich sehe vielmehr alle Merkmale einer bodenständigen Entwicklung Die Aunjetitzer sind übrigens auch wohl schon dadurch ausgeschaltet, daß sich aus ihnen in langsamer, aber stetiger Entwicklung die Lausitzer Kultur entwickelt hat, worüber die Arbeiten von Kossinna und Richthofen berichten. Einiger Einfluß aus dem östlichen Kreise zeigt sich aber in den manchmal auftretenden Buckeln. Vgl. Behrens BZ, Süddeutschlands Taf. XV u. a.

Als Grundlage der niederrheinischen Bevölkerung um 2000 vor Chr. ist also eine Mischung von Glockenbecherleuten und Schnurkeramikern anzunehmen, die sich langsam fortentwickelte und erst in der zweiten Hälfte der BZ einen eigenen Weg einschlug, der in der HZ den ganz besonderen niederrheinischen Brandhügelkreis entstehen ließ.

3.

Die Kerbschnittkeramik.

Diese Verzierungsweise muß hier kurz erläutert werden, da sie zum Verständnis des ganzen sehr wichtig ist.

[1]) Größere Abbildungen nach Photographie von Nr. 13—16 gibt Kossinna: Mannus IV, S. 272.

Digitized by Google

Wo kommt sie vor? Von Holland nach Münster (Coesfeld), dann südöstlich nach Bayern, Oberrhein, Elsaß, in Frankreich Jura, ganz Mittelfrankreich, Belgien, Holland. Das Ligurergebiet scheidet aus. Literatur: Schumacher, Altert. d. heidn. Vorzeit V, zu Tafel 32 u. 40; und Déchelette, Manuel II, 1, wo die weiteren Angaben über die Quellenschriften zu finden sind.

Zeitstellung? Die Technik beginnt auf Glockenbechern, s. Déchelette II, 1, S. 378 von St. Vérédème (Gard); dann besonders Bois du Roc; diese Station in der Charente ist von besonderer Bedeutung. Ihre Scherben, Zonenbecher — aber späte mit prachtvollstem Kerbschnitt — Henkelkrüge und Becher, flache Zonennäpfe sind vollkommen beweisend für die Herkunft des Kerbschnitts aus der Zonenkeramik. Die Station ist sehr früh (KZ). Manches an dieser Station scheint in der Form noch an spanische Becherkeramik entfernt zu erinnern. Literatur über diesen für den keltischen Kerbschnitt wichtigsten Fundort s. Congr. Int. Anthropol. 1900, Paris, S. 371, mit zahlreichen Abbildungen und vielen Angaben über französischen Kerbschnitt[1]). Ferner Groß-Mering (Altert. d. heidn. Vorzeit V, Taf. 61, Nr. 1103). Ebenso Thüringen, vgl. Größler in Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, Bd. VIII, 1909, Taf. 1. Hier findet sich überall schon das typische Zickzackband, eingeschnitten und eingestempelt. Mithin Beginn in der KZ. Weite und bekannte Verbreitung in der BZ. In der späten BZ ist sie rein nur am Niederrhein erhalten, da sie von Frankreich bis Bayern um diese Zeit als Keramik der alteingesessenen Bevölkerung durch die Ware der Urnenfelderleute zurückgedrängt wurde. Am Niederrhein bis zum Lippetal nach Osten und Belgien (Funde im Musée du Cinquantenaire in Brüssel) bleibt sie in höchster Blüte und geht in die erste H-Stufe hinein. Sie erlischt mit dem Auftreten der bemalten Hallstattware. In Baden erlebte eine ähnliche, aber mehr stempelnde und viel freier schnitzende Art in der 3. H-Stufe eine Neuverwendung. Damit ist der Kerbschnitt typisch urkeltisch.

Wie ist die Technik? Schnitzen, Stempeln, Ausstechen von runden Löchern und Auskratzen kommt vor. Stets ist das Ornament nach der Entwicklung aus den Glockenbechern in Zonen angeordnet. Glockenbecherformen, auch das Kreuz auf dem Boden sind nicht selten (Hagenau, s. Naue Elsaß). Weiße und rote Inkrustation kommt vor; letztere selten, mir sind bis heute zwei Fälle bekannt: Remoulins (Gard, Südfrankreich) s. Déchelette II, 1, S. 382 Anm. und Mayen (Eifel), Museum Köln, aus einer Wohngrube. Ersterer frühe BZ, letzteres H 2.

Wichtig ist für uns vor allem die Feststellung des ununterbrochenen Weiterlebens der Technik bei uns von der KZ bis in die frühe HZ. Sehr wohl möglich ist, daß vom Niederrhein aus die Art wieder nach Süden gewandert ist, so daß die Leute, die die bemalten Gefäße in die Kölner Gegend brachten, von dort den Kerbschnitt wieder nach Baden trugen. Bei uns erlischt er völlig mit H 2.

Zu bemerken wäre noch, daß die Kerbschnittgefäße der BZ, wie sie in reicher Zahl in den Museen (besonders Köln, dann auch Krefeld, Dortmund,

[1]) Bez. Kerbschnitt in der süddeutschen Adlerbergstufe s. Behrens S. 68 v. Heroldingen. Diese Adlerbergstufe ist eine Fortführung des Glockenbecher-Neolithikums (Schumacher); aber zugleich auch der Anfang der Hügelgräber B 2, worauf der Kerbschnitt hinweist. Die Sitte des Hügelbaues ist eben langsam von Norden (aus dem Megalithkreis) nach Süden gedrungen. Dadurch erklärt sich, daß wir am Niederrhein (und Holland) in den Grabhügeln die Hocker mit frühen und späteren Bechern haben, während diese Gräber in Süddeutschland vielfach — nicht immer (Sinsheim!) — flach sind.

Digitized by Google

Bonn, Kevelaer, Emmerich, Mayen, Leyden) vorhanden sind, weitaus das Schönste an derartiger Ware darstellten. Es ist durchaus nicht Süddeutschland (Württemberg mit der Rauhen Alp u. a.; Elsaß) das Hauptgebiet des Kerbschnittes.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur niederrheinischen BZ zurück. Auf die besprochene frühere Stufe folgt eine bis jetzt schlecht bekannte. Ich habe sie auf Tafel X A mit BZ 3—4 bezeichnet. Weiterentwicklungen der Trichterrandkrüge wie 1; dann große bauchige Gefäße, 2 von Riethoven und Kevelaer, dann der Grabfund 3—6 von Reusrath mit bombenbödigem Gefäß, ferner die sog. „Frühstückskörbchen" 7, Schalen mit 5 Spitzen am Rande in sehr schöner Fingernagelarbeit und vielleicht auch 8, das bekannte Gefäß von Andernach? (Hügel?) lassen sich vorläufig hierhersetzen. Hier fehlt noch sehr viel. Besonders interessant sind die Frühstückskörbchen. Bekannt sind mir drei, eines von Riethoven (Holland) und zwei von Fühlingen bei Köln. Der gezackte Rand tritt am frühesten auf in der BZ 1 von Straubing (Niederbayern) zweimal, mit Bechern, davon einer mit Wulstring, Rudernadeln u. a. m. Abb. s. Katalog d. Röm.-germ. Zentralmuseums (Mainz), Nr. 6. Die BZ Süddeutschlands von G. Behrens, Taf. V, und weiter von Wölfersheim (Oberhessen) aus Grabhügeln der mittleren Grabhügel-BZ. S. Behrens, Taf. XX. Zu der Form X A 3 vgl. man bei Behrens, Taf. XIX die Gefäße 9, 10, 12; Taf. XX, 3 und ähnliche.

Über die Zahl der Hügel der bisherigen Stufen läßt sich noch zu wenig sagen. In der mittleren Hügelgräber-BZ (Stufe 3—4) ist der Leichenbrand schon ausschließlich.

Als logische Weiterentwicklung folgt aus der letztbesprochenen die späte Stufe der reinen und hier am Niederrhein einheimischen BZ. Tafel 6 B links zeigt die Haupttypen. Die Hügel werden zahlreicher und die große Mannigfaltigkeit der Keramik beginnt. Beigaben an Bronze, Stein sind sehr selten. Von den Trichterrandkrügen später Art kommt noch einer in Riethoven vor 6 B 1, der aber durch seine Verzierung: Eingetiefte Mäander, seine späte Ansetzung rechtfertigt. Es ist schon Einfluß aus dem südlichen Kreise der Urnenfelderleute. Weiter hat sich aus den frühen Elementen ein großer bauchiger Topf mit senkrechtem Rande gebildet, der an Schulter und Hals den prachtvollsten Kerbschnitt trägt. Wichtig ist die geschnitzte Deckeldose 9. Diese Dosen stammen von schnurkeramischen Deckeldosen ab, gehen von da in die Adlerbergstufe hinein (s. Behrens, S. 73) und reichen bis in die mittlere HZ. Bronzelanzenspitzen, einige Nadeln mit doppelkegelförmigem Kopf kommen vor, einmal ein Bronzegehängstück 12 wie Süddeutschland (Wagner, Fundstätten 1, S. 126 von Säckingen). Auch unverzierte Keramik kommt vor. Die Hügel sind meist klein.

3. Urnenfelder.

Die letzte Stufe kommt rein nur nördlich von Köln, besonders nördlich von Krefeld vor. Südlich davon liegt eine ganz andere, gleichzeitige Kultur: Die der Urnenfelder. X B rechts. Diese hügellosen Brandgrabfelder sind am Ober- und Mittelrhein sehr häufig. (Vgl. Schumacher, Kultur- u. Siedl.-Gesch., Taf. 5).

Zahlreich sind diese Felder noch im Neuwieder Becken. Weiter nördlich finden sich noch einige bei Siegburg, Niederpleiß und Birlinghofen und links-

Digitized by Google

rheinisch bei Dettweiß. Sie liegen, abweichend von dem bisherigen in der Ebene selbst — nicht am Rande der Terrassen. Von den abgebildeten stammen 20—23 von Andernach-Urmitz, die übrigen von Niederpleiß und Birlinghofen. Es sind die wohlbekannten Villanova-Typen, besonders die kleinen, sehr fein gearbeiteten, scharf und vielfach profilierten Gefäßchen mit feiner Rillen- und Kammverzierung.

Während ich, wie schon erwähnt, an eine Einwanderung der BZ-Leute infolge der fortlaufenden Entwicklung der Typen, der durchgehenden Belegung derselben Grabfelder mit gleicher Grabform nicht wie Schumacher zu glauben vermag, haben wir in diesen Resten der Urnenfelder ohne jeden Zweifel eine Einwanderung von Leuten alpiner Rasse aus dem Alpenvorland vor uns, die aus ihrem Ursprungsland nach Mittelfrankreich und dem Rheingebiet vorstießen. Während sie am Ober- und Mittelrhein aber die letzte Stufe der BZ und die Frühstufe der HZ fast allein bestimmen, gingen sie je weiter nach Norden, schwächer werdend, immer mehr in Mischung mit den bodenständigen Anwohnern. Ihr nördlichstes Anzeichen ist Riethoven (X B 1), wo sie das Mäandermuster und eine große Urne verrät, auch die profilierte kleine Schale X B 10 von Dalheim zeigt ihren Einfluß. Einige typische Villanova-Gefäße fanden sich auch in Hügeln der Kölner und Siegburger Gegend.

Während also die Neueinwanderung sich höchstens bis in die Kölner Gegend erstreckte, wo sie als tüchtige Ackerbauer die fruchtbaren Niederungen liebten, ging ihr Einfluß viel weiter, wie schon erwähnt wurde. Zunächst ändern sich dadurch die Hügel etwas ab: Die hügellose Bestattung wirkte auch auf die alteingesessenen Hügelbauer derart ein, daß jetzt eine Unzahl von ganz winzigen Hügelchen auftreten, deren Schuld es ist, daß die Stufe so spät bekannt wurde. Man hat früher diese Hügelchen einfach übersehen, was bei einem Dm von 3—5 m und Höhen von 5—10 cm leicht möglich ist. Ferner bringt ihr Einfluß in die Keramik Neues herein: Scharfe Profilierung, u. a. auch Formänderung, weiter neue Verzierungen, feine Rillen- und Kammstriche. Besonders deutlich ist eine innen am Rande umlaufende Rille. Von der Vermehrung der Beigaben, wie in Süddeutschland, ist am Niederrhein kaum etwas zu spüren. Im ganzen kann man sagen, daß sich aus der Vermischung von bodenständigen und neuen Typen die Frühstufe der HZ am Niederrhein erklärt.

Eine weitere Wirkung der Urnenfelderleute, die sich überall im keltischen Kulturkreise zeigt, ist im niederrheinischen Brandhügelkreise kaum eingetreten: Ich meine die von dieser Einwanderung beginnende, sich fortdauernd verstärkende Hinneigung des Keltenkreises zur Mittelmeerkultur. Schon die erste Einwanderung brachte Panzer und Helme nach Norden (Bernières-d'Ailly), die Handelsbeziehungen Schweiz, Tessin, Po, Adria blieben stets rege und durch sie strömte griechisches und italisches Kulturgut in Menge ein, und zwar nicht nur Ware, sondern auch Sitten und Gebräuche.

Bezüglich der absoluten Chronologie für die vorhergehende, bis jetzt besprochene Zeit verweise ich auf das von Behrens in dem oben angegebenen Werk über die BZ Süddeutschlands S. 220 gesagte. Mit Kossinna setze ich die Hügelgräber BZ, auf den Tafeln relativ mit Stufe 2—4 bezeichnet, gleich mit der norddeutschen Periode IIa, b, c u. III. Ihr Ende mag um 1300—1200 liegen, so daß für die späte BZ (Taf. X B links) und die Urnenfelder noch die Zeit von 1200 bis etwa 1000 bleibt. Mit Schumacher, Kultur- und Siedl.-Gesch., S. 88, möchte ich diese letzten Arten noch in die BZ setzen

Digitized by Google

und die HZ mit den Hügeln beginnen lassen, in denen sich eine Mischkultur aus bodenständigem und Urnenfeldergut zeigt. Das gibt also für die HZ:

1000—900	Früh-HZ	H_1 Jüngere Urnenfeldertypen
900—700	Mittlere HZ	H_2 Bemalte Gefäße
700—600	Mittlere HZ	H_3 Verblassen der Typen
600—500	Spät-HZ	H_4 Wendelringstufe

4.

Hallstattzeit.

Diese Chronologie bringt erstens den unangenehmen Streit über die spätesten BZ und die Frühhallstattzeit weg und zweitens, was für uns viel wichtiger ist: Sie paßt zu unseren Hügelfeldern. Denn es beginnt auf unseren großen Feldern, die durch die ganze Zeit von 2000—500 hindurchgehen, jetzt, also mit 1000 eine Neubelegung. Während die älteren Hügel groß und weit zerstreut über das ganze Feld liegen, setzt jetzt eine enge, zwischen den alten Hügeln durchgehende Belegung ein und außerdem beginnen eine Menge von Feldern überhaupt erst jetzt. Meist am Südende der Felder liegen die winzigen Hügel (Altenrath, Wahn, Delbrück) und nachdem mehr durch Zufall in Wahn dieses Verhältnis beobachtet war, gelang auf anderen Feldern die Auffindung der 1. H-Stufe ebenso. Das noch 1912 (Mannus IV, Heft 3) herangezogene Material war gegen das heute zur Verfügung stehende recht dürftig.

Somit beginnen manche Felder mit der 1. H-Stufe, bei den älteren ist eine Neubelegung zu erkennen. Das läßt unter allen Umständen auf einen Bevölkerungszuwachs schließen. Die Bevölkerungsdichte war am Niederrhein nach der Zahl der Hügel — roh geschätzt am größten in H_2 und H_3, in H_1 geringer, in der BZ ziemlich schwächer; und in H_4 nahm sie wieder stark ab. Daß in den Niederrhein so viele Leute der Urnenfelderkultur eingedrungen sind, ist nicht zu glauben, da ja ihre Grabfelder, wie oben erwähnt, so wenig sind und nicht über die Linie Dettweis-Siegburg herausgehen. Eher nehme ich ein Nordwärtsdrängen von mehr südlicheren Hügelbauern — etwa aus dem Neuwieder Becken — infolge des dort sehr starken Einzugs der Urnenfelderleute an. Die weitere Anhäufung der Hügel in H 2/3 in der Gegend von Goch bis Krefeld und Duisburg bis Siegburg ist dagegen durch Zurückweichen der Bevölkerung aus dem Lippetal und dem nördlichen rechten Rheinufer vor den Germanen zu erklären. Ebenso die Häufung von H_4 in Eifel, Hunsrück, durch die weitergehende Südwärtsbewegung der Germanen (s. später).

Tafel XI A gibt eine Zahl von charakteristischen Gefäßen der Zeit. Scharfe Profile, feine Rillen und Riefen, feine Kammstriche, sehr dünnwandige, feine Arbeit, oft lebhafte Färbung zeigt in diesen Gefäßen auf das deutlichste den Einfluß der Urnenfelderleute. Wichtig aber ist, daß er gen Norden immer schwächer wird. Nördlich von Düsseldorf kommen die typischen Formen kaum mehr vor, alles ist verblaßter. Dabei zeigt aber z. B. XI A 3 von Kevelaer die nicht weiter verzierte und profilierte Form der einheimischen Gefäße mit senkrechtem Rand; und dabei eine Ritzverzierung, die auf den Mäander zurückgeht, der bei den Urnenfelderleuten beliebt war. Also: Gut ausgeprägtes H_1 zeigt nur das Rheintal von Bonn bis Düsseldorf (Golzheimer Haide); die übrigen Gegenden führen eine zwar deutlich gleichzeitige, aber verblaßte Keramik.

Digitized by Google

Zu diesen südlichen Eigenschaften tritt dann die einheimische Form, das große bauchige Gefäß, mit senkrechtem Rande und als Verzierung der Kerbschnitt. Auf den Urnen läßt er etwas an Schönheit und sorgfältiger Arbeit nach: XI A 2 ist nur eingekratzt, XI, 5 schlecht eingestochen, 9 sehr nachlässig eingeschnitten. Dafür aber entwickeln sich jetzt die prachtvollen Schüsseln bis zu 60 cm Dm, die das Schönste darstellen, was der Kerbschnitt geleistet hat. Ihr Gebiet reicht vom Neuwieder Becken (Mayen, Museum Köln und Mayen) bis in die Kölner Gegend, XI A 8 von Delbrück. Eine Besprechung der einzelnen Formen erübrigt sich. Aufmerksam machen möchte ich aber auf den Zylinderbecher 2 mit schlechtem Kerbschnitt von Haltern als Nachfolger eines der frühen Zeit entstammenden Typs und 15, eine Form, die sich genau in den Urnenfeldern z. B. Frankreichs (Pougues-les-Eaux, Allier) wiederfindet. Gelegentlich findet sich ein gerieftes Armband oder eine Vasenkopfnadel.

Mit dieser Stufe geht am Niederrhein der Kerbschnitt zu Ende.

Die nächste, H_2, ist sehr anders. Von Süddeutschland macht sich der Einfluß der Gündlinger Stufe bemerkbar. Die Gefäße bekommen den Schrägrand, Graphitbemalung, auch rote, tritt auf, das eiserne H-Schwert erscheint. Unter diesen Einflüssen formt sich langsam die Keramik am Niederrhein um und wieder geht der deutliche Einfluß bis etwa Düsseldorf, Duisburg und weiter nicht. Aus Twisteden bei Kevelaer gibt es einen graphitbemalten Topf, aus der Eifel einen Scherben! Dasselbe ist mit den ausgeprägten Schrägrandgefäßen der Fall. Während sie für die Kölner Gegend typisch sind, finden sie sich an der holländischen Grenze nur ganz selten. Der Kelchbecher und der Spitzbecher, auch der zylindrische, kommen noch vor. Merkwürdig sind die Schalen auf 4 Füßchen, die man auf zonenkeramische Vorbilder zurückführen muß; leider sind die Zwischenstufen noch sehr dürftig. Über Bemalung, Ornamentik, sowie die Formen sei auf Mannus 1912 verwiesen. Über die Beigaben desgleichen. Einige Stücke von langen Eisenschwertern sind vorhanden. Mit dieser Stufe beginnt übrigens auch das Feld von Haulzy in der Champagne. Auch in Belgien ist sie reich vertreten. Besonders zu erwähnen ist das Gefäß XI B 23. Es zeigt den verblaßten Typ der holländischen Grenze, der Rand noch fast senkrecht, dabei aber der dickere, etwas plumpere Bauch der H-Urnen. Die Verzierung ist mit einer Nadel eingestochen. Es scheinen stilisierte Menschenfiguren zu sein, wozu sich aus dem Hallstattkreise Gleichnisse beibringen ließen.

Im ganzen ergibt sich für die zweite H-Stufe ein ähnliches Bild wie für die erste: Um eine stark südlich beeinflußte, auch wohl durch kleine Züge mit neuen Menschen bereicherte Gegend, die bis nördlich Köln reicht, liegt ein großes Gebiet, das nur sehr verblaßte und örtlich abgeänderte Typen zeigt. An große Wanderungen kann ich wieder, im Gegensatz zu Schumacher, nicht glauben.

Die Abblassung der Typen tritt gegen Ende der mittleren HZ am ganzen Niederrhein auf. Die stark südlich beeinflußte Rheingegend zeigt jetzt — in H_3 — in großer Zahl eine sehr einfache, verwaschene, oft schlechte Ware, die Veranlassung war, von einer verblaßten H-Kultur am Rhein zu reden, die möglicherweise bis in die Römerzeit reichen sollte. Taf. XII A zeigt einige Formen. Im übrigen sei wieder auf das Mannus 1912 verwiesen. Diese Gräber sind sehr zahlreich und man würde sie nicht zeitlich von H_2 abteilen, sondern sie als die schlechte H_2-Ware ansehen, wenn sie nicht große Stellen

Digitized by Google

der Hügelfelder in Nachfolge zu H_2 ganz für sich hätten. Einmal kommt mit einer schlechteren Urne wie 6 und Schale wie 10 ein dicker gegossener Wendelring vor (Königsforst, s. später).

Das wäre in kurzen Zügen die Entwicklung von H_{1-3}. Am Nordende mancher Felder schließt sich nun an H_3 unmittelbar H_4 an. Zu dessen Verständnis muß ich nun zuerst auf das Südwärtsdringen der Germanen während dieser Zeit eingehen.

5.

Das Vordringen der Germanen am Niederrhein ist wohl unser wichtigstes Thema. Die hierher in Betracht kommenden Museen sind Bielefeld, Dortmund, Köln, Trier, Birkenfeld und endlich die Sammlungen der Champagne. In Bielefeld und Dortmund zeigen uns keltische, spätbronzezeitliche Funde mit Kerbschnitt (Coesfeld bei Münster), Rasiermessern u. a., dann bauchigen Gefäßen der H_2-Stufe, daß nach 1000 vor Chr. die Kelten bis an den Teutoburger Wald wohnten. Museum Dortmund zeigt dann sehr schön die Ablösung dieser keltischen Ware durch helltonige, doppelkonische und andere Gefäße, d. h. um 800 ist das Lippegebiet germanisch. Nur in der Ecke nördlich Rhein-Lippe gibts noch unsere gewohnten Hügelfelder mit schon etwas germanischem Einschlag. Auf Tafel VI links habe ich die beiden Germanengrenzen für 1000 und 800 so eingezeichnet. Tafel VI rechts zeigt, wie etwa im 6. Jahrhundert die Germanen am rechten Rheinufer bis etwa Duisburg drängen; ich möchte wenigstens manchen Befund von der Wedau, den Harpstedter Typus, so deuten. Diese Linie macht wenig aus, wichtig ist aber jetzt die nächste; die zeigt, daß kurz nach 500 der holländische Niederrhein und die ganze Kölner Bucht von Kelten frei werden. Es hören nämlich um diese Zeit ganz plötzlich sämtliche Felder auf, während sie sich südlich (Eifel, Hunsrück) desto zahlreicher weiter erhalten. Dieses Vordringen der Germanen hat nun auch auf unseren Hügelfeldern manche Spuren hinterlassen, die ich auf Tafel XI und XII rechts angedeutet habe. Tafel XI zeigt doppelkonische Urnen, klein, grau von Riethoven (Nordbrabant) und Kevelaer. Es sind keine germanischen Fabrikate, nur Einfluß. Von einigen wirklichen, schon in die Keltenmasse eingedrungenen Germanenfamilien könnte der Fund 26, 27, 28 sein, eine ledergelbe, gut polierte Urne bekannter Art, desgleichen das Beigefäß und ein schönes germanisches Bronzerasiermesser. Das Grab stammt von dem Hügelfeld von Diersfort bei Wesel. Das germanische Rasiermesser 29 stammt mit Tafel XI A 2 von Haltern. Kossinna sieht in diesen Dingen schon westwärts wandernde Germanen, was in manchen Fällen ja sicher ist, da einer Westwärtsbewegung von solchem Umfange wie die hier besprochene immer kleinere Züge vorausgehen werden. In anderen Fällen aber möchte ich nur an Einfluß in keramischer oder sonstiger Beziehung denken. So sind ja doch die Wendelringe auch ohne große Wanderung von Volksteilen von den Kelten aufgenommen worden.

In späterer Zeit — H_3 und H_4 — finden dann die Taf. 8 rechts abgetrennten Dinge ihren Weg in unsere Hügelfelder. Zunächst in großer Zahl in der Gegend von Wesel bis Duisburg und westwärts bis zur Maas die germanische Eimerurne, auf deren Verbreitung ich hier nicht weiter eingehen kann. Sodann einige Beigaben, ein germanischer Ösenring von Üdem, eiserne Rollen- und Kropfnadeln — nur rechtsrheinisch bis in die Kölner Gegend hinein, ebendort eiserne Hals- und Armringe, Gürtelhaken von derselben Art, wie sie in der Wessenstedt u. d. folg. Stufen in Menge sich zeigen.

Digitized by Google

Dazu tritt dann noch der Wendelring, den ich bei der Wichtigkeit des durch ihn mit charakterisierten letzten Abschnittes der HZ, der Mehrener Stufe besonders behandeln muß.

Die Mehrener Stufe der Hallstattzeit.

Die von Schumacher nach Mehren benannte Endzeit der rheinischen HZ, die wegen ihrer Ausdehnung besser einfach Wendelringstufe genannt werden könnte, ist bis heute eigentlich ein Hindernis für das Vorwärtsgehen unserer Erkenntnis gewesen. Sie wurde für einen Rest bronzezeitlicher Herrenbevölkerung angesehen. 1912 glaubten wir manches aus ihren Gräbern aus dem Sieg-Wuppergebiete durch Einfluß aus dem Westen erklären zu müssen (S. Chronologie, Mannus IV, 3, S. 208). Zuletzt hat sie Schumacher als eine besondere Welle von Hirten und Jägern angesehen, die aus dem Osten Frankreichs gekommen wären. (S. Kult.- u. Siedl.-Gesch. S. 89; Hallstattkultur am Niederrhein, Präh. Zeitschr. XI u. XII, S. 163ff.; Besiedlungsgeschichte des Hunsrücks, Präh. Zeitschr. VIII, S. 140ff.; gallische und germanische Stämme und Kulturen, Präh. Zeitschr. VI, S. 262ff.).

Ich muß mich auch hier wieder gegen die Ansicht wenden, daß irgendeine Änderung in dem Nachlaß gleich eine völlige Neueinwanderung bedeutete. Man denke an geschichtliche Zeiten! Da änderten sich Kunststile und Bauweisen, Kunstgewerbe und Handwerk oft und dauernd, ja wir erkennen hier, daß sie sich ändern müssen, wenn sie lebendig bleiben wollen, und doch saß bodenständig immer dieselbe Bevölkerung so ziemlich überall. Nun sind ja freilich die vorgeschichtlichen Zeiten anders, aber eben anders auch darin, daß sie uns die wirklichen großen Völkerverschiebungen doch sehr deutlich erkennen lassen, nämlich auf unserem Gebiet die Einwanderung der Urnenfelderleute von Süden und das Vorstoßen der Germanen von Nordosten. Die Wendelringstufe gehört nicht dazu.

Versuchen wir kurz ein Bild zu bekommen. Wie Tafel VI rechts zeigt, ist die sog. Mehrener Kultur im südlichen Teile unseres verbrennenden Hügelkreises anzutreffen. Hauptsächlich Hunsrück, die Naheufer, Taunus, Südrand der Eifel, des Westerwalds und des Rothaargebirges sind seine Verbreitungsgebiete. Begrenzt wird er von dem Salemer und Koberstadter Kreise. Seine Verbreitung ist nach Schumacher, Siedl. u. Kulturgesch., Taf. 7 gezeichnet. Sie geht bis in die Kasseler Gegend — an die Eder und Fulda und reicht westlich bis zur Saar. Gekennzeichnet ist die Wendelringstufe durch folgendes: Grabhügel, Skelettbestattung, viel Schmuck, namentlich eben die Wendelringe, gegossen und gehämmert, blattförmig und drahtförmig, mit verschiedensten Verschlußhaken, andere schwere Ringe, Ohrringe mit blauen, weißen und (meist) Bernsteinperlen, Steigbügelringe, viele Armringe mit seitlichen Kerben, Fußringe, beide letzteren auch öfter von Eisen. Die Keramik verhältnismäßig selten, teils offenbar von Mittelhallstattformen abgeleitet (Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, S. 169 oben), teils gehen sie in die Formen der LTZ 1 über (Schumacher ebendort). Besonders kennzeichnend sind: Anordnung der Verzierung auf tiefer Schulter der Gefäße, deren Rand sich zu einer geschweiften Lippe auszubilden strebt; ein abgesetzter konischer Hals (Taf. 8 B 14, 15), sog. falsches Schnurornament (Abb. 5, 6, 7), eingedrückt mit einem gedrehten Bronzering und sogar oft mit einem Wendelring vom Typ 18 (Museen Köln und Bonn). Weiter ist ein Überwiegen von sanft geschwungenen Linien (Abb. 1, 3) sehr deutlich[1]).

[1]) Für die Herleitung der Keramik sei auf die neuen und neugeordneten Funde im Kölner vorgeschichtlichen Museum aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Die Entstehung dieser Kultur ist, wie Schumacher selbst betont, noch ungeklärt. Lothringen zeigt nur Ähnlichkeit. (S. Kult.- u. Siedl.-Gesch., S. 89).

Sehr wesentlich für die Betrachtungen Schumachers ist Haulzy (s. Karte Taf. VI links) am Zusammenfluß der Aisne und Tourbe. Haulzy, über das ein vorzüglicher Bericht von Goury in den „Étapes de l'humanité" vorliegt, hat entschieden Unglück. Schon Déchelette behauptet in seinem Mannel II, 2, S. 658, Z. 5, daß Haulzy durchgängig Bestattung habe und zieht wichtige Schlüsse daraus. Dabei sind sämtliche 78 Hügel ohne Ausnahme Brandgräber! Schumacher glaubt, Goury habe nachgewiesen, daß die Leute von Haulzy, die dem späteren H_4 und T_1 angehört hätten, kurz vorher noch Erdbestattung ausgeübt hätten. Diese Vorgänger versetzt er auf das Plateau von Langres oder in die Côte-d'Or und läßt von diesen den Zug seiner Jäger und Hirten als Mehrener Volk nach Osten ziehen.

Diese Auffassung von Haulzy ist sicher irrig. Der Befund ist folgender: 78 Hügel liegen im Walde, auf einer Hochfläche. 70 davon, die nördlichen, enthalten Hallstattbrandgräber in der Art des niederrheinischen Kreises, die sowohl durch Belgien nach Holland, als auch über Diedenhofen (im Kölner Museum) nach dem Taunus hin Verwandtschaft haben. Sie beginnen in der mittleren HZ mit langen Eisenschwertern und halbmondförmigen, bronzenen Rasiermessern mit Durchbrechungen. (Gefäße, Abb. Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, S. 166.) Dann folgt H_4 mit Eimerurnen ähnlich Taf. XII B4, aber ohne Ornament. Hierauf erst folgen die acht südlichsten Hügel, die auch Brand haben, aber die Knochenurnen in einer 2 m langen, 60 cm breiten und 40—50 cm tiefen Grube beigesetzt. Der Inhalt: Späte Antennendolche, mit Doppelösen, fast schon LT 1, Petschaftringe, Eimerurnen, eine Urne im Stil von Taf. XII, B 15 mit weiß aufgemalter Zickzackverzierung, und im letzten und südlichsten Hügel eine ebensolche Leichengrube, in deren Brandresten eine echte LT 1 Fibel.

Dieser Befund bedeutet meines Erachtens nur eines: Die Leute der niederrheinischen Brandhügelkultur saßen friedlich um $H_3/_4$ in Haulzy. Da drang von Süden her — denn nur da gab es damals noch Bestattung! — aus dem Kreise der Salemer Gruppe eine neue Grabsitte vor: Das Begraben. Sie machten sie nicht mit, aber sie schnitten doch die Leichengruben in den Boden. Dann zogen sie ab. Daß man aus diesem Befund keine Vorfahren der rheinischen Wendelringstufe herausdeuten kann, ist meines Erachtens sicher.

Weder in Lothringen noch im östlichen Frankreich findet sich sonst eine Kultur, die als Ausgangspunkt dienen kann; das steht fest!

Was aber nun? Und da meine ich zunächst, daß von ganz anderer Seite an die Frage herangegangen werden muß und kann! Es ist nämlich nicht etwa die rheinische „Mehrener Kultur" Schumachers die ganze Wendelringstufe!

Auf Tafel 9 habe ich nach Schumacher die „Mehrener Kultur" von der Saar bis zur Eder und Fulda eingezeichnet. Wenig östlich davon ist ein zweites großes Gebiet dieser Wendelringstufe, um dessen Aufklärung sich besonders Kossinna bemühte. Auch Reinecke berichtete 1900 in den Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. Urgesch., S. 487ff. über derartige Funde. Später folgten Götze-Höfer-Zschiesche, und dann zusammenfassend E. Wahle in der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder", 10. Bd., 1911, in seinem Aufsatz: „Die Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. (Unsere Gruppe, S. 127ff.). Zuletzt noch Kossinna, Mannus VII, 1915, S. 113ff. in: „Die illyrische,

Digitized by Google

germanische und keltische Kultur der frühesten Eisenzeit. Nachtrag: Mannus 11/12, S. 413f. Karte: Kossinna, Herkunft der Germanen, 2. Aufl., 1920. 7/II.

Auch hier haben wir Hügel, Bestattung, Wendelringe, Steigbügel- und sonstige Ringe u. a. m. Daß diese Kultur mit der sog. „Mehrener" gleich ist, ist sicher. Karte XIII zeigt nach den angegebenen Quellen ihr Verbreitungsgebiet. Es fehlt nur noch etwas Derartiges aus dem Werratal, so können wir die Wendelringstufe von der Saar bis zur Saale durchziehen[1]). Im übrigen bin ich überzeugt, daß wir es jetzt schon tun können und müssen. Damit stellt die Karte uns dar, was die Wendelringstufe ist: Nichts anderes als einfach die der Germanengrenze nächstgelegene Keltenzone der Späthallstattzeit. Und somit dürfen wir logischerweise erwarten, daß aus den Eigentümlichkeiten der beiden großen Kulturen sich die Einzelheiten der Wendelringstufen erklären. Auf alles kann ich hier nicht eingehen, nur einiges Allgemeine sei erwähnt, und dann an dem Wichtigsten, dem Wendelring, das Wandern des Kulturgutes nachgewiesen.

Im Süden lag das keltische Land. Da baute man Hügel und begrub darin die Toten. Das tat die Wendelringstufe auch und zeigt dadurch, daß sie stark unter südlichem Einfluß stand. So erklärt sich Haulzy, so erklärt sich Kessenich bei Bonn, wo Skelette und Brandgräber durcheinander vorkamen, so erklärt sich die Tatsache, daß alle die Dinge, die für die eigentliche bestattende H_4-Stufe typisch sind, im Sieg-Wuppergebiet in den Brandhügeln vorkommen. S. Taf. XII B (mit Ausnahme von 7 und 20) alles aus Brandhügeln, und zum Teil gleichfalls auch aus Skelettbestattungen. Hier ist in der Brandsitte der Einfluß des verbrennenden Nordens zu spüren.

Dieser germanische Norden entfernt sich während dieser Zeit vom Hügelbau und blieb bei seinem alten Verbrennen. Aus dem starken Einfluß von Norden her erklärt sich das vollkommen starre Festhalten des großen niederrheinischen Brandhügelkreises am Leichenbrand, sehr im Gegensatz zu den südlicheren Kelten. Vielleicht hängen auch die schweizerischen Brandgräber wie Lunkhofen (Aargau), ferner das Vorkommen der so eigenartigen falschen Schnur in der Schweiz bei Subingen und Obergösgen mit unseren Verhältnissen zusammen. (Vgl. Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitschr. Bd. XI und XII, S. 169). Es handelt sich hier wohl um von den Germanen im 6. Jahrhundert abgedrängte Kelten, die nach Süden zogen, und dann nach Westen abbogen (s. später).

Nun wäre noch das wichtige Kapitel der Wendelringe zu besprechen. Ihre beiden Formen, den blattförmigen und den drahtförmigen zeigen Taf. XII B 17 und 18. 17 kommen in früherer Zeit schwer gegossen, später sauber und dünn gehämmert vor.

Der Wendelring gehört ursprünglich der V. Periode der nordischen BZ an: 1050—750. Das Gebiet seiner Einzelfunde ist durch wagrechte Schraffur auf Tafel XIII bezeichnet. Wichtig ist sein Auftreten in germanischen Brandhügeln der Periode V. Seddin, um 900—800 (s. Kossinna, Ansprache über die kulturgeschichtliche Stellung der Prignitz in der Vorzeit, Mannus II, S. 234 und besonders die eingehende Behandlung des gesamten Stoffes: Mannus VIII (1917), S. 24—47).

Wieder etwas später, in der Wessenstedtstufe (750—500) findet er sich in der Altmark (vgl. Kupka, Die frühe Eisenzeit in der Altmark, Jahresschrift

[1]) Ein Verzeichnis der Skelettgräber der Wendelringstufe zwischen Werra und Saale bringt demnächst meine Schrift „Der Ursprung der Germanen". G. Kossinna.

Digitized by Google

für die Vorgesch. der sächs.-thüringischen Länder, Bd. 10, 1911, S. 37ff.) und Westfalen bei Hamm (vgl. Krebs, Die ersten Germanen im Süden der Osnung; im 4. Bericht des Naturwissenschaftl. Vereins zu Bielefeld, 1914 bis 1921, S. 313).

Das weitere, zeitlich spätere Vorkommen ist dann das in den keltischen Skelettgräbern der Wendelringstufe, das überall in die Zeit von 600—500 fällt. Besonders bemerkenswert für die Art, wie die Kelten die Form übernehmen, ist ein aus vier Drähten zusammengewundener von Tarthun, vgl. Jörtsch, Jahresschr. Bd. 3, 1904. Zu erwähnen wäre noch, daß östlich von Karte 9 in Schlesien, der Wendelring ebenso von der nichtgermanischen Bevölkerung übernommen wurde (s. Wahle, Kultur und Völker. Jahresschrift, S. 130) und besonders Kossinna, Mannus VIII, S. 33ff. und 40ff.). Nun kommt der Wendelring auch noch in den niederrheinischen Brandhügeln der Kölner Gegend vor. Schumacher ist der Ansicht, daß diese Stücke von Süden gekommen seien, ich bin aber nach den neuesten Funden anderer Ansicht. Im Königsforst bei Köln, wo ein großes Hügelfeld von der Spätsteinzeit bis H_3 reicht, fand sich in einem der späteren Gräber eine Urne wie Taf. XII A 6, mit Schale XII A 10, und dabei ein sehr dicker, gegossener Wendelring. Mehrfach kommt er auf anderen Plätzen in dünnblätterigen gehämmerten Stücken mit echtem H_4 vor. Dieses Vorkommen in H_3 bei Köln ist das sicher früheste im Rheinland und läßt in Verbindung mit dem westfälischen Vorkommen die Frage offen, ob nicht die Übernahme auch hier aus dem Germanengebiet nach Süden ging. Ganz besonders, weil hier die Kropfnadeln, Rollennadeln, Gürtelhaken, eiserne Arm- und Halsringe in H_4 neben dem Beibehalten des Leichenbrandes eine starke germanische Einwirkung auf die Hügelbauer zeigten. Es ist aber unwesentlich. Aus der Karte geht jedoch hervor, wie aus dem germanischen Norden die Form langsam nach Süden sinkt und daß sich als erster Übergangspunkt die Gegend nördlich des Harzes darbietet.

Von diesen Gedanken ausgehend, muß später auch die Möglichkeit untersucht werden, die Eigentümlichkeit der H 4-Keramik mit der germanischen zu vergleichen. Die Eimerurnen in beiden Kulturen sind schon erwähnt; man vergleiche Schumacher, Präh. Zeitschr. XI u. XII, S. 138; dann Mannus X, Walther Schulz, Urnenfundhöhe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nördlichen Westfalen.

In der Duisburger Gegend scheinen sie im 6. Jahrhundert ohne weiteres den Anmarsch der Germanen zu bedeuten.

Die eingangs erwähnten Beziehungen zu Ostfrankreich, die wir 1910 und 1912 anzunehmen uns veranlaßt sahen, sind falsch, wie schon erwähnt. Je weiter die chronologischen Untersuchungen gingen, desto deutlicher wurde das. Nur ein Beispiel. Im Mannus IV, S. 207 wurde ein Gefäß der Sammlung Morel, ähnlich Taf. XII B 4 angezogen. Diese Gefäße sind aber echtes „Marnien", d. h. LT 1 und jünger als unsere Form. Wenn ein Zusammenhang besteht, so geht die Kulturbewegung also vom Rhein zur Marne!

Ebenso unrichtig waren die Datierungen für einen Einfluß der niederrheinischen Wendelringstufe in das Germanengebiet, und zwar in die Stufe von Wessenstedt hinein. Siehe Mannus IV, S. 208. Auch hier ist klar geworden, daß der Einfluß umgekehrt läuft und wahrscheinlich sogar keramische Formen — und zwar die ähnlich Tafel XII B 14, 15 — übernommen worden sind. Darauf deuten außer häufigen Typen von Wessenstedt —, — Jastorf u. a. auch die frühesten germanischen LT-Gefäße unserer Gegend.

Digitized by Google

Übrig bleibt jetzt noch, das Verhalten des ganzen niederrheinischen Brandhügelkreises zu berücksichtigen, von dem wir ja erst den südlichen Teil betrachtet haben. Da, wo nicht die Wendelringstufe einsetzte, bleiben die verblaßten H 3-Typen weiter. Vgl. Haulzy, dann Taf. XII B 13 mit 21 von Goch. Hier am eigentlichen Niederrhein mischt sich schon Germanisches — besonders Eimerurnen — herein, vielleicht ist ein Abzug nach Süden und Westen im Gange. Der Rest des Brandhügelkreises ist auf Taf. VI rechts durch die stark ausgezogene Linie links gezeichnet. Zu erwähnen ist von Eygenbilsen bei Maastricht eine italische Rippenzyste aus einem Brandgrabe, die als Knochenbehälter diente. Um 500 hören sämtliche keltischen Gräber am Niederrhein auf.

6.

Latène-Zeit.

Aus dem Besprochenen geht das langsame Annähern der LT-Zeichen schon genugsam hervor. Haulzy, Goch, Siegburg mit Gefäßen XII B 14, 15, dann auch 2 sprechen deutlich. Das Annähern der keramischen Typen der Wendelringstufe an LT-Gefäße ist schon erwähnt.

Echtes LT aber gibt es nördlich der Linie Andernach, Kartstein (Eifel), Eschweiler nicht. Mit der besprochenen H 4-Reihe hören die Hügelfelder sämtlich auf, während sie südlich dieser Linie sehr stark sich fortsetzen und unmerklich in LTZ übergehen. Hier ist das Museum Trier von der größten Bedeutung. Es lehrt den Übergang in der vollkommensten Weise kennen. Hier kann ich darauf nicht mehr eingehen.

Für dieses Abbrechen unserer Hügel gibt der Vormarsch der Germanen die Erklärung.

7.

Schluß.

Das wäre kurzgedrängt das Wichtigste über unsere niederrheinischen Hügel. Verallgemeinern auf das südlichere Rheingebiet läßt es sich nicht ohne weiteres, da dort die Hallstadtelemente stärker sind. Für den Beginn der Hügel ist aber das Rheinland ziemlich einheitlich. Aus Leuten der Glockenbecherkultur, der Schnurkeramik und vielleicht auch aus rein nordischen Elementen (Holland) floß eine bodenständige Bevölkerung zusammen, die dem südlichen, urkeltischen Kreise angehört (BZ). In der HZ ist der niederrheinische Brandhügelkreis deutlich herausgehoben. Es stößt an Norden und Nordosten an die Germanen; im Süden an die Salemer und Koberstadter Kreise. In ihn hinein waren von Süden um 1200—1000 die Urnenfelderleute eingedrungen, deren Einfluß genau wie später der der zweiten H-Stufe bis etwa nördlich Köln stark war und von dort nördlich und östlich immer schwächer wurde. Wo diese südlichen Einflüsse minder stark sind, treten die verblaßten Typen auf, die soviel Schwierigkeiten gemacht haben.

Ethnologisch möchte ich bis zum Ende der BZ von Urkelten sprechen und erst seit der Aufsaugung der Urnenfelderleute von echten Kelten, weil diese einen Hauptzug des Keltentums: Das fortwährende, starke Hinneigen nach dem Mittelmeerkreis, erst begründet haben. Es spielt aber auch wohl das hallstättische Element dabei noch eine Rolle.

Ich komme zum Schlusse. An Ergebnissen und Folgerungen war das Berichtete schon reich; aber es tut trotzdem not, das Gewonnene noch einmal kritisch zu überschauen.

Digitized by Google

Als Wesentlichstes stellte sich der Zusammenhang der Hügelfelder von der Spätsteinzeit bis zum Ende der HZ heraus, bewiesen durch lückenloses Fortbestehen durch die ganze Zeit.

Das Zweite war die erste, noch sehr dürftige Möglichkeit einer Chronologie der Spätsteinzeit, Kupferzeit und BZ am Niederrhein, nachdem durch die Grabungen das Vorhandensein vieler beigabenloser früher Bestattungen — Hocker — in unseren Hügeln bewiesen war.

Dieses letztere Ergebnis erfährt eine völlige Bestätigung durch die Einzelfunde, die in den Museen zu Köln, Bonn, Trier, Coblenz, Niederlahnstein, Wiesbaden und Mainz zu finden sind, und auf die ich hier nicht eingehen konnte. Es genügt zu sagen, daß alle Zeiten von der frühesten Flachbeilstufe an gut vertreten sind. Besonders wichtig sind für frühe Beile die Funde der Sammlung Kam in Nymwegen, wo sich allerdings meines Erachtens viele nicht dorthin gehörige, eingeschmuggelte Dinge befinden. Dann ist hervorzuheben, daß entgegen allem Bekannten die niederrheinische BZ, besonders in den früheren und mittleren Stufen durchaus der ober- und mittelrheinischen gleich ist (Kerbschnittkeramik). Als nicht bekannt möchte ich eine schöne Stabdolchklinge von 16—18 cm Länge angeben, die ich 1920 bei Herrn Reg.-Baurat Angres in Simmern sah. Sie war zwischen Simmern u. Kirn an der Nahe gefunden.

Als drittes wichtiges Ergebnis hat sich die Herausschälung des niederrheinischen Brandhügelkreises in seiner großen Ausdehnung ergeben, der den Rhein nördlich vom Salemer und Koberstadter Kreis umfaßt und für die HZ eine Sonderentwicklung darstellt. Dabei ist seine Zugehörigkeit zu dem südlichen, urkeltischen und keltischen Gebiete keinen Augenblick zu bezweifeln. Sehr vieles bleibt hier noch zu tun. So lassen sich Andeutungen für eine Unterteilung in Stämme schon jetzt gewinnen (Maasgebiet — Kölner Gegend — Nordeifel u. a. m.).

Bei der Betrachtung dieses Kreises werden wohl einige Worte über die Vorgänger unserer Hügelbauer am Platze sein: Auf den Lößgebieten saßen Donauvölker, Band- und Spiralkeramiker, so z. B. Kreuznach bis Neuwieder Becken, am Vorgebirge bei Roisdorf, Köln, Düren, Belgien. In Köln ist auch ein Scherben Großgartacher Art gefunden. Ein Hügel am Vorgebirge — der älteste von allen — barg als älteste und unterste von seinen drei Bestattungen ein Rössener Brandgrab mit großem typischem Gefäß (wie die großen von Friedberg in Hessen), dann kamen eine Skelettbestattung mit Scherben zweier Zonenbecher und ein sog. Pfeilstrecker, dann eine LT-Brandbestattung. Es muß allerdings gesagt werden, daß die Möglichkeit besteht, daß das Rössener Grab schon als Flachgrab vor Anlage des Hügels der Zonenbecherleute im Boden lag.

Im Gegensatz zu diesen Donauvölkern haben wir auf den Wald- und Heideterrassen, den Nordhängen der Eifel und einmal am Rhein (Urmitz) die Untergrombacher Stufe.

Für die Ausbreitung der gesamten steinzeitlichen Kultur, die bei uns nach Süden und Westen weist, ist wichtig die Feststellung bei Nils Åberg, daß die Beile vom westeuropäischen Typus bis zum Teutoburger Wald, und sogar stellenweise etwas darüber hinausgehen (schon erwähnt).

Daraus folgt, daß unser Befund für die Spätsteinzeit, KZ und BZ durchaus nichts Unerwartetes ist.

Das letzte und wichtigste Ergebnis aber liegt in dem Aufschluß über die vorgeschichtlichen Völkerverschiebungen. Hier meine ich nicht geringe

Digitized by Google

Züge Einzelner oder Weniger, die sich durch Kultureinflüsse oder einzelne Gerätformen verraten, sondern Bewegungen der Bevölkerung im Großen. Wir sahen, daß um 2000 ein Mischvolk aus Glockenbecherleuten und Schnurkeramikern entstand. Erstere kamen von Westen: Ihr nächstes typisches Grab ist ein Höhlenskelettgrab mit unverziertem Glockenbecher und Armschutzplatte (Museum Köln) vom Kartstein bei Mechernich (Nordeifel). Die letzteren kamen für unseren Niederrhein von Süden (nach Schumacher, Kult. u. Siedl.-Gesch. S. 46, die Sieg entlang). Genau dieselbe Mischung geht bis zur Schweiz; auch mit Brandgräbern.

Von diesen Völkerbewegungen abgesehen haben wir drei große Verschiebungen feststellen können: Die Einwandetung der Urnenfelderleute alpiner Rasse, die geschlossen nur bis in die Kölner Gegend führte; der Vorstoß der Germanen von Nordosten, und die dadurch bedingte Süd- und Westwärtsbewegung der Kelten.

Die erste führte zur Auffaugung der zugewanderten Volksteile und damit zur Aufnahme fremder Kultur- und Sittenelemente.

Die zweite führte in ihren ersten Anfängen wohl zu demselben Verlauf, indem erste, kleine Züge in der Keltenmasse aufgingen — ich denke an die Funde von Dinslaken: Germanisches Griffzungenschwert Taf. IX B 6; die doppelkonischen Urnen und andere Formen, Rasiermesser der V. Periode der nordischen BZ, Taf. XI, 24—29 von Riethoven (24), Goch (25), Haltern (Lippe 29), Diersfort (26—28); die germanischen Eimerurnen im Maasgebiet und Nordbrabant (De Hamert und Riethoven), Kropfnadeln, Ösenring und Eisenzeug von Maasgebiet bis zur Siegmündung (Taf. XII, 28, Üdem (29), 30—32 an der Sieg). Immer aber nur soweit, als es sich nicht um Handelsware handelte oder sonstige Formübernahme (Wendelringe) aus dem germanischen in den nordkeltischen Kreis.

Aber diese ersten Vorstöße künden nur das Endergebnis an: Die Kelten ziehen ab, um 800 aus Westfalen, um 600 ist das rechte Rheinufer bis zum Sauerland anscheinend frei, um 500 die Kölner Bucht (Taf. VI). Und das geht so weiter, wenn es hier auch nicht mehr betrachtet werden kann. In der Mittel-LTZ sind sie in Coblenz (Fund von Arzheim mit Mittel-LT-Schwert im Coblenzer Museum); Eifel- und Moselgebiet verlieren ihre ganzen reichen Hügel-Bestattungsgräber mit dem Ende der ersten LT-Stufe, wie im Museum Trier sehr schön zu erkennen ist, wo die niedrigen, breitfüßigen, stark geschweiften weiten Schüsseln zu LT 2-Formen wie Marson (Marne) überleiten. Südlich der großen Befestigungskette: Steinwälle u. a. von Kastel, Otzenhausen bis Münster a. Stein gibt es noch Mittel-LT (Birkenfeld, Museum dort). In diesem ganzen Gebiet bis Mainz hin treten dann im 2. u. 1. Jahrh. vor Chr. schon zahlreich Germanenfunde auf.

Über die Germanenfunde ist folgendes zu sagen: Im Lippetal rücken die Germanen sofort nach (Museum Dortmund), am Rhein scheint fast eine Siedlungslücke zu liegen, die an den von lateinischen Schriftstellern erwähnten freien Grenzstreifen denken läßt, doch sind hier die germanischen Funde noch zu wenig zahlreich. Über diese Dinge vergleiche meine Arbeit im Mannus 14, Heft 3/4: Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln, S. 237 ff. und 192 ff. Hier ist S. 247 über die Wanderungen und über die Kämpfe dabei, die uns die zahllosen, oft riesigen Befestigungen der Kelten andeuten, gesprochen.

Einen kleinen Zug hierzu, der mir auf dem schönen Hügelfeld am Eingange des Königsforstes östlich Köln (auf der Karte Heumar; das Feld ist

Digitized by Google

jetzt zum Teil abgetragen) einfiel, möchte ich hierher setzen: Ich sah von der Hardt nach Süden und da lagen blau und geheimnisvoll in weiter Ferne die Siebenberge, der größte links, dann fast ständig abnehmend, die anderen rechtshin in völlig regelmäßigem Zuge. Nun sieht man von allen anderen Seiten mehr als sieben Berge, weil es in Wirklichkeit erheblich mehr sind. Aber nur von Norden gesehen decken die größeren die kleineren im Süden ab und die heilige Siebenzahl kommt zum Vorschein.

Man denke weiter an das Geheimnisvolle und Märchenhafte (Schneewittchen), das diese Siebenberge umgibt, die in der rheinischen Ebene am weitesten nach Norden sich vorschieben, und die nur dem von Norden kommenden so bemerkenswert sind. Und zu der Entstehung dieses Sagenhaften war nur nötig, daß der Bewohner der Kölner Gegend nicht zu den Bergen hinkonnte, weil dort andere Völker hausten. Und das war so. Im Sülztal

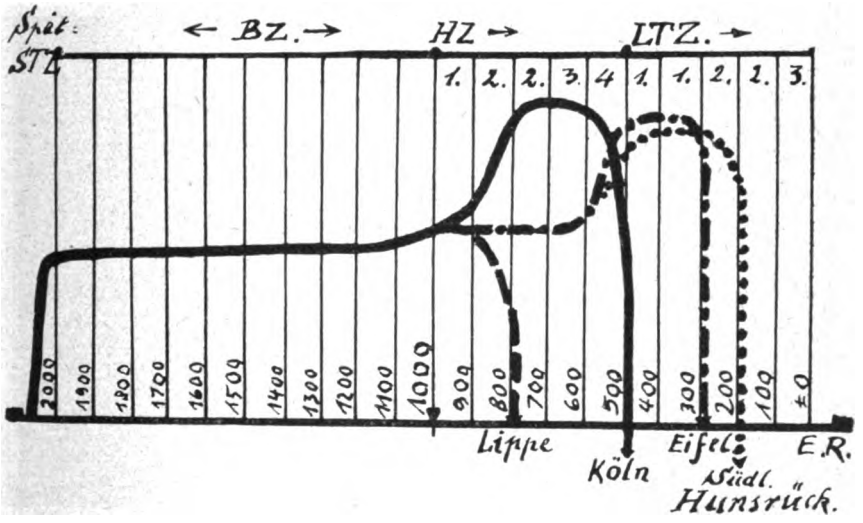


Abb. 1. Relative Bevölkerungszu- und Abnahme in vier von Nord nach Süd gehenden Gebieten.

bei Altenrath lag der Güldenberg mit einer gewaltigen Wallanlage, der das Sülztal sperrte, und die Nordberge unter den Sieben tragen selbst große Wallburgen (Petersberg). Mit diesen Befestigungen konnten die Kelten sich noch eine Weile halten. So war für den Germanen alles gegeben, was seine Phantasie an die blauen Berge hängen konnte und aus dem Namen und den Sagen erhellt, daß die Germanen, die den Namen gaben, von Norden kamen, rheinaufwärts; — und auch wohl, welches Alter vielleicht Grundzüge unserer Märchen haben können!

Eines ist zu den Wanderungen noch zu erwähnen, was öfters übersehen wird: das Wohin der Abgedrängten. Nun löst sich zwar ein Teil — der früh liegende — dieser Frage von selbst. In nachstehendem Diagramm habe ich die ungefähre relative Häufigkeit der Gräber der einzelnen Stufen, soweit es mir möglich war, roh geschätzt.

Die Kurven stellen die Gebiete: Lippetal, Kölner Gegend, Eifel und das Nahegebiet dar. Immer nur roh; Angrenzendes einbegriffen. Es folgt,

Digitized by Google

z. B. dem Abzug aus der Lippegegend ein Anschwellen im Kölner Gebiet; dem Abziehen aus diesem ein Ansteigen in Eifel und Hunsrück u. s. f. Manches von dieser Erscheinung ist sehr augenfällig, ein Vergleich der Häufigkeit der verschiedenen Stufen in den Museen Köln und Trier hat völlige Beweiskraft (vgl. die vorher angegebene Germanenchronologie S. 247).

Somit halte ich ein Zusammendrängen der Kelten nach Süden für annehmbar und glaube dadurch auch erklären zu können weshalb die Höhen — Eifel, Hunsrück, Taunus — erst spät zahlreich besiedelt wurden. Damit stimmt, daß die Siedlungen hier in den Gebirgen durchgängig auf den waldfreien Hochflächen liegen, nach Maßgabe der Grabfelder, die sich in den angrenzenden Wäldern finden, so daß die Lage genau dieselbe wie bei unseren Wald- und Heideterrassen ist und sowohl Jagd als Viehzucht und Ackerbau möglich waren. Meines Erachtens brauchen wir uns mit der Annahme von ausschließlichen Jägern und Viehzüchtern keine Mühe zu machen, und dürfen bedenken, daß wir damit eine Bevölkerung auf eine Art Nomadenzustand herabdrücken, den sie schon vor langer Zeit überwunden hatte.

Nun aber kommt zum Schlusse eine schwierige Frage. Reichen wir mit dem Zusammendrängen der Kelten auch eine Zeitlang aus, so muß doch offenbar um das 6. Jahrhundert, wo die Kölner Bucht frei zu werden begann, ein großer Zug angenommen werden. Das ist ohne jede Frage.

Wohin sind nun in dieser Zeit Keltenzüge als möglich anzunehmen? Zunächst wohl nach Osten bis in das Harzgebiet, wo ja verwandte Stämme saßen. Dann ebenso rheinaufwärts, Richtung Italien, wie ja später so viele Züge gingen. Daß aber keine Kelten in dieser Zeit nach Italien gelangten, wissen wir. Und da fällt zunächst eine Gruppe in der Nordschweiz auf mit Brandgräbern (Lunkhofen im Aargau), Gefäße mit falscher Schnur (mit tordierten Ringen eingedrückt) von Subingen und Obergösgen. Vergleiche Heierli, Arch. Karte von Solothurn, 1905, Taf. II, IV. S. auch Schumacher, Hallstattkultur am Mittelrhein, Präh. Zeitschr., XI und XII, S. 169. Des Weiteren eine große Gruppe von Grabhügeln mit Brand und Gefäßen, die sehr an die niederrheinischen erinnern, östlich der Pyrenäen. Hier sind die Übereinstimmungen sehr groß. Einige Abbildungen s. Déchelette, Manuel II, 2, S. 669 von Garin. Die Gefäße könnten glatt in der Maasgegend gefunden sein. Diese westfranzösische Gruppe hat nun Bosch-Gimpera, Barcelona, nach Spanien verfolgt, und in ihnen die im 6. Jahrhundert nach Spanien eindringenden Kelten erkannt. Es sind nach Ausweis der spanischen Literatur die keltischen Stämme der Saefer, Cempser und Berybraker. Bosch-Gimpera setzt auch auseinander, weshalb diese nach Westen zogen: Weil sie durch die damals noch sehr starken ligurischen Reiche im südlichen Frankreich nicht durchdringen konnten, wurden sie nach Westen, Spanien abgedrängt. S. Bosch-Gimpera: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibl. 22, 1922.

Vergleicht man nun damit eine bisher als falsch angesehene Stelle bei Livius, 5, 31, 1, in der erzählt wird, daß Ambigat, der damals Herrscher im Keltenreiche war, zwei Züge aussandte, einen unter Segovesus in den Herzynischen Wald, einen unter Bellovesus nach Italien, so könnte man für die Zeit des Tarquinius Priskus, um 600, einen Zug nach Osten, zum Harz annehmen (innerhalb der Wendelringstufe), und einen nach Süden, der in der Nordschweiz Teile zurückließ, nicht nach Italien durchdrang; von den Ligurern immer weiter nach Westen geschoben wurde —, — zunächst östlich der Pyrenäen Halt machte, dann diese überschritt und sich in Spanien nieder-

Digitized by Google

ließ. Auf diese Weise kämen wir sogar auf Stammesnamen. Alles dies bedarf aber noch sehr sorgfältiger Überprüfung und kann vorläufig nur mit allem Vorbehalt gegeben werden.

Daß noch unendlich vieles weiter zu erforschen und zu sichern ist, springt klar in die Augen. Und trotzdem hat das, was wir bisher als gesichert hinstellen können, schon manche Aufklärung über die schwierigen ethnologischen Verhältnisse am Niederrhein gebracht, vor allem über das früher so im Dunkel liegende Vordringen der Germanen. Über diese selbst habe ich im Mannus 14, Heft 3/4 ausführlich berichtet. Man vergleiche hierzu auch die im Text angegebenen Arbeiten Kossinnas.

Wir sehen das Rheingebiet die verschiedensten Wechsel durchmachen; viele und heftige Völkerbewegungen sind hier aufeinandergeprallt, und zum Schluß bleibt der Germanenbesitz unbestritten. Auch als die Römer dann wieder die germanischen Bewohner bedrängten, jahrhundertelang, fand sich immer wieder die Kraft auf germanischer Seite, die Fremden zu verdrängen und die Gebiete aufs Neue zu germanisieren.

So ist gerade der Niederrhein eines von den Gebieten, die am deutlichsten zeigen, wozu wir Vorgeschichte betreiben: Sie liefert die Wurzeln für die Geschichte und damit den Urgrund für das Verständnis des historischen Geschehens und für unsere Auffassung von dem vergangenen und zukünftigen Ereignen.

Bezüglich der Literatur sei verwiesen auf die Zusammenstellung von C. Rademacher in Mannus IV, 3, S. 187 und demselben: Literaturübersicht und Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in der Rheinprovinz von 1900—1922, Mannus 15 (1923), Heft 1 und 2, S. 147 ff.

Die abgebildeten Funde sind mit den angegebenen Ausnahmen alle im Kölner Museum und wie die Karten von mir selbst gezeichnet.

Köln, 6. September 1924.

E. Rademacher.

Zusatz nach Fertigstellung des Satzes:

Der genaue Fundort von XI B 1 (Museum Köln) und X A 2 liegt nördlich Kevelaer. — Für das Hügelgrabfeld von Emmerich ist außer den H-Stufen die B 2 mit schönem Kerbschnitt bezeugt (Prov.-Museum Bonn). — Eine schöne Kugelschale mit echtem Kerbschnitt aus BZ $^2/_3$ stammt aus einem Hügel von Langenlonsheim (Nahe), wo mehrfach die Hügel neben reichen H- und LT-Gräbern ältere Bestattungen mit Bronzen u. a. bargen (Prov.-Museum Bonn). — Ein Hügel in Dellbrück bei Köln ergab eine kerbgeschnitzte Urne von H 2-Form mit Graphitbemalung; das erste so späte Vorkommen, das unsere Kerbschnittreihe an das späte Vorkommen in Baden anschließt. Damit ist die Kerbschnittentwickelung von der Kupferzeit bis zur mittleren H 2 lückenlos.

Digitized by Google

Zur Entstehung der sogenannten lausitzischen Kultur.

Von B. v. Richthofen-Breslau.

Mit 2 Textabbildungen und 10 Abb. auf Tafel XIV.

Kurzer Auszug[1]).

Von der älteren Bronze- bis in die frühe Eisenzeit herrschte in fast ganz Ostdeutschland und einem Teil seiner Nachbargebiete die sogenannte lausitzische Kultur. Ihren Mittelpunkt hatte sie in der Lausitz und in Schlesien. So ist denn die noch immer stark umstrittene Frage nach der Herkunft dieser Kultur für die deutsche Vorgeschichtsforschung von hervorragender Wichtigkeit. Um hier Klarheit zu gewinnen, muß in erster Linie das Entstehen des älter-lausitzischen Stils erklärt werden. Seinen wohlausgeprägten Formenkreis kennen wir hauptsächlich durch die Funde aus den Urnenfeldern der III. Periode der Bronzezeit. Es gilt nun, frei von Vorurteilen dem Werden dieses Stils nachzuspüren und nicht etwa durch Verknüpfung einzelner Äußerlichkeiten das Verständnis zu suchen. Ein Mosaik gründlichster Einzelforschungen besonders typologischer also letzten Endes stilgeschichtlicher Art ist erforderlich. Nur damit können wir einen festen Boden für die Erklärung der Herkunft der ganzen lausitzischen Kultur gewinnen. Den reichsten Stoff bietet uns hierfür die älter-lausitzische Tonware. Sie zeigt zugleich in ihrer festumgrenzten stilistischen Eigenart, die besonders in den typischen Buckelgefäßen der Periode III (vgl. Taf. XIV, Abb. 10) hervortritt, am besten die Selbständigkeit der lausitzischen Kultur. Die Entstehung dieses Stiles soll also untersucht werden. Dabei ist naturgemäß die erste Frage: welcher andere hat vorher im gleichen Gebiet geherrscht. Hier kann es sich zunächst nur um die unmittelbar vorhergehenden Abschnitte der älteren Bronzezeit handeln. Es wäre also methodisch unzulässig, bei der Bearbeitung unseres Problems von Gebieten auszugehen, wo vorläufig Funde aus dieser Zeit ganz oder fast ganz unbekannt sind. Hierdurch entstünde der Fehler, daß man die Entstehung des lausitzischen Stils mit Hilfe eines Vergleichens von Gefäßen aus der mittleren Bronzezeit mit neolithischen zu ergründen suchte. Über 500 Jahre trennen aber die jüngsten steinzeitlichen Stilgruppen von der älteren lausitzischen Kultur

[1]) Die hier nicht näher ausgeführten Einzelheiten werden in anderem Rahmen eingehend behandelt werden in: Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien = 3. Lieferung des 1. Bandes der „Vorgeschichtlichen Forschungen", Verlag de Gruyter & Co., Berlin.

Digitized by Google

und gerade auf diese Zwischenzeit zunächst vor allem auf ihren Endabschnitt kommt es an! Wer das Entstehen eines Kunststils erklären will, darf nicht ohne weiteres auf mehr als ein halbes Jahrtausend ältere Erscheinungen zurückgehen ohne den Versuch, sich erst gründlich mit den Formen der Zwischenzeit auseinanderzusetzen! Wenn solche in einer Gegend nicht in genügender Menge vorhanden sind, ist dort kein sicherer Aufschluß für die gestellte Frage zu erwarten. Nur Altertümer aus einem anderen Teil des gleichen Kulturgebiets können dann vielleicht weiter helfen.

Schon 1908 hat zuerst Seger die Meinung geäußert, daß die lausitzische Kultur in Schlesien auf die Aunjetitzer der frühen Bronzezeit zurückgehe. Kossinna (1911) und Wilke (1919) leiteten dann weitergreifend die gesamte lausitzische Kultur aus der Aunjetitzer her [2]). Ihrer Ansicht haben sich inzwischen auch andere Vertreter der Vorgeschichtswissenschaft angeschlossen [3]). Die Richtigkeit dieses Standpunkts ist allerdings bisher noch nicht ausreichend begründet worden.

In der Forschung über die lausitzische Kultur sind jetzt vor allem noch Sonderuntersuchungen notwendig, die den Fundstoff einzelner Landschaften und Zeitabschnitte eingehend behandeln. So soll auch die Kenntnis vom Werden des lausitzischen Stils durch eine Sonderuntersuchung in sichere Bahnen gelenkt werden.

Abb. 1. Ottwitz, Kr. Strehlen. 1/5.

Zur Prüfung des Verhältnisses der älteren lausitzischen Kultur zur Aunjetitzer eignet sich Schlesien besonders gut. Beide Stufen sind in der Provinz durch reiche Funde vertreten. Die früher dort bekannten Gefäße aus der dazwischenliegenden II. Periode reichten nicht aus, eine klar faßbare keramische Stilgruppe aufzustellen. Eine Neubearbeitung der schlesischen Funde der Perioden II und III mit besonderer Berücksichtigung der Altertümer aus der Periode I in Schlesien und aus allen drei Stufen in den Nachbargebieten erreichte nunmehr dieses Ziel. Im einzelnen kennzeichnen die Gefäße dieser neu herausgearbeiteten Gruppe Besonderheiten in der Form, Verzierung und Handhabenausbildung. Ein gutes Beispiel ist der abgebildete Topf aus Nettschütz Kr. Freystadt (Taf. XIV, Abb. 6). Er zeigt uns zugleich, daß diese Keramik bereits über die wichtigsten Stilelemente der längst bekannten älterlausitzischen Ware der Periode III verfügte. So sehen wir vor allem neben der noch wenig entwickelten Buckelverzierung eine straffe Gliederung des Gefäßkörpers. Das ausladende Halsprofil ist aus der I. Periode überkommen und findet sich später auch in der III. Die kleine Henkelöse auf der Schulter [4]) bildet ebenfalls ein deutliches Erbe aus der Aunjetitzer Keramik (vgl. Textabb. 1). Ganz allmählich entsteht aus diesem Stil der Periode II der typische der älteren lausitzischen Kultur. Die Beweise lassen sich in Schlesien mit voller Sicherheit führen. Auch andere Gründe zeigen, daß wir es hier mit einer ungestörten Kulturentwicklung zu tun

[1]) Zentralbl. f. Anthropol. 1908. S. 50.

[2]) Kossinna, Mannus III, S. 318f. und Die Herkunft der Germanen. 2. Aufl., S. 30. — Wilke, Mannus IX, S. 30ff.

[3]) Vgl. z. B. Kostrzewski, Rocznik tow. przyj. nauk Posen Bd. XLIII (1912), S. 205 und Wielkopolska w czasach przedhist. 2. Aufl. 1923, S. 55. — Kozłowski in Wiadomości Archeol. Warschau, Bd. V, 1920, S. 54.

[4]) Auf der Abb. links, z. T. durch das eine Buckelchen verdeckt.

Digitized by Google

haben. Wichtig ist dafür besonders die allmähliche Entstehung des Bestattungsbrauches der Urnenfelderzeit und die Umbildung verschiedener Bronzetypen.

Schon in der II. Periode kommt die Brandbestattung auf. Unter den Gefäßen aus den ältesten Urnengräbern können wir deutlich eine Gruppe aussondern, die mindestens zum Teil noch in die II. Periode gehört und aus deren Formen sich langsam die typischen der III. Periode entwickeln. Vor allem handelt es sich hier um mit kleinen Buckeln verzierte Gefäße. Besonders bedeutsam ist, daß diese früheste Brandgräberkeramik lausitzischen Stils nicht nur in Schlesien vorkommt. Als Beispiel für diese Gruppe seien hier ein Gefäß aus der Niederlausitz und eins aus Mittelschlesien abgebildet (Taf. XIV, Abb. 8 u. 9).

Wie oben schon an dem Beispiel des Topfes von Nettschütz dargelegt wurde, bestehen in Schlesien auch mannigfache Verbindungen zwischen der vorlausitzischen Keramik der Periode II und der Aunjetitzer. Wohl ist bei dem zur Zeit vorhandenen Fundstoff in den Einzelheiten der Formenentwicklung noch manches unklar, der Zusammenhang läßt sich jedoch bereits jetzt sicher beobachten.

Besonders gut zeigen dies die Tassen. Aus der II. Periode stammen schlesische Gefäße dieser Art (Taf. XIV, Abb. 2—4), die ohne Zweifel auf den Leittyp der Aunjetitzer Kultur (Taf. XIV, Abb. 1) zurückgehen. Bei der Tasse von Groß-Tschansch (Taf. XIV, Abb. 2) ist nur der Henkel etwas höher hinaufgerückt und der Boden fußförmig abgesetzt. Sie stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer Körperbestattung. Aus einem Skelett- oder Brandgrabe[1]) rühren die beiden Tassen von Breitenau (Taf. XIV, Abb. 3 und 4) her. Der Henkel reicht hier im Gegensatz zur Aunjetitzer Keramik vom Umbruch bis zum Rande. Außerdem beginnt bereits die Ausbildung eines zweiten Knicks im Gefäßumriß. Ausgeprägter ist er für eine Tassenform der Periode III typisch. Dieser gehört z. B. ein Gefäß von Wangern an (Taf. XIV, Abb. 5). Die Henkelstellung ist von der bei einhenkligen Gefäßen der Periode III häufigsten Art. Mitunter treten aber auch in dieser Stufe bei solchen Schultertassen noch nach Aunjetitzer Weise kleine Henkel am Umbruch auf (Textabb. 2).

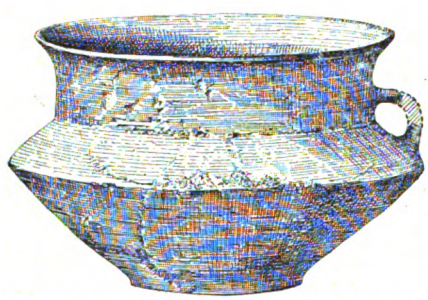


Abb. 2. Tepliwoda, Kr. Münsterberg. 1/5.

Auch die Ergebnisse der siedlungsarchäologischen Forschung stehen nicht im Widerspruch zu dieser Annahme. Gestützt wird sie ferner wieder durch die vorlausitzischen Bronzetypen der Periode II. Diese haben sich zum großen Teil aus solchen der Aunjetitzer Kultur entwickelt. Das gilt nicht nur für Schlesien, sondern das gesamte Verbreitungsgebiet der ganzen Kultur[2]). Alles in allem ergibt sich zunächst in Schlesien mit Sicherheit, daß hier die lausitzische Kultur aus der Aunjetitzer entstanden ist und von den Nachkommen der alteinheimischen Bevölkerung der frühen Bronzezeit getragen worden sein muß.

[1]) Die Bestattungsform ist nach dem Fundbericht zweifelhaft. Das dritte zum gleichen Grabe gehörige Gefäß, einen abgerundet doppelkegelförmigen Topf hat, wie die eine der beiden Tassen, schon Mertins abgebildet; s. Wegweiser d. d. Urgesch. Schlesiens, S. 99.

[2]) Wie von Kossinna in einem bei Eröffnung des Hallischen Provinzialmuseums gehaltenen Vortrag ausführlich gezeigt worden ist; s. Mannus, Bd. 11/12, S. 232; Aunjetitzer und Illyrier. Vgl. hierzu ferner Richthofen a. a. O.

Digitized by Google

Es ist nun von vornherein anzunehmen, daß ein so einheitlicher Stil wie der ältere lausitzische nur eine Hauptgrundlage gehabt haben kann. Wenn unsere Annahme richtig ist, dürfen wir also überall da, wo Funde der älteren lausitzischen Kultur und der Aunjetitzer vertreten sind, mit großer Wahrscheinlichkeit den gleichen einen Übergang vermittelnden Gefäßstil der Periode II erwarten wie in Schlesien. Erfreulicherweise gibt es entsprechende Beispiele aus Sachsen, Anhalt und der Mark. Taf. XIV, Abb. 7 stellt ein typisches Gefäß dieser Gruppe aus der Gegend von Cöthen in Anhalt dar, das sich in der Sammlung des Cöthener Heimatmuseums befindet. Maßgebend für die Zeitbestimmung ist vor allem die Art und Stellung der Henkelösen. Bei der Form des Gefäßes lassen sie keine andere Datierung zu. Ein ähnliches Stück ist auch in Schlesien gefunden worden [1]).

Wieweit der Besiedlungsverlauf in den einzelnen Teilen des Verbreitungsgebietes der lausitzischen Kultur von der Periode I bis zur Periode III ebenso ungestört war wie in Schlesien, ist zum Teil erst zu klären. Jedenfalls berechtigt ein vorläufiges Fehlen oder Spärlichsein entsprechender Funde aus den Perioden I und II, z. B. in der Lausitz, nicht schlechthin dazu, für solche Gegenden andere Verhältnisse anzunehmen. In Schlesien kannte man vor Beginn der neuen Untersuchungen erst sehr wenig Altertümer der Periode II. Jetzt beträgt aber die Zahl der festgestellten Fundorte bereits über 70 und damit mehr als für die Periode I, aus der hier schon lange zahlreiche Gräberfelder entdeckt waren. Wenn sich in einem verhältnismäßig gut durchforschtem Gebiet unser Wissen von der älter-bronzezeitlichen Besiedlung in kurzer Zeit so stark ändern konnte, wird dies vielleicht erst recht einmal in Gegenden geschehen, in denen Jahrzehnte lang so wenig für die systematische Forschung getan wurde, wie in der Lausitz. Schon jetzt sind die Funde der vorlausitzischen Kultur der Periode II auch außerhalb Schlesiens zahlreicher, als nach der bisherigen Literatur allgemein bekannt ist. Es wird nun in Zukunft genau zu prüfen sein, wo wir vielleicht wirklich eine Ein- oder Zuwanderung der in Frage kommenden Bevölkerung in der Periode II oder III festzustellen vermögen und wo die ältere lausitzische Kultur der Periode III ebenso bodenständig aus der Aunjetitzer erwachsen ist wie in Schlesien.

[1]) Mus. Breslau, Fundort unbekannt.

Digitized by Google

Ethnologische Streitfragen in Ostdeutschland.

Von Kurt Tackenberg, Breslau.

(Kurzer Auszug.)

Tschechische und polnische Forscher stellen immer wieder die Behauptung auf und suchen sie durch sogenannte Beweise zu erhärten, daß die lausitzische Kultur der Bronze- und frühen Eisenzeit Ostdeutschlands den Vorfahren der Slawen zuzuschreiben sei.

Als einer der Führer der Bewegung ist auf polnischer Seite der Posener Universitätsprofessor Kostrzewski anzusehen. Ihm ist es vor allem darum zu tun nachzuweisen, daß die lausitzische Bevölkerung ihre Sitze in Polen, Posen und Schlesien nicht verlassen habe, als die Wandalen einrückten, sondern daß sie, von den Germanen unterjocht, hier weiter gelebt hätte, um beim Abzuge dieser in der Völkerwanderungszeit befreit aufzuatmen. Für diese Ansicht ist Kostrzewski — wenn auch weniger klar — schon in seiner Spätlatènearbeit[1]) und später eingehender in Wielkopolska II[2]) eingetreten.

Im folgenden gehe ich nur auf die Punkte ein, die Kostrzewski für die Spätlatènezeit zur Begründung vorbringt.

In der materiellen Kultur wäre die namenlose Masse der Urnenfelderleute schwer zu erfassen. So gelingt es Kostrzewski nicht, Gerät- und Gefäßformen der wandalischen Spätlatènezeit auf ältere Elemente zurückzuführen. Aber einzelne auf den Gefäßen angebrachte Ornamente glaubt er ableiten zu können. Im wandalischen Kulturkreis sind Linien- und Zickzackbänder sehr beliebt. Auch in der Urnenfelderzeit treffen wir sie häufig an. Beide Verzierungsarten sind aber so einfach, daß man den Wandalen wirklich zutrauen darf, sie ohne fremden Einfluß angewendet zu haben. Falls sie übernommen wären, ist merkwürdig, daß nur diese einfachen Motive, nicht aber typische Verzierungsarten der älteren Epoche, wie Dreiwirbel und Sonnenmuster, nachgeahmt worden sind.

Das dritte heilige Zeichen der Urnenfelderleute, das Hakenkreuz, findet sich auch auf wandalischen Gefäßen. Dabei aber an eine Übernahme zu denken, ist nicht nötig. Ist es doch damals schon allenthalben verbreitet. Man könnte dann sowieso nicht verstehen, weshalb dies Heilszeichen allein, nicht aber auch die anderen beiden übernommen worden sind. — Auch zwei Metopenmuster werden zur Begründung angeführt. Beide werden auf Spät-

[1]) Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Mannus-Bibliothek 18/19, vor allem S. 237 u. 238.

[2]) Wielkopolska w czasach przedhistorycznych. II. Aufl. Posen 1923, S. 166ff.

Digitized by Google

latènegefäßen je zweimal nachgewiesen. Ein Exemplar von jeder Art gehört aber bei näherem Zusehen ins burgundische Gebiet, so daß für die wandalische Kultur zum Vergleich nur je eins übrig bleibt! Hoffentlich sieht Kostrzewski nicht in dem Vorkommen der Metopenmuster bei den Burgundern eine Beeinflussung der lausitzischen Kultur sogar auf die burgundische!

Den Hauptwert legt Kostrzewski auf die Einwirkungen, die sich auf geistigem Gebiet bemerkbar machen sollen. So sei der Einfluß des unterworfenen Volkes auf die Grabbräuche des Siegers als bestimmend zu bezeichnen. Die Wandalen hätten nach der bei den Urnenfelderleuten üblichen Sitte oft viele Beigefäße mitgegeben und die Bestattung in Urnengräbern zum größten Teil beibehalten. Der neue Brauch der Brandgrubenbestattung habe sich nicht durchsetzen können.

Diese Angaben bedürfen der Richtigstellung. Im gesamten Wandalenlande sind Brandgruben und Urnengräber etwa in der gleichen Anzahl vertreten. Von einem Überwiegen der letzteren ist keine Rede.

Beide Arten von Gräbern sind nicht gleichmäßig über das Gebiet verteilt. In der Niederlausitz und in den anschließenden Teilen der schlesischen Kreise Freystadt und Glogau sind beinahe nur Urnengräber anzutreffen. In Polen, Posen und dem größten Teil von Schlesien sind die Brandgruben vorherrschend. Nicht richtig ist es, wenn Kostrzewski angibt, in Mittelschlesien kämen zahlreiche Urnen- und Brandschüttungsgräber vor. Das Gegenteil ist der Fall. Neben neunzehn gesicherten Brandgruben (zu denen noch mehrere aus Kaulwitz hinzuzufügen sind) gibt es nur ein Urnen- und zwei Brandschüttungsgräber. — Die Zweiteilung des Wandalenlandes hat Kostrzewski vorgenommen. Man vermißt aber bei ihm die Folgerungen, die unsere Frage angehen. Die Urnengräber enthalten meist keine Beigefäße; in den Brandgruben finden wir dagegen gewöhnlich Reste mehrerer Gefäße. Urnengräber und viele Beigefäße sind also kaum zusammen anzutreffen, obwohl Kostrzewski möglichst beides als Einheit hinstellen möchte. Vollständig undenkbar ist es aber, daß der Einfluß der lausitzischen Bevölkerung sich in einem Gebiet nur in Urnengräbern zeigen sollte, und im anderen Gebiet nur in vielen Gefäßresten. Der sich ergebende Gegensatz — einerseits Urnengräber ohne Beigefäße und anderseits viele Gefäßreste, aber nicht in Urnengräbern — offenbart deutlich die Unhaltbarkeit eines der Hauptbeweise, die Kostrzewski für das Fortleben der lausitzischen Bevölkerung angegeben hat.

Was die Besiedlungsfrage anbetrifft, läßt sich gegen seine Ansichten ebenso Stellung nehmen. Nach allem, was man bei ihm liest, sind die Funde der Spätlatènezeit rein wandalisch. Eine Hinterlassenschaft der Urnenfelderleute ist demnach nicht vorhanden. Infolgedessen müßten die Unterworfenen so bedrückt worden sein, daß sie nicht einmal Töpfe herstellen und ihre Toten beerdigen durften! Kostrzewski scheint wirklich dieser Meinung zu sein, was aber wieder nicht damit vereinbar ist, daß ja gerade die religiösen Bräuche die Anwesenheit der lausitzischen Bevölkerung bezeugen sollen.

Die geringe Anzahl der Spätlatènefunde führt Kostrzewski auf die Herrenschicht zurück. Die Wandalen sind aber sicher bedeutend zahlreicher gewesen, als es augenblicklich scheint. v. Richthofen hat in Mertschütz, Kr. Liegnitz, und in nächster Nachbarschaft — also auf engem Raume — acht Fundstellen der Spätlatènezeit festgestellt. Die Gegend ist nicht etwa für eine Besiedlung besonders geeignet, so daß wir hierin ein gutes Beispiel für die Besiedlungsstärke besitzen, das durch weitere systematische Boden-

Digitized by Google

forschung um viele vermehrt werden wird. — Daß bisher so wenig Grabfunde der Spätlatènezeit bekannt sind, ist nicht verwunderlich. In etwa 100 Jahren, die für diesen Abschnitt in Frage kommen, sind von einer an Zahl an die Urnenfelderleute wohl nicht heranreichenden Bevölkerung nicht derartige Friedhöfe entstanden, wie in der älteren Epoche, die ja auch viel länger gedauert hat. Treffen die Landleute beim Ackern oder Sandholen einige Gräber an oder gar bloß dunkle Flecke mit einzelnen Scherben darin, so werden sie in den meisten Fällen nicht beachtet. Wird aber ein Friedhof der Urnenfelderzeit angeschnitten, so fällt es schließlich jedem auf, wenn immer wieder, oft jahrelang, Gefäße zum Vorschein kommen. Und Kunde davon gelangt schließlich doch — meist erst auf Umwegen und nach längerer Zeit — an die zuständigen Stellen.

Auf die Belege, die Kostrzewski für die Zeit nach Christi Geburt anführt, gehe ich nicht ein, da seine Gründe für die Anwesenheit der Urnenfelderleute (= der Vorfahren der Slawen) unter den Wandalen in der Spätlatènezeit im vorhergehenden zurückgewiesen sind und meines Erachtens damit schon die gesamte Lehre zu Fall gebracht ist.

Digitized by Google

Schlesien zur Völkerwanderungszeit.

Von M. Jahn.

Mit 3 Tafeln (XV—XVII), 1 Karte sowie 1 Abbildung im Text[1]).

Die Frühgeschichte Schlesiens ist, solange sich die Geschichtsforschung allein mit ihr beschäftigte, recht dunkel und ungeklärt geblieben. Die geschichtlichen Quellen über diese Zeit, Berichte antiker Schriftsteller, sind gering an Zahl, ungenau, zusammenhanglos und nicht ohne Widersprüche. Seit langem sind diese wenigen Bausteine bekannt und ausgewertet, seit langem hat man aber auch erkannt, daß sie für einen sicheren Aufbau der germanischen Frühgeschichte nicht ausreichen. In den letzten Jahrzehnten hat nun die Vorgeschichtswissenschaft sich dieser Epoche angenommen. Dank der von Kossinna ausgebauten siedelungsgeschichtlichen Forschungsmethode ist die ursprünglich rein auf kulturgeschichtlichem Gebiete arbeitende Vorgeschichtsforschung in die Lage versetzt worden, Völkergeschichte zu treiben und auch das Dunkel der schlesischen Frühgeschichte immer mehr zu erhellen. Eine langwierige und umfangreiche Vorarbeit hierfür war die möglichst vollständige Zusammentragung und Bearbeitung aller germanischen Funde Schlesiens. Das Breslauer Museum, das schon seit mehr als 100 Jahren die schlesischen Bodenfunde planmäßig gesammelt hat, stellte sich die Aufgabe, sämtliche Germanenfunde der Provinz im Zusammenhange ausführlich und mit vielen Abbildungen zu veröffentlichen, um den Fundstoff der Forschung in einer handlichen Quellensammlung zugänglich zu machen. Die überreiche Zahl der Funde machte es notwendig, diese Arbeit in mehreren Abschnitten durchzuführen. In den Jahren 1919 und 1922 konnten die Funde Oberschlesiens herausgegeben werden[2]). Im Jahre 1925 erscheint die eingehende Behandlung der niederschlesischen Funde als selbständiges Buch[3]). Es harrt daher nur noch der freilich sehr wichtige mittelschlesische Fundstoff der Bearbeitung, um dieses Unternehmen zum Abschluß zu bringen. Von den zahlreichen Ergebnissen, die schon jetzt diesen Bearbeitungen zu verdanken sind, will ich hier nur solche herausgreifen, die neues Licht auf die Schlußstufe der germanischen Siedlungsepoche in Schlesien werfen.

[1]) Für die freundliche Überlassung der Abbildungen bin ich Herrn Professor Seger zu großem Danke verpflichtet.

[2]) M. Jahn, Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Präh. Zeitschrift X, S. 80—149 und XIII/XIV, S. 127—149.

[3]) K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Berlin 1925.

Digitized by Google

Schlesien war in den Jahrhunderten um Christi Geburt von Wandalen besiedelt, einer germanischen Völkerfamilie, deren weites Gebiet vom östlichen Teil Brandenburgs über Schlesien, Südposen, Polen, Galizien bis nach Nordungarn reichte. Der Hauptstamm der schlesischen Wandalen waren die Silingen. Nach der Annahme der Historiker, namentlich Ludwig Schmidts, soll nun der Hauptteil der schlesischen Wandalen um die Mitte des 3. Jahrhunderts nach Christus ausgewandert sein. „Als die Burgundionen um die Mitte des 3. Jahrhunderts ihre große Wanderung nach Südwesten antraten, hat wahrscheinlich der größte Teil des (silingischen) Volkes Schlesien verlassen und sich jenen angeschlossen. Denn Zosimus, dem wir die einzige erhaltene Nachricht darüber verdanken, erzählt, daß der Kaiser Probus mit Burgundionen und Wandalen an einem Flusse (nach Mommsen am Lech, also in Rätien) in feindliche Berührung gekommen sei[1])." Nach diesen Kämpfen hätten die schlesischen Wandalen sich in der Gegend des mittleren Mains niedergelassen und von hier aus sich dem großen Wanderzuge der ungarischen Wandalen nach Westeuropa zu Beginn des 5. Jahrhunderts angeschlossen. „Doch sind nicht unbedeutende Reste der Silingen in Schlesien zurückgeblieben[2])." Diese Darstellung hat zwar einen richtigen Kern, da eine Abnahme der schlesischen Funde um die Mitte des 3. Jahrhunderts in der Tat festzustellen ist. Doch können die damaligen Auswanderer, wie die späteren Funde bezeugen, nicht die Mehrzahl des schlesischen Volkes ausgemacht haben, sondern nur einen nicht bedeutenden Bruchteil. Die Masse der Wandalen verblieb in Schlesien während des 3. Jahrhunderts. Mit dem Beginn des 4. Jahrhunderts jedoch schienen bisher die schlesischen Funde aufzuhören. Die drei reichen Fürstengräber von Sacrau, Kr. Oels[3]) bildeten allem Anscheine nach einen ebenso glänzenden wie plötzlichen Abschluß der wandalischen Siedlungsepoche. Doch neuere Forschungen erwiesen auch diese Annahme als irrig. Es liegt jetzt eine so große Zahl von wandalischen Funden des 4. Jahrhunderts vor, daß die Fortdauer der germanischen Besiedlung bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts als gesichert anzusehen ist. Um die Wende des 3. Jahrhunderts setzte sich bei den schlesischen Wandalen die Sitte durch, ihre Toten unverbrannt zu bestatten. An Stelle der meist seicht stehenden Graburnen wurden nun Körpergräber sehr tief in den Boden eingegraben, die der Pflug des Bauern nur ausnahmsweise erfaßt; man stößt auf sie bei Anlegung von Sandgruben oder ähnlich tiefgehenden Schachtungen. Ihre Auffindung und Erhaltung ist daher immer nur ganz besonderen Glücksumständen zu verdanken. Dies ist der Hauptgrund, weshalb Gräber des 4. Jahrhunderts bisher verhältnismäßig selten beobachtet worden sind. Die Siedlungen dieser Zeit hingegen verkannte man bisher und sprach ihnen ein viel zu junges Alter zu, da der in ihnen übliche keramische Stil der slawischen Töpferware recht ähnlich ist. Zwei planmäßige Grabungen, die Herr Major Drescher in Ellguth, Kr. Grottkau veranlaßte, ermöglichten es erst, den Formencharakter der germanischen Keramik des 4. Jahrhunderts zu erkennen und herauszuarbeiten. So ist jetzt die Zahl der bekannt gewordenen Fundstellen des 4. Jahrhunderts schon auf ein halbes Hundert angewachsen, und es ist bereits möglich, unter ihnen eine ältere Gruppe aus der Zeit um 300—350 und eine jüngere, die etwa den Zeitraum von 350—400 umfaßt, zu scheiden.

[1]) L. Schmidt, Geschichte der Wandalen. S. 10f.
[2]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme. I, S. 359f.
[3]) Grempler, Der Fund von Sacrau. Berlin 1887; Grempler, Der II. und III. Fund von Sacrau. Berlin 1888.

Digitized by Google

Die ältere Gruppe, die ich nach den Sacrauer Funden benennen möchte, ist durch eine Anzahl Skelettgräber belegt, die ich soeben in Altschlesien I, 2 (1924) S. 86 ff. veröffentlicht habe. Es sind außer den drei Gräbern aus Sacrau, Kr. Oels, zwei Gräber aus Thiemendorf, Kr. Steinau, eins aus Kasawe, Kr. Militsch, zwei aus Neuhof, Kr. Liegnitz, und eins aus Rathen, Kr. Neumarkt. Dazu kommt ein ebendort bekannt gegebenes Brandgrab von Nährschütz, Kr. Steinau. Als wichtigste Siedlung dieser Stufe erwähne ich Mertschütz, Kr. Liegnitz (Altschlesien I, 1 (1922), S. 13 ff.).

Die jüngere Gruppe hat bisher erst ein gesichertes Grab geliefert, das durch seine reichen Beigaben ein treffendes Gegenstück zu Sacrau bildet und am besten geeignet ist, dieser Stufe den Namen zu geben: Höckricht, Kr. Ohlau[1]). Als ein weiteres Skelettgrab möchte ich jetzt auch den schlecht beobachteten Fund von Jernau, Kr. Leobschütz, ansehen, den ich früher wegen der Fundangaben, wenn auch nur mit Widerstreben, unter den Siedlungsfunden behandelte[2]). Die vier ganzen Gefäße und die übrigen Beigaben, die Ausmaße (2 × 2 m) und die große Tiefe (1,25 m) der Grube, in der sie lagen, sprechen am ehesten für ein Skelettgrab. Wenn sich in der Grubenfüllung Kohlestückchen, einige kleine verbrannte Steine und winzige Reste gebrannten Lehms vorfanden, so könnte sich dieses Hereinspielen von Siedlungsresten auch dadurch erklären lassen, daß das Grab zufällig innerhalb einer älteren, verlassenen Siedlung ausgehoben wurde. Ob diese Annahme zutrifft, ließe sich auch jetzt noch durch weitere Grabungen im Umkreis der Fundstelle nachweisen. Weit häufiger als Gräber sind Siedlungen der Höckrichter Stufe festgestellt worden. Die wichtigsten von ihnen sind die beiden Wohnplätze bei Ellguth, Kr. Grottkau, auf die bisher nur ganz kurz hingewiesen worden ist[3]).

Nördlich der Neißeniederung und gut 1,5 km westlich vom Dorfe Ellguth liegt der zum Dominium Ellguth gehörende Nakelberg (Punkt 224,9 des Meßtischblattes 3247). Dem Besitzer des Gutes, Herrn Major Drescher, war es seit langem aufgefallen, daß auf dieser Erhöhung vorgeschichtliche Scherben ausgepflügt wurden. Im Jahre 1913 beschloß er, durch eine planmäßige Grabung nähere Aufschlüsse über die Fundstelle zu erlangen. Er deckte an zwei dicht nebeneinander liegenden Stellen mehr als 1200 qm auf und fand die Überreste einer Siedlung mit Stein- und Lehmherden, Gruben, großen Mengen von Lehmbewurfstücken mit Abdrücken von Rundhölzern und Balken, vielen Tongefäßresten und mehreren Tonpyramiden. Pfostenlöcher hingegen zeigten sich nur ganz vereinzelt, so daß über die Größe und Form der Häuser keine Beobachtungen gemacht werden konnten. Herr Drescher stellte 1922 seine Funde dem Breslauer Museum für eine Bearbeitung zur Verfügung und schenkte ihm eine Auswahl besonders kennzeichnender Stücke (Inv.-Nr. 180—187 : 22). Abgesehen von einer verhältnismäßig geringen Zahl steinzeitlicher Fundsachen, von denen Seger einige in Altschlesien I, 2, S. 67 abgebildet hat, und einiger geschichtlicher Scherben etwa aus dem 15. Jahrhundert ist die Fundmasse zeitlich einheitlich. Die Siedlungsscherben gliedern sich wie gewöhnlich im 4. Jahrhundert nach Chr. in solche von einer schönen, glatten, dünnwandigen gedrehten Ware, die schwarz gefärbt ist, und solche von einer roheren, dickeren Ware mit körnig rauher Oberfläche und schwärzlichgrauer oder rötlicher Färbung, die oft aus

[1]) Schlesiens Vorzeit. N. F. III, S. 46 ff.
[2]) Präh. Zeitschr. X, S. 111 ff; XIII/XIV, S. 134 und 138 ff.
[3]) Präh. Zeitschr. XIII/XIV, S. 134; Altschlesien I, 2, S. 86.

Digitized by Google

freier Hand geformt sind. Das wichtigste Verzierungsmotiv ist die Wellenlinie, die auf der glatten Ware selten auftritt und sich hier nur durch Einglättung vom stumpfen Untergrunde abhebt (Taf. XV, 4). Häufiger treffen wir sie auf den körnigen Scherben. Auch auf ihnen ist sie oft nur ganz schwach eingetieft, so daß sie manchmal kaum zu erkennen ist. Gewöhnlich sind die Wellen einzeilig, d. h. jede Wellenlinie ist einzeln gezogen, auch wenn mehrere übereinander auf dem Gefäßkörper angebracht sind. Häufig werden sie von Horizontalfurchen begleitet. Selten sind mehrzeilige, mit einem kammartigen Instrument gleichzeitig eingeritzte Wellenlinienbündel (Taf. XV, 10—13). Die Gestalt der Wellenlinien ist ganz verschieden. Von ganz flachen Wellenbögen, die eine fast wagerechte, unregelmäßige Linie ergeben (Taf. XV, 6 u. 9), bis zu den steilen Zickzackwinkeln (Taf. XV, 4) sind alle Zwischenformen vertreten. Außerdem kommen als Muster sich kreuzende Strichgruppen (Taf. XV, 19 u. 21), Reihen von Strichelchen oder Tupfen (Taf. XV, 14—15) und endlich eingestempelte Sternfiguren (Taf. XV, 16—17) vor. Mit einem vierzinkigen Kamm, wie er mitunter zum Ziehen mehrzeiliger Wellenlinien verwendet wurde, ist in dem Gefäßteil auf Taf. XV, 18 schräg gestochen worden, so daß ein Band von vierstichigen Eindrücken entstand. Von der großen Zahl der gefundenen Scherben konnten trotz aller aufgewendeten Mühe nur verhältnismäßig wenige zusammengesetzt werden. Immerhin kann man die Hauptformen der vorkommenden Gefäße zur Genüge erkennen. Die glatten, dünnwandigen Gefäße, von denen die wichtigsten Randprofile auf Taf. XVI, 11—16 wiedergegeben sind, haben gewöhnlich die weitmündige Form der Gefäße von Jernau (Präh. Zeitschr. X, Taf. 14, 2), Rathen (Altschlesien I, 2, S. 93, Abb. 5, 8), und Domslau (Wiener anthrop. Mitteil. 1923, S. 53, Abb. 6). Bei ihnen sind als häufigstes Muster die ausgedrehten umlaufenden Rippen beliebt. Bei den gerauhten Gefäßen herrscht die einfache Topfform mit ausladendem Rand vor (Taf. XVI, 4—5). Ein gelblicher Topf von 30 cm Höhe konnte rekonstruiert werden (Taf. XVI, 20). Er ist bis auf den Oberteil und eine schmale Zone am Boden schwach gerauht und erinnert stark an die rohen Töpfe des 3. Jahrhunderts (Schles. Vorz. N. F. VII, S. 117, Abb. 24). Auch Durchbohrungen der Wandung wie bei dem Topf von Kasawe (Altschlesien I, 2, S. 91, Abb. 4, 8) kommen vor (Taf. XVI, 5). Selten sind kleine Näpfe mit einwärts gebogenem Rande (Taf. XVI, 2). Die Charakterform der Zeitstufe ist eine große rohe Krause mit schmalem Fuß, kuglig gewölbter Schulter, engem Hals und ausladendem verdicktem Rande, wie wir sie schon aus Jernau kennen (Präh. Zeitschr. X, Taf. 14, 1). Ein schönes Stück dieser Art konnte aus vielen Teilen zusammengesetzt und ergänzt werden (Taf. XVI, 17). Es war etwa ½ m hoch, außen schwarzgrau, innen hellgrau, und trägt eine wahre Mustertafel der wichtigsten Ornamente dieser Stilgruppe. Zwischen drei Horizontalfurchen laufen zwei einzeilige Wellenlinien; darüber zieht sich ein Band sich kreuzender Strichgruppen entlang, das von zwei Reihen eingestempelter Sterne gekrönt ist. Ein wichtiges Kennzeichen der Krausen ist an dem Gefäß nur unvollständig erhalten. Es ist der stark verdickte, oben platte Rand (Taf. XVI, 6—8), auf dessen Ebene oft eine Wellenlinie entlangläuft. Auf Taf. XV, 13 ist solch ein Rand auf dem Kopf stehend wiedergegeben worden. Er trägt ausnahmsweise ein mehrzeiliges Wellenband und an seiner Außenkante noch eine Reihe viereckiger Eindrücke. Von den Tonpyramiden fanden sich vier von rundem Querschnitt (Taf. XVI, 19) auf einem Lehmherd, zwei viereckige (Taf. XVI, 18) in einer Herdgrube. Das abgebildete Stück ist oben mit einem eingeritzten gleicharmigen Kreuz verziert.

Digitized by Google

Durch diese Grabung Dreschers lag zum ersten Male ein planmäßig gehobenes Scherbenmaterial vor uns, das den Nachweis einer geschlossenen, selbständigen Stilgruppe des 4. Jahrhunderts erbrachte. Unter dem reichhaltigen Fundstoff konnte ich trotz genauer Durchsicht keinen einzigen typisch slawischen Scherben entdecken. Dieses wichtige Ergebnis wußte Drescher noch zu erweitern. Nur 3 km östlich vom Nakelberg, noch auf Ellguther Gemarkung, entdeckte er an der Schneiderlehne am Norduser der Neiße eine ganz gleichartige Siedlung. Das Breslauer Museum legte mit ihm zusammen im April 1922 einen Teil der Siedlung frei und konnte eine reiche Ausbeute an Siedelungskeramik bergen, die das auf dem Nakelberg gewonnene Bild aufs beste bestätigte. Das Norduser der Neiße, von dem bisher germanische Funde überhaupt nicht bekannt waren, ist also im 4. Jahrhundert von Wandalen stark besiedelt gewesen[1]).

Nachdem erst einmal diese Stilgruppe richtig erkannt war, konnte sie unter den Beständen des Breslauer Museums an einer ganzen Reihe von Fundplätzen wiedergefunden werden, die man bisher für spätslawisch angesehen hatte. Ich bilde einige mittelschlesische Beispiele der so typischen verdickten Krausenränder ab. Der recht körnige Gefäßteil auf Taf. XVI, 21 hat einen unverzierten Rand, während die Ränder der auf Taf. XVI, 23—25 abgebildeten Scherben mit einzeiligen Wellenlinien, des auf Taf. XVI, 26 wiedergegebenen Stückes mit Bogen- und Strichmustern überzogen sind. Der glatte, dünnwandige, gedrehte Scherben aus Ludwigsdorf, Kr. Oels (Taf. XVI, 22) bildet offensichtlich ein Vorbild der wandalischen Krausenränder. Sein Rand ist oben nach provinzialrömischer Art ausgekehlt und verbreitert sich zu einer vorspringenden Lippe. In die Kehle ist eine Wellenlinie eingetieft. Der nachahmende germanische Töpfer ließ nur die Auskehlung weg und arbeitete den Rand breiter und massiver aus.

Der eben erwähnte Scherben von Ludwigsdorf, der auf Taf. XVII, 2noch einmal von der Seite abgebildet ist, stammt aus einer 2 m tiefen Grube von 2 m Durchmesser, die Grempler 1901 in der östlich vom Kirchhof gelegenen Sandgrube untersuchte. Sie enthielt schwarze Erde, Holzreste, Holzkohle und besonders im unteren Teil viele hartgebrannte Scherben, von denen einige auf Taf. XVII, 1—11 zusammengestellt sind. Es überwiegen Reste dünnwandiger, glatter, gedrehter Gefäße von provinzialrömischem Schlage; aber die verhältnismäßig häufigen Verzierungen sprechen dafür, daß es von Germanen gearbeitete Stücke sind. Der handgemachte eckige Henkel (Taf. XVII, 8) ist auch echt ostgermanisch. Die drei untersten Gefäßteile stammen von rauhen Krausen des besprochenen Typus. Das Randstück auf Taf. XVII, 10 bildet eine gute Überleitung von der Urform (Taf. XVII, 22) zu den echten, wandalischen verdickten Rändern. Es läßt die Einkehlung des Randes nur noch schwach erkennen. Die beiden daneben stehenden Scherben (Taf. XVII, 9 u. 11) zeigen einzeilige und mehrzeilige Wellenlinien übereinander, nur getrennt durch Horizontalrillen.

Besonders schöne Reste von Krausen mit körniger, rauher Oberfläche stammen auch aus Laugwitz, Kr. Brieg. Hier wurde 1882 beim Sandschachten eine Siedlung angeschnitten. Der Aufmerksamkeit des eifrigen Altertums-

[1]) In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß auf der Gemarkung Ellguth ein kleiner Teich innerhalb eines Wäldchens liegt, der im Volksmunde „Die Wandale" genannt wird. Der Stelle haftet etwas Besonderes, fast Unheimliches an; im dreißigjährigen Krieg sollen dort die Schweden gelegen haben. Sollte der Name noch aus germanischer Zeit stammen und hier vielleicht ein heiliger Hain der Wandalen gewesen sein?

Digitized by Google

freundes, des Pastors Senf, verdanken wir es, daß eine 1,86 m weite und 0,50 m tiefe Herdgrube sorgfältig untersucht, genau beschrieben und ihr Inhalt gerettet wurde. Er sandte die bezeichnendsten Scherben ans Berliner Museum, dessen damaliger Direktor Voß sie für wichtig genug hielt, sie in einer Sitzung der Berliner ethnologischen Gesellschaft vorzulegen und Senfs Fundbericht in der Zeitschrift für Ethnologie 1883 (Verhandlungen S. 269 bis 272) zu veröffentlichen. Nach Voß schließen sich die Scherben der Keramik der slawischen Burgwälle an, wenn sie auch in Einzelheiten abweichen, und Senf glaubt, die Fundstücke ins 11. Jahrhundert nach Chr. setzen zu sollen. Diese Fehldeutung ist bei dem damaligen Stande der Wissenschaft ganz erklärlich. Uns sagen schon die drei auf Taf. XVII, 13—15 wiedergegebenen Scherben, daß wir es mit ganz kennzeichnenden Beispielen der wandalischen Krausen des 4. Jahrhunderts nach Chr. zu tun haben. Eingestempelte Sterne, Horizontalfurchen, ein- und mehrzeilige Wellenlinien finden sich wieder vereint auf ein und demselben Gefäß. Auch ein Oberteil einer ebenso verzierten Krause ließ sich vollständig zusammensetzen, deren Rand jedoch nicht verdickt ist. Unter den Laugwitzer Scherben, die mit einem großen Teil der Senfschen Sammlung 1893 ins Breslauer Museum gelangten, befinden sich einige wenige wirklich slawische, wie der auf Taf. XVII, 12 abgebildete. Stammen sie in der Tat von dem Laugwitzer Fundplatz, dann muß die Stelle in slawischer Zeit abermals besiedelt worden sein. Der Scherben (Taf. XVII, 12) sowie ein slawisches Randstück aus Grüningen, Kr. Brieg (Taf. XVII, 16), sind zum Vergleich abgebildet. Vielleicht ist auch schon auf dem Bilde der Unterschied der etwas glatteren und viel ebeneren slawischen Ware von dem derbrauhen, körnigen germanischen Scherbenmaterial zu erkennen. An den Originalen ist er wohl zu erkennen und noch deutlicher zu fühlen.

Abb. 1. Kalinowitz. 1/2.

In den letzten Jahren ist es Fräulein Sage (Breslau) gelungen, in der nächsten Umgebung ihres Geburtsortes Klein Gläsen, Kr. Leobschütz durch bloßes Sammeln von Oberflächenfunden außer vielen Zeugen anderer Epochen eine ganze Reihe von Siedlungen des 4. Jahrhunderts in den Gemarkungen Schönau und Klein Gläsen festzustellen. Soeben abgeschlossene Grabungen des Beuthener Museums bestätigten diese Beobachtungen. Es ist überraschend, wie häufig und dicht nebeneinanderliegend germanische Weiler hier am Südufer der Hotzenplotz angetroffen wurden.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die durch die Ellguther Grabungen nachgewiesene geschlossene Stilgruppe des 4. Jahrhunderts über weite Teile Schlesiens verbreitet war. Nur einen zylinderförmigen Becher aus Kalinowitz, Kr. Gr.-Strehlitz, bilde ich noch ab (Abb. 1), weil ich ihn in meiner Veröffentlichung der oberschlesischen Germanenfunde (Präh. Zeitschr. X, 1918, S. 94) als „eine nicht vorgeschichtliche Kruke" unberücksichtigt gelassen habe. In der Tat ist die Krukenform bisher recht ver-

Digitized by Google

einzelt, aber die Machart und vor allem die eingeglättete, winklige Wellenlinie zwischen Drehrippen läßt nach meiner jetzigen Kenntnis kaum noch Zweifel zu, daß das Gefäß zur glatten, gedrehten, der provinzialrömischen Keramik nachgebildeten Gruppe des 4. Jahrhunderts gehört. Dazu stimmen auch die übrigen Stücke des Fundes 2 von Kalinowitz, die ich in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. XIII/XIV, 1922, S. 142 zu früh ins 3. Jahrhundert setzte.

Auf die Verbreitung der eigenartigen Keramik außerhalb Schlesiens einzugehen, ist hier nicht der Raum. Auch sind meine Studien hierüber nicht abgeschlossen, da mir die Bereisung der Museen der Donauländer noch nicht möglich war. Bisher habe ich besonders ähnliche Ware in Südposen, Böhmen, Mähren und Ungarn feststellen können, während die Keramik Nordposens, Polens, Galiziens und Siebenbürgens schon einen etwas anderen, gotisch-gepidischen Charakter zu tragen scheint. Die wandalischen Krausen gehen wohl auf die besonders im Ostalpengebiet gewöhnlichen provinzialrömischen, birnförmigen Gefäße zurück, die am häufigsten in den frührömischen Gräberfeldern von Reichenhall in Oberbayern und vom Birgelstein bei Salzburg gehoben wurden, aber auch in den niederösterreichischen Hügelgräbern und in Ungarn nicht fehlen.

Auf der Fundkarte (Abb. 2) habe ich die schlesischen Funde des 4. Jahrhunderts nach Chr. zusammengestellt und dabei die Fundorte, die nur Münzen lieferten, mit einem besonderen Zeichen versehen. Kurze Angaben über die Funde finden sich in dem Verzeichnis am Schluß der Arbeit. Die Reichhaltigkeit der Fundkarte für eine Zeit, die bisher für fast fundleer angesehen wurde, ist erstaunlich. Der westliche Teil von Niederschlesien, der im 3. Jahrhundert von Burgundern besiedelt war, ist jetzt bis auf einige, zum Teil nicht einmal sehr gesicherte Münzen frei von Funden. Das übrige Schlesien hingegen ist recht gut besiedelt. Die fundleeren Streifen sind meist Gebirgs- und Waldlandschaften, die während der ganzen Vorzeit kaum Kulturreste hinterlassen haben. Mittelschlesien scheint dichter bewohnt gewesen zu sein als Oberschlesien, wenn nicht die bessere Fundüberwachung in der näheren Umgebung von Breslau das Bild hier fälscht. Kein Zufall ist es aber wohl, daß der Silingengau zwischen Breslau und dem Zobten so besonders fundreich ist. Ebenso ist die Fortsetzung eines dichteren Fundstreifens über Breslau hinaus bis zur Grenze im Militscher Kreise wohl in den damaligen Siedlungs- und Verkehrsverhältnissen begründet. Eine Verlängerung dieser Linie trifft auf die Weichselmündung und bildet die nächste Verbindung zwischen Breslau und dem im germanischen Verkehrsleben so wichtigen Weichseldelta. Planmäßige Untersuchungen auch in den Nachbarländern werden die Haupthandelsstraßen mit größerer Klarheit herausholen können.

Im 5. Jahrhundert nach Chr. sind Funde in Schlesien bisher nur ganz vereinzelt nachweisbar. Der bekannte Goldring von Ransern, Kr. Breslau, die Tierkopffibel von Gurtsch, Kr. Strehlen, eine Goldmünze Valentinians des Dritten (425—455), die in Ravenna geprägt wurde, deren näherer Fundort aber nicht bekannt ist, und zwei große Gefäße, wohl Fortbildungen der Krausen des 4. Jahrhunderts, aus Weidenhof, Kr. Breslau, die ganz dicht bei der Fundstelle des Ranserner Ringes gehoben wurden, sind bisher die einzigen Reste dieser Zeit. Die Hauptmasse der Wandalen hat um 400 Schlesien verlassen und die große Wanderung nach dem Westen angetreten. Die antiken Schriftsteller melden, daß die Silingen in Spanien, wo sie sich niedergelassen hatten, von den Westgoten unter Wallia in schweren Kämpfen zwischen 416 und 418 vernichtet wurden und ihr König Fredbal den Römern ausgeliefert

Digitized by Google

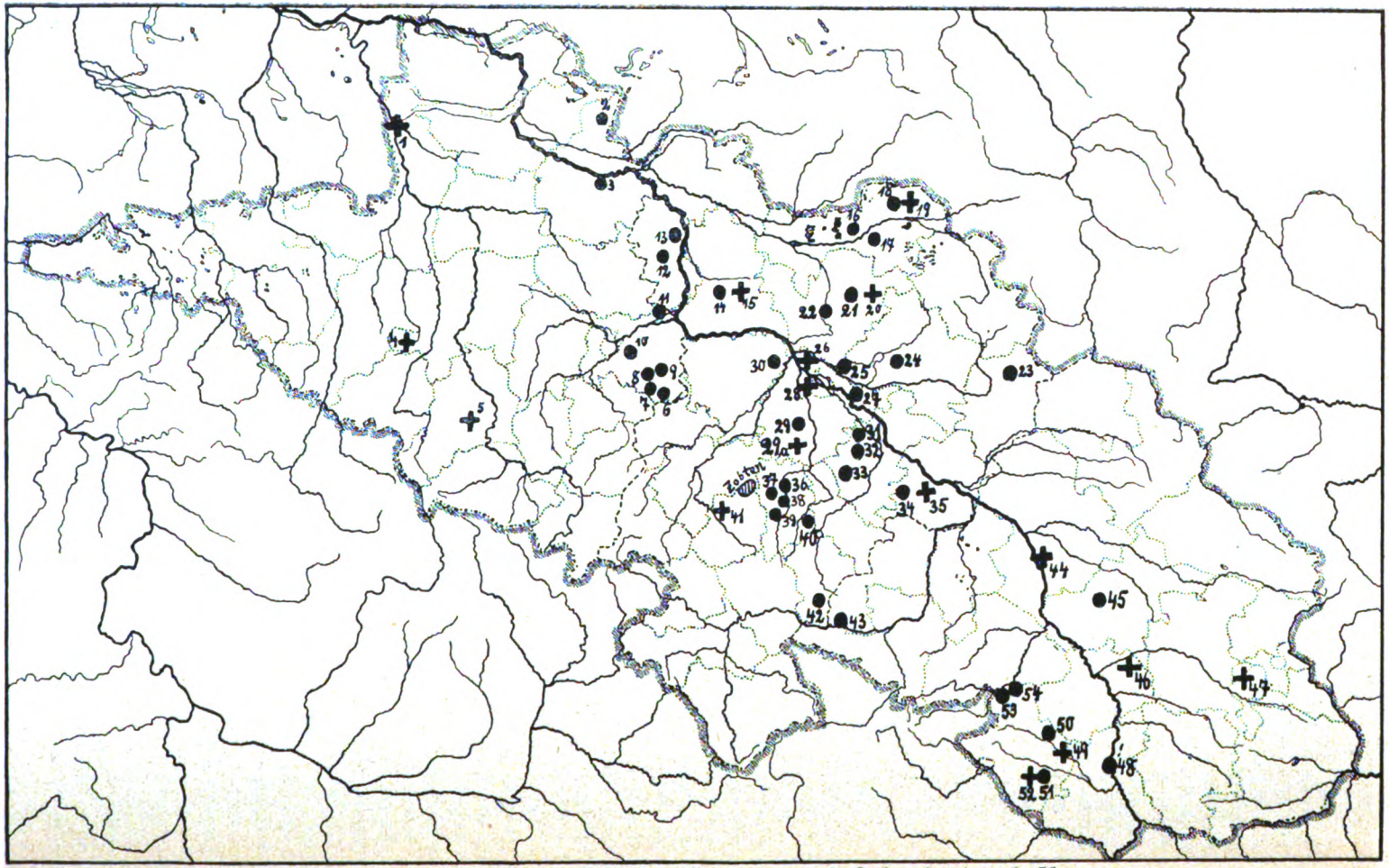


Abb. 2. Karte der Funde Schlesiens aus dem 4. Jahrhundert nach Chr.

● = Gräber oder Siedlungen. † = Münzen.

Digitized by Google

wurde. Damit fand der schlesische Volksstamm, losgelöst von der Heimat, ein schnelles Ende. Der in Schlesien verbliebene Rest der Silingen muß jedoch länger sein Volkstum bewahrt haben. Denn der Stammesname blieb auch während der Zeit der slawischen Besiedlung des Landes erhalten. Thietmar von Merseburg berichtet um 1000 nach Chr., daß die Gegend des Zobtens noch pagus silensis (Schlesiergau) heißt, eine Bezeichnung, die ebenso wie der alte, noch 1280 belegte Name des Zobtens slenz, nur eine Übersetzung von silingisch ist. Möge uns die Zukunft zahlreichere Funde dieser heimatstreuen Silingen bescheren, damit wir ihre weiteren Schicksale klarer erkennen können.

Verzeichnis der auf der Karte Abb. 2 eingetragenen Fundorte[1]):

1. Naumburg a. Bober, Kr. Sagan. Konstantinische Münzen.
2. Eichberg Kr. Glogau. Unsicherer Grabfund.
3. Glogau Kr. Glogau. Goldring. Mertins Wegweiser Abb. 308.
4. Tschirne Kr. Bunzlau. Konstantinische Münze.
5. Wünschendorf Kr. Löwenberg. Konstantinische Münzen.
6. Gränowitz Kr. Liegnitz. Scherben.
7. Mertschütz Kr. Liegnitz. Siedlung. Altschlesien I, S. 13ff.
8. Klein-Wandriß Kr. Liegnitz. Scherben.
9. Würchwitz Kr. Liegnitz. Scherben.
10. Neuhof Kr. Liegnitz. Skelettgräber.
11. Leschwitz Kr. Liegnitz. Scherben.
12. Thiemendorf Kr. Steinau. Skelettgräber. Altschlesien I, S. 87ff.
13. Nährschütz Kr. Steinau. Brandgrab. Altschlesien I, S. 99ff.
14. Mönchmotschelnitz Kr. Wohlau. Feuerschlagstein. Nachrichten 1890, S. 29f.
15. Polgsen Kr. Wohlau. Konstantinische Münzen.
16. Sulau Kr. Militsch. Brandgrab. Mus. Breslau.
17. Kasawe Kr. Militsch. Skelettgrab. Altschlesien I, S. 91f.
18. Jawor, Kr. Militsch. Münze des Diocletian (284—305). Goldarmring. Schlesiens Vorzeit VI, S. 56.
19. Strebitzko Kr. Militsch. Goldmedaillon. Altschlesien I, S. 102.
20. Bothendorf Kr. Trebnitz. Geöhrte Goldmünzen. Altschlesien I, S. 102f.
21. Massel Kr. Trebnitz. Goldener Eimeranhänger. Maßlographia. Taf. VI m.
22. Trebnitz Kr. Trebnitz. Röhrenförmiger Goldanhänger. Mus. Breslau.
23. Reichthal Kr. Namslau. Gefäßreste. Mus. Breslau.
24. Ludwigsdorf Kr. Oels. Siedlungsgrube. (Siehe oben).
25. Sacrau Kr. Oels. Skelettgräber.
26. Oswitz Kr. Breslau. Konstantinische Münze.
27. Wüstendorf Kr. Breslau. Siedlungsreste.
28. Schmiedefeld Kr. Breslau. Konstantinische Münze.
29. Domslau Kr. Breslau. Brunnen. Wien. Mitteilungen. 1923. S. 49ff.
29a. Jackschönau Kr. Breslau. Goldmünze des Konstantius.
30. Rathen Kr. Neumarkt. Skelettgrab. Altschlesien I, S. 93ff.
31. Jungwitz Kr. Ohlau. Scherben. (Siehe oben Taf. XVI, 26).
32. Zottwitz Kr. Ohlau. Siedlungsgruben. (Siehe oben Taf. XVI, 23 u. 25).
33. Höckricht Kr. Ohlau. Skelettgrab. Schlesiens Vorzeit. N. F. III, S. 46ff.
34. Laugwitz Kr. Brieg. Herdgrube. (Siehe oben).
35. Kreisewitz Kr. Brieg. Konstantinische Münzen.
36. Jordansmühl Kr. Nimptsch. Scherben.
37. Kanigen Kr. Nimptsch. Scherben.
38. Rudelsdorf Kr. Nimptsch. Scherben.
39. Heidersdorf Kr. Nimptsch. Scherben. (Siehe oben Taf. XVI, 21 u. 24).
40. Karschau Kr. Nimptsch. Scherben.
41. Hennersdorf Kr. Reichenbach. Goldmünze Valentinian I. Zeitschr. f. Ethnol. 1872, S. 165.

[1]) Über die niederschlesischen Fundorte 1—11 bringt nähere Angaben: Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Berlin 1925; über die oberschlesischen Funde vgl. auch Jahn, Präh. Zeitschr. Bd. X und XIII—XIV.

Digitized by Google

42. Neu-Altmannsdorf Kr. Münsterberg. Scherben. Samml. Dreſcher in Ellguth.
43. Ellguth Kr. Grottkau. 2 Siedlungen. (Siehe oben).
44. Oppeln Kr. Oppeln. Konſtantiniſche Münzen. Muſ. Oppeln.
45. Kalinowitz Kr. Gr.-Strehlitz. Grabfund. (Siehe oben).
46. Slawentzitz Kr. Coſel. Konſtantiniſche Münze. Privatbeſitz.
47. Hindenburg Kr. Hindenburg. Konſtantiniſche Münze.
48. Ratibor Kr. Ratibor. Gefäß. Goldmünze.
49. Rakau Kr. Leobſchütz. Geöhrte Goldmünze. Altſchleſien I, S. 103.
50. Jernau Kr. Leobſchütz. Skelettgrab.
51. Bieskau Kr. Leobſchütz. Skelettgrab mit Schwert.
52. Roſen Kr. Leobſchütz. Konſtantiniſche Münze.
53. Klein Gläſen Kr. Leobſchütz. Siedlungen.
54. Schönau Kr. Leobſchütz. Siedlungen.

Nachtrag zu Nr. 28. Soeben hat Herr stud. ing. Raſchke auf den Feldern Schmiedefelds, von denen die konſtantiniſche Münze ſtammt, außer zahlreichen kaiſerzeitlichen Scherben auch einen mit einem typiſchen Muſter des 4. Jahrhunderts aufgeleſen. Dort hat offenbar eine germaniſche Siedlung gelegen.

Digitized by Google

Die Begräbnisstätte der Karolingerzeit an der Boxhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg.

Von Dr. Walther Schulz, Halle.

Mit 15 Abbildungen.

Östlich von Quedlinburg jenseits der Bode liegt eine Anhöhe, die auf ihrem östlichen Teile einen künstlichen Hügel, die Boxhornschanze[1]), trägt. Hier wurde von dem Provinzialmuseum in den Jahren 1913 und 1914 ein Friedhof des früheren Mittelalters untersucht[2]) (Abb. 14). Außer den meist in Reihen angelegten Skelettgräbern wurden zwei größere Grabanlagen aufgedeckt (Lageplan Abb. 1).

Die Reihengräber.

Zu den 39 von dem Museum ausgegrabenen Reihengräbern kommt eine Anzahl, die bereits vorher bei Bauarbeiten gefunden wurden. Der Hauptteil des Friedhofes scheint durchgegraben zu sein. Über die Anordnung siehe Lageplan Abb. 1.

Die Gräber sind in der Regel von W (Kopf) nach O gerichtet, bedeutend weichen nur Grab 1 und Grab 29 mit der Richtung SSW (Kopf) nach NNO ab. Dem gestreckt auf dem Rücken liegenden Skelett gab die Grabgrube bequem Raum, länger war nur die Grube wiederum von Grab 1 (2,70 m) und Grab 22 (3 m). Die Tiefe der Gräber war verschieden. Bei Grab 29 wurde neben dem linken Becken der Stumpf eines Holzpfahles beobachtet, vielleicht der Rest eines Grabmales. In einigen Gräbern ließ sich unterhalb, mitunter auch oberhalb des Skelettes eine Brettspur feststellen. Nur ein Teil der Gräber enthielt Beigaben. Näheres geht aus dem Verzeichnis hervor.

Grab 1: erwachsene Person, Tiefe 0,8 m. 5 Perlen am Halse, Messer zwischen den Oberschenkeln (Kat.-Nr. 14:3024).
Grab 2: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. Messer neben und Schnalle unter dem rechten Becken (Kat.-Nr. 14:3025).
Grab 3: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3026).
Grab 4: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3027).
Grab 5: Kind, Tiefe 1,0 m. (Kat.-Nr. 14:3028).

---

[1]) Boxhorn und verwandte Bezeichnungen haften an verschiedenen Stätten Niederdeutschlands. Vielfach wird hier das Osterfeuer abgebrannt, so auch an der Boxhornschanze von Quedlinburg.

Näheres über die Boxhornschanze und über ältere Funde dort: C. Jänicke, Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg. 2. Abt. Halle 1882. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Bd. 5, S. 44.)

[2]) Zwischen den Grabstätten fanden sich Siedlungsgruben der beginnenden Eisenzeit.

Digitized by Google

Grab 6: erwachsene Person, Tiefe 1,4 m. Messer unter linkem Unterarm. (Kat.-Nr. 14:3029).
Grab 7: Kind, Tiefe 1,1 m. (Kat.-Nr. 14:3030).
Grab 8: kleines Kind, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3031).
Grab 9: Kind, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3032).
Grab 10: Kind, Tiefe 0,9 m. 5 Perlen am Halse. (Kat.-Nr. 14:3033).
Grab 11: erwachsene Person, Tiefe 1,6 m. Messer am linken Unterarm, Eisenstück (Schnalle?) in Beckengegend und am rechten Unterschenkel (Kat.-Nr. 14:3034).
Grab 12: Kind, Tiefe 1,4 m. (Kat.-Nr. 14:3035).
Grab 13: erwachsene Person, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3036).

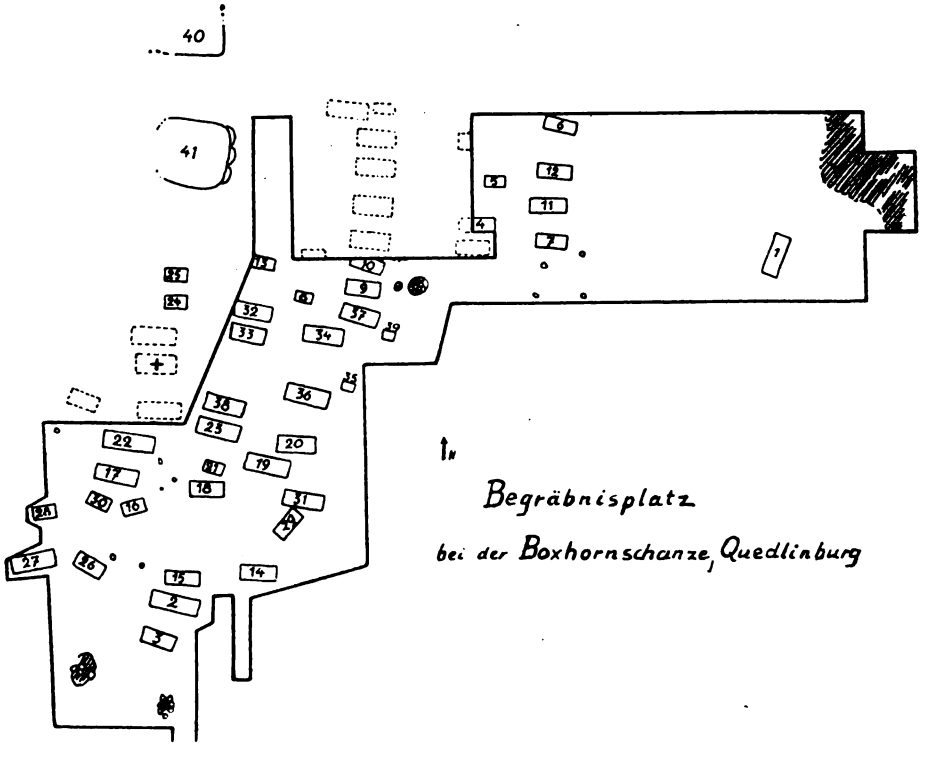


Abb. 1. Lageplan des Begräbnisplatzes an der Boxhornschanze, Stadtkreis Quedlinburg.

Grab 14: jugendliche Person, Tiefe 0,9 m. Bronzearmring am rechten Unterarm, Messer am linken Unterarm, Schnalle Beckenmitte. (Kat.-Nr. 14:3037).
Grab 15: erwachsene Person, Tiefe 0,7 m. Messer an Innenseite des rechten Oberschenkels. (Kat.-Nr. 14:3038).
Grab 16: kleines Kind, Tiefe 0,6 m. (Kat.-Nr. 14:3039).
Grab 17: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. (Kat.-Nr. 14:3040).
Grab 18: jugendliche Person, Tiefe 1 m. Messer an linker Handwurzel. (Kat.-Nr. 14:3041).
Grab 19: erwachsene Person, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3042).
Grab 20: erwachsene Person, Tiefe 0,7 m. (Kat.-Nr. 14:3043).
Grab 21: kleines Kind, Tiefe 0,8 m. (Kat.-Nr. 14:3044).
Grab 22: erwachsene Person, Tiefe 1,6 m. Eisenrest (wohl Schnalle) am rechten Becken. (Kat.-Nr. 14:3045).
Grab 23: Kind, Tiefe 1 m. 22 Perlen, Bronzekreuz am Halse. (Kat.-Nr. 14:3046).
Grab 24: Kind, Tiefe 0,8 m. (Kat.-Nr. 14:3047).

Digitized by Google

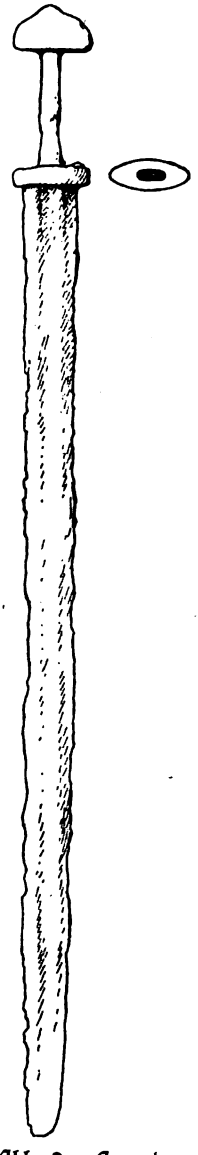


Abb. 2. Aus dem „Schwertgrabe". 1/6.

Grab 25: Kind, Tiefe 1 m. Schnalle (?) am linken Becken. (Kat.-Nr. 14:3048).
Grab 26: kleines Kind, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3049).
Grab 27: erwachsene Person, Tiefe 1,5 m. (Kat.-Nr. 14:3050).
Grab 28. kleines Kind, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3051).
Grab 29: erwachsene Person, Tiefe 0,3 m. Schnalle neben rechtem Oberarm. (Kat.-Nr. 14:3052).
Grab 30: Kind, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3053).
Grab 31: erwachsene Person, Tiefe 0,8 m. Messer unter linkem Unterarm. (Kath.-Nr. 14:3054).
Grab 32: erwachsene Person, Tiefe 1 m. (Kat.-Nr. 14:3055).
Grab 33: erwachsene Person, Tiefe 1,3 m. Schnalle am Becken, Eisenstück an rechter Hand. (Kat.-Nr. 14:3056).
Grab 34: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3057).
Grab 35: kleines Kind, Tiefe 0,7 m. (Kat.-Nr. 14:3058).
Grab 36: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. (Kat.-Nr. 14:3059).
Grab 37: erwachsene Person, Tiefe 0,9 m. Schnalle in der Füllerde des Grabes. (Kat.-Nr. 14:3060).
Grab 38: erwachsene Person, Tiefe 1,2 m. Messer unter, Schnalle am l. Becken. (Kat.-Nr. 14:3061).
Grab 39: Kind, Tiefe 0,5 m. (Kat.-Nr. 14:3062).

Beigaben. Die Toten waren bekleidet bestattet (Gewebereste hatten sich an einzelnen Eisenteilen erhalten), der Gürtel war mit Eisenschnalle versehen; die Messer mögen am Gürtel getragen sein. Schmuckausstattung war nur sehr vereinzelt.

Von den vor der amtlichen Grabung gefundenen Gräbern enthielt das mit + bezeichnete Grab ein Schwert, zwei Sporen und zwei Schnallen aus Eisen, ferner ein silbertauschiertes Eisenstück; aus anderen Gräbern wurden einige Messer aufgehoben (Museum Quedlinburg).

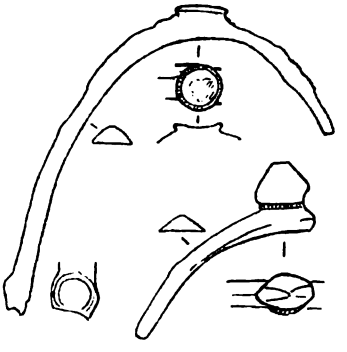


Abb. 3. Aus dem „Schwertgrabe". 1/2.

Schwert (Abb. 2): Gesamtlänge über 90 cm, Länge des Griffteiles 14½ cm, Knauf im Umriß kielbogenförmig, Basis des Knaufes und Parierstange langoval, Klinge, an der noch Reste von Holzbelag, mit Mittelrinne.

Sporen (Abb. 3): Nietsporen aus Eisen. Bei einem Sporen eine runde Endplatte erhalten, diese trägt Bronzescheibe mit wulstigem Rande. Der Dorn mit eingezogener Basis sitzt auf einer mit Randkerben versehenen Bronzescheibe.

Digitized by Google

Schnallen (Abb. 4a): meist einfache Rahmenschnallen, Rahmen oval bis vierseitig mit gerundeten Ecken. Schnallenrest des Grabes 18 mit vier-

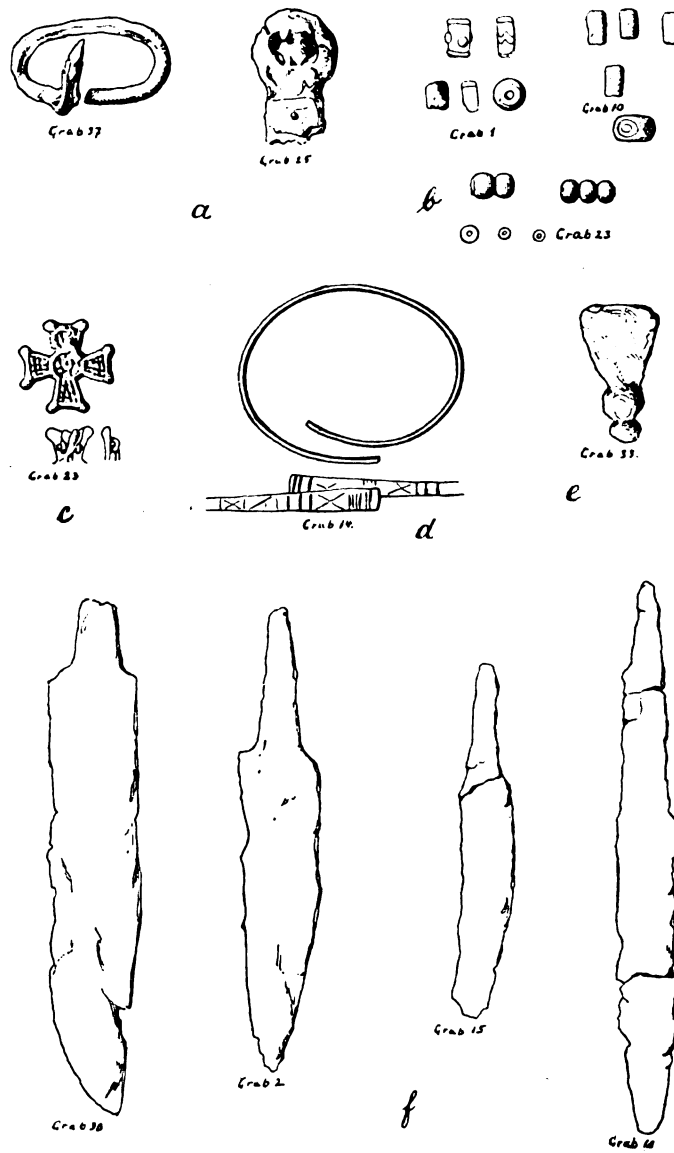


Abb. 4. Kleinfunde aus den Reihengräbern. a Eisenschnallen. b Perlen. c Bronzeansteckkreuz mit Eisennadel. d Bronzearmring. e Riemenzunge (?). f Eisenmesser. 1/2.

seitiger Beschlagplatte, die um die Rahmenbasis herumgreift; ebenso trägt die kleine Schnalle des Schwertgrabes rechteckige Ansatzplatte. Vielleicht ist

Digitized by Google

auch der stark verrostete Gegenstand des Grabes 25 eine Schnalle mit kreisrundem Rahmen und Ansatzplatte mit Stift in der Mitte.

Riemenzunge (?) (Abb. 4e): Eisen.

Perlen (Abb. 4b): Unter den Perlen sind folgende Formen vertreten:

Walzenförmig aus Glasfluß mit aufgelegter Verzierung: eine blau mit aufgelegten gelben Ringel an den Basen und gelben Tupfen (Grab 1); eine braunrot mit gelben Ringel an den Basen und gelbem Zickzackband (Grab 1); eine hellblau, an der erhaltenen Basis braunroter Ringel (Grab 1).

Walzenförmig aus Glas, schwach facettiert: 4 von grünlicher Färbung (Grab 10).

Rundlich abgeplattet: eine blau mit drei großen weiß umränderten Augen mit braunroter Mitte, Glasfluß (Grab 10); eine türkisfarbene, Glas (Grab 1).

Flächig zugeschliffen: eine aus dunklem Glasfluß, Flächen unregelmäßig dreiseitig, Ränder verwaschen (Grab 1).

Zwillingsperle, goldüberfangen (Grab 23); Drillingsperle, silberüberfangen (Grab 23).

Kleine aus Glasfluß, rundlich bis abgeplattet: drei Perlen von knapp ½ cm Durchmesser, gelb (Grab 23); Anzahl sehr kleiner Perlen, Durchmesser etwa 0,3 cm (Grab 23), davon eine ockerfarbene, vier grün, elf dunkelblau, eine hellgrünlich.

Bronzenes Ansteckkreuz (Abb. 4c): Eisennadel durch Scharnier befestigt, Scharnierachse Eisen, Nadelrast fehlt, am Scharnier oxydierte Gewandreste erhalten. Kreuz: gleicharmig, Form „eisernes Kreuz", an den Ecken der Arme kleine Knöpfe, in der Mitte Kreis, die Mittel- und Armflächen durch sich kreuzende Rillen verziert.

Bronzearmband (Abb. 4d): bandförmig, offen, Enden etwas verbreitert, übereinandergreifend, nach dem Ende zu Rillengruppe und liegende Kreuze.

Eisenmesser (Abb. 4f): mit Griffangel, Klinge zur Angel beiderseits in verschiedenen Winkeln mehr oder weniger scharf abgesetzt, Klingen von verschiedener Länge und Breite; auch Umriß verschieden, so Rücken gebogen oder nach der Spitze zu stumpfwinklig geknickt bei mehr gerader Schneide, oder Rücken gerade bei zurückgebogener Schneide; bei einen Messer (Grab 15) die gesamte Klinge schwach gebogen.

Unbestimmt: in dem Schwertgrab ein stabförmiges Eisenbruchstück von 3½ cm Länge, Durchschnitt halbkreisförmig, Basisbreite 1 cm, in Silbertauschierung quer gerieft; zum Teil mit Gewebereste bedeckt.

Zeitbestimmung. Für die Zeitbestimmung kommt vor allem das Schwert in Betracht, das dem früheste Typus der Karolinger- und Wikingerschwerter angehört. Petersen „De norske Vikingesværd" (Kristiania 1919) Typus B, Abb. 55 steht unserem Schwerte, soweit der Rost erkennen läßt, am nächsten. Auch Sporen, die in Einzelheiten den Quedlinburger gleichen, sind in Reitergräbern dieser Zeit nicht selten.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf einen mitteldeutschen Fund von Dingelstädt, Kr. Heiligenstadt, hingewiesen, der aus verschiedenen Gräbern ein Schwert, ähnlich dem Quedlinburger, doch Knauf zweigeteilt in Knaufplatte und dachförmig abgerundeter Knaufkappe, einen Sax, 3 Sporen, 3 Messer, davon das eine ein Schnappmesser (auch in der Form der Klinge

Digitized by Google

wie Altertümer unserer heidnischen Vorzeit IV, 40, Abb. 6), alles aus Eisen, enthält (Museum Halle; Abb. 5).

Das silbertauschierte Eisenbruchstück erinnert an Tauschierarbeiten zeitlich entsprechender Funde, so an dem Sporn und Steigbügel mit Gold- oder Bronzetauschierung von Immenstadt, Dithmarschen (Altert. uns. heidn. Vorzeit IV, 23; Mestorf: Vorgeschichtl. Altertümer aus Schleswig-Holstein LVIII, 714; Mestorf: Mitt. Anthrop. Ver. Schleswig-Holstein I, 1888), oder den Sporn aus Eisen mit Messingtauschierung von Mommenheim, Rheinhessen (Altert. uns. heidn. Vorzeit II, 10, 5, Abb. 6).

Abb. 5. Dingelstädt, Kr. Heiligenstadt. Grabfunde, Landesanstalt f. Vorgesch. Halle. Etwa 1/6 nat. Größe. (Länge des Schwertes 0,85 m).

Weniger lassen sich zur zeitlichen Bestimmung die einfachen Schnallen, die Perlen, die sämtlich schon in der römischen Zeit vertreten sind, das Armband — ein in Form und Verzierung übereinstimmendes liegt aus einem Merowingergrabe von Oberolm, Rheinhessen, vor (Altert. uns. heidn. Vorzeit I, 12, Abb. 11) — und die Messer verwenden.

Das Kreuz (Verbreiterung der Arme, Knöpfe an den Ecken) ist von orientalisch-frühchristlicher Form. Mitgabe von Kreuzen findet man in germanischen Gräbern seit der Merowingerzeit öfters. Besonders bekannt sind die Goldkreuze der langobardischen Gräber. Aus der späteren Merowingerzeit sei noch genannt: ein kleiner silberner, kreuzförmiger Schieber aus dem schon erwähnten Skelettgrab von Staufen, Kr. Dillingen, Schwaben (Altert. uns. heidn. Vorzeit V, Taf. 36, Nr. 587). In Mitteldeutschland wurde eine Scheibe aus Messing (?) mit eingraviertem Kreuz in einem der spätmerowingischen Gräber von Dehra, Kr. Weißensee, gefunden (Götze, Höfer, Zschiesche: „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“

Digitized by Google

S. 162, Museum Halle 926). In der älteren Scheibenfibel von Weimar, aus Silber, vergoldet mit Almandinbelag (Abb. Götze: Die altthüringischen Funde von Weimar, Taf. VII, Abb. 8 u. 10) dürfte wohl nicht das Motiv eines christlichen Kreuzes zu suchen sein. Aus der Karolingerzeit liegt in Norddeutschland ein Bronzekreuz in einem Begräbnisplatz von Schinna, Kr. Stolzenau, vor (Arme gleichbreit, je zwei Knöpfe an den Enden) (Museum Hannover 2534); ferner ein silbernes Aufheftekreuz von Erle bei Dorsten, Kr. Recklinghausen, Westfalen (Stieren: „Mitteilungen der Altertumskommission Westfalen" VII, 1922, Taf. II, 2). Verwandte Anhängekreuze sind aus dem älteren Mittelalter in Ungarn bekannt, ferner zahlreiche aus der Wikingerzeit im Norden.

Unser Begräbnisplatz gehört also der Karolingerzeit an, belegt war er im 9. und vielleicht auch schon am Ende des 8. Jahrhunderts.

Es schließen sich z. B. folgende Friedhöfe des nördlichen Mitteldeutschland an[1]):

Minsleben, Kr. Wernigerode, sog. Kniggelhügel: 46 Skelette. Beigaben: 2 Messer, Eisenstück, Pferdeschädel zu Füßen eines Skelettes (Museum Wernigerode). (A. Friedrich: Beiträge zur Altertumskunde der Grafschaft Wernigerode II, 1868; Höfer: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichtsvereine 1891, S. 130 f.)

Wernigerode Wüstung Marklingerode: etwa 100 Skelettgräber mit geringen Beigaben. (Mötefindt: Montagsblatt der Magdeburger Zeitung 1913, 21. April; Zeitschrift des Harzvereins 46, S. 313.)

Hornhausen, Kr. Oschersleben, am Hange des Saalberges: Skelettgräber dieser Zeit, außerdem spätere Skelettgräber. Beigaben: Messer, Schnalle, ein Pferdeskelett sitzend (Museum Halle). (Hahne: Mannusbibliothek Nr. 22, 1922, S. 171 ff. und neuere Ausgrabungen 1921[2])).

Die beiden großen Gräber.

Nordwestlich von den besprochenen Gräbern konnten zwei schon bei Erdarbeiten angeschnittene große vierseitige Gruben noch teilweise untersucht werden. (Funde aus Grab 40 Museum Halle 14: 3064; aus Grab 41 14: 3063.)

Der erhaltene Teil der einen, bezeichnet als Grube 40, deren West- und Nordseite bereits durch Kanalgraben zerstört war, hatte eine Länge von über 2 m, eine Breite von 1,30 m und eine Tiefe von 1,40 m.

Auf dem Boden fanden sich zwei gegeneinandergelegte Pferdeskelette, Schädel nach Westen und an der Südseite am Hals und Becken des einen

[1]) Jünger dürften die Gräber von Calbe a. S. sein, über die Mötefindt, Nicolai und Schliz (Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 83ff.) berichten.

[2]) Zu diesen Gräbern gehören doch wohl auch die an derselben Stätte gefundenen Steinskulpturen, von deren Darstellungen die dreizipfelige Kreuzfahne und der Knebelspeer, vielleicht auch der Wirbelschild, für eine spätere Ansetzung sprechen. Zwar ist die Tierkopfstilisierung in dem vor allem in das 7. Jahrhundert gesetzten Stil II der germanischen Tierornamentik ausgeführt, doch beziehen sich Salins Untersuchungen auf Metallarbeiten, die einem schnelleren Wechsel des Stils unterworfen sein mochten, als die schwerfälligen Steinarbeiten. Damit würden die Hornhauser Skulpturen auch zeitlich den nach Inhalt und Stil verwandten Wikingergrabsteinen von Gotland näher gerückt. Hornhausen, am großen Grenzbruch im Nordthüringgau gelegen, dort, wo dieser Gau mit dem Harzgau und Schwabengau zusammenstößt, ist der Namenbildung nach eine der fränkischen Gründungen der Karolinger Zeit, die Höfer, Z. d. H. 1907, S. 138ff. behandelt hat (Hornhausen = Sumpfhausen). Mit dieser Gründung mögen auch die Funde in Zusammenhang stehen.

Digitized by Google

Pferdes zwei Hundeskelette, das eine mit dem Schädel nach Westen, der andere nach Osten gerichtet (Abb. 6). Bei dem einen Hunde lag in der Bauchgegend eine Bronzeglocke.

Längs der Südwand zeigten sich Spuren eines Holzbrettes, das die beiden Hunde und den Rücken des einen Pferdes überdeckte.

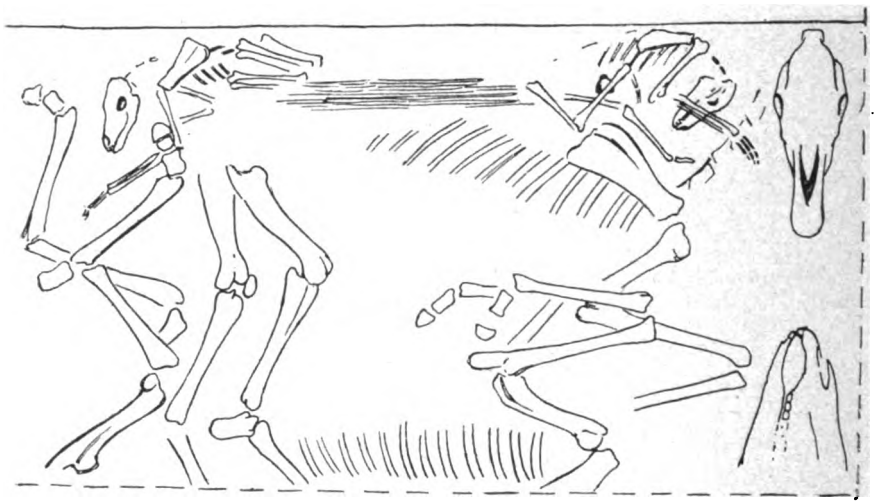


Abb. 6. Grab 40.

Die etwa halbkugelige Bronzeglocke (Abb. 7), mit einem Öffnungsdurchmesser von 4,1 cm, ist oberhalb der Mitte mit zwei umlaufenden Riefen versehen. Die angegossene Öse bildet im äußeren Umriß ein unregelmäßiges

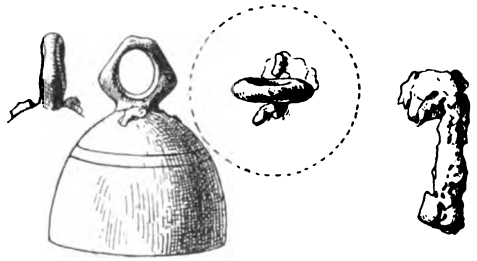


Abb. 7. Bronzeglocke mit Eisenklöppel, Grab 40. 1/2.

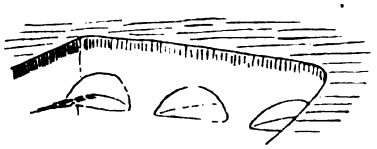


Abb. 8. Grab 41, Nischen an der Ostwand.

Sechseck, im inneren ein Oval. Der stark verrostete wohl vierseitige Eisenklöppel hing mit seinem oberen hakenförmigen Ende in einer Eisenöse, deren Enden nahe der Glockenöse durch den Glockenmantel hindurchgeführt und umgebogen sind.

Südlich von dieser Grube lag die Grabanlage Grube 41, deren Westseite bereits zerstört war. Die Ostwand maß oben 2,80 m. Die Tiefe der Grube betrug etwa 3 m.

In der Ostwand waren in gleicher Höhe, in der Tiefe von etwa 1 m drei Nischen hineingearbeitet, die eine in der Mitte der Wand, die andere an jeder Ecke (Abb. 8).

Digitized by Google

In den beiden seitlichen Nischen wurden Spuren von Holz beobachtet, so daß anzunehmen ist, daß diese Nischen, mit entsprechenden in der nicht mehr vorhandenen Westwand, als Lager für Holzbalken gedient haben, die Unterzüge einer Holzbedeckung der unterirdischen Kammer waren. Die Schichtung des Bodenkieses der Grube ließ erkennen, daß in ihr einmal Wasser gestanden hatte.

In der Höhe der Nischen fand sich im Südwestteile der Grube ein Hundeskelett unter einer Steinanhäufung, in größerer Tiefe in der Nordostecke ein zweites Hundeskelett, weiter unterhalb ein Rinderschädel, Knochen eines Raubvogels und eines Hechts, ferner Teile eines Menschenskelettes (wohl jüngere weibliche Person). Die Knochen dieses Skelettes lagen zum Teil ohne Zusammenhang, so der Schädel getrennt vom Rumpf, andere Knochen zerstreut bis zum Boden der Grube, hier z. B. die beiden Unterschenkel (Abb. 9).

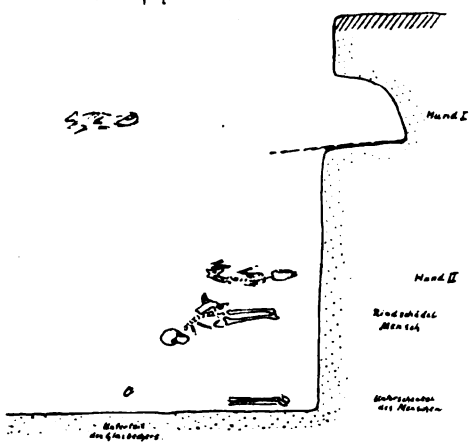


Abb. 9. Grab 41, Durchschnitt.

Ferner enthielt das Grab in verschiedener Tiefe verstreut:

Verschiedene Tongefäße (Abb. 10), nämlich eine Tonschüssel, dunkelfarbig, geglättet, Rand einwärts gebogen, Standfläche unscharf, Höhe 8 cm, Randdurchmesser 17 cm; zwei bauchige Tongefäße in Bruchstücken, Färbung rotbraun, weite Öffnung, ohne ausgeprägte Standflächen, unter-

Abb. 10. Tongefäße aus Grab 41. $^1/_8$.

halb des nach außen gerichteten Randes schwache Einziehung, Höhe des besser erhaltenen Gefäßes etwa 19 cm, Randdurchmesser etwa 20 cm.

Bruchstücke eines Glasspitzbechers (Abb. 11), Glas sehr dünn, hell irisierend, Rand ausladend, Wandung bis zu einer Bodenfläche von $1^3/_4$ cm sich verjüngend, mit aufgeschmolzenen Glasfäden, die den oberen Teil des Gefäßes umziehen und darunter langausgezogene Zickzacklinien bilden.

Eisenschnallen: Bruchstück einer größeren Schnalle, Rahmenbasis gerade (Abb. 12d); gerade Rahmenbasis, ähnlich der vorhergehenden (Abb. 12c); wohl großer Schnallenrahmen, etwa bogenförmig mit gerader

Digitized by Google

Basis, doch innerer Umriß mehr vierseitig, Durchschnitt des bogenförmigen Teils rechteckig (Abb. 12e); kleiner rundlicher Schnallenrahmen (Abb. 12g); kleiner breitovaler Schnallenrahmen (Abb. 12f); kleine Schnalle, Rahmen vierseitig, Ecken abgerundet, mit vierseitiger Riemenbeschlagplatte (Abb. 12h); gedrungener Schnallendorn, stumpfwinklig gebogen, mit vierseitigem Basisfeld (Abb. 12i).

Eisenkrampen: eine (Abb. 12a) an beiden Enden umgebogen, außerdem Bruchstück, beide mit Holzspuren.

Eisenbruchstücke: Außer zahlreichen, zum Teil stark von Rost angegriffenen Eisenstückchen, darunter auch solche, die Gewandabdrücke tragen

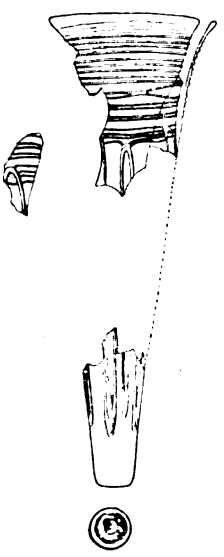


Abb. 11.
Glas aus Grab 41. 1/4.

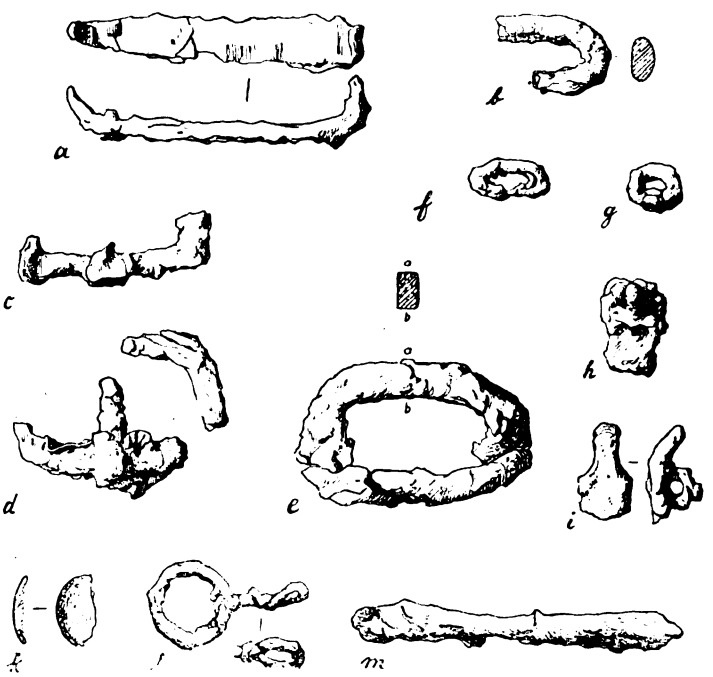


Abb. 12. Kleinfunde aus Grab 41. 1/2.

(Abb. 13): Ring mit Öse (Abb. 12b); Eisenbruchstück, hakenförmig gebogen, Durchschnitt oval (Abb. 12b); stabförmiger Eisengegenstand mit Einschnürung in der Mitte (Abb. 12m).

Als einzigstes Bronzestück wurde das Bruchstück einer kleinen, flach gewölbten Bronzeblechscheibe, einen Eisenkern umfassend, gefunden (Abb. 12k).

Zeitbestimmung der beiden Anlagen.

Die Bronzeglocke geht auf eine römische Form zurück. Mitunter ist sie in Gräbern gefunden, so in einem Frauengrab der früheren Merowingerzeit aus Leihgestern bei Gießen (Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission IV, 1911, S. 37), in einem fränkischen Gräberfeld des 7. Jahrhunderts von Horkheim, Neckarkreis, Württemberg (Heft VII des historischen

Digitized by Google

Vereins Heilbronn), in Ungarn z. B. Reiterbestattung, Szeghegy, Kom. Bács, dabei Goldmünze des Heraclius Constantius (613—641) (Hampel: Altertümer des früheren Mittelalters in Ungarn II, S. 842/43, III, Taf. 497), in Livland (Bähr: Die Gräber der Liven, Taf. XV, 8).

Von den Gegenständen in Grab 41 steht der hohe Spitzbecher am nächsten Spitzbechern der früheren Merowingerzeit, wie sie in Mitteldeutschland aus Weimar, Grab 31 (Götze: Weimar, Taf. XIV, Abb. 5), und aus Mühlhausen (Museum Mühlhausen) vorliegen. Die kugeligen Tongefäße dagegen sind für die Karolingerzeit kennzeichnend (so J. Mestorf: Vorgeschichtl. Altertümer aus Schleswig-Holstein VI, Abb. 696).

Die Tierbestattung 40 wird der Teil einer größeren Grabausstattung sein; das menschliche Skelett mag in dem zerstörten Teile der Grube gelegen haben. Tierausstattung findet sich bereits in älterer Zeit, doch unserer Anlage stehen manche Gräber der Karolinger und Wikinger Zeit am nächsten; so ein Grab von Otzendorf bei Leer, Kr. Steinfurt, Westfalen, hier das Pferd zu Häupten des Skelettes, seitlich zu Füßen zwei Hunde. W. Meyer: Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission 1915, S. 88 bis 92; Zeitschrift Westfalen IV, S. 67. (Zu der sitzenden Lage des Pferdes hier vgl. Pferd in gleicher Stellung in dem Gräberfeld von Hornhausen, Kr. Oschersleben); im Norden z. B. das im Mannus 4, 1912. S. 433 abgebildete Grab von Björkö im Mälarsee, Schweden.

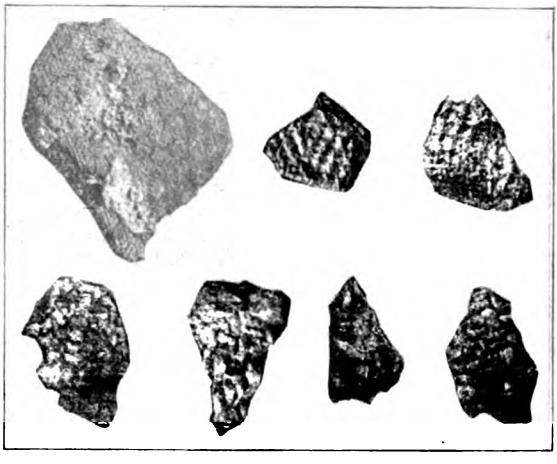


Abb. 13. Gewebereste aus Grab 41. 1/1.

Man wird also auch die beiden großen Grabstellen gleichfalls der Karolingerzeit zuweisen.

Geschichtliches.

Bei einem Bestattungsplatz aus einer Zeit, in der geschichtliche Quellen schon reichlicher fließen und in der die im Mittelalter nachweisbaren Siedlungen schon meist bestanden, liegt es nahe, nach dem zugehörigen Wohnort der Bestatteten zu suchen. Es dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß die Siedlung die heutige Wüstung Groß-Orden ist, deren Lage östlich und nordöstlich unterhalb der Höhe genau festgestellt ist (Abb. 14). Die historische Forschung glaubt nun in Groß-Orden Villa Orda im Harzgau in der Provinz Saxonia wiederzufinden.

Von hier stammen die sächsischen Edlen Amalung und Hiddi, die nach einer Urkunde Karls des Großen von 811 und 813 ihre Heimat verlassen mußten, weil sie Karl treu geblieben waren (vielleicht 786)[1]).

[1]) Brecht, Zeitschr. d. Harzver. 1869, 3, S. 1ff. u. S. 181. — Höfer, Zeitschr. d. Harzver. 1906, S. 160/61.

Digitized by Google

Der Sohn des Amalung Bennit aber ist der Stammvater der Billunger[1]).

Da die beiden großen Anlagen als Begräbnisstätten des in der Karolingerzeit in Großorden wohnenden edlen Geschlechts zu deuten sind, werden sie den Verwandten des Amalung und Hiddi, also den Vorfahren der Billunger, angehören.

Ein auffallender Gegensatz besteht bei Grab 41 in der Größe der Anlage und den Tieropfern einerseits und den recht geringen Metallbeigaben andererseits. Man möchte vermuten, daß das Grab nicht mehr in ursprünglicher Ausstattung auf uns gekommen ist, sondern daß hier eine Grabplünderung vorliegt, die in damaliger Zeit nach den zeitgenössischen Quellen offenbar nicht selten waren. Zurückgelassen sind nur die Knochen,

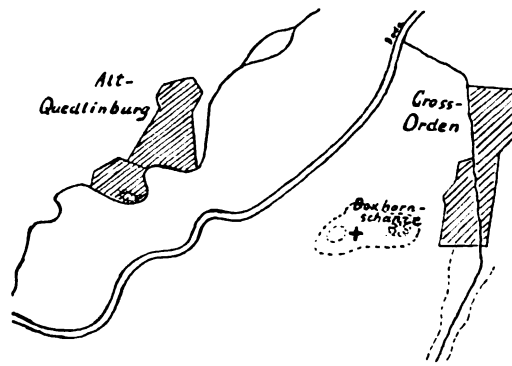


Abb. 14. Lage von Alt-Quedlinburg, Groß-Orden und des Begräbnisplatzes +. Nach Meßtischblatt 2381/82 und Reischel: Geschichtl. Karte des Kreises Quedlinburg. 1918.

die Tongefäße, die Scherben des Glasbechers, der gleichfalls eine ursprüngliche reichere Ausstattung annehmen läßt, und die wertlosen Eisenstücke.

Die angenommene Grabplünderung könnte gerade mit den geschichtlichen Ereignissen — der Flucht des Adelsgeschlechtes vor ihren eigenen Landsleuten — in Verbindung gebracht werden.

Zur Bestattungssitte der Karolingerzeit.

In Groß-Orden sind nun auch Bestattungen bei der Kirchstätte gefunden worden, die gleichfalls dem älteren Mittelalter angehören. Der Friedhof auf der Höhe wird danach bald aufgegeben und an die Kirche des Ortes verlegt sein[2]). Trotzdem die Gräber auf der Höhe zum Teil sicherlich christlich waren, wofür auch die Kreuzmitgabe spricht, so war die Sitte der Höhenbestattung noch eine heidnische Überlieferung. Wir finden öfters in dieser Zeit, daß die Begräbnisplätze auf natürlichen oder künstlichen Erhebungen (älteren großen Grabhügeln) angelegt sind[3]).

[1]) v. Heinemann, Zur Genealogie und Geschichte des Billungischen Herzogshauses. Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen. 1865. S. 138ff.

[2]) In Schwanebeck, Kr. Oschersleben, wurde ein Grab mit Schwert, Typus des Schwertes der Boxhornschanze, Sax und Schildbuckelrest neben der Kirche gefunden (Museum Halberstadt).

[3]) Heute noch in Litauen.

Digitized by Google

Es seien folgende Beispiele genannt: Norddeutschland. Barendorf, Kr. Lüneburg: Köppekenberg oder Osterberg, darauf Hügelgräber mit Leichenbrand oder Skeletten (Lüneburger Museumsblätter 1912, S. 55). Ashausen, Kr. Winsen, Osterberg (Lüneburger Museumsblätter 7, S. 213ff.). Schinna, Kr. Stolzenau: auf Höhe flache Hügel (Müller-Reimers: Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. S. 27).

Mitteldeutschland. Minsleben, Kr. Wernigerode: Nachbestattungen im Kniggelhügel, einem älteren Grabhügel (Siehe oben.) Leubingen, Kr. Eckartsberga: Nachbestattungen im Fürstenhügel Höfer: Jahresbericht für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 5, 1906, S. 43 ff. Kalbsrieth, Sachsen-Weimar: Nachbestattungen im Dörfflinger Hügel bei Kalbsrieth A. Möller: Der Dörfflinger Hügel bei Kalbsrieth.

Auch in Süddeutschland sind die Gräber dieser Zeit mehrfach an hochgelegenen Punkten, aber in Zusammenhang mit Kirchen gefunden worden. (Altertümer uns. heidn. Vorzeit V, S. 199.)

Daß derartige Höhen vielfach wie unsere Fundstelle gleichzeitig zum Abbrennen des Osterfeuers dienten, mag nicht Zufall sein.

Karls des Großen Kapitular von Paderborn bestimmt nun Kap. 22: iubemus ut corpora Christianorum Saxanorum ad cimeteria ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum. In letzteren dürften wir die geweihten Höhen erkennen, auf denen die Sachsen ihre Toten beerdigten.

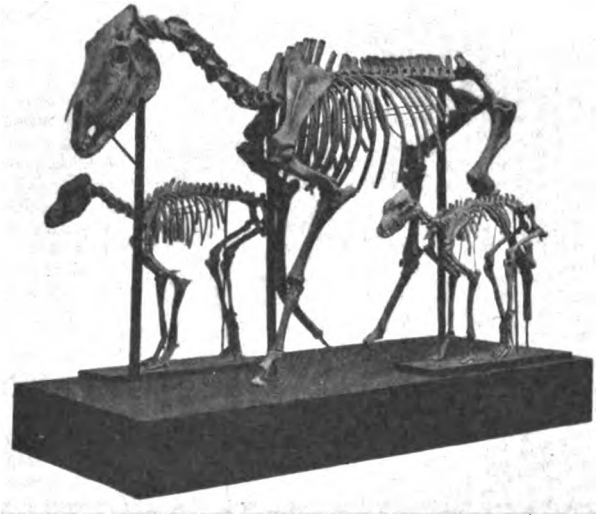


Abb. 15. Aufstellung des einen Pferdes und der 2 Hunde aus Grab 40 in der Landesanstalt f. Vorgeschichte Halle a. S.

Nachschrift: Eine besondere Bearbeitung der menschlichen Skelette, (wobei hier schon hervorgehoben werden soll, daß die vornehme Person des Grabes 41 in ihrer Schädelbildung, sie ist kurzschädelig, von den langschädeligen Reihengräberskeletten abweicht), der Tierfunde und der Gewebereste ist vorgesehen.

Digitized by Google

Einige bemerkenswerte Funde aus dem Zerbster Schloßmuseum.

Von Dr. Hinze und M. König in Zerbst.

Mit 10 Abbildungen.

In dem Bestreben, die in Anhalt an verschiedenen Stellen zerstreuten und vielfach schwer zugänglichen sowie unübersichtlich aufgestellten wertvollen Sammlungen kulturgeschichtlicher, naturwissenschaftlicher sowie vorgeschichtlicher Art zusammenzufassen, zu ordnen und nach wissenschaftlichen

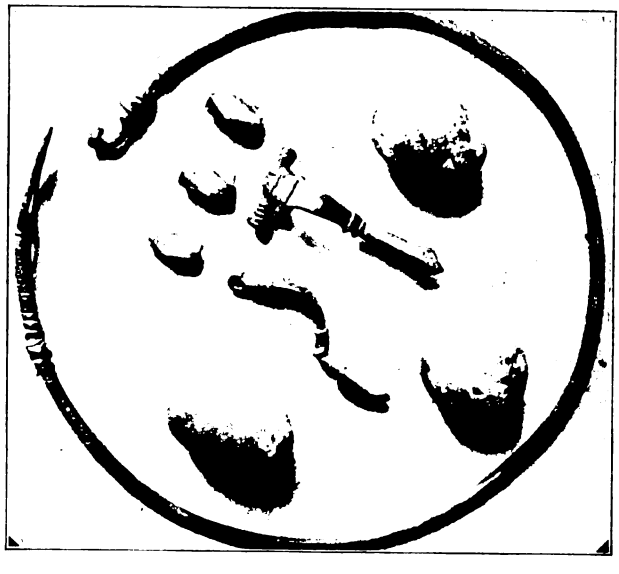


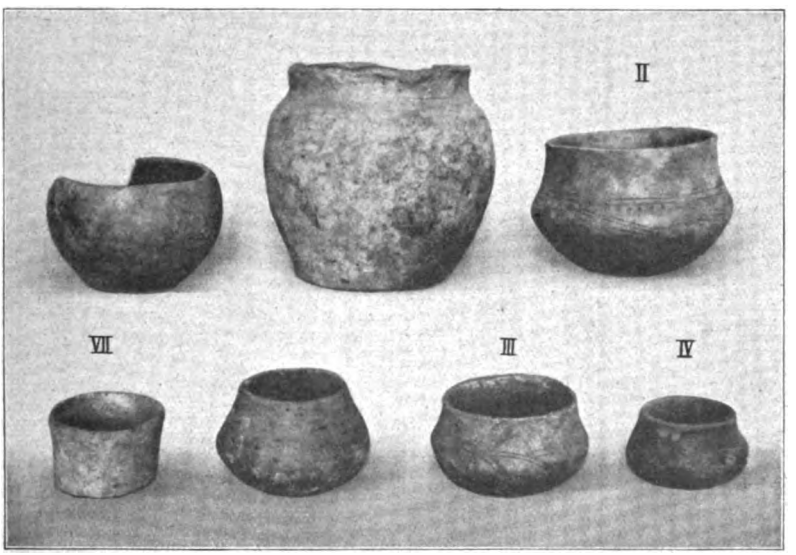
Abb. 1. Schackstedt, Kr. Bernburg.

Grundsätzen in gefälliger Weise einem weiteren Besucherkreise zugänglich zu machen, wurde im Jahre 1920 in dem Zerbster Schlosse ein anhaltisches Landesmuseum eingerichtet. Es stehen in diesem bedeutendsten Barock- und Rokokobau Anhalts rund 60 große, helle Räume dem Museum zur Verfügung. Während in den Räumen des Mittelgeschosses, die durch hochwertige Stuck-

Digitized by Google

decken und sonstige architektonische Ornamentik ausgezeichnet sind, die kunst-, kultur- und heimatgeschichtliche Abteilung aufgestellt ist, enthält das zweite Stockwerk die naturwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Sammlungen.

Den Grundstock der vorgeschichtlichen Sammlungen bilden die früher in dem Schlosse zu Großkühnau bei Dessau aufgestellten vorgeschichtlichen Gegenstände aus Anhalt, die völlig neu geordnet sind. Dazu kamen die in



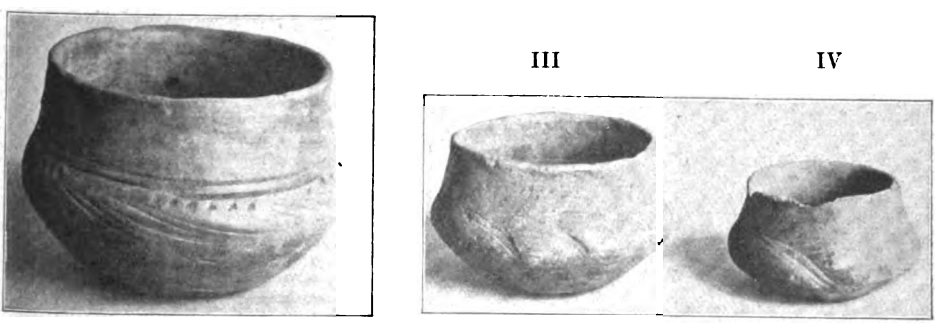


Abb. 2. Kliecken a. Elbe, Kr. Zerbst.

dem Besitz der Stadt Zerbst befindlichen Gegenstände sowie durch Ankauf eine umfangreiche Dessauer Privatsammlung Rehfeld; auch die Ergebnisse der Grabung Becker bei dem Forsthaus Sorge bei Lindau-Anhalt sind hier aufgestellt worden. Da verschiedene von unseren Funden bisher nicht veröffentlicht worden sind, so folgen wir gern einem Wunsche derjenigen Teilnehmer an der Cöthener Tagung, die im Anschluß an diese unser Museum besuchten, und bringen nachstehend aus der Feder unseres prähistorischen Mitarbeiters, des Herrn M. König, zunächst eine kurze Beschreibung einiger

Digitized by Google

besonders bemerkenswerter Funde, während andere Funde einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

1. Fund aus der Völkerwanderungszeit (Abb. 1). Der Katalog der Kühnauer Sammlung berichtet: „Vom Arbeiter Lindemann in Schackstedt (Kr. Bernburg) beim Erdeholen in Gräbern gefunden 1836:

Nr. 323. Ein silberner Halsring, 14 cm Durchmesser,
Nr. 324. Zwei silberne Fibulä, eine defekt,
Nr. 325. Eine kupferne Fibula (fehlt, M. König),
Nr. 326. Drei blaue Glasperlen,
Nr. 327. Drei ovale Kiesel."

Der silberne Halsring vom Typus III Kossinna[1]) hat den üblichen Verschluß des 4. Jahrh. n. Chr. Die Drahtbandumwicklung hört ohne besondere Verzierung auf. Am Knopfende ist ein dreimal gewundenes Band, welches seitlich um 1 cm verschiebbar ist. Die beiden Fibeln von Silber gleichen einander. Am Spiralende des Bügels sind zwei Perlkranzverzierungen um den Bügel; wo letzterer den Fuß erreicht, sind noch einmal zwei Perlkränze und zwischen ihnen auch flachere, perlkranzartige Verzierungen. Der Fuß ist oben in der Mitte etwas kantig. Das dreieckförmige Ende ist ein nicht ganz gleichseitiges Dreieck; die gedachte Grundlinie ist etwas länger. Genau in der Mitte steht nach unten senkrecht der Nadelhalter, 17 cm lang, 5 cm hoch, an der unteren Kante ganz wenig gebogen [Typus Almgren Nr. 175. G. K.]. — Die drei Perlen haben preußischblaue Färbung; innen röhrenförmig, machen sie im allgemeinen den Eindruck einer quadratischen Säule. Doch sind die Kanten dieser Säule dreieckig weggeschnitten, so daß die vier Seiten, welche noch in der Ebene der Säule liegen, lang rautenförmig sind. Alle drei Perlen sind vollständig gleich. [Sog. kuboktaedrische Perlen. G. K.]. Die drei Kiesel sind fast von derselben Farbe und Form (pflaumenähnlich), nur einer ist kugeliger.

Abb. 3. Elsnigk, Kr. Dessau.

2. Fund aus der Völkerwanderungszeit 400 n. Chr. (Abb. 2).

Der Katalog der Kühnauer Sammlung besagt: „Nr. 778. Sieben kleine Urnen, gefunden beim Abräumen der Kieselgurgrube in Klieken (Kr. Zerbst). Eingeliefert von der Norddeutschen und Dessauer Kieselgurgesellschaft Reinhold u. Co. Hannover." Alle Urnen haben einen schmutziggelben Ton mit dunkleren Flächen darin. (VII) ist rauh, während die anderen 6 glatt sind. Zwei haben am Bauchumbruch Wulste, die größere davon (III) hat 11, die kleinere (IV) hat 7. Über jeden Wulst laufen vom Halsansatz aus 2 Ritzen im Bogen, fast bis zur Standfläche, so bei IV; bei III enden sie am Bauchumbruch. Das Gefäß II hat am Halsansatz 2 Ritzen, über dem Bauchumbruch laufen 5 mal 4 Ritzen schräg, die aber hier sofort enden. In den Zwischenräumen unter den 2 Ritzen am Halsansatz sind jedesmal 6 bis 10 kleine Eindrücke, die mit einem messerspitzenartigen Gegenstande gemacht sind, so daß die Spitze tiefer eingedrückt ist.

[1]) Kossinna hat das Stück in seiner bekannten Abhandlung „über verzierte Lanzenspitzen" bereits in die Literatur eingeführt (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 401).

Digitized by Google

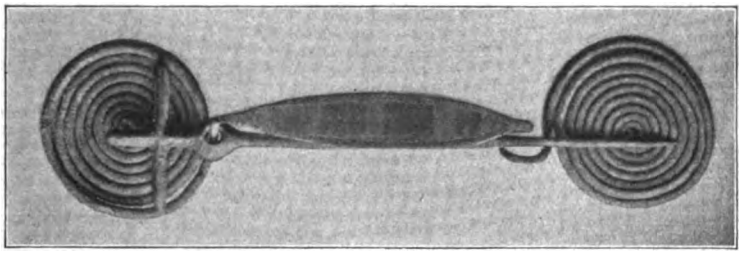


Abb. 4a.

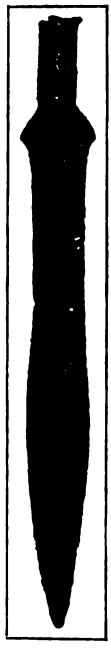


Abb. 4a. Abb. 4b.

Abb. 4a, b. Amtsmühle bei Zerbst.

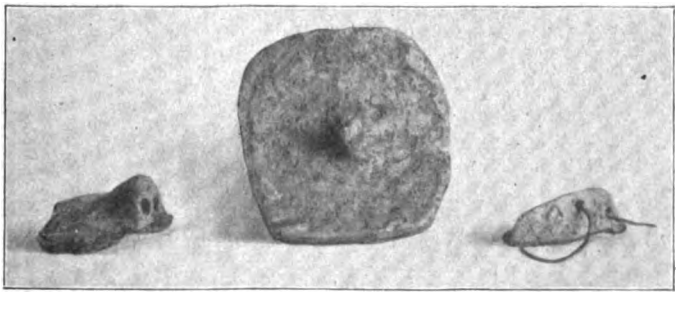


Abb. 5. Rietzmeck, Kr. Zerbst. Gesichts- und Türurne.

Digitized by Google

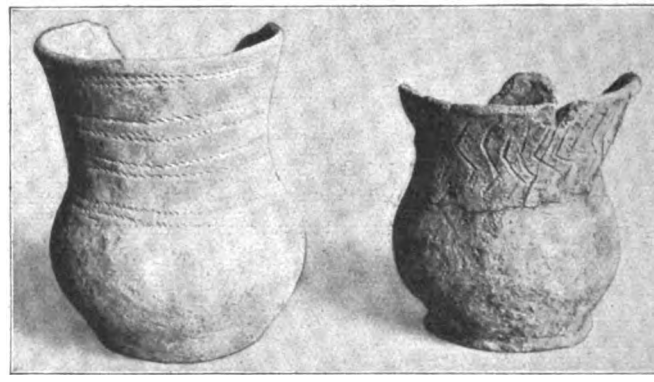


Abb. 6. Dessau, Friedhof III.

Abb. 7. Sandgrube „Platz“ bei Heideburg nahe Dessau.

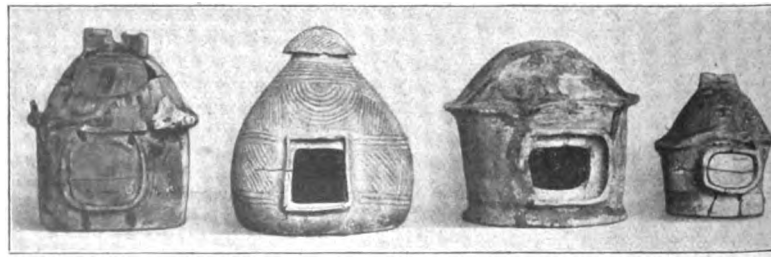


Abb. 8. Anhalter Hausurnen.
1, 3, 4 Hoym, Kr. Ballenstedt. 2 Tochheim, Kr. Zerbst.

Digitized by Google

3. Völkerwanderungsurnen, 400 n. Chr. (Abb. 3).

Diese Urne (Fundort Friedhof Elsnigk, Kr. Dessau) hat auch die beiden Ritzen am Halsansatz. Hier wechseln dann aber 2 schräg über den Bauchumbruch laufende Ritzen mit einer etwas breiteren glatten Furche ab. Die ganze Urne ist glatt, nußbaumbraun.

4. Bronzezeit (Abbildung 4).

Das Griffzungenschwert (Anfang Mont. III) und die Spiralplattenfibel (Abb. 4a) sind an der Amtsmühle (Nuthehang) bei Zerbst gefunden. Das Schwert hat in dem Griff 3 Nieten, am Klingenanfang 4. Die Klinge hat keine Zeichnung, ist aber in der Mitte gratförmig. Leider nicht mehr vorhandene Urnen haben dabei gestanden.

Abb. 9. Hoym, Kr. Ballenstedt. Hausurne mit Dachbemalung.

In der Nähe fand sich auch das andere Griffzungenschwert (Abb. 4b). Es unterscheidet sich von dem ersten dadurch, daß es im letzten Drittel etwas ausgeschweift ist. Der Griff hat 5 Nieten, der Klingenansatz 4.

5. Gesichtsurne von Rietzmeck, Kr. Zerbst (Abb. 5).

Abb. 10. Ballenstedt a. Harz.

Während der Kriegszeit wurde bei dem Dorfe Rietzmeck a. Elbe in einer über 1 m langen Steinkiste aus an einer Seite glatten Granitplatten eine Gesichtsurne gefunden. Leider war das Gefäß infolge zu hastiger Bergung in Trümmer gegangen und ist nicht einmal in Scherben erhalten geblieben. Es hat aber die Form der westpreußischen Gesichtsurnen gehabt; über den oberen Verschluß war nichts zu erfahren. Die Tür ist noch vorhanden, sie ist fast quadratisch mit abgerundeten Ecken, in der Mitte ist ein Höcker. Die Nase zeigt deutlich 2 Nasenlöcher. Ferner ist noch ein Ohr erhalten; es hat 2 bronzene Ohrringe (dünne einfache Bronzeringe). — Vgl. Kossinnas Bemerkung hierüber: Mannus 16, S. 173 Anm. 1.

Digitized by Google

6. Zwei schnurkeramische Becher (Abb. 6).

Fundort: Friedhof III, Dessau; früher Sammlung Rehfeld. Beide haben hellbraunen Ton, der rechte hat auch eine dunkelgraue Stelle, außerdem wulstet sein Boden etwas vor. Eigenartig ist die ganz nachlässig angefertigte Zickzackzeichnung.

7. Schnurkeramischer Becher (Abb. 7).

2 km entfernt von dem Friedhof III bei Dessau liegt die Kiesgrube Friedrich Platz bei Heideburg. Hier fand sich mit vielen anderen unverzierten Scherben in einer Herdgrube ein Becher. Er ist rotbraun gefärbt. 4 Zickzackbänder, wahrscheinlich mit einem abgebrochenem Stöckchen hergestellt, laufen um den hohen Teil (früher Sammlung Rehfeld, Dessau).

8. Hoymer Hausurne (Abb. 8, 9).

Bei der Hoymer Hausurne vom Luggendorfer Typus (Nr. 3 der Abbildung 8; Nr. 1 und 4 stammen ebenfalls aus Hoym, Nr. 2 aus Tochheim) machte Herr Dr. Hinze beim Reinigen des Gefäßes die Entdeckung, daß sich auf dem Dache eine Bemalung befindet. Es laufen über das ganze Dach (besonders schön zu sehen auf der unbeschädigten Rückseite der Urne, siehe Abbildung) breite Graphitstreifen von dem Firste nach dem Rande herab.

9. Hinkelsteingefäß (Abb. 10).

Fundort Ballenstedt. Das Begleitschreiben besagt: „Diese Urne wurde in der Lehmgrube der Getelziegelei bei Ballenstedt 1 Meter unter der Erdoberfläche am 21. April 1894 aufgefunden. In derselben befanden sich Knochenreste mit Humuserde vermengt und neben derselben die anliegenden Steingeräte (Axt, Keil und Opfermesser). Die Urne war mit Lehm sorgfältig geschlossen und stand umgestülpt, mit dem Boden nach oben." Axt, Keil und Opfermesser (?) sind nicht mehr vorhanden, der Lehmverschluß ist noch an Resten nachzuweisen, auch der Humuserde-Inhalt.

Digitized by Google

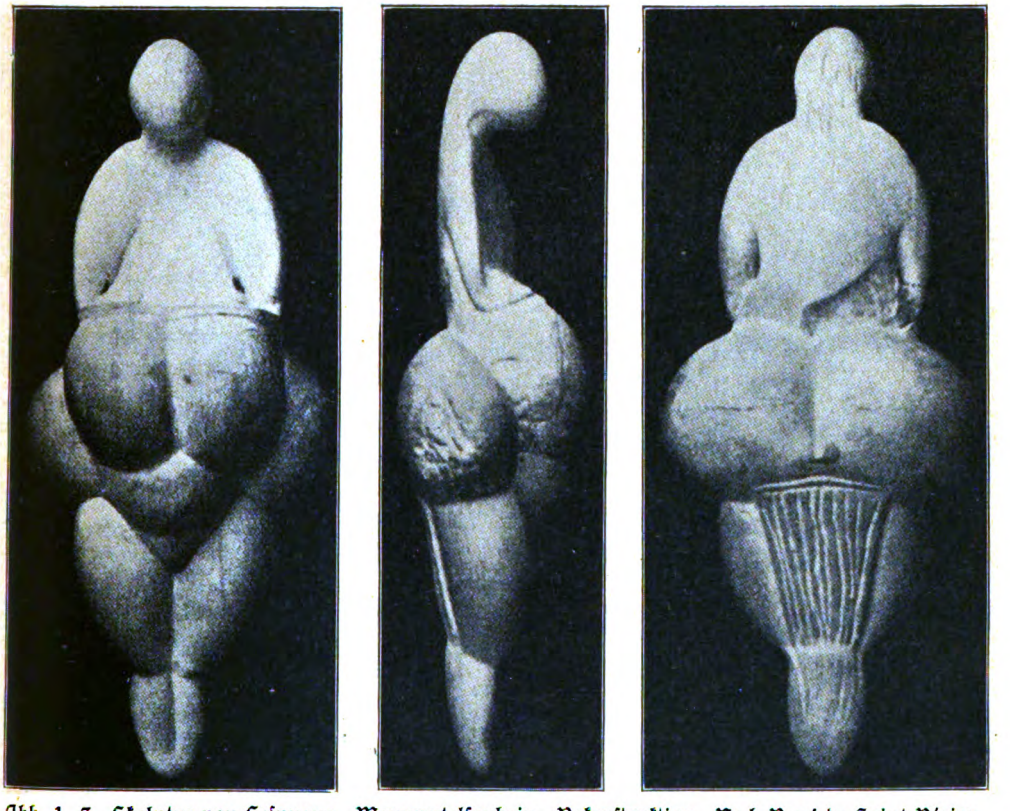


Abb. 1–3. Skulptur von Lespugue. Mammutelfenbein. Rekonstruktion. Nach René de Saint-Périer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4. Skulptur von Lespugue. Vorderansicht.
Nach René de Saint-Périer.
Ungefähr nat. Größe.

Digitized by Google

Digitized by Google

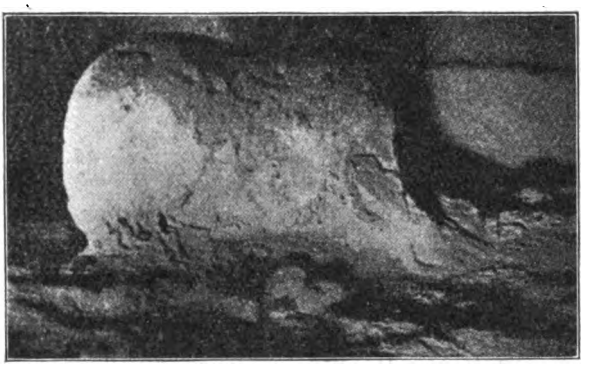


Abb. 13. Montespan, Haute-Garonne. Statue eines Bären ohne Kopf. Nach L'anthropologie 1924. Höhe 0,60 m, Länge 1,10 m.

Abb. 15. Valltorta-Schlucht. Gegen die Cueva Saltadora. Aufnahme H. Obermaier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 14. Montespan, Haute-Garonne. Felsritzung. Nach L'Anthropologie 1924.

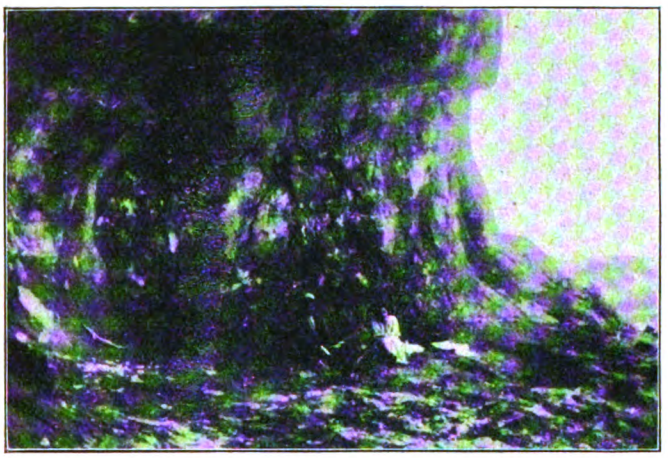
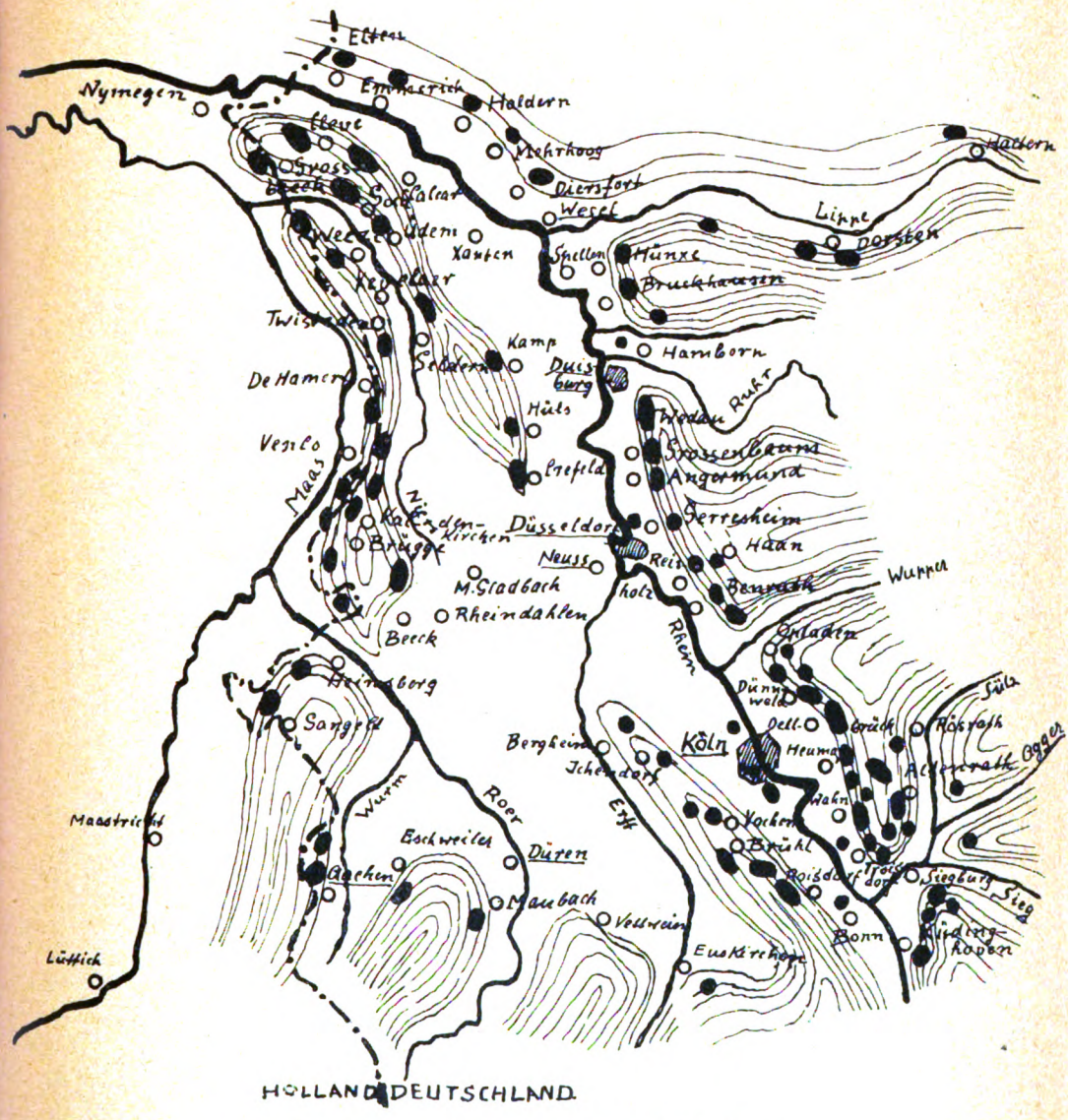


Abb. 16. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Aufnahme Herbert Kühn.

Abb. 20. Valltorta-Schlucht. Cueva de los Caballos. Nach Obermaier und Wernert. Etwa $^1/_5$ der nat. Größe.

Digitized by Google

Digitized by Google

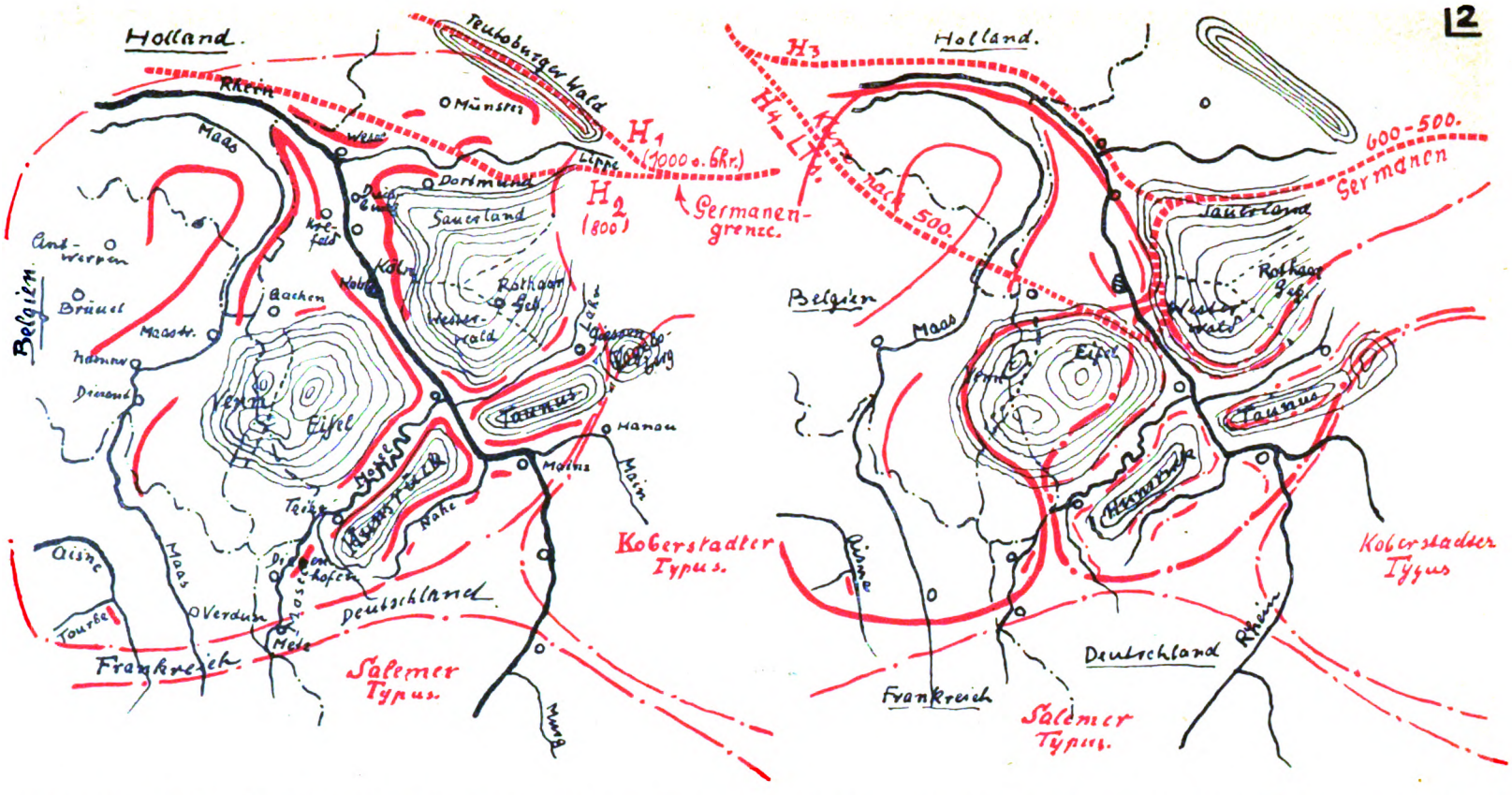


Der Niederrhein mit seinen Grabhügelfeldern.

Die Kreise sind die Orte; die Punkte die Hügelfelder. Die schraffierten Teile sind die Wald- und Heideterrassen. (Die Schraffen sind angenäherte Höhenlinien.) 1 : 1000000. Alle Felder haben Hallstattzeit; die bisher genauer untersuchten auch Spätstein- und Bronzezeit.

Digitized by Google

Digitized by Google



1. Der niederrheinische Hügelgräberkreis (Brandhügel — rot ausgezogen) während der frühen und mittleren Hallstattzeit. Rot strichpunktiert: Verwandte süddeutsche Kulturen.

2. Dasselbe in der Späthallstattzeit. Rot ausgezogen: Rest des Brandhügelkreises. Rot strichpunktiert: Die Mehrener Kultur. Rot gestrichelt: Fremde-germanische Kultur. 1:3700000.

E. Rademacher, Die niederrheinische Hügelgräberkultur. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Niederrheinische Hügelgräberkultur. Die Entwicklung der Hügeleinbauten aus Holz und Stein.

Digitized by Google

Digitized by Google

14

Skandinavien.

13.

(Schiefer)

11.

Lohmar.

Brühl

12.

1/2 nat. Grösse.

Köln.

10.

6.

Rodenkirchen

8.

7.

Cöln-

5

münze

2.

de Son-dand Franki.

1.

Roches Süd-

geschliffen

3.

gesch.liff-sn.

Neuss.

9.

nendorn Holland

Ha-

schliff-fläche.

4.

Steingeräte aus niederrheinischen Hügeln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die niederrheinische Hügelgräberkultur. Hügelfunde der Frühzeit.

Digitized by Google

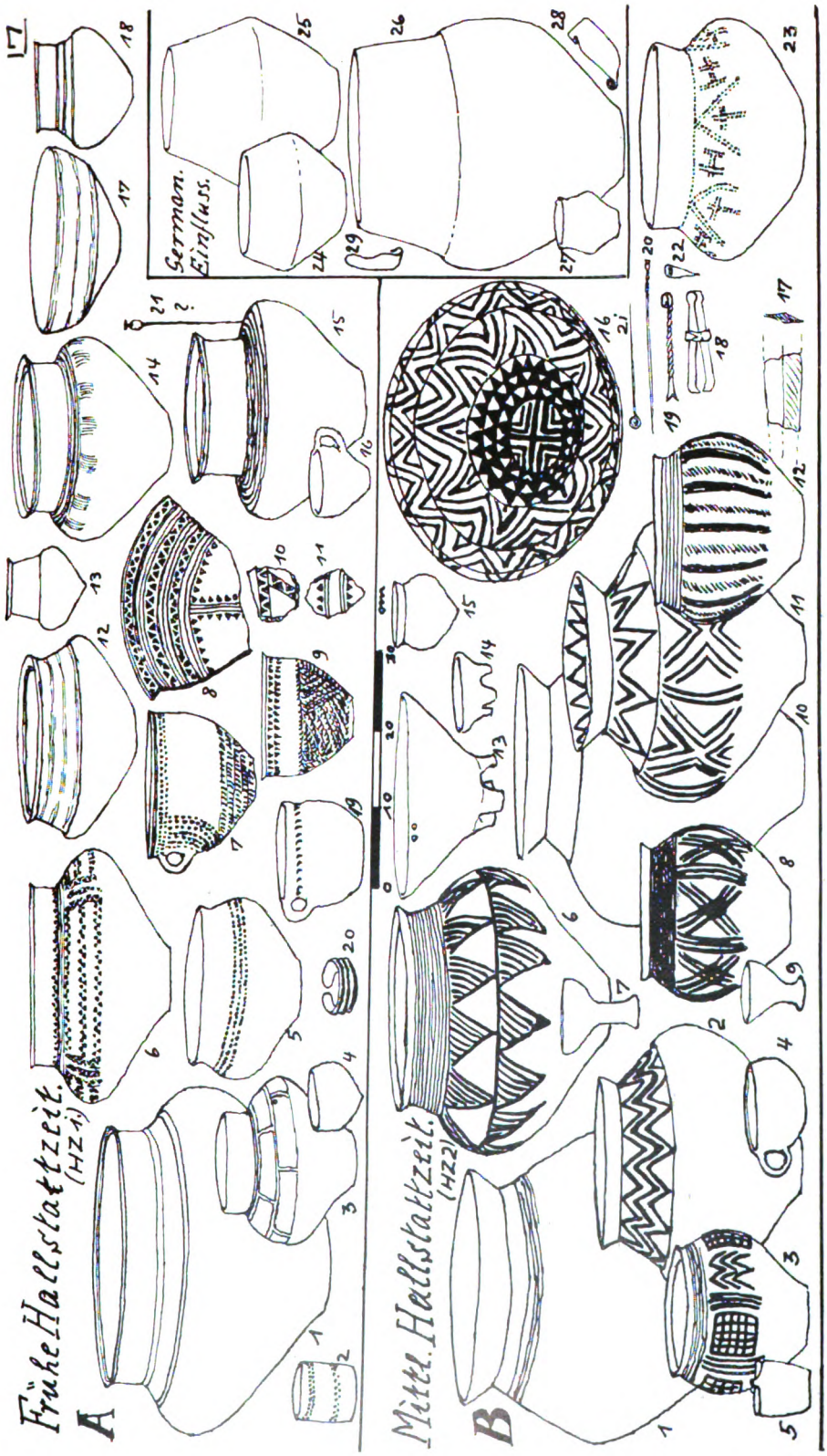
Digitized by Google

Niederrheinische Hügelgräberkultur: Hügelfunde der Frühzeit.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

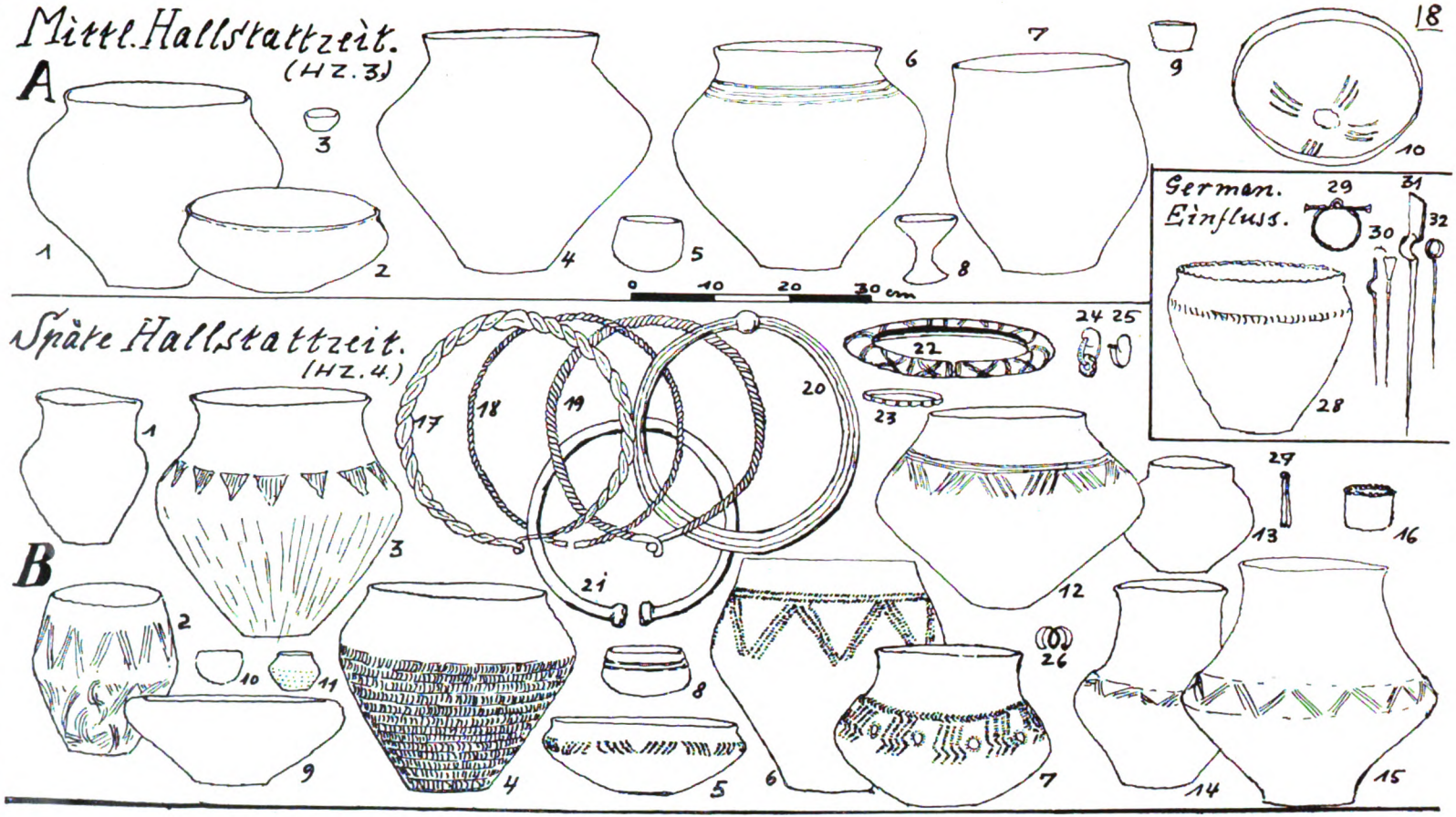
Digitized by Google



Niederrheinische Hügelgräberkultur; Hügelfunde der Hallstattzeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

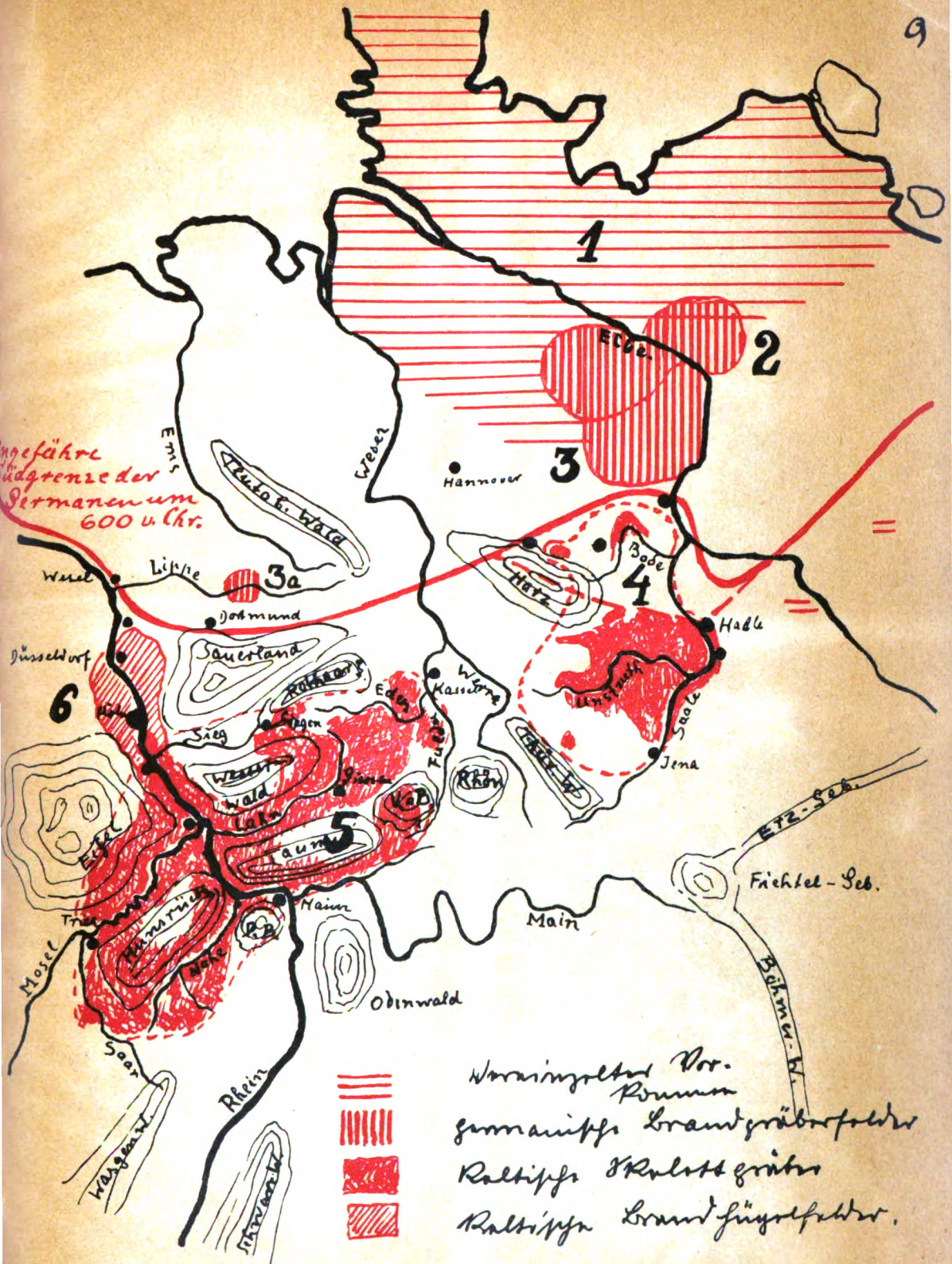


Niederrheinische Hügelgräberkultur; Hügelfunde der Hallstattzeit.
(Bei HZ 4: 5, 6, 7 falsche Schnur in Brand- und Skelettgräbern. Die Typen fast alle aus Brand- und auch aus Skeletthügeln.)

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Verbreitung der Wendelringe bei Germanen und Kelten.
1: Per. V. 900—700; 2: Germanische Brandgräber — Seddin —, Per. V, um 800; 3: Germanische Brandgräber — Wessenstedt — Altmark, 700—500; 3a: Desgl. bei Hamm; 4: Gruppe der thüringischen, keltischen Bestattungsgräber; 5: Die rheinischen, keltischen Bestattungsgräber, beide 600—500; 6: Die niederrheinischen, keltischen Brandhügelfelder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7.

Abb. 8.

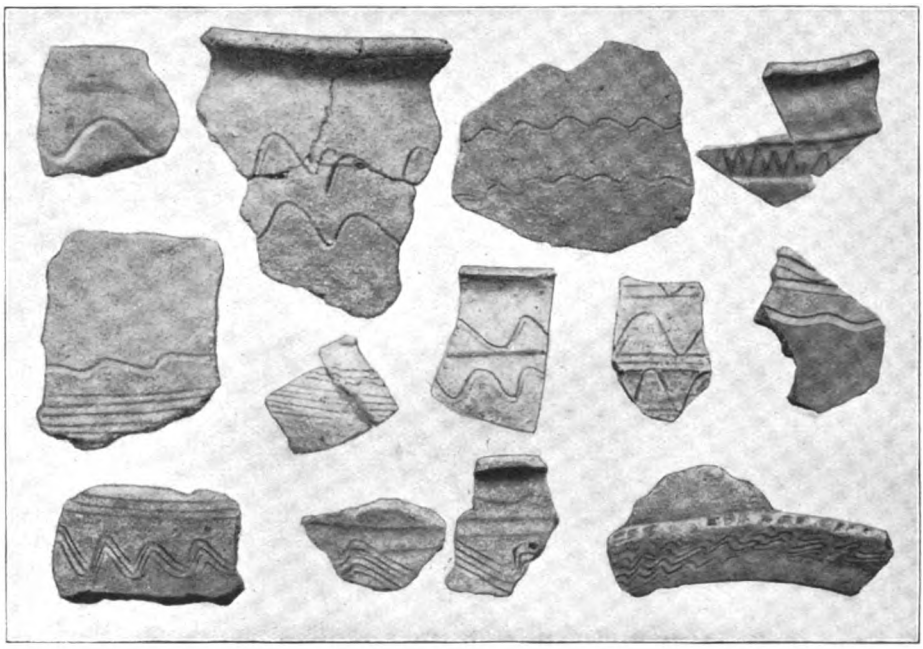
Abb. 9.

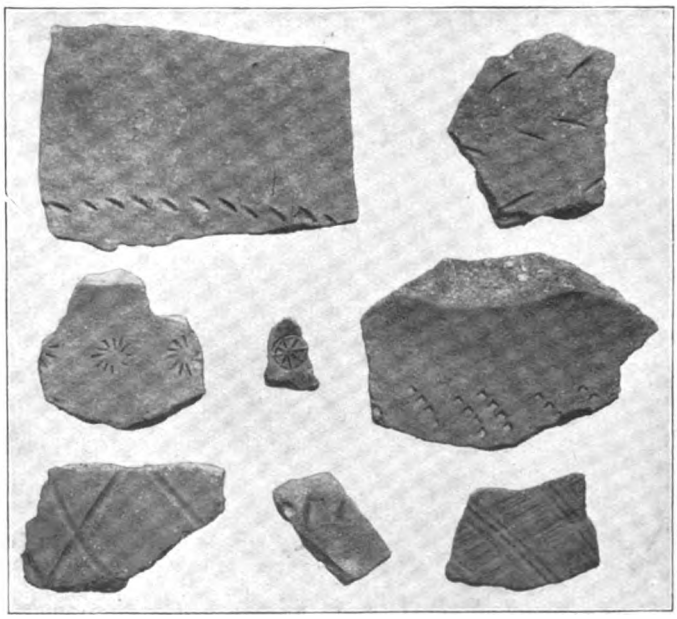
Abb. 10.

Abb. 1. Mertschütz, Kr. Liegnitz. Abb. 2. Gr. Tschansch, Kr. Breslau. Abb. 3—4. Breitenau, Kr. Neumarkt. Abb. 5. Wangern, Kr. Breslau. Abb. 6. Nettschütz, Kr. Freystadt. Abb. 7. Gegend von Cöthen. Abb. 8. Gr. Mukro, Kr. Spremberg. Abb. 9. Jordansmühl, Kr. Nimptsch. Abb. 10. Carolath, Kr. Freystadt.
Abb. 2 und 7 $^1/_4$ die übrigen $^1/_5$ nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

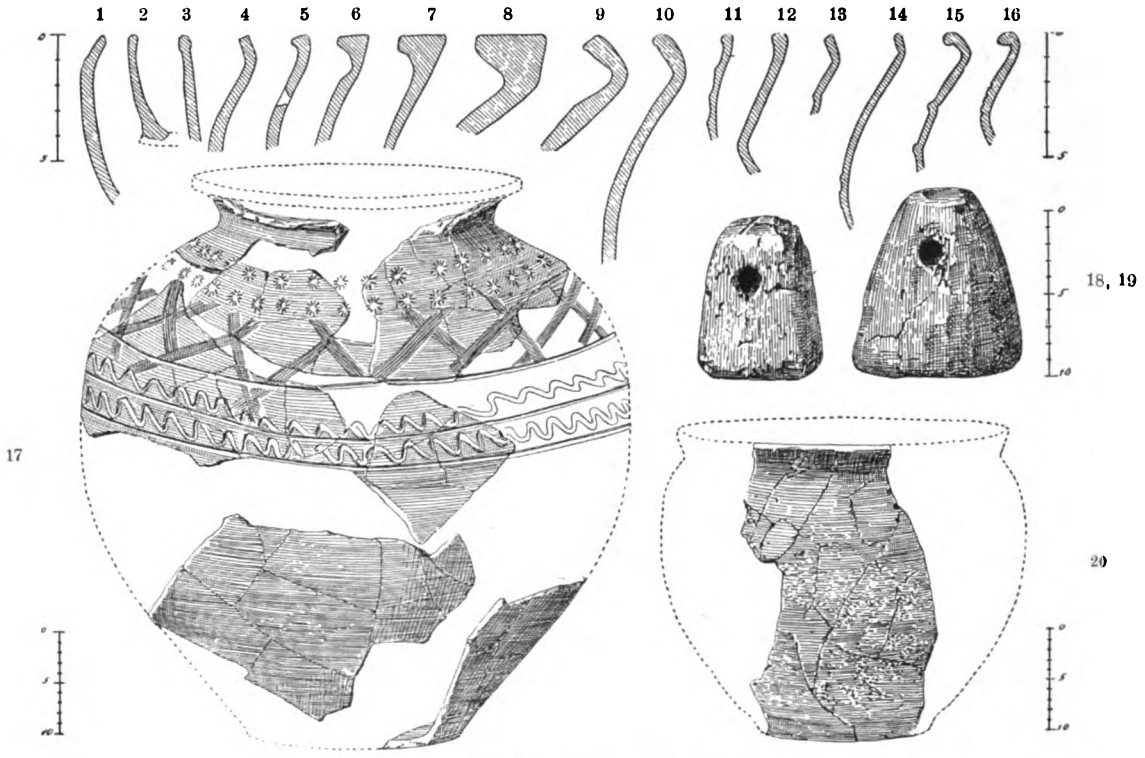




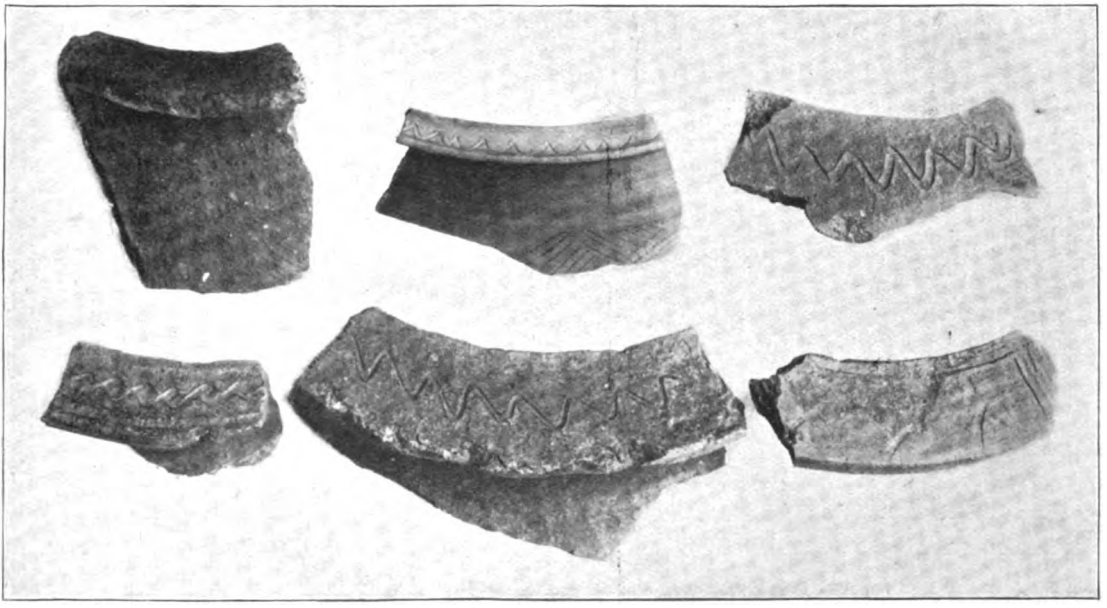
1—21. Ellguth Kr. Grottkau (Nakelberg). 1/3.

Digitized by Google

Digitized by Google



1—20. Ellguth Kr. Grottkau (Nakelberg).



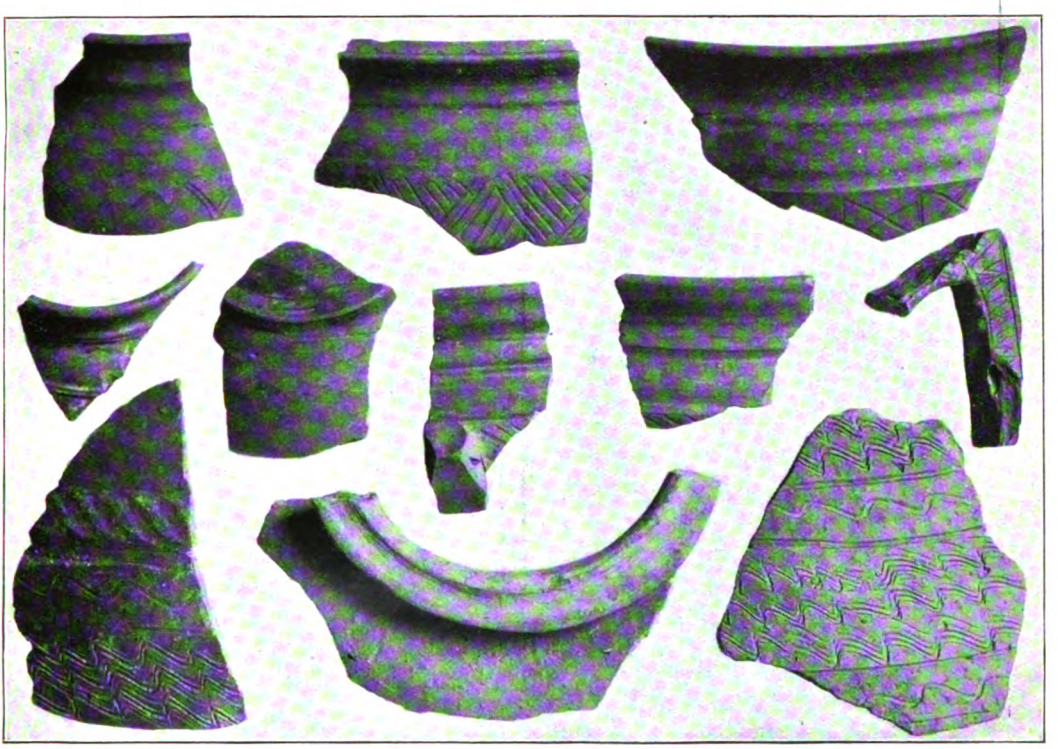
Verdickte Ränder von Krausen. Etwa $^1/_3$.

21 u. 24. Heidersdorf Kr. Nimptsch. 22. Ludwigsdorf Kr. Oels.
23 u. 25. Zottwitz Kr. Ohlau. 26. Jungwitz Kr. Ohlau.

Digitized by Google

Digitized by Google

1 2 3

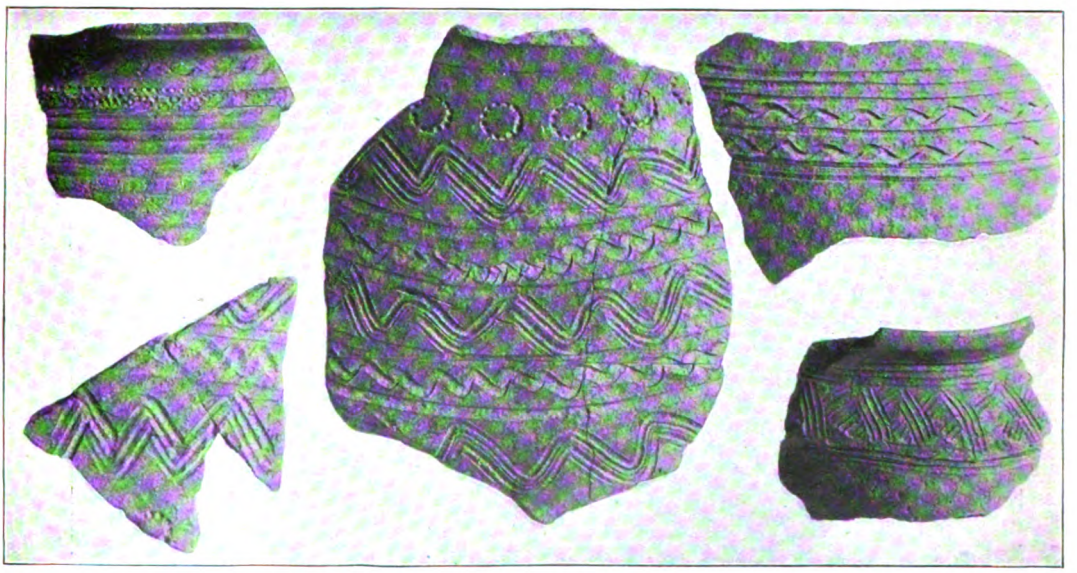


4, 5, 6 7, 8

9 10 11

1—11. Ludwigsdorf Kr. Oels. 1/3.

12 13 14



15 16

12—15. Laugwitz Kr. Brieg. 16. Grüningen Kr. Brieg. 1/3. 12 und 16 sind slawisch.

Digitized by Google

24079

Digitized by Google

Digitized by Google

2407

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

DEMCO-293

Digitized by Google

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 07668372 1
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 03 33 05 7 05 007 0
Digitized by Google